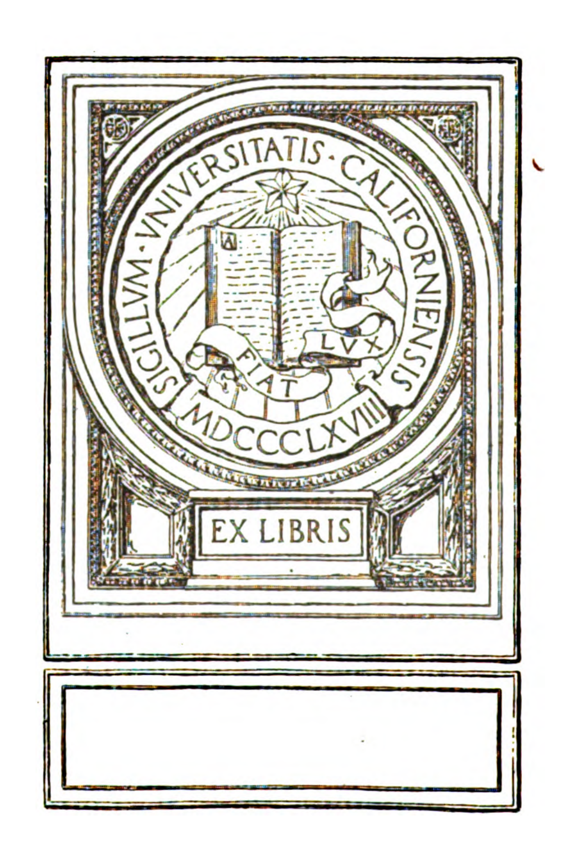

UC-NRLF
B 3 914 657


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Band CCVII

(April — Mai — Juni 1926)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundsiebenten Bande
(April — Mai — Juni 1926)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



52. Jahrgang April 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis



Sieben Jahre Neu-Polen

Eine Bilanz

von

William Roberts

Nach einem siebenjährigen Bestehen ist Neu-Polen an einem Wendepunkt seiner jungen Geschichte angelangt, wie es jedem zur Gewißheit werden muß, der nur einmal einen Blick auf die heutigen Zustände wirft. Es genügt auch eine nur flüchtige Durchsicht der polnischen Presse, deren Spalten voll sind von der Diskussion über das Thema, wie Polen vor dem Untergang gerettet werden könnte. Die Überschrift eines Leitartikels, der kürzlich in einem sehr gelesenenen, großen polnischen Blatt erschien, lautete wörtlich: „Retten wir Polen!"

Wie das Leben der Menschen nach Jahren, so zählt das Leben der Staaten nach Jahrhunderten. Es ist daher keine alltägliche Erscheinung, wenn ein Staatswesen nach siebenjähriger Dauer sein Dasein bedroht fühlt, und macht es zur Notwendigkeit, den Gründen nachzuforschen, die zu solcher Lage geführt haben.

Dem nüchtern denkenden Polen muß es wohl in der Vorkriegszeit bei allem Gottvertrauen als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen sein, daß Polen in absehbarer Zeit als ein selbständiger Staat erstehen könnte, der in seinen Grenzen sämtliche in der Zeit vor den Teilungen zu ihm gehörigen polnischen und nichtpolnischen Gebiete vereinigen würde. Denn um das zu ermöglichen, mußten zwei Weltmächte und eine Großmacht in Trümmer stürzen. Das Unglaubliche, jeder Wahrscheinlichkeit Hohnsprechende geschah, und ohne nennenswerte eigene Anstrengung sah sich der Pole im Besitze eines Staates, dessen Gebiet und Bevölkerung einer Großmacht entsprechen. Als Pilsudski im November 1918 aus der Magdeburger Festung heimkehrte und umjubelt auf den Schild erhoben wurde, beherrschte er binnen kurzem unter dem Titel, den der große Freiheitsheld Kosciuszko geführt hatte, ein Gebiet, das nicht nur sämtliche Polen, sondern auch fast ebenso viele Nichtpolen umfaßte.

Es wäre denkbar gewesen, daß man sich daran hätte für den Augenblick genügen lassen und sich einige Jahrzehnte lang der Verdauung der leider ungebraten in den Rachen geflogenen Tauben gewidmet hätte. Ein anderes Volk hätte dies sicherlich getan, Polen aber erschien diese Aufgabe nicht groß genug.

Unter nichtigen Vorwänden brach Pilsudski im Frühjahr 1920 einen Krieg mit dem bolschewistischen Rußland vom Zaune. Schon nach wenigen Wochen

zog er siegreich in Kijew ein als der geistige Erbe jenes glorreichen polnischen Königs, der einst sein Schwert am goldenen Tor Kijews schartig geschlagen hatte.

Der Jubel war leider kurz. In die ungeschützte linke Flanke der polnischen Armee einbrechend, zwangen die Bolschewisten die Polen binnen kurzem zum Rückzug, der bald in wildeste Flucht ausartete. In erbärmlichster Verfassung strömten die Truppen zurück, die Bolschewisten standen kurz vor Warschau, und im Posenschen bildete man Bürgerwehren, um wenigstens dieses Gebiet vor dem russischen Einfall zu retten. Da geschah in letzter Stunde „das Wunder an der Weichsel“ (in Polen liebt man die Nachahmung des Französischen). Sei es durch Verdienst des französischen Generals Weygand, sei es durch Pilsudski, wie dieser behauptet. Jedenfalls wurde das bolschewistische Heer vor Warschau zum Stehen gebracht und weiter zurückgedrängt. Der im Frühjahr 1921 abgeschlossene Friede von Riga gab Polen die Grenzen von 1772 und brachte weiteres, von Weißrussen bewohntes Gebiet unter seine Herrschaft. Ein wirkliches Friedensverhältnis ist durch den Rigaer Vertrag nicht hergestellt worden, Rußland denkt nicht daran, seinen Anspruch auf Rückgabe des abgetretenen, ethnographisch russischen Gebietes aufzugeben.

Zu gleicher Zeit, als der Rigaer Friede geschlossen wurde, kämpfte Polen im Wege des Plebiszits um Oberschlesien und Masuren. Der einstweilige Ausgang dieses Streites ist bekannt. Für Polen bedeutete er zunächst sehr große finanzielle Opfer, über deren innerpolitische Wirkung noch zu sprechen sein wird, und im Ergebnis wiederum die Einverleibung nichtpolnischen Gebietes, sowie die Zerstörung der Möglichkeit des friedlichen Auskommens mit Deutschland. Hieran scheint jedoch der polnischen Politik bisher nicht viel gelegen zu sein, denn die Außenpolitik gegenüber Deutschland ist durch eine Reihe von Schikanen gekennzeichnet, die von Deutschland gewöhnlich mit einer eigentümlichen Geduld hingenommen werden.

In die aggressive Gesamtrichtung seiner Außenpolitik fügt sich die Politik Polens gegenüber Danzig und Litauen. Dem letzteren wurde unter Bruch des Völkerrechts seine Hauptstadt Wilna geraubt. Seitdem besteht unversöhnliche Feindschaft zwischen beiden Staaten. Danzig gegenüber ging die polnische Politik auf völlige Einfügung in den polnischen Staat hinaus. Es würde zu weit führen, diesen mit großer Zähigkeit geführten Kampf im einzelnen zu schildern. Wenn Danzig im wesentlichen den Ansturm bisher bestanden hat, so ist das — ohne damit der tapferen Haltung der Danziger Abbruch tun zu wollen — in der Hauptsache wohl doch dem englischen Einfluß zuzuschreiben.

Mit dem tschechoslowakischen „Brudervolk“ gelangte die polnische Politik nicht zu besseren Beziehungen als zu den anderen Nachbarn. Ein mit ganz ungewöhnlicher Erbitterung geführter Grenzstreit um ein lächerlich kleines Stückchen Land hat die Atmosphäre zwischen beiden Staaten vollständig vergiftet. Annäherungsversuche der polnischen Diplomatie, die von dem Wunsche, aus der vollständigen Isolierung herauszukommen, getragen wurden, sind stets auf tschechische Ablehnung gestoßen. Benesch sieht offenbar in einem polnischen Bündnis keine Unterstützung für sein Land und fürchtet, sich andererseits dadurch Deutschland und Rußland gegenüber noch mehr zu belasten.

Nur mit einem seiner Nachbarn lebt Polen in Frieden, d. i. Rumänien. Die gemeinsame russische Gefahr hat zu einem Verteidigungsbündnis geführt.

Erheblichen realen Wert hat dies Bündnis für Polen nicht; Rumänien ist dafür als Balkanstaat zu sehr anderweitig gebunden; seine militärische Stärke ist auch gering.

Die Außenpolitik Polens gegenüber den Westmächten ist durch das Bündnis mit Frankreich bestimmt, das bis Locarno sehr eng war. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieses Bündnis für Polen Vorteile gebracht hat. Es hat die Expansion ermöglicht. (Ob darin allerdings ein wirklicher Vorteil liegt, ist eine andere Frage.) Polen hat aber insofern sehr ungeschickte Politik getrieben, als es über diesem Bündnis die Beziehungen zu allen anderen Mächten vernachlässigt hat. Es hat im Vertrauen auf die unzerstörbare Freundschaft des edlen Frankreich geglaubt, nicht nur die Feindschaft fast aller Nachbarn ertragen, sondern auch die Beziehungen zu allen anderen Mächten auf die leichte Achsel nehmen zu können. Für Frankreich dagegen war Polen nur so lange wichtig, als es im Kriege mit Deutschland eine Armee an der Weichsel brauchte. Nachdem in Locarno zum mindesten ein Präliminarfrieden zustande gekommen ist, hat Polen für Frankreich sofort an Interesse verloren. Das unbedingte Militärbündnis mit Polen ist den Locarno-Verträgen derart angepaßt worden, daß gegen den Bündnisfall ein Veto der Garantiemächte des Vertrages von Locarno möglich ist. Die veränderte Lage ist auch in der französischen Presse deutlich zum Ausdruck gekommen.

Diese Erschütterung der Grundlage seiner Außenpolitik hat in Polen Bestürzung erregt. Den besten Ausdruck dieser Stimmung bilden plötzlich einsetzende Bemühungen, mit den Russen in ein besseres Verhältnis zu gelangen. (Anbiederungsversuche an die Tschechen und die baltischen Staaten stoßen nach wie vor auf kühle Ablehnung.) Dieser Schritt Polens kann nur als Desperadopolitik bezeichnet werden. An Aufrichtigkeit auf bolschewistischer Seite ist gar nicht zu denken. Selbst bei wirklich gutem Willen der Russen wären die tatsächlichen Vorteile für Polen mehr als fragwürdig. Andererseits aber würde Polen durch ein Bündnis mit den Bolschewisten das Tischtuch zwischen sich und den Westmächten, einschließlich Amerika, völlig zerschneiden. Welche verhängnisvolle Wirkung dies für Polen außenpolitisch wie innenpolitisch haben würde, das sich auszumalen, bedarf keiner großen Phantasie, wird aber bei der Besprechung der inneren Lage Polens völlig klar werden.

Das Ergebnis von sieben Jahren polnischer Außenpolitik ist also dies, daß es Polen gelungen ist, in bezug auf räumliche Ausdehnung fast alle Wünsche zu befriedigen, und daß es infolgedessen heute neben rund 20 Millionen Polen etwa 10 Millionen Nichtpolen beherrscht daß es ferner dies erreicht hat auf Kosten einer Verfeindung mit fast allen Nachbarn, während es im übrigen gänzlich isoliert dasteht.

Da es Polen bisher durchaus nicht gelungen ist, sich die Sympathien der beherrschten 10 Millionen Nichtpolen zu sichern, erhebt sich die Frage, ob die innere Kraft Polens so groß ist, daß es einer derartigen Isolierung ruhig ins Auge sehen kann, einer Isolierung, wie sie einst den Staatsmännern des großmächtigen Britanniens nicht weniger als einem Bismarck Sorge bereitete. Die innere Politik Polens wurde zunächst durch das Minderheitenproblem bestimmt. Für einen Staat in der Lage Polens von 1918 gab es zwei Möglichkeiten, das Problem

der Minderheiten, die mehr als $^1/_3$ der Bevölkerung des Staates ausmachen, zu lösen: entweder gewaltsame Unterdrückung mit dem Ziele der vollständigen Verdrängung oder Polonisierung, oder gerechte Behandlung, d. i. Gewährung der Gleichberechtigung mit der Mehrheit und Duldung der kulturellen und völkischen Eigenart mit dem Ziele, die Freundschaft der Minderheiten zu gewinnen. Polen wählte den ersten Weg, teils wohl aus einem Herzensbedürfnis, wie auch aus der Überzeugung, daß es angesichts der Polen durch die wunderbare, ohne eigenes Zutun geschehene Wiederaufrichtung erwiesenen Gnade der Vorsehung auf andere keine Rücksicht mehr nehmen dürfte.

Gegenüber der deutschen Minderheit setzte infolgedessen ein rücksichtsloser Vernichtungskampf ein. Durch skrupellose Falschauslegung des Versailler und des sogenannten Minderheitenschutzvertrages wurden zahllose Deutsche, die Anspruch auf das polnische Bürgerrecht hatten, ausgewiesen, ihr Eigentum liquidiert, so daß sie, der Existenz beraubt, das Land verlassen mußten. Zahllose Ansiedlungsgüter wurden teils mit dem Schein des Rechts, teils ohne einen solchen den Besitzern fortgenommen. Vereine und Schulen wurden geschlossen. Zahlreiche Gemeinden sind ohne Seelsorge infolge Ausweisung des Pfarrers. Freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift wurde unterdrückt. Fast eine Million Deutsche wurden durch solche Mittel zum Verlassen des Landes gezwungen. Die jüdische Minderheit, die über das ganze Land hin einen großen Prozentsatz der städtischen Bevölkerung bildet (es gibt Städte mit 80% jüdischer Bevölkerung, und die Hauptstadt Warschau z. B. zählt 300000 Juden) ist wohl die von den Polen am meisten gehaßte Minderheit Auch den Juden gilt der Kampf der Polen. Man predigt den wirtschaftlichen Boykott gegen alle, man versucht, sie von den Universitäten zu verdrängen, und man würde, wenn man ihr Geld nicht so sehr brauchte, gewiß noch zu ganz anderen Mitteln greifen. Der letzte Gesichtspunkt hat sogar zu dem schüchternen Versuch eines Entgegenkommens seitens der Regierung geführt. Der vielbesprochene polnisch-jüdische Pakt ist aber alsbald in ein Nichts zerronnen, man hat von polnischer Seite nicht einmal die ersten Schritte zur Ausführung getan; die jüdische Minderheit befindet sich nach wie vor in schärfster Opposition. Gegenüber der weißrussischen und ukrainischen Bevölkerung hat Polen dieselbe Gewaltpolitik eingeschlagen. Man begann mit Hochdruck durch Ansiedlung polnischer Soldaten, Unterdrückung der weißrussischen und ukrainischen Schulen usw. die Polonisierung. Infolge der absoluten — übrigens von der polnischen Öffentlichkeit durchaus nicht bestrittenen — Unfähigkeit der polnischen Verwaltung gerade auf diesen Gebieten wurde nicht der geringste positive Erfolg erreicht. Dagegen wurde eine außerordentliche Erregung und Feindschaft der an sich ruhigen und auch teilweise national nicht besonders aufgeklärten Bevölkerung erreicht. Diese Erregung führte im vorigen Jahre geradezu zum Aufstand, der so weit um sich griff, daß die polnischen Gutsbesitzer das Land verlassen und die Behörden sich verschanzen mußten. Von polnischer Seite wurde diese Bewegung als unpolitisches Bandenwesen hingestellt. In Wirklichkeit war es ein Aufstand der örtlichen Bevölkerung. Der offene Aufstand ist z. Zt. eingeschlafen, in der weißrussischen und ukrainischen Bevölkerung aber lebt die unversöhnlichste Feindschaft gegen die Polen, was abgesehen von Attentaten gegen den Staatspräsidenten in heftiger Opposition der weißrussischen und ukrainischen Abgeordneten im polnischen Parlament zum Ausdruck kommt.

Sieben Jahre polnischer Minderheitenpolitik haben einen Kriegszustand im Innern geschaffen.

Krieg kostet, wie man weiß, Geld. Daß sieben Jahre aggressiver Politik nach außen und innen an die Finanzwirtschaft außerordentliche Anforderungen stellen mußten, andererseits aber der produktiven Arbeit nicht förderlich sein konnten, ist klar. Der polnische Staat befand sich, als er von den Ententemächten, weniger aus Freundschaft für Polen als den besiegten Mächten zu Leide, aus der Taufe gehoben worden war, in einer beneidenswerten finanziellen Lage; er war im wesentlichen schuldenfrei. Auch die Volkswirtschaft stand vor nicht schlechten Aussichten. Polen ist ein mit natürlichen Schätzen ziemlich gut und ziemlich vielseitig bedachtes Land mit einer im allgemeinen dummen Bevölkerung. Es boten sich große Aufbaumöglichkeiten. Als Schwierigkeiten standen teilweise Kriegszerstörungen und der Mangel einer geordneten und einheitlichen Verwaltung im Wege, beides Schwierigkeiten, die durchaus überwindlich waren. Die Beseitigung der unmittelbaren Kriegsschäden ist im wesentlichen wohl durchgeführt worden; was aber unendlich wichtiger ist, der Aufbau einer einigermaßen befriedigend arbeitenden Verwaltung, ist dem polnischen Staate bisher nicht gelungen. Es lassen sich zahlreiche Gründe dafür anführen. Der wesentlichste äußere Grund ist die überaus dürftige Bezahlung der Beamten. Der polnische Staat hat bisher nicht eingesehen, daß er seine Beamten menschenwürdig bezahlen muß, wenn er von ihnen ersprießliche Arbeit erwarten will. Die Folge ist, daß befähigte und arbeitswillige Leute nur schwer in den Staatsdienst zu bekommen sind, und wenn sie Beamte geworden sind, den Dienst gewöhnlich nach kurzer Zeit wieder aufgeben. Die wichtigsten inneren Gründe sind Mangel an Opferwilligkeit und angeborene Unfähigkeit für organisatorische Aufgaben.

Die über alle Vorstellung lässig und fehlerhaft arbeitende Verwaltung ist wohl der schwerste Hemmschuh für die Entwicklung des Landes gewesen. Es hat aber auch in der Bevölkerung der richtige Arbeitsdrang, die Freude am Aufbau durchaus gefehlt. Man hat lieber allen Möglichkeiten, sich auf bequeme Weise durch billigen Kauf liquidierter deutscher Güter z. B., und vor allem durch Ausnutzung der bequemen Inflationskredite Vermögen zu verschaffen, nachgejagt, statt sich der harten Arbeit zu widmen.

So ergab sich eine Grundstimmung und eine Grundlage, die dem Aufbau der Volkswirtschaft nicht günstig waren. Zum Verderben der polnischen Wirtschaft wurde aber die politische Entwicklung des Landes. Der Krieg mit den Bolschewisten war die erste lebensgefährliche Verletzung, die der polnischen Währung zugefügt wurde. Während bis dahin die polnische Mark der deutschen einigermaßen gleichgeblieben war, geriet sie jetzt in unaufhaltsames Fallen. Ein schon beim ersten Beginn der Abwärtsbewegung gemachter, gesetzgeberischer Stützungsversuch, das Valutagesetz vom November 1919, welches unter Strafandrohung zwang, die polnische Mark für vollwertig anzunehmen, hatte die gegenteilige Wirkung. Es untergrub das Vertrauen in die polnische Währung erst recht. Die dem Bolschewistenkrieg folgenden Volksabstimmungen in Oberschlesien und Masuren verschlangen Unsummen, die durch Banknotendruck erzeugt wurden. Desgleichen kostete die Vernichtungspolitik gegen die Deutschen im Wege der Liquidation usw. natürlich ebenfalls sehr große Beträge. Riesensummen verschlang des weiteren die als nationale Aufgabe angesehene Aufpäppelung einer heimischen Industrie — die nach

der ersten Inflationsblüte bereits jetzt im wesentlichen hinüber ist. Alle diese Aufgaben wurden durch ungedeckten Banknotenumlauf befriedigt. Dazu kommt noch, daß die polnische Verwaltung in der Anfangszeit ohne jede Kontrolle wirtschaftete. Jedes Ministerium gab aus, was und wofür es wollte. Daß unter diesen Umständen Kredite leicht vergeben und diese Quelle des Reichtums gerne in Anspruch genommen wurde, versteht sich von selbst.

Da bei der Inflation Steuereinnahmen nur scheinbar eingingen, wurden alle diese und überhaupt sämtliche Staatsausgaben durch die Notenpresse finanziert. Die Folge war ein unaufhaltsamer Verfall der Währung, der, genau wie in Deutschland, den Verfall des Staates herbeizuführen drohte. Dieser Zeitpunkt trat in Polen am Ende des Jahres 1923 ein. Die Volkswirtschaft schien bei der Inflation zu gedeihen, insbesondere entwickelte sich die Industrie, die zwar nicht gerade durch ihre Erzeugnisse berühmt war, aber immerhin existierte und sich sogar fortzuentwickeln schien. Auch die Landwirtschaft bestand, während natürlich alle für Lohn Arbeitenden und vom Kapital Lebenden die Leidtragenden waren.

Als die Zeit erfüllt war, d. h. als die Inflationsmaschine versagte und den Staatsbankrott herbeizuführen drohte, wurde die Regierung in die Hand Wladislaw Grabskis gelegt. Dieser stabilisierte in kurzer Zeit die Währung in durchaus einfacher Weise dadurch, daß er die letzten Staatsmittel dazu verwandte, um durch Intervention auf den Börsen den Verfall der Währung einstweilen aufzuhalten, während er gleichzeitig innerhalb dieser Zeit durch gewaltsame Steuereinziehung soviel Mittel zusammenbrachte, daß er den weiteren Banknotendruck einstellen konnte. Die Währung war damit zunächst einmal stabilisiert, und die Aufrechterhaltung hing nur noch vom Gleichgewicht des Etats ab. Dieses Gleichgewicht konnte aber nicht erzielt werden.

Die Ausgaben des Stataes waren erheblich. Die aggressive Außenpolitik erforderte Unterhaltung einer großen Armee, die natürlich erhebliche Summen verschlang. Der Kampf gegen die Minderheiten kostete nicht weniger. Diese Mittel konnte die Volkswirtschaft nicht aufbringen. Schon bald nach der Währungsstabilisation zeigte sich, daß die neu entstandene Industrie nicht lebensfähig war. Sie ist bereits teils verschwunden, teils im Verschwinden. Andere Zweige der Volkswirtschaft, vor allem die Landwirtschaft, begannen unter dem im Juni 1925 einsetzenden Zollkrieg mit Deutschland aufs schwerste zu leiden. Die ganze polnische Produktion stieß auf größte Absatzschwierigkeiten. Statt der Wirtschaft in dieser Lage zu Hilfe zu kommen, zog die Regierung Grabskis, um die Währung aufrecht zu erhalten, die Steuerschraube immer erbarmungsloser an. Der Krug geht aber nur so lange zu Wasser, bis er bricht. Auch dieser Krug brach. Aller Steuerdruck reichte nicht aus, um die Ausgaben für die Staatsbedürfnisse zu decken; man sah sich letztlich doch wieder genötigt, zur Inflation zu greifen. Die Folge davon war der Sturz der Währung, der im November v. J. fast zum Zusammenbruch geworden wäre, einstweilen aber etwas Halt gefunden hat. In Verfolg dessen stürzte Grabski. Er hinterließ eine in schwerster Armut erliegende Wirtschaft und eine verfallende Währung. Wehrufe hallten hinter ihm her, man schalt ihn den Mörder der Wirtschaft. Mit Unrecht. Nicht er ist an der Katastrophe schuld, sondern die siebenjährige polnische Politik, die nach außen und nach innen mit jedermann Krieg führte, die in unersättlicher Gier ihre Hände nach immer mehr fremdem Gut ausstreckte, die aber nur ernten

wollte, ohne zu säen, und infolgedessen der Volkswirtschaft Lasten aufbürdete, die sie erdrücken mußten — nein, nicht mußten, denn sie ist noch nicht völlig erdrückt, aber erdrücken müssen, wenn nicht sofort Wandel eintritt.

Die polnische Öffentlichkeit hat auch eingesehen, daß dieser Wandel nötig ist. Sie weiß wohl, was Polen in dieser Lage braucht. Vor allem ist es der Handelsvertrag mit Deutschland, der das einzige Tor ist, durch welches Polen in die europäische Wirtschaft eintreten kann.

Polen weiß, was es braucht. Es scheint aber, daß es noch nicht weiß, daß diese Notwendigkeiten mit Opfern verknüpft werden müssen, daß man nicht nur nehmen kann, ohne zu geben, daß andere, wenn sie Vorteile gewähren, auch Vorteile haben wollen. Es scheint auch, daß Polen noch nicht weiß, daß es eine Politik nicht aufrecht erhalten kann, für die es zu schwach ist. Die allerletzten Ereignisse, die Massenenteignungen deutscher Güter unter dem Vorwande der Agrarreform und die Ausdehnung der Liquidation auf bisher unangetastet gebliebene Gruppen, scheinen zu beweisen, daß Polen zwar alle Hilfe haben möchte, um seine Volkswirtschaft zu retten, aber nicht die Umkehr zum friedlichen Geiste vornehmen will, ohne die alle Hilfe für die Wirtschaft vergebens ist. Es will weiter ernten, ohne zu säen.

Wir haben den Gang der polnischen Politik, den Weg seiner Wirtschaft gesehen. Um das Bild zu runden, bleibt noch übrig, die Geschichte der polnischen Parteien kurz zu betrachten. Diese Geschichte ist im wesentlichen beherrscht von dem Kampf zwischen Pilsudski und den ihn stützenden Bauernparteien und der Sozialdemokratie — die in Polen extrem militaristisch ist — und der Nationaldemokratischen Partei, die den größeren Grundbesitz und den größten Teil der sogenannten intelligenten Berufe um ihr Banner schart.

Pilsudski hatte die Macht zunächst unbestritten. Nachdem aber das erste Chaos vorüber war, begann ein erbitterter Kampf der Nationaldemokratie gegen ihn. Den Grund zu diesem Ansturm bildete wohl nur zum Teil seine gegen Rußland kriegerische Politik, die man ihm zum Vorwurf machte. Der Hauptgrund war offenbar das eigene Machtgelüst, das Befriedigung verlangte. Die erste Etappe des Kampfes war die Verabschiedung der Verfassung im März 1921, die nach erbitterten parlamentarischen Kämpfen einen solchen Zuschnitt erhielt, daß die Stellung des Staatsoberhauptes auf eine formale Bedeutung herabgedrückt wurde. Pilsudski hielt es unter seiner Würde, eine solche Stellung zu bekleiden, und verzichtete grollend auf Neuwahl, zog sich auch von der Armee zurück. Nachdem es gelungen war, diese Verfassung durchzudrücken, rüstete die Nationaldemokratie zum Hauptschlage. Im Herbst 1922 fanden die Wahlen zum 2. polnischen Parlament, dem ersten auf Grund der neuen Verfassung gewählten, statt. Die Nationaldemokratie hoffte, die Mehrheit zu erlangen. Die maßlose, für die Wahlen entfaltete Agitation blieb jedoch vergeblich. Es wurde ein Parlament gewählt, in dem, wie bisher, weder die Parteien der Rechten, noch die der Linken eine Mehrheit haben. Zum Nachfolger Pilsudskis wurde mit Unterstützung der nationalen Minderheiten Narutowicz, ein Anhänger Pilsudskis, gewählt. Nach wenigen Tagen wurde er von einem fanatischen Nationaldemokraten ermordet. Die entsetzliche Tat ernüchterte ein wenig. Als wieder ein Mann des Linkslagers gewählt wurde, blieb er unbehelligt. Im Kabinett Grabski gelangte sodann die Nationaldemokratie zu wesentlichem Einfluß. Die Opposition blieb ruhig, solange

Grabskis Erfolge blendeten, und nur von Zeit zu Zeit drang ein leises Grollen von Sulejowek, dem Landsitz Pilsudskis, herüber.

Grabskis Sturz veränderte die Lage vollkommen. Das Volk, dem die Erkenntnis der wahren Gründe des Verfalls zu bitter ist, schrieb alles Unglück der Regierungsform zu und rief laut nach dem Diktator, und als anläßlich eines Gedenktages aus der Geschichte der polnischen Legion im November v. J. 2000 Offiziere Pilsudski in Sulejowek ihre Huldigung darbrachten und der General Dreczer in ihrem Namen erklärte, Pilsudski könne jederzeit über ihre Säbel verfügen, da schien der Moment des Staatsstreiches gekommen. Er kam jedoch nicht. Es wurde von dem gewandten, aber offenbar unselbständigen Grafen Skrzynski eine Koalitionsregierung gebildet. Diese Verlegenheitsschöpfung geht ihrem Ende entgegen. Deutliche Zeichen des Verfalls sind bereits sichtbar, und der Sturz dieser Regierung kann nur eine Frage sehr kurzer Zeit sein. In der politischen und wirtschaftlichen Lage hat sie nicht die geringste Verbesserung geschaffen. Der Ruf nach dem Diktator ist nach wie vor allgemein. Die Linksparteien sind für Pilsudski, der auch wohl den größten Teil der Armee für sich hat (diese, insbesondere die sehr zahlreichen, durch das Ersparungsprogramm der Regierung mit Reduktion bedrohten Offiziere dürften bei den künftigen Ereignissen eine besondere Roll spielen). Gegen sich hat Pilsudski die politische Stimmung in Westpolen. (Diese Gefühle beruhen auf Gegenseitigkeit. Bekannt ist Pilsudskis Ausspruch: „Ich bedauere, daß ich das Posener Land an Polen angliedern ließ".)

Die Rechtskreise träumen teils von einer Monarchie, teils von einer faszistischen Diktatur, ohne daß ersichtlich ist, ob sich diese Pläne auf bestimmte Persönlichkeiten konzentriert haben.

So sucht gegenwärtig das polnische Volk den Ausweg aus der das Dasein des Staates bedrohenden Krise nicht in einer Abkehr von der verderblichen Kampfpolitik, dem eigentlichen Grunde seiner Not, sondern vertraut auf den polnischen Mussolini, der alles wenden soll.

Artur Obigkeit

Erzählung

von

Walther Harisch

Einige Jahre vor dem Kriege kam ein Schub Deutsch-Wolhynier nach Ostpreußen, um zwischen den Dörfern Tannenberg und Frögenau angesiedelt zu werden. Gegen dreißig Familien, die zwischen Bergen aus Kisten und Betten hockten, schliefen, Kinder nährten oder wickelten, sich draußen mit Hund und Katze auf dem Sand herumwälzten. Ein ganzes zusammengerafftes Dorf voll Männern und Weibern und Geräten, Blumentöpfen und Bettgestellen, in seinen eignen Geruch und sein eignes Sumsen und Schnattern und Schnarren gehüllt, nun auf den engen

Raum vom Schanktisch des Wartesaals durch die offene Tür bis zu den paar Bänken draußen eingefangen. Ganze Haushaltungen auf und unter zwei Stühle gepackt, die Kennmale von harter Arbeit, Mahlzeit, dürftigem Überfluß ineinander geschoben, Menschenalter durcheinander mit ihrer gesonderten Würde und Stellung, Sorge und Umsorgtheit, wie es dem Einzelnen je nach Familienstand und Geschlecht zukam, und über alledem der warme Dunst der Geborgenheit, in dem die junge Brut ihr kräftiges Wachstum sog: atmendes, wesendes Leben das Ganze.

Irgendeine Welle hatte ihr Dorf aus dem gewohnten Erdreich gehoben und nun hier einfach niedergesetzt, ohne übermäßiges Staunen bei ihnen zu wecken. Auch hier war Erde, ein wenig anders geschnitten als dort unten, von ein wenig andrer Säure, anders im Gang des Horizonts ringsum, aber geduldig wie dort des Pflügens und Säens und Mähens, das von Ewigkeit war und sein würde. Ewiger als der Gospoda, der sie von dort vertrieben, ewiger als die Hütten, in denen sie dort genistet und geheckt.

Dort mochten sie als deutsche Abkömmlinge ins Auge fallen, hier erschienen sie wie slawisches Volk, mit breiten runden Rücken, über die die Zeit und die Geschichte unbeachtet hinfloß, und der Regierungskommissar, der sie in Augenschein nehmen gekommen war, mit preußischem Amtston den Willkommensgruß des großen deutschen Vaterlandes entbot und einzelne ins Gespräch zog, bedauerte zu dem Gendarmen, daß die Humanitätsduselei der Regierung, statt gründlich aufzuräumen, sich erneut mit polnischem Pack behänge.

Hier war es, daß Artur Obigkeit zum erstenmal die Aufmerksamkeit der deutschen Behörde auf sich lenkte, mit vielen Verbeugungen und polnischem Akzent auf Leiden hinwies, die er, ein im Gegensatz zu den andern bewußt Deutscher, unter dem polnischen Pack erduldet. Und verschwor sich mit vieler Beredsamkeit, in Lodzer Fabrikräumen gewachsen und in den Jahren der Landarbeit sorglich gepflegt, daß er durchgehalten habe, mochte kommen, was wollte. Aber er habe durchgehalten als deutscher Mann, bis er jetzt hier sei, vertrieben von der eigenen Scholle. Durchgehalten selbst gegen seine Frau und ihre Familie. Der Assessor, der sich nach Anuschka umsah, mochte denken, daß sie nicht Deutsch verstand. So gar nicht des Mannes Worte beachtend, saß sie auf der Gabel des mitgebrachten Karrens, ein Kind an der Brust, ein anderes durch Wiegen beruhigend, und achtete nur auf den Besitz, der in Haufen um sie herumstand.

Ja, sagte der Assessor, es wäre traurig, wenn solche nationalen Gegensätze in der Familie Platz griffen. Aber hier, in deutscher Luft und auf deutscher Erde, obwohl — naja —, würde sich alles zum Besten kehren.

Dies war die Unterhaltung, die Artur Obigkeit ein für allemal zum Wortführer der wolhynischen Siedler bestimmte, seine Sachen, als der Zug sich nach Frögenau in Bewegung setzte, auf den größten Wagen hob, ihm die beste Siedlerstelle unter den Pflug gab und ihm die Freundschaft des Gendarmen Schmischke eintrug. Schmischke, froh der ihm von Obigkeit hingereichten Haltepunkte, teilte bald „Neurußland“, wie die Siedlung von der Umgebung den Namen bekam, in ruhige Leute und dickfällige Burschen ein, in Arbeitsame und Patrone, in national Zuverlässige und Aufwiegler. Und so, wie sie aus Obigkeits Munde kamen, wanderten die Berichte in die Kanzlei des Landratsamtes und von dort zur Allensteiner Regierung. Obigkeit hätte nicht die Scharfhörigkeit einer Ratte haben

müssen, um nicht zu merken, daß ein Wort von ihm nicht über Schicksal, aber über Frieden und Wohlfahrt wenigstens entschied, und er zwang Neurußland in Tributpflichtschaft, hier mit einem Rad, wenn an seinem Wagen ein Reifen barst, dort mit einem Sack Kartoffeln, wenn in seine Miete der Frost kroch.

Niemand wußte, wie es in Wolhynien mit Obigkeit gestellt gewesen, und wenn von den Siedlern einige davon wußten, so waren ihnen alle Erscheinungen und auch Obigkeit gleich selbstverständlich, wie der Gospoda, der sie vertrieben, wie Hagelschlag im Winterroggen, wie Feldmäuse, wie Regen und Tau. Gewohnt, von der Erde und vom Himmel zu empfangen, empfingen sie, was auch kommen mochte, als von dem Himmel und als von der Erde, und wenn es nun einmal so war, daß Obigkeit es durchzusetzen wußte, so fuhr man eben mit der Egge über seinen Acker oder flickte mit eignem Stroh das Loch in seinem Dach, wenigstens hoffend, daß behördliche Ungewitter damit abgewandt wurden. So hatte die russische Erde sie erzogen, und nicht anders schien in dem ostpreußischen Winkel die Sonne als dort.

Was aber Anuschka anbetraf, so freute sie sich des sauberen Hofes, der, soweit ihr Arm ihn beherrschte, sich mit dem Leben von Säuen und Ferkeln, Enten und Hühnern sättigte, ein Gewimmel und doch voller Ordnung, ohne, wenn sie den Mann mit Herrn Schmischke tuscheln sah, weiter zu hoffen, diesmal dem Niedergang entgehen zu können, der sie von ihrem alten, ihr von den Eltern her eingebrachten Anwesen vertrieben hatte. Auch dort hatte es mit dem Wirt ein ewiges Geraune und Getuschel gegeben, ehe sie mit den Fäusten aufeinander losgingen. Seit sie als Frau des Mannes Reden und Gebaren, dem das Mädchen sich freudig unterworfen, als eitlen Dunst und nichtiges Geblase durchschaut hatte, war ihr Vertrauen zu sinnvollem und glückgetragenem Aufstieg ein für allemal niedergewalzt worden, und auch jetzt sah sie sich vor, ihren Sinn nicht allzufest an die kleinen Erfolge zu heften, die ihrem unablässigen Tun erwuchsen.

„Dein Hof!" sagte Obigkeit oft zu ihr. „Was war es schon mit deinem Hof dort unten! Hat er getaugt? Das Gras war sauer, daß die Kuh verreckte. Der Boden ein Sumpf, daß die Saat versoff. Du und dein Hof, ihr wart etwas rechtes! Da, sieh meinen Hof, den ich durch meine Klugheit erworben! He, was hast du für einen Mann!"

Sie hütete sich vor der Gegenrede. Denn es kam vor, wenn sein Selbstgefühl auf seinem Grund schwankte und unsicher war, daß er es durch Wut gegen sie stärkte. Sie begriff das. Begriff, daß es dem Weibe zusteht, den Mann hinzunehmen, wie er ist. Denn er ist der Wellengang, in den das Boot nun einmal geraten. Sie zwang sich, sich nicht durch das Wissen bekümmern zu lassen, daß die Unordnung von der Außenwirtschaft her in ihren Bereich übergreifen und seine Ordnung verschlingen und verschlammen würde. Sie arbeitete, was ihr unter die Hände kam, und wenn es mehr und mehr wurde, so griffen ihre Arme weiter aus, und als Obigkeit durch seine eigne Behandlungsweise die Kuh verdarb und die besten Schweine aus dem Kofen nahm, um sie vorzeitig zu verkaufen, da fand sie sich damit ab, daß das Dinge jenseits ihres Einflusses und jenseits ihrer Kritik waren, und hatte kaum ein Kopfschütteln dafür.

Obigkeit saß mit dem Gendarmen am Fenstertisch und redete nach seiner Art: „Wenn ich gedient hätte, — denken Sie, ich hätte es nicht bis zum Feldwebel gebracht? Bei mir hätte es klappen müssen, Donner und Doria! Stramm ge-

standen hätt ich wie ein Eichbaum und gewettert hätte ich wie der Blitz. Aber dieses polnische Pack dort unten, — keine Idee sag ich Ihnen von preußischer Disziplin!" Herr Schmischke, niedergeschmettert durch soviel militärische Strammheit, beeilte sich zu beeiden, daß er ganz wie ein Eichbaum stramm gestanden und wie ein Blitz gewettert hätte. „Schmischke," hätte der Hauptmann zu ihm gesagt, „Schmischke, weiß der Deubel, aber ein Soldat sind Sie, Donnerwetter!"

„Na dann, Mutter, gib noch mal die Pulle!"

Wahrscheinlich fühlte sich, weil ihr Mann und Herr Schmischke vorher von Weibergeschichten gesprochen und den Raum mit viehischem Gelächter angefüllt hatten, Anuschka, die die Stube für den morgigen Feiertag scheuerte und mit aufgenommenem Rock und bloßen Armen auf den Knien lag, schon durch ihre Tätigkeit und Stellung vor der Anwesenheit des Fremden gedemütigt und zum Aufbegehren gespannt, und so zögerte sie, die Flasche hinter dem Bett hervorzuholen, und als Obigkeit wie ein Köter zu knurren begann, haute sie die Flasche auf den Tisch und schrie, er wolle wohl noch die zweijährige Sau versaufen, nachdem er erst vorige Woche an dreißig Mark mit dem geputzten Stadtweib verhurt habe.

„Seht einer an!" schrie Obigkeit dagegen. „Was hat es dich, was ich mit meinem Geld mache! Das ist mein Hof hier, nicht dein Dreckloch in Kolablewschisna!" Und wie Anuschka aussähe, so könne einem wohl auch einmal der Gaumen nach etwas Sauberem und Feinen stehen. Und er umriß mit einer Armbewegung das Bild, daß die Frau vor ihnen machte, und gab als Unterschrift darunter das Wort: „Polnischer Misthaken!" Worüber der Gendarm, obwohl er bei solcher Szene beamtliche Zurückhaltung zu wahren sich vornahm, losplatzte und in Lachen verblieb, bis Anuschka schon wieder auf den Knieen lag und, Schimpfworte leise vor sich hinsprechend, die Stube weiterscheuerte.

War Obigkeits Betonen seiner der Sinnesart der Frau entgegengesetzten deutschen Nationalität immerhin lobenswert, so mißfiel irgendetwas, das von ihm nicht zu deuten war, Herrn Schmischke dennoch darin. Auch wenn er sich zu den Siedlerfrauen nicht als Kavalier stellte und zu stellen hatte, wie er es wohl der Frau und den Töchtern des Gastwirts gegenüber tat, so fühlte er dennoch auf einmal Sympathie mit der Frau und Feindseligkeit gegen den Mann, und nur, weil seine bisherigen Berichte ihn festnagelten, mußte zunächst alles beim alten belassen werden. Obigkeit hingegen war nicht gesonnen, die Tyrannis, die er über Neurußland ausübte, kurzerhand aufzugeben, auch wenn er bemerken mußte, daß ein Wort von ihm nicht mehr über Frieden und Wohlfahrt, geschweige denn über Schicksal entschied. Es machte ihm auch keine Gedanken, daß ihm jetzt, da seine Macht im Schwinden war, von den Nachbarn aus Gutmütigkeit gegeben wurde, was er früher schonungslos durch Druck eintrieb, und da ihm die Anerkennung menschlicher Güte fern war, glaubte er höchstens an Angst vor seiner kommenden Rache, die fürchterlich ausmalend er die Häusler mit hochfahrenden Reden zu erschrecken oder zu belustigen begann. Mit wichtigen Beziehungen zu hohen Personen prahlend, von denen ihm Schmischke in den Zeiten ihrer Freundschaft berichtet, lebte er mit seinen Gedanken in Welten, die fernab von Neurußland lagen und in denen Landräte, Regierungspräsidenten und Königreiche ihre Rolle von ihm erhielten. Es war damals, daß er durch einen kleinen Hahnenkraxel bei Unterschriften seinen Namen zur „Obrigkeit" erhöhte und sich der staatlichen Obrigkeit durch den eingeschobenen kleinen Buchstaben irgendwie wesensgleich machte. Inzwischen be-

kam dies Gebahren seiner Siedlerstelle keineswegs gut, und Anuschka mußte sehen, wie der Acker verfiel, die Steine, wie sie lagen, obenauf liegen blieben, der Knecht die Pferde verwahrlosen ließ und gerissene Gurte mit Stricken ausbesserte, die den Tieren Druckstellen verursachten. Während Obigkeit über Zeitungen und dem Amtlichen Kreisblatt saß und studierte, ob ihm nicht irgendein Privilegium erwuchs wie damals, als es ihm durch seine zufällige deutsche Staatsangehörigkeit gelang, den versauten Hof in Kolablewschisna mit der schmucken Siedlerstelle im Ostpreußischen zu vertauschen.

Hatte er bis dahin ob der vielfachen Bevorzugungen, die er empfing, große Reden über die musterhafte Ordnung der deutschen Verwaltung geführt und darin nicht nachgelassen, jemehr er noch in dem Netz ihrer Verordnungen Vorteil für sich fischen zu können hoffte, — sei es hier ein Darlehn von dem Vorschußverein zur Durchführung einer Drainage, sei es dort eine Stundung bei der Bezahlung des künstlichen Düngers durch den Zentralverein, — so sollte das Blatt sich mit einem Schlage wenden, als der Gendarm Schmischke dienstlich bei ihm erschien und endliche Bezahlung der Steuern forderte. Abgründe zwischen ihm und dem bis dahin gepriesenen preußischen Ordnungsstaat taten sich im Augenblicke auf, und kein Kompromiß konnte über sie die Brücke schlagen. Der Staat in Gestalt des Gendarmen Schmischke blieb unerbittlich und wollte sich durch angebotenen Schnaps keineswegs zu einem Zugeständnis erweichen lassen. Als Obigkeit sah, daß er ohnmächtig gegen granitne Felswände anrannte und statt eines menschlichen Herzens ihm ein gefühlloses übermenschliches Gesetz entgegenstand, begann er zu schimpfen und zu toben, verwies dem Vertreter des Staates das Bleiben auf dem Hof, von dem erst soviel abbezahlt war, daß es in der Tasche Obigkeits bequemen Platz gehabt hätte, fuchtelte mit der Faust vor des Nichtwankenden Gesicht, hielt ihm alle Wohltaten vor, die er je von seiner Unterstützung genossen, und verfluchte sein Vertrauen zu dem deutschen Vaterlande, das ihn aus dem gesegneten Wolhynien in diesen dürftigen Winkel verlockt hätte.

Es war kaum anders möglich, als daß Obigkeits Leben sich damit dem bürgerlichen Ruin zuneigte. Wenn irgendwo, dann war in seinem Verhalten der Superlativ einer Beamtenbeleidigung erreicht, der denn auch zur Anzeige kam und drohend über dem roten Dach des Siedlerhauses als schwarze Wolke hing. Obigkeit fühlte, daß er etwas gelästert hatte, das weit über Gott stand, und er erwartete fürchterliche Rache, die nur in gänzlicher Austilgung seiner Existenz bestehen konnte. Weil es aber nun einmal mit ihm so gekommen und nichts mehr aufzuhalten war, wollte er wenigstens auf das Konto des nun doch Unausbleiblichen ganz nach seiner Lust häufen, und so drang er in die Stube des Amtsvorstehers ein, griff das Landratsamt mit schriftlichen Darstellungen und Schmähungen an, fuhr nach der Regierungshauptstadt, wo es ihm gelang, einen veritablen Regierungsrat mit Verdrehungen, Lügen und Beschimpfungen zur Verzweiflung zu bringen, betonte überall seine deutsche Gesinnung, die ihn aus der wolhynischen Heimat, wo Milch und Honig floß, verjagt, aber nur, damit er hier im ersehnten Lande seiner Herkunft von dem sinnlosen Räderwerk der Gewaltverordnungen, die auf seine Existenz anzuwenden ein Verbrechen wäre, zerrieben würde. Den arglosen Gendarmen Schmischke malte er als brutalen Gewalthaber Neurußlands, der seiner (Obigkeits) Frau nachstelle, und wenn er ihm das Bleiben auf seiner Schwelle verwiesen, so wäre es als entrüsteter Ehemann, der sein Haus reinhalten wollte, gewesen und

nicht als Untertan. Steuern aber, unbeschadet dessen, daß er sie überhaupt nicht schulde, habe er auf Heller und Pfennig bezahlt, und er verschwor sich hoch und teuer, die Weiber als Zeugen beizubringen, mit denen der Amtsvorsteher und der Gendarm den von ihm abgeführten Zehnten vergeudet und verjubelt hätten.

Obigkeit führte mit vieler Lust und Kunst ein Gebäude auf, von dem er selbst nichts anderes erwartete, als daß es ihn bei der anberaumten Gerichtsverhandlung zusammenbrechend unter seinen Trümmern begraben würde. Als aber der Termin kam und statt der erwarteten hundert Zeugen, die die gänzliche Verderbtheit von Neurußland als einem neuen Sodom und Gomorrha und Panama-Paris beeiden sollten, die kleine Ratte Obigkeit allein vor den Schranken herumsprang, schwörend und beteuernd, daß alles so wäre, wie er es über den Amtsvorsteher und Schmischke gesagt, eine Neuordnung aller staatlichen Verhältnisse den Richtern nahelegend und baldigen Weltuntergang prophezeiend, — wurde er, als er schon sein Auftreten mit einem Zusammenbruch krönen wollte, wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit freigesprochen und erhielt — ein umgekehrter Michael Kohlhaas — das Recht auf sein Gebaren feierlich zugesprochen, beglückwünscht von dem Rechtsanwalt, dem er den geforderten Betrag, als Kaufpreis für die nunmehr endlich erreichte privilegierte Stellung innerhalb des Staatsganzen, in harten Talern auf den Tisch zahlte.

Das Leben ging weiter mit Sonne und Regen, Saat und Frucht. Bäume wuchsen, die Ziegelmauern dunkelten, Kälber und Ferkel kamen zur Welt, Anuschka fuhr mit Eiern und Gemüse zur Stadt, trieb die Mädels in die Schule, die Jungens aufs Feld. Über dem Wachsen und Welken führte Artur Obigkeit sein eigenes Dasein, niemand verantwortlich. Sein Toben hinterließ keinen Eindruck auf den Dingen. Keine Folgen sprangen von seinem Tun auf ihn zurück. Wohl war er ein Schrecken, aber nur wie eine Erscheinung um Mitternacht. Wohl gelang es ihm hier und dort Entsetzen zu erregen, aber man wischte es wieder fort. Wohl rissen sich Striemen und Risse ins Fleisch, wenn er Anuschka und die Kinder schlug, aber keine moralische Autorität rieb Salz in die Wunden. Man nahm es hin wie das Ungemach, das nun einmal über das Leben verhängt ist, stob schreiend auseinander, wo er kam. Obigkeit suchte Steigerung, schrieb an den Kaiser, über die Gewalttätigkeit seiner Beamten Klage erhebend. Aber er hatte nur die Genugtuung, einige hochgestellte Federn in Bewegung zu setzen. Der Paragraph 51 stand vor jeder weiteren Folge. So wandte sein Interesse sich wieder nach Neurußland und seiner Familie zurück, und hier hätte das Gesetz, das ihn sich immerwährend zu steigern zwang, sicherlich eine Katastrophe herbeigeführt, wenn nicht Krieg und Kriegsgeschrei über die Lande gebrochen wären.

Obigkeit stand über den Nationen. Je weniger die deutschen Behörden sein Vertrauen verdienten, desto leuchtender stieg die Weite russischer Steppen und brauner Dunkelglanz der Sumpfdörfer aus der Vergangenheit hoch. Hinter der ihm schon durch Schmischkes Helm verhaßt gewordenen Pickelhaube beschwor er den wilderen und menschlicheren Anblick bärtiger Kosaken, die ihm wie Reiter der Rache für seine erlittenen Unbilden im Lande der einzwängenden Ordnung erschienen. An den Zügen der Flüchtlinge, die sich von den Grenzdörfern ins Innere schoben, in schweigender Ergebenheit den Strom der Alleen zwischen den Ufern der Chausseebäume und Leitungsdrähte entlang flossen, von marschierenden Truppen mit ihrer Habe in die Gräben gestoßen und wieder weiterschwankend in

unendlicher Wanderschaft, von der noch niemand Ziel und Dauer wußte, verfolgt von den rotglühenden Wellen aufbrennender Dörfer und Felder am Nachthimmel, — an alledem sah Obigkeit die Not des Landes, das sich ihm verhaßt gemacht hatte. Den Durchziehenden jede Hilfeleistung versagend, hassende Worte gegen die deutschen Truppen kaum niederschluckend, stieg er auf den nahen Berg und grüßte das Brandrot des nächtlichen Himmels als kommende Weltbefreiung. Was in jenen Wochen in der ganzen Welt an Haß und Verleumdung über den deutschen Namen brach, das kam irgendwie aus Obigkeits Rachen ausgespieen über das Land, das seine Dämonieen in feste Form und wertige Leistung zu zwingen verstand.

Unter dem Kanonendonner klirrten die Fenster und das Geschirr im Schrank. Die Flüchtlinge blieben im Dorf Frögenau liegen, schoben die Wagen wie zu längerem Aufenthalt zusammen und deuteten mit Hilfe von Bettüchern und Laken, die Windschutz gaben, Zelte und feste Räume an. Truppen zogen in entgegengesetzter Richtung wie bisher dem Schießen entgegen, stauten sich, unübersehbare Drachenleiber, an der Wegekreuzung, setzten Gewehre zusammen und dehnten weiter die Schuppenleiber zu den fernen Höhen, wo das Schießen Tag und Nacht nicht mehr abriß. Obigkeit fühlte, daß eine Faust seiner kommenden Rache Halt gebot. In Autos kam ein hoher Stab angefahren, richtete vor Frögenau am Ausgang nach Tannenberg Zelte und Kartentische ein. Hier, wo ein riesenhaft gewachsener General mit breitem Schnurrbart, der noch die faltigen Backen überwuchs, in Friedenslitewka und mit großem Krückstock, vor den andern stand, denen er gebot, liefen die Nerven einer Schlacht zusammen und verknoteten sich. Einen ganzen Tag stand der General vor dem Kartentisch und hörte die Meldungen der anjagenden Boten und ahnte, mit Weltgeschichte sich beschäftigend, nichts von dem ihm so nahen Haß Artur Obigkeits.

In diesem Durcheinander von Stäben, durchziehenden Truppen, Kolonnen gab es einen Augenblick, in dem der schützende Paragraph seine bannende Gewalt zu verlieren schien. Ein Offizier mit einigen Leuten und Wagen requirierte in Neurußland Hafer und Stroh, das ihm gegen Quittung von den Siedlern im Angesicht der Notwendigkeit bereitwillig gegeben wurde. Obigkeit, der den Wagen schimpfend folgte und mit erhobenen Fäusten bedrohte, bis sie auch vor seinem Hof hielten, brach nun mit Toben und Fluchen los und erklärte, seinen Hafer und Stroh für die anrückenden Russen bewahren zu müssen. Und hierbei wäre er bei einem Haar einer schnellen Kriegsjustiz zum Opfer gefallen, wenn die Nachbarn nicht eingeschritten wären und den vergessenen Paragraphen sichtbar zu seinem Schutz aufgerichtet hätten. So ließ der Leutnannt nicht nur nicht die Strenge des Kriegsgesetzes walten, sondern verzichtete sogar darauf, den heftig Gestikulierenden für das allgemeine Wohl zu schatzen, entnahm lieber von den hilfreichen Nachbarn ein Mehr, und die Wagen der siegreichen Armee entfernten sich polternd unter den Verwünschungen des deutschen Märtyrers aus Wolhynien.

Der Krieg brach sich an Obigkeits Unangreifbarkeit. Ein Ersatzregiment, zu dem er eingezogen wurde, schickte ihn nach wenigen Wochen zurück. Bei dieser Gelegenheit aber wurde es Obigkeit klar, daß seine Position ständigen Einsatz aller Kräfte von ihm heischte. Ein Kleines, und der Schützengraben hätte ihn gefressen, und was von ganzem Schicksal getragenes, mühsam errungenes Sein war, wäre als gemeine Angst und gemeine Aufsässigkeit dennoch von vorgesetzter

Gewalt zum Nutzen des Vaterlandes verwandt worden, wenn er nicht sein Wesen ständig zur äußersten Unerhörtheit getrieben hätte. Hier genügten nicht Unlust und träger Widerstand, hier mußte Haß auf alles Deutsche seinen maßlosen Ausdruck finden, der nicht mehr nur auf Gesinnung zurückzuführen war, und hier durfte es kein Nachlassen geben, wenn sein Wahnwitz über dem Ringen der Völker als unantastbares Palladium in der Luft knattern sollte. Nur so, während die Nachbarn im Felde lagen und die Weiber sich im Dienst der Heimaterde abrackerten, saß Obigkeit auf seiner Scholle, bei infolge seiner Narrheit ständig sinkendem Ertrag ständig steigende Preise erzielend, Geschuldetes mit nun entwerteten Summen leicht tilgend, obwohl Haus und Acker verfielen und Anuschka dem Niedergang der Wirtschaft keinen Halt mehr zu bieten imstande war und das Geld aus unsichtbaren Löchern hinrann.

Wenn Obigkeit über die Felder ging und den Fleiß der Nachbarn das Ihre mehren sah, wenn nach schlecht angewandtem Tag ihm auch der Abendfriede nicht munden wollte, wenn keinerlei Gemeinschaft ihn warm umfing und seinem Dasein Sinn und Bestand gab, dann konnte er wohl eine Stunde lang in der Stube sitzen und schweigend der Frau zusehen, wie sie — schon wieder fruchtschwer von seiner Gewalt — die Kinder zu Bett brachte und ihnen Gebete sprach, die ganz aus ihren zerquälten Knochen zu kommen schienen. Dann kam ihn wohl die Lust an, alles wilde Gebaren rückgängig zu machen, und er überdachte die Wege zur Gemeinsamkeit zurück. Hier aber dehnte sich endlos Mühe und Frohn. Nicht schlimmer als jedem andern, nur für ihn schlimmer, der sich ständig der andern Möglichkeiten bewußt bleiben würde. Hier drohte Einziehung und Dienst am Vaterlande, erwarteten ihn Schützengraben, zerschmetterte Gliedmaßen, Tod vielleicht, und jede Umkehr verlangte einen Heroismus, vor dem er zitternd zurückbebte. So blieb nur übrig, weiter über den Völkern zu tanzen, obwohl es ihn zum erstenmal in seinem Leben mit einem großen Entschluß von höherer Welt her anwehte.

Solchen Schwankungen wurde plötzliches Ende bereitet durch neue Ereignisse, die Entschlüsse nötig machten. Die Proklamierung eines selbständigen polnischen Staatswesens durch den deutschen Kanzler spielte Obigkeit ungeahnte Trümpfe in die Hand und ließ sein Dasein, das seit langer Zeit die Zweckmäßigkeitskurve der deutschen Politik nachzeichnete, bis zum Siedegrad hochschnellen. „Polnisches", bis dahin verachtet und niedergehalten, wurde jetzt zum Trumpf, und wenn nunmehr Obigkeit aus seiner polnischen Gesinnung kein Hehl mehr machte und als jeheriger Pole mit bewußtem polnischen Nationalgefühl seinen Nachbarn sich zu erkennen gab, so wurde er überdies jetzt noch zum besonderen Schützling der nahe erscheinenden „Gazeta Olsztynska", die eine Woche nach der Proklamierung Polens ihre Artikelserie „Der Leidensweg des Polen Obigkeit in Deutschland" mit Numero I begann.

Nun erst erfuhr die Welt, daß Preußens hakatistische Politik den ruhigen und fleißigen Ackersmann Obigkeit beinahe um Haus und Hof gebracht. Daß Übergriffe von Gendarmen und Amtsvorstehern den Unglücklichen schwer am Leben geschädigt. Daß er — ein Schwerkranker — aus politischen Gründen zum Militärdienst eingezogen worden, weil die Behörden durch Uriasbrief des fast zugrunde gerichteten Opfers sich am besten entledigen zu können glaubten. Ein Kronzeuge des polnischen Patriotismus. Einer, der durchgehalten hatte, mochte

kommen, was da wollte. Durchgehalten selbst gegen seine engere Familie, die sich leider dem Kreuzrittergeist allzuleicht angepaßt und unterworfen habe. — Die „Gazeta Warszawa“ öffnete dem „Leidensweg des Polen Obigkeit“ ihre Spalten, dieser Leidensweg ließ die Presse in Paris, London und Amerika aufzischen, und das Recht der kleinen Nationen scholl als Feldgeschrei aus den Ententereihen. Wenig frommten Erwiderungen und Richtigstellungen in den deutschen Zeitungen. Auf Obigkeit richtete sich das Interesse der Welt, und der Abschied nehmende Regierungspräsident legte seinem Nachfolger als dringendste Aufgabe die Fürsorge für Obigkeits Wohl ans Herz. Der Gendarm Schmischke erhielt Auftrag, unauffällig aber um so unermüdlicher auf die Sicherheit des „Bedrohten“ zu achten. Während Obigkeit die ihn betreffenden Artikel den Siedlern vorlas, die erstaunten, welch weittragende Begebenheiten sich unter ihnen zutrugen, und den Gendarmen zum erstenmal eine Ahnung von den Gesetzen der Weltpolitik anwandelte.

In den Reihen der sauberen Siedlerstellen stand Obigkeits Hof wie ein verstockter Zahn. Die Jauchegrube schob sich weit in den Garten vor, und auf den Rosensträuchern, die im Mist erstickten, krähte der Hahn. Dachpfannen waren vom Wind auf den Boden geschlagen, die Löcher mit Strohwischen verstopft. Wo eine Fensterscheibe entzwei gegangen war, hatte man einen Pappdeckel gegen das Fensterkreuz gelehnt oder ein Federbett tagüber eingeklemmt. Der Schuppen starrte mit verfaulten Balken und Trägern hinter dem Haus, und im Stall stand der Dung, daß Pferd und Kuh kaum zur niedrigen Tür hinauskonnten. Was vordem trotz allem immer noch mit Scham empfunden, das bot sich jetzt auf einmal als willkommenes Mittel der Agitation an, und die zerlumpte Wirtschaft stand als heiliger Protest gegen den deutschen Hakatismus. Anuschkas kreuzritterliche Ordnung war in wenigen Wochen über den Haufen gerannt und ergab sich endlich wie in Kolablewschisna dem übergeordneten Willen des Mannes, nach Jahren hoffnungslosen Aufbegehrens dem Urschlamm von neuem sich vermählend.

Es fehlte jetzt nicht mehr an Mitteln zu üppigem Lebensgenuß, der auf dem übelriechenden Unrat seltsam phosphoreszierte. Staatliche Beihilfen suchten den Deutschlands Politik belastenden Niedergang aufzuhalten, dienten aber nur zu Branntwein für den Mann und Kognakkirschen für Anuschka, die, seit sie sich in das Unabänderliche gefügt, an allem Seinigen teilhatte, berauschender Stadtfahrten Genossin und seinem Leben aufs neue eingeflochten war. Dennoch hing die Öde des Tags mit grauem Herbsthimmel über ihnen, die, halb eingeschluckt von der wachsenden Erde, in der dunklen Stube einsame und freudlose Feste des Genießens feierten, allein unter den Dörflern, denen Seidenkleider, Liköre, Zigaretten, Torten versagt waren.

Als der riesenhaft gewachsene General mit dem breiten Schnurrbart, der noch die faltigen Backen überwuchs, nicht mehr tagüber am Kartentisch saß und jäher Zusammenbruch seine Tätigkeit zu Fall gebracht hatte, fing für Obigkeit eine Glanzzeit sondergleichen an. Polnische Propagandagelder zur Beeinflussung der Abstimmung im Allensteiner Bezirk flossen ihm weit über Begehr zu. Ein Expreßzug rollte ihn mit drei polnischen Masuren nach Paris vor das Angesicht Wilsons, wo er laute Anklagen eines Sprechers durch wehleidiges Aussehen und stummes Leuchten im Blick zu unterstreichen hatte. Er flog im Auto neben dem Agenten durchs Land, durch knirschende Zwischenrufe leidenschaftlichen Ausbruch

der Versammlung auslösend. Bis der Tag der Abstimmung alledem ein Ende setzte.

Man weiß, daß die Abstimmung jenes Bezirks ein überwältigendes Bekenntnis der Bevölkerung für Deutschland brachte, und niemand, am allerwenigsten Obigkeit, hatte ein anderes Ergebnis erwartet. In Neurußland genügte vollends Obigkeits Propagandatätigkeit, um auch den Zweifelhaften mit dem deutschen Stimmzettel an die Wahlurne zu treiben, und es war eigentlich sein Verdienst, daß nicht eine einzige polnische Stimme abgegeben wurde. Obigkeit selbst blieb mit seiner Familie an jenem Tage zuhause, saß auf dem Bettrand und erwartete, vor sich hinstarrend, gänzlichen Zusammenbruch wie an jenem Tage, da er den ersten Zusammenstoß mit dem preußischen Staat in Gestalt des Gendarmen Schmischke gehabt hatte. Anuschka ging hin und wieder, nach den Ereignissen des Dorfes über den Zaun spähend, fütterte das Kleinvieh und, nur unbestimmt Furchtbares ahnend, dem Mann und den eignen Gedanken ausweichend, machte sie sich zu schaffen, säubernd, was ihr in die Hände kam, und auf einmal voll Staunen über den Schmutz, der sie, die Stube und alles Ihrige in dicken Schichten deckte.

Die nächsten Tage brachten Angst und Zittern, denn es wurde ruchbar, daß die festlich erregte Bevölkerung hier und dort Polenfreunde, die bei der Abstimmung hervorgetreten, aus ihren Häusern herausgeholt und verprügelt hatte. In Neurußland dachte nun freilich niemand daran, sich an Obigkeit zu vergreifen, und jedem solchen Plan hätte schon Herr Schmischke, seiner politischen Verantwortung bewußt, einen Riegel vorgeschoben. Aber Obigkeit selbst, in der Gewißheit, daß seine ganze Herrlichkeit nun doch unter allen Umständen zu Ende war, ging einige Tage später streitgeladen durchs Dorf, sich fest vorsetzend, dem Schicksal ein neues Stichwort abzutrotzen.

Die Vorgänge, die in der Tat ein neues Kapitel in Obigkeits Leben herbeiführten, waren in kurzem diese: Am Schanktisch stehend, schrie er in die Gaststube, daß der Fleischer Grzesch ihm zwei Kühe gestohlen habe. Grzesch, davon hörend, eilte auf Obigkeits Hof, den Verleumder zu treffen, wurde von Obigkeit, Anuschka und den ältesten Söhnen überwältigt, mit Stricken an ein Rad gebunden und gepeitscht. Letzteres aber nur von dem durch den trefflichen Paragraphen geschützten Obigkeit selber. Von Grzeschs Schreien herbeigeholt, liefen die Leute herzu, brachen über den morschen Zaun und befreiten den Gefangenen, während Obigkeit in der Türe stand, den Staat um Vergeltung für diesen Hausfriedensbruch anrufend. Es muß leider gesagt werden, daß der Gendarm Schmischke ohne Ahnung dieser Vorgänge, von Tannenberg herkommend, sich auf einmal von erregter Volksmenge umringt sah, die drohend Obigkeits Entfernung aus dem Dorfe verlangte, widrigenfalls nicht höchste Politik sie abhalten würde, dem Unwesen des ewigen Ruhestörers ein endliches Ende zu setzen.

Ob es nun, wie Obigkeit in unzähligen Eingaben an das Landratsamt und die Regierung behauptete, dazu gekommen war, daß er eines Abends im Frögenauer Wäldchen von vermummten Leuten überfallen und windelweich geschlagen worden, entzieht sich infolge Mangels gutwilliger Zeugenschaft dem Urteil. Aber er setzte es, sein Recht auf Schutz der Minorität erpochend, durch, daß zwei Schupoleute in seiner Nähe einquartiert wurden, sein Haus und ihn selbst, wenn er lustwandelte oder auf dem Felde zu arbeiten die Absicht zeigte, bewachten und

Unheil fernhielten. Der ihn betreffenden Artikelserie der „Gazeta Olsztynska“ wurden vier weitere Nummern durch diese Ereignisse hinzugefügt, und das „Schicksal des Polen Obigkeit“ machte wiederum die Runde um die Welt, führte zur Protokollierung des Vorfalls vor der polnischen Konsularagentur in Allenstein und einem diplomatischen Notenwechsel zwischen den Auswärtigen Ämtern Warschau und Berlin.

Niemand wird zweifeln, daß seine Leibgarde für Obigkeit eine Quelle ständig sich erneuernden Stolzes war. Er fühlte sich für angemessene Beschäftigung der Schupoleute verantwortlich und machte Gänge, nur damit die beiden ihm folgen mußten. Dennoch, nachdem er die polnische Staatsangehörigkeit erworben hatte, war er eines Tages verschwunden. Seine Spur führte nach Hohenstein, und einige behaupteten, daß er nach Soldau in das neu zu Polen geschlagene Gebiet gefahren wäre. Genaues wußte aber nicht einmal Anuschka, die die ersten Tage, immer in der Erwartung, daß er bald zurückkommen müsse, das Zimmer nicht verließ und in dumpfer Ergebenheit mit dem aus besserer Zeit zurückgebliebenen Branntwein aufräumte. Bis auf einen kleinen Rest, den sie als Willkommentrunk aufhob. Der Augenblick, in dem sie die Flasche fest verstöpselte und hinter das Bett stellte, war der erste voller Klarheit über ihre Lage. Sie schlief wenig in der Nacht, und am folgenden Morgen trieb sie schon früh den Knecht und die ältesten Söhne an die Arbeit und begann das Haus zu scheuern und von da die Gemüsebeete hinter dem Haus auszujäten und mit den beiden ältesten Mädchen den Kleintierstall zu reinigen. Am Mittag schalt sie über das verwahrloste Geschirr, und als der Knecht ein Maul zog, warf sie ihn kurzerhand hinaus und langte mit derartigem Ungestüm in das eingeschlafene Gehirn der Söhne, daß diese sich schweigend an die Arbeit begaben und, ihre Knochen fühlend, nach Feierabend sich auf die Bank streckten und einschliefen, zum erstenmal des Segens der Arbeit teilhaftig. Als sie wegen einiger Verrichtungen nicht genau Bescheid wußte, schlug sie sich das Tuch über den Kopf und ging den Nachbar um Rat fragen. Der und einige andre kamen hinzu, standen um das Haus und gaben Bescheid, und einer, der noch Fensterglas zuhause hatte, erbot sich, am nächsten Feierabend die Scheiben einzusetzen, und ein invalider Tagelöhner machte sich daran, den Zaun in Ordnung zu bringen und neue Pflöcke einzurammen. Die Siedlung begann sich in die saubere Reihe der Anwesen einzufügen.

Nach etwa vierzehn Tagen kam die Tochter des Gastwirts gelaufen und brachte Weisung, den Wagen anzuspannen, weil einige Sachen von der Bahn abzuholen wären. Verwundert ließ Anuschka die beiden Braunen von der Egge nehmen und an den Wagen spannen und schickte den kleinen Sohn zur Bahn, voll Spannung, was da kommen würde. Als sie vom Zaun dem Gefährt entgegenwartete, sah sie, daß eine ganze Familie, aber mit nur wenigem Gepäck wie auf schneller Flucht zusammengerafft, sich näherte. Herr Ehresmann und einige Kinder gingen zu Fuß, die Pferde zu schonen, und im Wagen saß nur die alte Großmutter und Frau Ehresmann, ein Kind im Arm und eins auf dem Schoß, das sie durch Hopp-hopp zu beruhigen suchte. Anuschka nahm es wohl auf, daß der Mann und die ältesten Kinder zu Fuß daneben gingen, obwohl sie müde und abgejagt aussahen, als wären sie schon Tage auf beschwerlicher Flucht.

Und so verhielt es sich auch. Ehresmanns waren aus dem Soldauer Gebiet vor den Mißhandlungen der Polen geflohen, hatten des Nachts durch die Fenster

flüchten müssen, außer einigen Koffern alles im Stich lassend, um wenigstens das nackte Leben zu retten. Der schlimmste Peiniger aber wäre Obigkeit gewesen, der als Mitglied einer polnischen Haubande an den Deutschen des plötzlich an Polen gefallenen Gebiets Rache für die wahrscheinlich nur eingebildeten Schläge im Frögenauer Wäldchen genommen habe. Er habe sich in Ehresmanns Hof in Tautschken eingenistet und, ständig betrunken und von ähnlichen Kumpanen unterstützt, habe er mit Fäusten und Knüppeln auf alles Deutsche eingedroschen, die Fenster entzwei geschlagen, die Hühner und Schweine aus dem Stall gejagt und was dergleichen Späße, bei denen er schallend gelacht, mehr waren. Schließlich, da er in Polen sich von neuem ansiedeln wollte, wäre er darauf gekommen, mit Ehresmanns, die auf deutschen Boden zurückstrebten, den Hof zu tauschen. Hätte, kaum den Namen und die Lage seines Grundstücks angebend, mit einigen Burschen sie Nachts davongejagt, noch jedem von ihnen, wie sie sich durchs Fenster zwängten, mit einem Gummiknüppel über den Hintern schlagend, während eine Menge Polen, von Obigkeit zu dem Schauspiel eingeladen, herumstanden und zuschauten, bis es selbst diesen zu viel geworden wäre und sie ihren weiter ungefährdeten Rückzug erwirkt hätten. Des Nachts wären sie gewandert, hätten tagüber aus Furcht im Walde gelegen, immer ohne Nahrung, in der nächsten Nacht sich weitergeschleppt, in Sümpfen verirrt und endlich an unbewachter Stelle die Grenze überschritten, wo deutsche Landsleute sie aufnahmen und hierher wiesen. Und so wären sie nun eben hier, um den getauschten Hof zu übernehmen.

Anuschka glaubte wohl, daß alles sich so verhielt und daß Obigkeit in einigen Tagen oder Wochen kommen würde, um sie und das Ihrige aufpackend wiederum an neuer Stelle sein Leben zu beginnen. Und schon sah sich Anuschka inmitten Kisten und Kasten wiederum auf einen Wagen geladen, auf Bahnhöfen herumliegen, schreiende Kinder beruhigen, und wiederum auf die Schlauheit des Geriebenen angewiesen, der einen neuen Schmischke finden würde, bis er es mit ihm verdarb. Und so würde sie die Wanderung fortsetzen, die die Welt nun seit einigen Jahren begonnen hatte und die noch lange, lange nicht zu Ende war. Und wiederum würde der Unrat von draußen in die Innenwirtschaft dringen und sie verschlingen und verschlammen, und die beste Sau würde aus dem Kofen geholt werden. Und so würde es weiter und immer weiter gehen. Aber der so seltsam übermittelten Weisung des Mannes gehorchend, fing sie doch an, die Sachen zum Packen zusammenzustellen und sich langsam auf den Fortzug einzurichten.

Ehresmanns, das mußte sie sehen, waren ordentliche Leute. Sie gingen Anuschka vom frühen Morgen bis zum späten Abend an die Hand und kannten es nicht anders. Und man hätte an dem Gedeihen des Hofes seine Freude haben können, wenn man genau gewußt hätte, wem von ihnen die Freude eigentlich zuwuchs. Denn es vergingen Wochen, ohne daß von Obigkeit eine Kunde kam, und es wurde deutlich, daß der Hof auf die Dauer zwei so große Familien nicht ernähren konnte.

Es war in jenem Sommer nach der Abstimmung, als die Polen, in ihrem leichtsinnigen Krieg gegen die Bolschewisten ständig zurückgeworfen, schließlich um Warschau eingeschlossen waren und die Russen bis Soldau vordrangen, alles Polnische zu Paaren treibend. Wenn es später durch die französische Hilfe auch anders kam, so gab es damals Tage und Wochen, in denen niemand mehr das Geringste auf Polen gegeben hätte. Und an einem solchen Tag kam Obigkeit

abgerissen und bestaubt nach Neurußland zurück, suchte zuerst seine beiden Schupobeamten auf und begab sich, von ihnen begleitet, unter allgemeinem Auflauf nach seinem Hof, wo auch der Gendarm Schmischke sich einstellte.

„Was machst du hier!“ schrie Obigkeit die Frau Ehresmann an, die gerade mit Eimern aus dem Stall kam. Und als Anuschka und Herr Ehresmann heraustraten und die Kinder aus der Tür drängten oder sich an den Fenstern die Nasen platt drückten, gab er an, Ehresmanns nicht zu kennen, und verwies ihnen den Aufenthalt in seinem Haus, wenn sie nichts Schriftliches vorweisen könnten. Und dann drohend auf Anuschka zugehend: „Du polnischer Misthaken, du! Wer hat dich geheißen, fremdes Gesindel hier aufzunehmen, fortgelaufenes polnisches Pack!“ Unter vielem Schreien, Toben und Schimpfen wurde den Schupomännern, Schmischke und den Nachbarn, obwohl sie alles wußten, der Zusammenhang auseinandergesetzt. Aber Obigkeit blieb dabei, nichts zu verstehen.

„Was?“ schrie er. „Ein Pole soll ich sein? Nach Soldau soll ich ziehen? Was, ihr Hunde, das wollt ihr einem deutschen Mann zutrauen, daß er sich in dem polnischen Dreck sielt? Geht nach euerm Hof zurück und seht, wie er aussieht! Und gegen diesen Misthaufen soll ich meinen saubern Hof hier tauschen?“ Und als er daran erinnert wurde, wie er selbst als polnischer Agent während der Abstimmung herumgereist, und von Ehresmann, wie er noch jüngst im Soldauischen der schlimmsten Deutschenfresser einer gewesen, wurde er krebsrot vor Zorn und brüllte, daß man wohl Dummheiten machen könne, wenn man sie nur beizeiten einsehe. Jetzt wäre er Deutscher und bliebe deutsch! Und während die kleinen Rattenohren sich ganz an den runden Kopf klemmten, riß er den Arm in die Höhe und begann zu singen: „Deutschland, Deutschland über Alles!“, mit dem ganzen Leibe das Zeichen gebend, daß alle einfallen sollten in seinen Gesang.

Anuschka sah ihn mit großen erstaunten Augen an. Und auf einmal sah sie in ihm die Verkörperung all der unheimlichen, unbegriffenen Mächte, die über dem Leben geistern. Wie er dastand, und das heisere Gebrüll, in das niemand einstimmen mochte, noch in Fetzen aus seinem Maule hing und der Vaterlandsgesang Widerhall wecken und zudecken wollte, was hier an geschundenen Gliedern und Angst und Qualen und Heimatlosigkeit verbrochen war — stand nicht überall in der Welt einer so vor einem Häuflein Menschen und glaubte, aufreizen und zudecken zu können, was unter dem Schall der großen Worte geschah? Hampelten nicht überall lächerliche Popanze über den Dörfern der ewigen Erde, knatterten wie Peitschen über dem Ackerboden? Alle, die den bunten Mantel Vaterland um ihren geilen Vorteil flattern ließen, die am Schicksal der Völker sich mästeten, alle, alle tanzten sie in der Ratte Obigkeit vor ihren Augen. Er war sie alle, und alle waren er und blähten sich im Sturm der Geschichte. Diese stürzten sich in die Krämpfe der Erde und rissen an den Wundrändern, daß sie nicht heilten, und hetzten die ewige Wanderschaft vorwärts, daß sie nicht abriß. Sie gaben das Gekläff der Hunde um die Heerzüge und das Hohnlachen über den Besiegten. Die selbst Unfaßbaren, die Unverwundbaren, die immer ein Paragraph der Erde schützte und schützen würde in alle Ewigkeit.

Sie überflog mit ihren Augen das Gehöft mit den Spuren frischer Arbeit, das keimende Wachsen und Gedeihen in Garten und Feld, und wußte, daß das jetzt alles ein Ende haben würde. Und sie brach, auf den Mann stierend, in die Kniee und gab einen Laut wie Grasnabe, wenn der Pflug in sie fährt.

Der Anteil der Deutschen und der Italiener an Südtirol

Von

Adolf Helbok

Oft und eindringlich wird heute dargetan, daß Südtirol bis Salurn deutsch ist. Und zu dieser Tatsache der Gegenwart stellt man jene der Vergangenheit, daß deutsche Urkunden, deutsches Rechtsleben dort immer blühten, und vor allem wird mit Fug rühmend vermerkt, daß das deutsche Südtirol mit seinen Dichtern und Künstlern in die vorderste Reihe der Bannerträger deutscher Kultur getreten ist, etwa wenn Walter von der Vogelweide oder Oswald von Wolkenstein, der letzte Minnesänger von Bedeutung, wenn das Verdienst der Erhaltung des Kudrunliedes oder die Blüte des Volksschauspiels angezogen werden oder wenn man auf Michael Pacher als Meister der Gothik in ihrer rein germanischen Richtung hinweist, Geister, die mit ihren Werken die höchste Stufe deutschen Könnens erklommen.

Wie es möglich wurde, daß in so kleinem Lande soviel Kraft deutscher Art in den höchsten Regionen des Könnens hart an der Grenze welschen Wesens zum Durchbruche kam, ist wohl keine müßige Frage. Denn ein Grenzland steht immer im Kreuzfeuer der Einflüsse, und höchste Leistungen auf dem Gebiete des typisch völkischen Wesens können nur aus reinvölkischer Seele aufsteigen, nicht etwa aus einer noch so anregenden Kulturmischung. Denn zum tiefsten Kerne deutscher Gothik, der im vollendeten Herausarbeiten des seelischen Momentes liegt, hätte doch nie der auf die gefällige äußere Form eingestellte Sinn des Welschen anregend, sondern nur veräußerlichend wirken können.

Wie also kam unser Grenzland trotz der Gefahr der teilweisen oder zeitweisen Ablenkung von seiner deutschen Seele doch zu solch hohen germanischen Werten? Es war eben einst kein Grenzland! Nicht bei Salurn, sondern viel tiefer ging die deutsche Grenze gegen Welschland.

Daß das heutige Deutschsüdtirol kein Grenzland, sondern bis in jüngste Vergangenheit deutsches Binnenland war, soll hier dargetan werden. Und damit zugleich, daß das deutsche Volk, genau genommen, ganz andere Forderungen an Italien zu stellen hätte als nur die Salurner Grenze.

Wenn der Faschismus heute die Kühnheit hat, die Deutschen Südtirols nördlich Salurn, wo sie seit dem 6. Jahrhundert, also seit 1400 Jahren, ununter-

brochen geschlossen siedeln, als Eindringlinge in das römische Reich zu erklären, das, selbst auf diesem Boden Eindringling, nur etwas mehr als ein Viertel dieser Zeit dort zu herrschen vermochte, dann könnten wir die berechtigte Behauptung aufstellen, daß südlich Salurn bis zur Südspitze Alttirols 1000 Jahre mindestens deutsche Art herrschend war, und die ebenso berechtigte Forderung stellen, daß dieses uns entzogene Land zu uns gehört.

In der Urzeit war Tirol natürlich nicht jene Einheit wie heute. Vom Norden und Süden her trugen die primitiven Kulturen der Steinzeit die Besiedlung ins Bergland. Langsam rückten diese Siedlungsströme gegeneinander, und noch in der Bronzezeit lag das Gebirge der Zentralalpen abschreckend und wenig begangen dazwischen.

Gleichwohl wurde schon am Ausgange der Steinzeit der Brenner und Reschen-Scheideck betreten, und in der Bronzezeit waren diese Pässe viel begangene Handels- und auch Völkerstraßen.

Erst in der sogenannten Eisenzeit, seit etwa 1000 v. Chr., gleicht der Brenner einer Klammer, die den Norden und Süden des Berglandes fest zusammenfaßt. Von jetzt ab pflegt jedes eindringende Volk immer die Täler beidseits des Alpenkammes zu besetzen, damit schon jetzt den Grundstein für die künftige Einheit setzend. So die illyrischen Veneter aus dem Südosten, denen die Breones und Venostes südlich des Brenner, aber auch Teriolis nördlich desselben angehörten. Um 500 v. Chr. war das Land ethnisch und kulturell einheitlich geworden, da sich Veneter, Ligurer und Proto-Italiker, letztere beide Reste der Ureinwohner im heutigen Welschtirol, staatlich vereinigt hatten.

Als die Kelten südlich und nördlich der Alpen gegen Osten vordrangen, faßten sie im Süden des Landes, etwa im heutigen Welschtirol, Fuß. Mehr Bedeutung gewannen hingegen die Etrusker für Tirol, die, von den Kelten besiegt, aus Mittelitalien in den Bergen Schutz suchten. Sie vereinigten sich bald mit den Bergvölkern des Landes und bildeten mit den Venosten, Breonen, Genaunen, Fokunaten, Isarkern u. a. eine Einheit, welche der Latene-Kultur abgewandt war und Tirol als eigenen Kulturkreis mit großer Altertümlichkeit der Umgebung gegenüber erscheinen läßt.

So bestand schon eine ausgesprochene Landeseinheit, als die Römer ins Land kamen, es im Jahre 15 v. Chr. mit dem übrigen Rätien bis zur Donau eroberten und zu einer Provinz machten. Bei dieser beließen sie einen breiten Strich südlich des Alpenkammes, indem sie sich an die venetisch-etruskische Volksgrenze hielten, und damit kam die südliche Hälfte des heutigen Südtirol zur Provinz Italien. Die Gegend von Meran etwa bis nach Klausen war damals die Grenze zwischen der römischen Provinz Rätien und der Provinz Italien.

Schon die Römer also anerkannten wenigstens den inneren Zusammenhang des Landes nördlich und südlich des Brenner. Aber selbst das zur Provinz Italien geschlagene Land südlich Merans wurde nicht einmal römisches Volksgut, denn es erfolgte etwa nicht eine römische Einwanderung größeren Stils, es waren nur römische Sprache und Kultur, welche die Romanisierung der verschiedenen Alpenvölker besorgten. Das ist heute durch die Forschung erwiesen.

Bis zum Eindringen der Ostgothen in der Völkerwanderung war also ganz Tirol so gut und so wenig römische Provinz wie das Bodenseegebiet, das Neckarland u. a. Im Limesgebiet weiß man wenigstens von der Niederlassung römischer

Veteranen da und dort, in Tirol konnte dies bisher noch nicht nachgewiesen werden. Es war nur das Durchzugsland des römischen Verkehrs.

Und schon nach vierhundertjähriger Dauer begann die römische Herrschaft ihr Ende zu nehmen.

Die Gothen, an die Gossensaß und der eigenartig germanische Habitus der Bevölkerung um Meran, des Sarntales und Passeiers erinnern, und die Verona, das alte Bern, zu ihrer ersten Hauptstadt machten, bevölkerten das Land aus ihrem Blute viel eher als die Römer, denn sie wanderten im Volksverbande heran und konnten sich, dank Theodorichs Macht, auf einem Drittel des Landes der Eingeborenen niederlassen. Noch heute fallen an den Passeirern die herrlichen schlanken Gestalten, freie Bewegung, blaues Auge, blondes Haar und edle Züge des Gesichts auf, und Beda Weber pries 1837 die Schönheit der Mädchen, deren blondes Haar aufgelöst bis zur Ferse reicht.

Eine zweite germanische Volks- und Kulturschicht legten die Langobarden darüber, die anthropologisch in einem großen Teil der heutigen Welschtiroler weiterleben, da sie sich rasch romanisierten, weil der größere Teil von ihnen auf römischem Volksboden in Oberitalien, der heutigen Lombardei, sich niederließ. Trient wurde Sitz eines Langobardenherzogs, und in Civezzano wurde ein langobardischer Sarg gefunden, der deutlich genug von germanischer Kunst spricht. Das Motiv rhythmischer Verschlingungen in der Kunst, dem germanischen Wesen, vor allem seinem Denken, engverbunden, zeigt ein Kreuz aus Goldblech, auch aus einem Grabe von Civezzano. Germanische, jedenfalls auch langobardische Funde sind bis jetzt in Trient, dann in Lavis, Cavedine der Trienter Gegend, in Aldeno der Roveretaner Gegend, in Cuneo, Cloz und Vervo des Nonsberg und in Borgo des Suganatals gemacht worden und liegen im Innsbrucker Museum. Eine wissenschaftliche Erschließung welschtiroler Museen und Grabungen könnte das Bild der frühgermanischen Kultur im südlichsten Landesteile wohl bedeutend vertiefen.

Die schwankende langobardische Staatsgrenze lag lange bei Mezzolombardo, Mais bei Meran ist der nördlichste Ort dieses Germanenvolkes in Tirol.

Im 6. Jahre kamen die Baiern ins Land, stiegen über die Zentralalpen und rückten in den Talkessel von Bozen. Baiern und Langobarden standen sich fortab feindlich gegenüber, was doch für die Dichtgedrängtheit ihrer Interessen spricht, und im Reiche Karls des Großen waren beide gleichgestellte Glieder. Ihre Volksgrenze wurde schließlich die Salurner Klause, Bozen wurde Sitz der bairischen Grenzgrafen.

Nun entstanden am Gartensee (Gardasee!), am Ledersee (Ledrosee!), am Idersee (Idrosee!) und der Berner Klause deutsche Grafschaften, während das Bistum Trient als deutsches Fürstentum aufwuchs.

Demnach hat sich über die alten urzeitlichen Siedlungsräume des heutigen Deutsch- und Welschtirol eine dreifache Schicht germanischen Volkstums gelegt, natürlich mit verschiedener örtlicher Verteilung, während eine förmliche römische Niederlassung nicht erweisbar ist.

Die romanisierte urzeitliche Bevölkerung ligurisch-illyrisch-etruskischer Herkunft ist in den heutigen Ladinern des Fleimstales, des Fascha, Grödens, Ennebergs, Buchensteins und des Sulzbergs erhalten geblieben als ein Volksgemisch,

das keineswegs je ein Latein sprach, sondern eine latinisierte Mischsprache urzeitlicher Völker.

Wenn heute Italien aus der Römerzeit her auf die Ladiner Anspruch erheben dürfte, dann hätte das deutsche Volk noch mehr Anspruch auf jene Gegenden des heutigen Welschtirol, die im 9. Jahrhundert etwa deutsche Grafschaften waren und bis dorthin schon mehr oder weniger 400 Jahre germanische Siedler aufweisen.

Von dieser ersten germanischen Niederlassung in den überlieferten Räumen zeugen die Orte der sippenmäßigen Ansiedlung der Wanderzeit durch die Gestalt ihres Flurbildes und noch manche in der Urgestalt erhaltene Namensformen. Das Haufen- oder Gewanndorf ist eine rein germanische Dorfform. Sie besteht bekanntlich in der regellosen, haufenmäßigen Anlage der Häuser, die nicht nach einer Straße orientiert sind, wie etwa die an der Gasse eng zusammenrückenden welschen Häuser, und welche die sogenannte Gewannflur um sich haben, ein System streifenartiger Äcker bestimmter Struktur, das durch die Agrartechnik und den Pflug der Germanen bedingt ist. Aus dem Bereiche des Bozener Kessels zieht das System dieser Haufendörfer über Salurn bis Ala, ja sogar bis Rivalta auf altitalienischem Boden, und ebenso weisen die Seitentäler der Etsch, vor allem das Valsugana und das Fleimstal, teilweise dichtere Gruppen auf.

In der Zeit der sippenmäßigen Niederlassung wurden die Ortsnamen derart von den Germanen gebildet, daß an den Namen des Sippenältesten die Silbe -ingen oder -ing angehängt wurde. So haben wir heute im Pustertal um Bruneck die Orte Issing, Reiperting, im Etschtal Marling, Basling, Hafling, Moritzing, Glaning, Afling, Tötschling, Panitzing, bei Salurn Kurtining.

An diese erste Niederlassung schloß sich im Laufe des Mittelalters eine gewaltige Kolonisationsarbeit der Deutschen, welche ein weites Gebiet der Urwälder rodeten. Der Bischof von Trient berief deutsche Unternehmer, so leitete er z. B. die Rodung der Gegend Vielgereut (Folgaria) in die Wege, und der also in Tirol von den Deutschen erschlossene Raum umfaßte schließlich ein Vielfaches des alten urzeitlichen Siedlungsraumes. Durch die Kraft eigenen Volkstums ist also nicht bloß dieser alte Raum germanisiert worden, sondern es wurde ein vielfach größerer durch die Kraft deutscher Arbeit der wilden Natur abgerungen, nicht mit dem Schwert, nicht durch brutale Eroberung, sondern durch Arbeit und Schweiß verdient.

Bis etwa 1600 war all dies Land unbestritten und mindestens der Mehrheit nach deutsch. Es war die Zeit, da vom heutigen Welschtirol das Nonsberg, Sulzberg, das Etschtal bis Trient, große Teile Judikariens, das Sarcatal von Toblino bis Riva, das Plateau von Lavarone, Vielgereut und Lusern mit den Sieben und Dreizehn Gemeinden unbestritten deutsch waren.

Da brach die erste Katastrophe über das Deutschtum herein. Im Zeitalter der Gegenreformation begünstigte der katholische Klerus das der Kirche treu gebliebene Romanentum, weil er in ihm ein Bollwerk gegen den Protestantismus sah. Vor allem das Bistum Trient wurde nun welsch. In die rätoromanischen Dialekte drang das Italienische ein, die ladinisch-italienischen Mischgebiete des Nonsberg, Sulzberg, des Fleimstals schaffend. In den größeren Orten machte sich italienische Intelligenz breit, gestützt durch die damalige Blüte italienischer Kultur. Dem Deutschtum ward nach dem wirtschaftlichen Niedergang des Mutterlandes nach dem dreißigjährigen Kriege und dem damit verbundenen vorüber-

gehenden Niedergang seiner Kultur kein Rückhalt geboten, und so war das Italienische schließlich sogar zeitweise die Hofsprache zu Innsbruck, wo man italienische Literatur verehrte und auf den deutschen Bauern geringschätzig herabsah. So entstand allmählich die heutige Sprachgrenze bei Salurn, vor allem auch noch durch Metternichs Verschulden, der die Verwelschung begünstigte, als Habsburger als italienische Fürsten regierten und ihre Hof- und Modesprache das Italienische war. Aus Popularitätshascherei führte man sogar die italienische Amtssprache ein. Künstliche Übersetzungen deutscher Ortsnamen kamen damit auf und sind heute traurige Zeugen einstiger deutscher Herrschaft wie etwa: Klöß (Cles), Pfund (Fondo), Kronmetz (Mezzocorona), Toblein (Toblino), Arch (Arco), St. Reif (Riva), Kogel (Cogolo), Königsberg (Lavis), Burg (Borgo), Löweck (Levico), Rundschein (Roncegno), Tornstein (Torcegno), Strengen (Strigno), Zimmers (Cembra).

Man muß festhalten, daß heute unbestritten welscher Volksboden an Stelle des älteren deutschen steht, der an tausend Jahre herrschend war, ehe die welsche Flut in sein Gehege trat.

Noch heute ermöglicht ein anthropologischer Vergleich, auffallende Unterschiede zwischen dem heutigen welschen und deutschen Tirol festzustellen. So ist die Brachyzephalie (Rund- oder Kurzköpfigkeit) dieses altdeutschen Gebietes 50 Prozent im Durchschnitt, während die des heutigen deutschen Tirol 53 Prozent ist. Dann birgt es Gebiete, welche stark über das deutschtirolische Mittelmaß der Dolichozephalie (Langschädligkeit) von 1,8 Prozent hinausragen: Judikarien hat 6,4 Prozent Langschädler, Cembra 6,7 Prozent und das Fleimstal 5 Prozent. In der Hyperbrachyzephalie (besonders ausgeprägte Rundköpfigkeit) erreicht unser altdeutsches Gebiet nur 26 Prozent, das heutige deutsche Tirol hingegen 42 Prozent. Vor allem fällt aber das Vorherrschen des langen Gesichts bei den Welschen des altdeutschen Gebietes auf, was im Zusammenhange mit ihrer stärkeren Langschädligkeit sicher nicht für echtes Romanentum spricht.

Natürlich, demjenigen, der nur als Reisender, nicht als messender Anthropologe in Welschtirol beobachtet, fällt nur die Tatsache ins Auge, daß ein Vorherrschen des dunklen Typs vorliegt, und doch ergeben anthropologische Untersuchungen, daß 14 Prozent dem hellen Typ zugehören und ebensoviele blauäugig sind.

Auf diese merkwürdig starke Einstreuung nordischer Artung innerhalb der Welschtiroler, die eben in hohem Grade welsch redende und welsch sich fühlende Germanen in sich bergen, geht auch die Tatsache zurück, daß Tirol und Niederösterreich jene Länder des alten Österreich sind, die weniger Mischtypen haben als die anderen, und ferner die weitere auffallende Tatsache, daß der Durchschnitt der Dolichozephalie in Süddeutschland nach Ranke 1 Prozent ist, während er in Tirol nach Messungen Tappeiners 1,8 Prozent beträgt.

Viel feiner und präziser wird eine künftige anthropologische Forschung den Grad germanischen Bluteinschlages feststellen können, wenn sie einmal die somatischen Erscheinungen in ihre Elemente auflöst, was bekanntlich im Falle der Sprachforschung, wo man heute die geographische Verbreitung der Laute ins Auge faßt, zu tiefgreifender Erkenntnis führte.

Man bedenke nur, daß die Indexzahlen, die aus dem Verhältnisse von Schädellänge und -breite errechnet werden, oft Brachyzephalie ergeben, während der gemessene Schädel doch oft länger als der eines dolichozephalen Index ist.

Schon Zuckerkandl wies 1883 darauf hin, daß es in Österreich oft merkwürdig sei, wie dolichozephal aussehende Schädel bei der Messung subbrachyzephale oder brachyzephale Indizes ergeben. Auch Kraitschek fand bei Messungen an Österreichern bei 19 cm Schädellänge oft nur brachyzephale Indizes, dabei ist die durchschnittliche Schädellänge deutscher dolichozephaler Gebiete etwa 18 cm.

Auch die Ladiner, die sich nicht zu den Italienern bekennen, zeigen deutliche und zahlreiche Spuren germanischer Art an sich. Die Enneberger sind groß gewachsen, die Westladiner nicht selten blond, wie Toldt feststellte.

Man könnte vielleicht den Einwand erheben, daß die Langschädligkeit der Welschtiroler auf das Einströmen kalabrischer Schädel aus dem Südwesten Italiens zurückzuführen sei. Aber dann bliebe die Langgesichtigkeit und vor allem der relativ hohe blonde Habitus unerklärt, der gerade in den abgelegenen Teilen welschtiroler Täler sich zeigt und damit den Beweis erbringt, daß eine ältere germanische Körperbeschaffenheit dort in unsere Tage überliefert wurde, wo der Verkehr sie nicht so leicht auszuspülen vermochte.

So ist also das Ergebnis unserer anthropologischen Betrachtung, daß das heutige Welschtirol noch viele germanische Eigentümlichkeiten aufweist, die zeigen, daß die deutsche Vergangenheit noch deutlich in den Gesichtern der Menschen steht. Im übrigen ist ja bekannt, daß viele welschtiroler Bauern im Falle einer Abstimmung für Deutschland optieren würden.

Stellt man die verschiedenen Einzelergebnisse unserer Erörterung zusammen, so verdichtet sich der Eindruck in dem Urteil: das heutige welsche Südtirol südlich Salurn ist ein von den Italienern dem Deutschtum entfremdetes, einst deutsches Grenzland.

Der kurzweiligste Bursch des Kirchspiels

Von

Hans E. Kinck*)

Es war Morgen.

Seebrise, die sachte über das schmale Eid (Landenge) hinstrich, wo der Bach ihr mit trägem Auslauf begegnete; in den runden Halmen des Strandgrases spielte mutwilliges Neigen und Nicken; alles wollte sich wippend und tänzelnd an den Boden schmiegen, wollte kosen auf dem Strandwall unterhalb Isaks neugezimmerter, hellstrahlender Hüttenwand.

Es war Hochzeitsmorgen hinter der neuen, hellen Hüttenwand.

Brigt Hasleplasset (Haselkate) ließ dösig die Beine vom Poller der Schiffsbrücke baumeln und sah dem Wippen und Spielen auf dem Hüttenstrand zu.

. . . Heissan, deissan, heissan — dei . . ., die durchtanzte Nacht saß ihm noch in den wunden Füßen.

*) Berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von Ellinor Drösser.

Er zerfloß, zerfloß! Er saß hier gar nicht wie einer, der mit seinen Augen wahrnahm, mit seinen Sinnen empfand; nein, seine Sinne waren selbst das Blinken der See hinter dem grasigen Strandwall, sein Auge war selbst das Nicken der grünen Halme. Er zerfloß! . . .

„Das ist der Morgen nach Maris Hochzeit, Du! Brigt!" weckte er sich plötzlich selbst. Sein Sinn wandelte sich so geschwind, wie sich der Stahlschimmer auf der Schmuckfeder des Vogels verliert, wenn er wendet. Ja, — denn die Halme dort drüben, die neigten sich vor den beiden, und die nickten um der beiden willen! — es war der Morgen nach der Hochzeit . . . . .

. . . Aber sie sollten sich in Acht nehmen, die beiden! Er konnte zur gefährlichsten Glasscherbe ihres Hofplatzes werden, die das Muntere und Zärtliche, das da spielte, zerschnitt, daß Blut kam! . . .

Die Brautschuhe, die er ihr gefertigt, sollte sie ihm nie bezahlen! . . .

Isak stand drüben vor der Hütte auf der Steintreppe, in Hemdärmeln, breit und licht und sicher, blickte über den Sund; schritt dann gemächlich übers Eid der Brise entgegen, keck und frisch als wäre er selbst eine Brise, schob den Kahn vom Ufer, kam herübergerudert. Und Mari, die junge Frau, blieb zurück und verbarg sich an ihrem ersten Ehetage vor den Augen des Dorfes. Brigt sah ihren Rocksaum drinnen im Flur; und allein an dem wippenden Rocksaum sah er, daß sie heiter und froh war.

„Das waren heiße 24 Stunden für's Rebekklein!" blinzelte er denen auf der Brücke zu — um ihn herum hockten auf Treppen und Pfählen eine Menge Mannsleut in Hemdärmeln mit wundgetanzten Sohlen und druselten in der Sonne vor sich hin.

„Rebekklein?"

„Nun, das Weib des Isak Beim-Bächlein. Stimmt's etwa nicht?"

Der Brigt sei nicht übel! ermunterten sie sich lachend — sie schielten zur Hütte hinüber; besahen auch ihn sich verstohlen — sie hatten bisher gar nicht gewußt, daß er so kurzweilige Possen treiben konnte.

Isak legte in dem Augenblick bei der Brücke an, sprach zu ihm hinauf:

„Ich bin in Deiner Schuld, Du, Brigt!" Es strahlte rötlich von kräftigen, frohen Backen.

„Du!? Nein, weiß Gott, stehst Du nicht in meiner Schuld, Väterchen Isak beim Rebächlein!"

Isak sah ins Boot, wenig erbaut von dieser verlängerten Anrede.

„Die Tanzschuh!" sagte er.

„Die vom Reb—, wollt' sagen von der Mari. O—ch!" schlug er's in den Wind, — darüber würden sie schon noch einig werden. — —

Und Isak Beim-Bächlein ruderte unverrichteter Dinge zu den Fischgründen, wo der junge Köhlerfisch schwärmte.

Mari blieb im Flur; sie konnte ihm von hier mit den Augen folgen und beobachten, ob sie heute zum ersten Mittagessen ihrer jungen Ehe frische Fische bekämen.

Brigt glitt in seinen Kahn unter der Schiffsbrücke; — jetzt sollten sie einmal etwas Lustiges erleben, lachte er. Er paddelte langsam zum Eid hinüber, machte ein paar Schritt den Strandhang hinauf, hielt dann listig an, so als ducke er sich ein wenig, sah sich um; machte dann wieder ein paar Schritt, blieb wieder stehen und starrte hinauf auf den fröhlich-wippenden Rocksaum im Flur.

Der andere Kahn zog die Ruder ein, noch bevor er die Fischgründe erreicht, — stutzte. Brigt verharrte. Der Kahn dort draußen drehte unschlüssig, ruderte vorsichtig zum Ufer.

Brigt trottete gemächlich zum Boot, paddelte zurück.

„Gibts heute mittag keine frischen Fische, Väterchen Isak Beim-Bächlein?" rief er vom Poller zum Boot hinüber.

„Nein," antworte es kurz.

Und die Burschen pruschten los. Sie brüllten vor Lachen, als Isak erst weiter weg war.

Sie lachten heute zum erstenmal über Brigt Hasleplasset; aber dafür lachten sie auch derart, daß sie von den Pfählen und Stufen kollerten.

Am Morgen darauf lagen 8 Kronen in blankem Silber auf der Türschwelle vor Brigts Hütte; er stieg den ganzen Tag vorsichtig über sie hinweg. In der Frühe des nächsten Morgens fand Isak das Silber wieder in Maris Holzschuhen im Flur — er war leise aus dem Bett geschlüpft, um sie ihr herein zu holen, bevor sie aufstand.

* * *

Es war Sommer, in der Stadt.

Eines Morgens ging Brigt Hasleplasset an Bord des Fjorddampfers, mit dem auch Rebekka heimreiste. Er war ein paar Tage nach ihr in die Stadt gekommen; er hatte seither bei jedem abgehenden Dampfboot gelauert, bis heute. Aber warum, wußte er selbst nicht so recht.

Er eilte aufs Back vor; so weit es anging, es raubte ihm fast den Atem, es schnürte ihm die Brust zusammen, daß sie sich jetzt beide auf dem gleichen Deck befanden — er mußte vor an den äußersten Bord, mußt der erste sein, über den der leichte, kühle morgendliche Sommernebel hinwegstrich, der jetzt sachte von dem leuchtenden Blau des Wassers sich lösend über weiße Geländer und gelbe Takelung hinsickerte. Er setzte sich rittlings über den Bugspriet.

— — Er war lang und mager, hatte mächtige Knochen in allen Gliedmaßen; und das Gesicht war so groß geraten, daß der Mund nicht recht darum wußte, wenn das Auge lachte, und das Auge kalt und leer blickte, wenn der Mund sich zu weitem Lachen öffnete. Er war gewiß kein schmucker Bursch, das wußte er recht gut; und er wußte ebensogut, daß seine Stimme garstig kreischte, wie ein wütendes Mövenküken. Aber trotz alledem, — was tat's! — er war ja doch das Blau auf allen Wellen des Fjords! er war das Leuchten auf den nackten, roten Schären! er auch der finstere schwermütige Felsblock dort oben im glänzenden Schnee des Hochfjells. Er war das Helle, und er war das Dunkle — er war alles! — Er zerfloß, zerfloß! Hatte nicht mehr Augen zu sehen, nicht mehr Sinne zu fühlen! Er war ausgelassen und er war schwermütig, gerade so, wie das um ihn herum lustig oder schwermütig war. — Was tat es, daß er kein schmucker Bursch war! ...

Ein jäher Wechsel — er hatte zufällig ins Zwischendeck hinunter gesehen; da begann er zu sinnen, über das, was sich doch bisweilen zutragen konnte ... heissan, heissan, heissan— hei ... Eine schwarze Sturmnacht konnte heraufziehen, im Herbst,— er lag draußen zwischen den Schären mit dem Großboot und kämpfte gegen das Unwetter an — im Süden kam es unter dem Himmelsrand hervor mit zerfetzten Wolken, die über den Fjord ritten und sich wie eine Mauer an den Bergwänden

zusammenballten; — und die See kam stöhnend hinterher, weiß und schwer, mit Dröhnen an Schären und nackter Felsküste. Am Mast flatterte nur ein winziger Fetzen Segel wie ein verängstigter Auerhahnflügel .... und was sich da zutragen konnte, war das: rechts voraus in dem Krachen wird ein hilfloser Kahn an den blanken Felsen gesogen! Er packt die Ruderpinne, steuert darauf zu, kommt in scharfer Wendung an seine Seite, faßt die Leine, reißt ihn mit — nur eine Dirn ist im Boot, halbtot vor Angst liegt sie auf der Kielplanke, das Gesicht im schwarzen Kopftuch versteckt. Er kreuzt — sie sieht ihn an und vertraut auf ihn — und noch ein Kreuzen, und sie sausen in zischender Hast durch die graunassen Holmen in die Bucht; dorthin ... oder hierhin — hier ist's am günstigsten; er legt an und läßt sie an Land. Plötzlich kehrt sie um, kommt blitzschnell an den äußersten Rand der Schiffsbrücke, mit Sonnenscheinhaar unter dem schwarzen Kopftuch. „Du bist das, Brigt! — Du!" fleht es — es bebt bis zu ihm hinab, so flüsternd still in der Stimme, wiegt sich noch lange in der Luft wie ein Reigen. Das war, was sich zutrug, in einer schwarzen Sturmnacht im Herbst ....

Er war unversehens vom Bugspriet herunter geklettert, war bereits auf dem Zwischendeck vor der II. Kajüte; — die mit dem Sonnenscheinhaar unter dem schwarzen Kopftuch stand vor der Luke und starrte auf die Kisten unten im Lastraum.

.... Aber er wendet sein Großboot, Hände strecken sich nach ihm: „Du bist das, Brigt! — Du!" Es folgt ihm nach, den Strand entlang, bergauf und bergab wie ein Hündlein, und ruft: „Du bist das, Brigt! — Du!" Aber es nützt ihr nichts ... gar nichts ...

„Guten Tag!" sagte er.

„Guten Tag!" sagte sie.

— Ob sie nicht einmal seinen Städterwein kosten wolle?

Sie kam mit in den Speiseraum der II. Kajüte. Sie saßen auf der Wachstuchbank und tranken einige Schlucke aus der Flasche in seinem Proviantkasten. Brigt Hasleplasset war schon immer so flott und freigebig gewesen; mit den Brautschuhen war es nicht anders. Er war gewiß kein schmucker Bursch, — keiner, den man zum Liebsten haben mochte; aber gutherzig war er, sie hatten sich schon als Kinder gekannt. Sie trank mehrere Male — es war guter, süßer Wein.

— Ob sie sich nicht ein wenig auf dem neuen Dampfer umschauen wolle?

Sie ging umher, benommen vom Wein und rot und redselig, guckte zum Koch hinein, in den Maschinenraum hinab, in jeden Schiffsraum, befaßte all das Blanke; sie sprach so laut, als stände sie vor einem tosenden Wasserfall.

Er führte sie umher und grinste denen zu, die sich über sie lustig machten. Man schloß sich ihnen an, Matrosen, soweit sie abkommen konnten, und Passagiere — es wurde schließlich eine ganze vergnügte Kumpanei daraus; sie sahen, daß er voller Narrheiten steckte, die in dem übergroßen Gesicht wie Stromwirbel quirlten. Er stützte sie hier, und er stützte sie dort, sagte Bosheiten, die sie selbst nicht hörte, über die die andern sich vor Lachen ausschütten wollten.

„Mußt auch in den Rauchsalon hineinschauen!" sagte er. „Triffst dort vielleicht gute Bekannte!" Er blinzelte den andern zu: jetzt gäb's einen Spaß! — gegenüber der Tür hing ein Spiegel, wußte er.

Sie klinkte behutsam aus und stand vor ihrem Spiegelbild! Sie nickte: „Nein, guten Tag — guten Tag! Ich mein', ich hätt' Dich schon gesehen",

gröhlte sie in den Salon hinein, — „aber ich wüßt' Dir nicht zu sagen wo!" — Und nickte sich immer wieder von neuem zu . . .

Die zwei, drei Handelsreisenden dadrin sahen vom Kartenspiel auf und lachten laut los. Sie sah sich um, zog die Füße hoch, als wäre sie in eine Schmutzpfütze getreten. Die Matrosen lachten, alles lachte.

Er führte sie weiter herum, zeigte ihr alles, stützte sie bald auf dieser, bald auf jener Seite, grinste und zwinkerte den andern zu.

Bis sie sich schließlich auf ein Faß setzte und in der Sonne einschlief, den Kopf auf die Reling gelehnt, mit weitoffenem Munde. Er bat den Koch um eine rohe Kartoffel, steckte sie ihr zwischen die Zähne.

So fuhr sie den Fjord hinauf.

Jetzt konnte er die Unruhe in der Brust nicht länger meistern, er umkreiste sie und das Faß vorn auf Back unaufhörlich, redete mit sich selbst und starrte vor sich hin . . . heissan, deissan, heissan — dei . . .; er lachte denen unten auf Deck zu. Er hatte nirgend Ruhe.

Und bei jedem Halteplatz lautes Gelächter und Fragen, was sie denn heute für ein Wundertier an Bord hätten. — Ja, das wäre Rebekka, seine Frau, rief Brigt; . . . sie wären auf Hochzeitsreise gewesen und hätten sich in der Stadt abkonterfeien lassen. — Die Leute lachten sich rein zu schanden: Das würde sicher ein feines Bild abgeben! — —

Ja! So war's richtig! es mußte hinaus und zu immer wüsterem Gelächter werden! Die Unruhe in ihm mußte hinaus! Die Menschheit konnte Gewinsel nicht gebrauchen! Auch Freude nicht; denn die schlug ja doch in Gewinsel um, zuguterletzt; kam zurück, so wie das Tanzen, mit brennendem Stechen in den Sohlen. Die Menschen, die konnten allein ein Lachen gebrauchen, das ihnen die Besinnung raubte, — das dem Schaum zerschellter Wellen an der lotrechten Felsküste glich — der spritzte und wiegte sich und verhüllte die abgründige, kohlschwarze Tiefe.

Der Dampfer heulte. Sie waren angelangt. Sie erwachte, fand die Kartoffel im Mund, nahm sie heraus; nur wenige von denen auf der Schiffsbrücke bemerkten es, und sie sahen verstohlen nach dem Mann, der in Hemdsärmeln seine Frau erwartete.

„Sieh Dich vor, Mari, sieh Dich bloß vor!" schob Brigt sie vor sich her den Landungssteg hinauf — beide Hände auf ihren Hüften. „Sieh Dich bloß vor!" Er tat, als sähe er Isak nicht.

„Nein, seht doch den Gauner!" lachten die Leute; die beiden kamen so schwungvoll an Land, als wären sie in der Stadt gewesen, um zu heiraten! — —

Isak kam bedrückt zu Brigt geschlichen, riß acht Kronen aus der Westentasche. Brigt wich aus, begriff nicht: „— O — o! dafür kann einer doch nichts verlangen!" — — Dann blinzelte er den Umstehenden zu: — sie hätte ihm doch so manchen Liebesdienst erwiesen . . . .

„— den nicht jeder für ein Paar Schuhe leistet!" lachte einer, daß der Mann es hörte.

Isak schnappte ihr den roten Reisekober aus der Hand, sprang ins Boot. Sie glitt ihm nach:

„Soll ich denn nicht mit?" sagte sie und setzte sich still auf die Steintreppe.

Er riß ihr die Spangenschuh von den Füßen, schleuderte sie Brigt über die Brücke nach, stieß ab und fauchte sie an:

„Jetzt geh Du nur zu Fuß, Du!“

Die Leute jaulten auf vor Lachen; ein tosendes Gelächter, das kein Ende nehmen wollte. Ein paar erkundigten sich wegen der Kartoffel; und Brigt ging in schäumender Unruhe von einem zum andern und erzählte. „Nein guten Tag — guten Tag!“ äffte er nach. „Ich mein! ich hätt' Dich schon gesehen, — aber ich wüßt' Dir nicht zu sagen wo!“ Brigt hatte denen auf der Brücke vor der Abreise versprochen, sie sollten bei seiner Heimkehr einen rechten Spaß erleben. Aber weiß der Himmel! sie hätten nicht geglaubt, daß solch ein Possenreißer in ihm stecke! — —

Sie blieb auf den Brückenstufen sitzen und vermied ängstlich zu Brigt hinüberzusehen; Isak bemerkte es, während er fjordaufwärts ruderte, und er dachte sich so mancherlei. Sie saß da wie ausgeliefert, und die Tränen trockneten ihr im Auge.

Dann taumelte sie auf, über den Strandweg am Krämer, an Schuppen und Speichern vorbei, ohne Schuhe an den Füßen. — Brigt ging heim zur Hütte auf Hasleplasset mit ihren Schuhen in der Hand; blieb bisweilen stehen und lauschte dem hinsterbenden Gelächter auf der Brücke. Er ahmte es leise nach; das war noch das rechte Lachen nicht; da lag noch etwas darin, was Mitleid fühlte, und ein Klang fehlte, das kurze, garstige Wiehern, in dem Augenblick, wo das Lachen abbricht; das da schrie immer noch, daß doch nichts von dem allen echtes Gelächter sei, weil sie ja noch Mitleid hatten .... Heissan, deissan, Heissan — dei ... er mußte an sie herankommen und mit ihnen umspringen, mit den frohen, hellen Gemütern im Kirchspiel, sie anhauchen, verschleimen, — dann würden sie schon das Wiehern lernen, jenes kurze, garstige Wiehern, von dem allein er wußte, und fühlte, wie's sich anhörte! — —

Er kam in den tiefen Wald und hörte nicht mehr und vergaß. Und der Westwind wiegte sich in den Rändern der Blätter, und die Abendsonne strahlte breit über den Hang. Er war im Haselwald allein, und zerfloß: — er war der Abendsonnenschein über dem Hang; er der Westwind sogar an den Rändern der Blätter! Er war der Sommerabend selbst. Er ruhte sich und war froh auf die einzige Art, auf die er's konnte. —

Ein paar Leute sahen Rebekka die Nacht draußen vor der Hütte sitzen, in Strümpfen — sie traute sich wegen des Mannes nicht hinein.

Aber an der Hüttenecke standen zeitig am nächsten Morgen zwei Tanzschuh und warteten.

* * *

Sommer und Winter verging, und die Zeit der Hochzeiten kam wieder herbei.

Brigt Hasleplasset war der Hochzeitbitter des Kirchspiels geworden. Keine Hochzeit, sollte sie etwas gelten, konnte ohne ihn gefeiert werden — lieber schob man sie eine Woche hinaus. Denn niemand konnte schauspielern wie er; er hatte es sich jetzt beigebracht, Sprache und Stimme ganz nach seinem Belieben zu verändern; er erzählte von dem Paar Schuhe, der Reise in die Stadt und erdachte neue Possen — es ginge geradezu über die Gesundheit her, sagten die Leute, jetzt eine Hochzeit mitzumachen, so müsse man lachen. Und die Begräbnisse, die waren

jetzt so unterhaltsam wie früher die Hochzeiten, seit er dabei als Leichenbitter waltete — und sogar reichlich so unterhaltsam.

„Ich bin gerade wie der Stockfisch!" lachte er, wenn er bestellt wurde. „Man kann mich zur Trauer und man kann mich zur Freude brauchen, beim Leichenschmaus und bei der Hochzeit!"

Und mit jeder Hochzeit wurde er toller. Das Kirchspiel war nicht wiederzuerkennen — so wurde an allen Ecken und Enden gelacht und gespaßt. Auch wenn nicht Hochzeit war. —

Heute war Hochzeit oben auf dem großen Bauernhof beim Bächlein.

Es war der zweite Tag. Alle hatten die Nacht durchgetanzt. Man stand jetzt auf dem Hofplatz herum und druselte in der Morgensonne, einer neben dem andern, mit satten Gesichtern. Die Älteren grübelten nach, ob sie heimgehen oder noch bleiben sollten — es wäre doch noch Branntwein übrig. Die Jugend wollte nur die wundgetanzten Füße etwas ruhen und sich derweil auf andere Weise vergnügen.

Brigt stand allein, den Rücken an die Hauswand gelehnt. Er vergaß die Horde hinter sich, und zerfloß, zerfloß! Er war der Morgen selbst, war des Morgens frischer Tau, war das Flügelfächeln der erwachenden Fliegen an der Hauswand, war das zarte Spinngewebe der letzten Nacht über dem Rasen auf dem Hof; — und von dem, was Brigt Hasleplasset hieß, war nichts mehr übrig! . . .

„Na, Brigt?" rief ein Bursch zu ihm hinüber.

. . . Da war er wieder, der Brigt Hasleplasset, der nicht zerfloß! — Blicke aus Augen, Worte aus einem Mund! — ihm war, als läge er in Glasscherben und sollte aufstehen! . . .

„Na Brigt?" rief noch einer.

Er zuckte zusammen und sah zum Hofplatz hinüber; es war, als griffest du eine Schnecke — so zog er sich zusammen; es war, als stächest du in eine offene Muschel — so trotzig klappte die Schale zu; — die sollten, weiß Gott, bekommen, was sie sich wünschten! — —

„— noch nie solche Augen gesehen!" sagte irgendwer.

„Jawohl Du, unstet wie ein Licht im Winde!" setzte Brigt hinzu und lachte herzlich; er kam zu ihnen mit schäumendem Gift an der Zungenwurzel.

Es gab einen Ruck in ihnen; keiner wollte der vorderste sein; wenn sein Auge suchte, so wie jetzt, dann regnete es Spott und Hohn, und die Pausen zwischen den Schelmenstücken waren kurz bemessen.

Er begann sich aufzuspielen und nachzuäffen; — sie sollten, weiß Gott, lachen! — aber über sich selbst! Die Leute bekamen ihren eigenen Gang zu sehen, ihre eigene Stimme zu hören; und er war unerschöpflich. Da gab es nicht die Lästerrede, und kroch sie auch lautlos wie eine Natter von Haus zu Haus — er holte sie hervor; nichts war vor ihm sicher. Einer nach dem andern erwachte aus der Morgendösigkeit und stierte ihn wütend an; — aber dann ging er bloß zum Nebenmann über, und der vorige meinte, die Sache hätte doch den rechten Zug. So wie heute war er noch nie gewesen.

Er schonte niemanden. Er schonte schließlich nicht einmal mehr sich selbst; und er war fast am gelungensten, wenn er sich selbst verulkte; denn dann war er am boshaftesten: dann spielte er den alten Brigt Hasleplasset, der nur mit dem breiten Maul zu grinsen wußte und die Worte vor Verlegenheit verschluckte, weil

seine Stimme piepte wie ein wütendes Mövenküken! — das war wieder der Schuster, der die Brautschuh küßte, ehe er sie ablieferte, und später die acht Kronen dafür nicht nehmen wollte! — das war der Hochzeitbitter, der Gottes Wort zum Schmause sang und mit den schlenkrigen Armen über den Tisch hinwegfuchtelnd dem Gelächter der Betrunkenen drohte! — das war der Stockfisch, der zu allem zu brauchen war, wenn der Rummel erst richtig losging!

Und die Leute wußten wenig, wo sie den wahren Brigt hatten. Aber sie lachten, daß sie brüllten.

Er schlenderte in die Hochzeitstube, und die ganze Horde hinterher. Dort lag Isak Beim-Bächlein und schlief auf der Bank. Er gröhlte ihm ins Ohr:

„Nein guten Tag — guten Tag! Ich mein', ich hätt' Dich schon gesehen, aber ich wüßt' Dir nicht zu sagen wo!"

Isak fuhr wütend in die Höhe, schwankte hinaus; — er wollte heim! — Und Rebekka fand auf dem Hofplatz; sie war schon zum dritten Mal heraufgekommen, ihn zu holen — Isak Beim-Bächlein war nicht mehr ganz zuverlässig; denn seit kurzem trank er, wo er was bekommen konnte. Sie wollte ihn stützen; er schlug nach ihrer Hand. Sie redete ihm gut zu; aber er wollte allein gehen. Von Zeit zu Zeit fiel er vornüber.

Brigt mit dem Schwarm Jungvolk hinter sich war vor ihm unten. Als die beiden anlangten, stand vor der Hütte eine lange Korntrockenstange, und von ihrer Spitze baumelten die alten Brautschuhe herab. — Isak hatte sie zerfetzt und auf den Schutthaufen geworfen. Aber Brigt wußte, wo sie lagen, und hatte sie vorgesucht.

„Hier sind Leute gewesen, scheint es fast!" sagte Isak, so ruhig er vor Wut konnte, riß die Stange heraus und schüttelte die Schuhe in den Kehricht zurück.

„Wohl wahr", schluckte sie und wollte nicht hinsehen. Er bemerkte es und dachte sich so mancherlei.

Er packte das Sonnenglanzhaar unter dem schwarzen Kopftuch, riß daran, drehte sie dem Schutthaufen zu.

„Erkennst Du die wieder, frag' ich Dich!" brüllte er.

Und die Dorfjugend hinter der Haselhecke lachte unbändig. Isak schielte hin; stürzte dann wieder zum Hochzeitshof hinauf. Die andern liefen zwischen den Haselbüschen hinterher; zuletzt kam die Frau.

Ein Bursch rannte ihm mit den Schuhen auf den Hofplatz nach. „Erkennst Du die wieder, frag' ich Dich!" schrie er ihn an.

Isak riß ihm die Schuhe aus der Hand, sprang auf Brigt zu:

„Worauf bist Du eigentlich aus, mit diesen Schuhen?" heulte er auf.

„Ich mag die Rebekka", piepte Brigt nach Art des alten Brigt Hasleplasset so jämmerlich wie möglich. „Aber sie mag mich nicht!" Er legte den Kopf auf die Seite und knickste, schlenkerte dann sich drehend und windend auf sie zu und sagte überaus sanft: „Nein, das tut sie nicht, sie mag mich nicht; darauf bin ich eigentlich aus mit diesen Schuhen!"

Isak sprang in die Höhe — er wüßte selbst, was seine Frau täte! — fuhr auf den andern mit den Schuhen los, — totschlagen wolle er ihn damit! brüllte er.

Brigt kniff aus, und die Dorfjugend rannte hinterher. Schließlich raste die wilde Jagd durch die Scheune, das Heu, den Stall: sie schlüpften durch Luken und entwischten hinter Türen — wirbelnd im Kreis. Hinter der Tür eines kleinen

Schuppens lauerte Brigt ihm auf, puffte ihn hinein, setzte die Türhaspe vor, — so, jetzt könnten sie kommen! rief er denen auf dem Hofplatz zu, die vor Lachen beinahe umfielen; — vielleicht könnte der Isak jetzt selbst die Brautschuhe brauchen! — — Sie brachen die Schuppentür aus, stürzten sie über ihn, sprangen hinauf, zwei — drei Burschen, trampelten, daß er stöhnte. Brigt lugte unter die Tür; nicht für alle wäre es kurzweilig Hochzeit zu feiern, sagte er. Er streifte ihm die Stiefel von den Füßen, — sie ragten unter der Tür hervor — quetschte ihm dafür die Tanzschuhe an. Dann lüfteten sie den Türrahmen etwas und guckten. Er kroch hervor, schwankte über den Hofplatz zur Hütte hinab ohne aufzusehen, — die Zehen kamen vorn aus den Schuhen heraus.

Die Leute mußten sich geradezu lang hinlegen.

Sie lachten so, daß Rebekka hinter den Haseln vernichtet zusammensank und das Sonnenglanzhaar unter das Kopftuch zurückstrich.

— Brigt trottete vom Hof in den Haselwald, wortlos; er ging heim über den Steig. Er kam an ihr vorbei: stutzte: — sie hatte ja kein Sonnenglanzhaar; jedenfalls nicht mehr als andere Weibsleut! — —

Ein Paar Schuhe flogen über die Haseln, klatschten zornig vor ihm auf den Steig auf. Er hob sie auf, blieb stehen und lauschte dem Lachen, das vom Bauernhof herübertönte; da war es, das häßliche kurze Aufwiehern, das kein Mitleid fühlte! –

Er trottete weiter. Er ließ sich ins Moos fallen und stellte die Schuhe neben sich. Der Wind wehte im Walde.

Er sah hinauf in die wippenden Ränder der Blätter.

. . . Was hier saß, war bloß der Brigt Hasleplasset! . . .

Er sah hinab auf die mutwilligen Grashalme, die nickten.

. . . Was hier saß, war doch bloß der Brigt Hasleplasset . . .

Er sah sich um, er sah auf den Lichtglanz über dem Bergeshang, sah auf das leuchtende Blau über den Wogen des Fjords; er suchte.

. . . Es war und blieb bloß der Brigt Hasleplasset, der hier saß! . . .

. . . Der alte Brigt Hasleplasset, der Schale auf Schale von sich abgelacht hatte, so daß er nicht mehr wußte, wo das geblieben war, das, was zerfließen konnte und Ruhe verschaffen . . . .

* * *

Er faßte nach den Schuhen, klammerte sich furchtsam an ihnen fest, sprang dann plötzlich auf, schrie los: „Aber ich muß doch auch leben!" schleuderte die Schuhe über das Haselgebüsch den Berghang hinab — er wollte dem Kirchspiel das Wiehern immer besser beibringen! — —

Die Leute saßen auf dem Hofplatz umher, sahen ihn zwischen den Haseln den Steig hinaufwandern; bald verdeckte ihn Gebüsch, bald wurde er auf einer Lichtung sichtbar. Sie nickten sich zu: — kein Wunder, daß er müde war! Denn so vortrefflich wie heute war er noch nie gewesen.

— — Ja, das war geradezu der kurzweiligste Bursch, den sie noch im Kirchspiel gehabt.

* * *

Aus dem Briefwechsel Paul Heyse — Ernst Wichert, 1900—1902

Von

Paul Wichert

Von den wertvollen Briefdenkmälern, die das deutsche Schrifttum aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besitzt, ist der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Ernst Wichert nicht allein in persönlich-menschlicher, sondern auch in literarhistorischer Beziehung besonders bedeutsam. Er kennzeichnet so recht jene Epoche, in der die Gegensätze zwischen altem und neuem Stil, zwischen Klassizismus, Realismus und Naturalismus scharf aufeinander prallten. Ein neues Geschlecht in dem jungen erwachten Deutschland verlangte nach dem ihm wesensgleichen Ausdruck für den neuen Lebensinhalt und zerbrach die alten, überlebten Formen. In dem Kampf, in dem sich zunächst aus Vernachlässigung aller Form, aus Gedankenwirrnis und Mißverständnis des Begriffs Kunst allmählich erst der gesunde Kern zum Lichte rang, stritten beide Dichter Schulter an Schulter. Selbstbewußt und ehrlich konnten und wollten sie dem Zeitgeschmack keine Zugeständnisse machen, weil das gegen ihr künstlerisches Gewissen ging, und sahen sich daher immer mehr zurückgedrängt und vereinsamt. Wie sich aber auch eine heutige Zeit und die Zukunft kritisch zu den hinterlassenen Werken der beiden Dichter stellen und sie mit ihrem Maßstab messen mag, Eins wird nicht vergessen werden: Paul Heyse ist der Begründer eines neuen novellistischen Stils in Deutschland, der Altmeister der Novelle, und Ernst Wichert der Entdecker des litauischen Neulands, zugleich der erste und letzte Schöpfer großer, sachlich-realistischer, historischer Romane aus der altpreußischen Vergangenheit (Heinrich von Plauen, Großer Kurfürst in Preußen). Dank und Anerkennung sind ihnen gewiß, zwei Dichtern, die von einem vorbildlich hohen künstlerischen Verantwortungsgefühl durchdrungen waren.

Mehr als aus ihren Werken tritt uns in ihren Briefen das Reinmenschliche ihrer überragenden Persönlichkeit entgegen, da sie es verstanden in einer Zeit, der die Briefkunst immer mehr verloren ging, bei rückhaltloser Offenheit und behaglichem Auskosten der Briefstimmung den beredtesten Ausdruck für ihr gegenseitiges Gefühl zu finden. Diese Freundschaft der beiden Dichter war etwas Selten-Schönes, ja sie möchte wohl in ihrer Dauer und Unverletzlichkeit einzig in ihrer Art dastehen. In dem Charakterbild Paul Heyses ist damit die letzte Lücke geschlossen, die seine bereits erschienenen Briefwechsel mit Theodor Storm, Gottfried Keller, Emanuel Geibel und Jakob Burckhardt noch offen gelassen hatte. So wird die Gesamtheit dieser Briefe als Niederschlag der Zeitereignisse und des geistigen Verkehrs bedeutender Dichter-Persönlichkeiten auch ein fesselndes Literaturbild der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auftun.

Fast 40 Jahre, von 1863 bis 1902, haben beide Dichter in einem sehr lebhaften Briefwechsel gestanden, von dem die vorliegenden Briefe aus den Jahren 1900 bis 1902 den schriftlichen Ausklang dieses Freundschaftsbundes der beiden Dichter bedeuten, die eben erst mit hohen Ehren und in dem freudigen Bewußtsein der Anerkennung und Verehrung der deutschen literarischen Welt ihren 70. Geburtstag gefeiert hatten. Beide hatten ihren Lebensausweis in die Hände des deutschen Volkes gelegt, Paul Heyse in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen", Ernst Wichert in seinem Buch „Richter und Dichter". Dann zerriß der Tod Wicherts am 21. Januar 1902 dieses schöne Band. Erst am 2. April 1914 folgte ihm Paul Heyse nach einem bis ins höchste Alter gesegneten Leben in die Ewigkeit.

Berlin, d. 20. Dezember 1900.

Es war meine Absicht, liebster Alter, meinem letzten Kärtchen noch einige Bemerkungen anzufügen. Mir scheint die Ehrung, die Wilhelm Raabe von seinen näheren Freunden zum 70. Geburtstag zugedacht ist, überhaupt nicht unbedenklich, und ich habe das auch offen ausgesprochen. Persönlich ist er mir ganz unbekannt, von seinen Romanen habe ich auch nur die älteren (Hungerpastor usw.) gelesen, manche von den Neueren flüchtig durchgesehen, da sie mich wenig interessierten. Ich will gegen den Humoristen nichts sagen, aber er scheint mir doch gar zu sehr im Klein-Bürgerlichen stecken geblieben zu sein. Soll es wirklich als eine besondere Auszeichnung gelten, im Bilde in die Nationalgalerie aufgenommen zu werden, so wird man mit dieser Ehrung sehr sparsam umgehen müssen und am besten bis nach dem Tode des zu Ehrenden warten. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß wir in den letzten Jahren doch noch ganz andere Siebziger zu feiern Gelegenheit gehabt haben, ohne daß ihr Bild für die Nationalgalerie gestiftet ist, der es unzweifelhaft zur Zierde gereichen würde. Allerdings habe ich mich bereit erklärt, die Eingabe mitzuunterschreiben, aber verlangt, daß vorher erst gleichsam eine Jury der Berufensten ihr Verdikt abgebe. Daß man beim Minister erst anfragen wollte, hatte nicht nur den Zweck, sicher zu gehen. Man hatte vielmehr auch von da her einen erheblichen Teil des benötigten Geldes für das Bild zu erhalten gehofft. Und so komme ich nun auf das, was ich Dir sonst noch mitteilen wollte. Im Frühjahr erfuhr ich durch Leixner[1]), daß die Gründung einer „Schriftsteller-Akademie" geplant sei, die ihren Sitz in Weimar unter Protektion des Großherzogs haben und von Preußen durch Geld unterstützt werden sollte. Der Finanzminister (Miquel!!) habe zu diesem Zweck 75 000 Mark jährlich zur Verfügung gestellt oder zugesagt! — Es sei auch schon ein Statut ausgearbeitet, das aber Mängel habe. Anfangs Juni erhielt ich dann ein Schreiben des wegen seiner Grobheit in Universitätskreisen vielgenannten Ministerialdirektors Althoff mit dem Ersuchen, an einer Conferenz im Cultusministerium teilzunehmen. Ich fand da Leixner, Lohmeyer[2]) und Hopfen[3]), Wildenbruch war eingeladen gewesen, aber durch Krankheit verhindert) auch ein Weimarer Mitglied des Bundesrats. Es wurde mitgeteilt, daß der Großherzog das ihm angetragene Protektorat der noch völlig in der Luft schwebenden Akademie angenommen habe. Deren Statut, unter Zugrundelegung eines schon zwei Jahre alten Entwurfs, sollte nun beraten werden. Es waren 15 ordentliche, mit ein paar tausend Mark besoldete, 25 außerordentliche (auch auswärtige) Mitglieder vorgeschlagen. Witwen und Waisen der Ordentlichen sollten Pensionen erhalten. Ein Sekretär (Schriftsteller) mit erheblichem Gehalt, aber der Verpflich-

1) Otto von Leixner, geb. 24. 4. 47, gest. 12. 4. 07. — Ästhetik, Literatur, Kulturgeschichte.

2) Julius Lohmeyer, geb. 6. 10. 35, gest. 24. 5. 1904. — Lyrik, Novelle, vaterl. Jugendbücherei.

3) Viktor Blüthgen, geb. 4. 1. 44, gest 2. 4. 20. — Lyrik, Novelle, Drama, Jugendschriften.

tung, in Weimar zu wohnen, war vorgesehen. (Stelle für Leixner!) Aufgabe der Akademie sollte es sein: Auf Erfordern Gutachten abzugeben, Preisaufgaben zu stellen, Ehrengaben zu erteilen, eine Zentrale für Unterstützungsvereine zu schaffen usw. — Ich hatte im Voraus zwei Hauptfragen zu stellen: 1. ob die ordentlichen Mitglieder ganz freies Wahl- und Verfügungsrecht haben oder ihre Beschlüsse an irgend eine Genehmigung oder Bestätigung gebunden sein sollten. Im letzteren Falle würde ich mich an der Beratung überhaupt nicht weiter beteiligen. Die vollständige Unabhängigkeit wurde von den amtlichen Vertretern zugestanden. 2. Wie das Institut eigentlich zu denken sei, da es nicht eine Einrichtung des Reichs oder Preußens, auch anscheinend nicht Sachsen-Weimars sein, aber mit preußischem Gelde (das beliebig zurückgezogen werden könne, wenn die Akademie sich nicht gefügig zeige) unterhalten werden solle? — Hier stellten sich nun sofort die unklarsten Begriffe heraus; eine irgend faßliche Antwort wurde nicht gegeben. Althoff, der wohl merkte, daß auf dieser Grundlage nicht weiter zu kommen sei, trat den Rückzug an, behauptete, es fehle uns offenbar die nötige „Begeisterung" für die Sache, warf mir „Nörgelei" vor und hob, als ich mich sehr energisch gegen solche Kritik meiner Äußerungen verwahrte, brüsk die Sitzung auf. Die Herren Collegen machten lange Gesichter. — Seitdem habe ich von der Angelegenheit nichts mehr gehört, ich zweifle aber, daß sie völlig abgetan ist. Althoff verlangte auch noch mehr greifbare Unterstützungszwecke. Es schweben da die sogenannten „Aufgaben des Staates" vor, wie sie in einem bekannten kaiserlichen Erlaß angedeutet waren. Es wurde gewiß mit Recht eingewendet, daß eine Akademie unmöglich berufen und befähigt sein könne, Unterstützungsbedürftige auszumitteln, und daß noch ganz andere Staatsmittel angewiesen werden müßten, wenn das Institut in würdiger Weise helfen sollte.

Der Bogen hat zu Mehrerem nicht Raum, als zu einer Anfrage, wie es dem lieben Kranken geht, mit der herzlichen Bitte, mich bald darüber wenigstens durch ein paar Zeilen zu beruhigen. Hoffentlich habt Ihr so frohe Weihnachten, als wir sie Euch wünschen. Lebt wohl, liebe Freunde! In alter Treue Euer

E. W.

Gardone, d. 29. Dez. 1900.

Liebster Ernesto! Ich wollte erst die kleine Novelle von der Seele haben, die mir die letzte Nierenprüfung eingetragen hat — seltsam, daß mir immer in meinen letzten drei Erkrankungen so etwas Kleines einfällt, das mir in schlaflosen Nächten Gesellschaft leistet, in der letzten Influenza der Einakter „Eine kleine Geschichte"[4]), in der Lungenentzündung ein jetzt von Kalbeck[5]) zu einem Operntext verarbeiteter „Ritter Bayard" und nun wieder diese „antiquarischen Briefe"! Heut Vormittag bin ich damit zu Stande gekommen, Nachmittags hat mein liebes erstes Publikum sein Placet dazu gegeben, nun habe ich für eine Weile den Kopf frei. — In Betreff Raabes denk ich doch etwas Anders, als Du. Ich habe vor Jahren seine Bücher mit innigem Behagen gelesen, ihm auf's wärmste dafür gedankt, nun freilich seit lange schon mit wachsendem Kummer gesehen, daß er sich in eine unleidliche krause Manier verirrt hat, einen humoristischen „Sprechanismus", den er jeder seiner Figuren aufdringt, den Gebildetsten, wie den einfachen Leuten aus dem Volk: Keiner spricht, wie ein richtiger Mensch, sondern alle einen Raabeschen humoristischen Dialekt, der mir die Illusion, hier handle sich's um ein wirkliches Geschehnis, durchaus zerstört. An und für sich ist Alles immer noch geistvoll und ergötzlich, nur leider naturlos, was die

4) „Eine alte Geschichte". Einakter aus dem Sammelband „Sechs kleine Dramen" von P. Heyse.

5) Max Kalbeck, geb. 4. 1. 1850, gest. 3. 5. 21, Dichter und Kunst- und Literaturschriftsteller.

fanatische Gemeinde, die er besitzt, nicht merkt oder nicht für wichtig nimmt. Ich war's, der dem trefflichen Collegen, als sein Verleger Westermann erklärte, er könne Nichts mehr von ihm bringen, 1000 Mark jährlich von der Schillerstiftung auswirkte. So gönn' ich ihm auch gewiß alle Ehren und Vorteile, die man ihm angedeihen lassen will, aber das Petionieren beim Preußischen Cultusministerium um die Aufnahme in das gemalte Prytaneum und einen „ansehnlichen Beitrag" zu dem zu stiftenden Portrait halte ich unter der Würde des Schriftstellerstandes. — Ich bin, wie du weißt, grundsätzlich gegen Staatsehren, die verdienten Schriftstellern in anderen Ländern zu Teil werden mögen, unserem Charakter aber, wie er wenigstens sein sollte, nicht wohl anstehen. Staatshilfe, ja! Einen ansehnlichen Zuschuß von Seiten des Reiches zu den Mitteln der Schillerstiftung halte ich einfach für eine Ehrenpflicht des Reichstags. Die Stiftung hat in ihrem langen Bestehen bewiesen, daß ihre Verwalter Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben und Notlage und Verdienst in jedem einzelnen Falle taktvoll zu erwägen verstehen. Aber Preise aussetzen, eine Jury bilden, die über den Wert oder Unwert literarischer Werke aburteilt, dazu die Teilung in ordentliche und außerordentliche Mitglieder dieser Art von „Akademie", das Alles finde ich nicht nur unzweckmäßig, sondern geradezu schädlich. Es fehlte, um auch bei uns Eitelkeit und Ehrgeiz nach französischem Muster zu züchten, nur noch, daß ein außerordentliches Mitglied, das gern ordentlich würde, bei eintretender Vakanz bei allen vierzehn Ordentlichen mit dem Hut in der Hand Visite machte und sich rekommandierte, wie bei der Bewerbung um einen Stuhl unter den 40 Unsterblichen. — Einstweilen ist ja die Sache dank der Schnödigkeit, gegen die du dich zu wehren hattest, wohl für einige Zeit zum Stillstand gekommen.

Nun lebwohl, Bester, und habe so gute Tage, wie wir sie hier genießen. Das neue Regime schlägt mir gut an, nur werde ich trotz aller Bemühungen meiner lieben Frau um meine Menus nie so recht satt, da ich nur Fleisch und grünes Gemüse essen soll. Doch halte ich mich an die herrlichen Früchte und freue mich, um 8 Pfund leichter durch's Leben zu wandeln. Alles Gute in's neue Jahr von Haus zu Haus!

Tuissimus.

Bad Kissingen, d. 1. Juli 1901.

Inzwischen ist nun auch Westermann mit dem Muttertagebuch [6]) bei uns eingetroffen und dein Glaubensbekenntnis [7]), lieber Alter. Ersteres lese ich erst, wenn es fertig vorliegt. Den Vortrag habe ich mir sofort zu Gemüte geführt, wie ich nicht zu sagen brauche mit lebhafter Zustimmung. Nur den philosophischen Absatz hätte ich weggewünscht. Du hast es dir nach der Ablehnung der monistischen Weltanschauung denn doch ein bißchen sehr leicht gemacht und den Gegnern scharfe Waffen in die Hand gegeben. Zumal das Kapitel von der poetischen Gerechtigkeit ist nicht so leichten Herzens abzufertigen, wie du es hier getan. Ich selbst bin Determinist, und nicht erst seit Schopenhauer. Ich finde, daß Jeder, auch wenn er ein noch so heftiger Freiheitsschwärmer ist, stets tut, was er nicht lassen kann, da er nicht aus seiner Haut heraus kann und diese sich nicht selbst gegeben hat, womit er durchaus nicht behauptet, daß Alles, was er tut, getan sein sollte, wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge. Video meliora proboque Deteriora sequor. So rächt sich an ihm sein Abfall vom Guten, indem er sich selbst gering achtet, durch seinen Charakter zum Schlechten getrieben worden zu sein. (Denn „das Moralische versteht sich immer von selbst", auch

6) „Tagebuch einer Mutter", Novelle von E. Wichert aus Novellensammelband „Mütter".

7) Mein literar-ästhetisches Glaubensbekenntnis". Vortrag gehalten in der literarischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. am 24. u. 25. April 1901 von Ernst Wichert. — Separatabdruck der Altpr. Monatsschrift Bd. 38.

für den Unmoralischen.) Daß es „in der Weltordnung" eine Gerechtigkeit gebe, sollst du mir erst beweisen, ebenso daß, wenn es keine gibt, „die sogenannte poetische Gerechtigkeit ein Nonsens" wäre. All diese tiefsten Probleme hätten in einem Vortrag vor gemischtem Publikum garnicht berührt werden sollen, der doch im Übrigen so sehr dazu angetan war, in die dunklen Köpfe un po' piu di luce zu bringen. Würde das Wort „poetische Gerechtigkeit" einen Sinn haben, wenn wir an eine prosaische Gerechtigkeit des Weltlaufs glaubten? Eben weil wir diese vermissen — wenigstens oft genug, um an einer „moralischen Weltordnung" zu zweifeln, da selbst der verheißene Ausgleich in einem angenommenen Jenseits keine richtige Vergütung für das im Diesseits unschuldig Erlittene sein kann — eben deshalb uns danach sehnen, wenigstens in der Dichtung Alles mit rechten Dingen zugehen zu sehen. Daß die Modernen dies als eine schwächliche Schönfärberei verschmähen, entspringt im Grunde einem berechtigten Gefühl, das allerdings alle Kunst aufheben würde, wenn man ihm keine Schranken setzte. Und so ist der idealistischste Dichter, der ja auch nicht leugnen kann, daß es in rerum natura bunt genug zugeht, darauf angewiesen, den Ausgleich, die poetische Gerechtigkeit wenigstens im Innern der Handelnden und Leidenden sich vollziehen zu lassen, und den Helden, der am Widerstand der stumpfen Welt zu Grunde geht, mit dem triumphierenden Bewußtsein seines Rechts und seines Adels zu begaben.

Wie man das vom Gesichtspunkt der Freiheit oder Bestimmtheit durch unbezwinglich angeborene Mächte betrachtet, kommt ja dabei gar nicht in Betracht, so wenig wie die Frage, nach der Abstammung des Menschen vom Affen oder der Schöpfung der Welt aus einem Machtspruch eines Gottes. Gottlob haben wir in unserm Metier nicht mit der Lösung solcher Urprobleme zu tun, sondern mit dem „schönen Schein".

Verzeih, Liebster, daß ich heute gerade so geschwätzig gelaunt bin, wie in meinem letzten Epistelchen wortkarg. Und so lebt wohl und erfrischt Euch, so weit dies unter dem heurigen schwülen Sommerhimmel möglich ist, wenn man in das Tal der heißen Quellen wandert. Treulichst mit allen Grüßen dein alter

Paul Heyse.

Baden-Baden, den 8. Juli 1901.

Ganz fortlassen, lieber Alter, konnte ich doch in meinem Vortrag den Abschnitt über den Einfluß der modernen philosophischen Anschauungen auf die Dichtung der Jetztzeit nicht. Er ist zu augenfällig. Aber ich hätte die Sache vielleicht besser von einer anderen Seite angegriffen. Es kann ein Dichter diese Anschauungen durchaus (als denkender Mensch) teilen, und doch sein künstlerisches Verfahren auf Grundsätze stellen, die von ihnen absehen oder über sie hinwegsehen. So wird er u. a. das Bedürfnis nach poetischer Gerechtigkeit befriedigen können, ohne zu der Frage, ob es eine gerechte Weltordnung, oder überhaupt eine göttliche Weltordnung gibt, und wie der Ausgleich in diesem oder einem zukünftigen Leben zu denken ist, Stellung nehmen zu müssen. Ein Anderes ist's doch, wenn der Dichter aus der Tendenz heraus schafft, in seiner Dichtung einer philosophischen Lehre Leben geben zu wollen, die gerade in die Welt des „schönen Scheins" einzuführen bemüht ist. Es kommt mir so vor, als gehe die Moderne gerade darauf aus, so zu dichten, wie sie philosophiert, und dabei alles Problematische zu positivieren. Danach wählt sie ihre Stoffe und danach gibt sie ihnen Gestalt. Diese Art der Stoffwahl und der Behandlung ist gerade das Moderne. Gegen sie habe ich mich aussprechen wollen. Ein philosophisches Glaubensbekenntnis abzulegen, beabsichtigte ich an dieser Stelle nicht. Übrigens möchte ich nicht in Abrede stellen, daß ich da mit Dir nicht ganz auf dem gleichen Boden stehe. Ich komme von dem Dualismus Geist und Materie nicht los, soviel ich auch nachgedacht und in die monistische Anschauung einzudringen versucht habe. Sie befriedigt mich nicht, überzeugt und zwingt mich nicht. Ich kann mich auch dadurch nicht zur Ruhe bringen, daß

ich sage, es sei ja für eine dichterische Tätigkeit nicht nötig, mir über diese Dinge den Kopf zu zerbrechen. Sie haben mich mein ganzes Lebenlang gequält und quälen mich noch immer. Ich muß für meine Person zu ihnen Stellung nehmen. Ich möchte mir die aus eigener Machtvollkommenheit von sich selbst wissende Seele nicht um einer unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothese willen abstreiten lassen, so wenig Beweis ich selbst habe. Aber das ist ein Thema, Liebster, mit dem ein Badebrief nicht beschwert werden darf. Ich weiß nicht einmal, ob Du vor einem winterlichen Ofen Neigung zur Aussprache über Meinungen hättest, die sich mit viel tausendjährigen Gründen verteidigen und angreifen lassen, ohne daß eine Entscheidung möglich ist. Ich freue mich aufrichtigst, daß meine gewiß nicht ganz besonnenen Bemerkungen in meinen literarischen Konfessionen Dich zu einer sehr positiven Erklärung über Deine eigenen Ansichten und Überzeugungen herausgetrieben haben, die ich vermutete, aber doch bisher nicht sicher hatte. Ich glaube bei uns kommt das alles eigentlich auf eins heraus, denn wir dürfen im Ganzen uns selbst vertrauen, aus uns geistig und moralisch zu machen, was möglich ist. Und so besten Dank für Deine „Geschwätzigkeit".

Therese sendet herzlichste Grüße den lieben Freunden. Immer und immer Euer alter getreuester Ernestus, doch nicht umsonst
Doktor der Philosophie.

Berlin, d. 23. Sept. 1901.

Unsere dreimonatige Vagabondage, Liebster, hat uns so gut gefallen, daß wir es uns im augenblicklichen häuslichen Wirrwarr gar nicht schwer denken, unser ständiges Heim aufzugeben und etwa in Baden-Baden, in der Mitte zwischen den Straßburger- und Tübingerkindern unser Zelt aufzuschlagen. Lebten meine Geschwister nicht hier; es geschähe vielleicht wirklich, denn es fesselt mich sonst hier wenig. Sollte ich mich literarisch zur Ruhe setzen müssen und also nur noch rein menschlich auszuleben haben, was sich ja bald zeigen wird, so wäre mir Berlin erst recht entbehrlich. In einen Vorort zu ziehen, hätte ich gar keine Lust; dann lieber ganz fort, wo man mich völlig in Ruhe läßt.

Die Idee der Gründung einer Akademie für deutsche Literatur fängt wieder an zu spuken. Spielhagen, der bei den früheren Verhandlungen nicht beteiligt gewesen war, schrieb mir vom Sanatorium Schierke aus davon, daß man ihn von oben her in's Interesse zu ziehen versucht habe, und wollte meine Ansicht wissen. Nun noch in Vevey erhielt ich dann selbst den Brief des Herrn Ministerialdirektors mit einem in Weimar ausgearbeiteten Statut zur Begutachtung. „Vertraulich" natürlich! Aber das kann doch nur heißen, die Sache solle vorläufig nicht in die Presse kommen. Vielleicht ist dir auch das merkwürdige Elaborat zugegangen; ich glaube es aber nicht, da du mir der gleichartigen Behandlung wegen doch wohl geschrieben hättest. Ich weiß nicht, wer die jetzigen Agitatoren sind; Leixner und Lohmeyer wohl nicht oder erst in zweiter Linie. Man merkt, daß es den Leuten darauf ankommt, nur um jeden Preis etwas zu Stande zu bringen. Das Ungeheuerlichste ist, daß die Akademie unter Aufsicht des Großherzogs von Weimar durch Privatmittel (Sammlungen eines Comitees, an dessen Spitze ein Herr mit großem Namen steht) hergestellt werden soll. Staatliche Unterstützung wird nur nebenher in Aussicht genommen. Dabei ist man bescheiden genug, mit einem Kapital von nur 300 000 M., also 10—11 000 M. Zinsen wirtschaften zu wollen. Davon soll ein ständiger Sekretär nebst Unterpersonal besoldet, jedes zu den Beratungstagen in Weimar erscheinende Mitglied wegen seiner Unkosten entschädigt, eine Zeitschrift unterhalten, es sollen wertvolle Arbeiten honoriert, Ehrenpreise erteilt werden usw. — Das ist lächerlich. Ein Stiftungskapital von einer Million wäre das Mindeste, und es müßte von den deutschen Staaten gleich-

sam für das Reich aufgebracht werden, wenn das Ding ein Ansehen haben soll. Ganz byzantinisch sind die Bestimmungen des Statutenentwurfs, wonach die Wahl der Akademiker auf Vorschlag des Präsidenten erfolgen und der Bestätigung des Großherzogs bedürfen soll, welchem auch das Recht beigelegt ist, die Präsidenten zu ernennen. Wozu diese unausstehliche Bevormundung? Ich habe geantwortet, daß diese Bestimmungen mir die Sache unmöglich machen, und ich denke, Spielhagen wird sich ebenso äußern. Was ich dir mitteile ist natürlich nur für dich, Liebster, und zu deiner Information für alle Fälle. Sollte ich merken, daß man hinterrücks darauf ausgeht, eine vollendete Tatsache zu schaffen, so scheue ich aber nicht den Gang in die Öffentlichkeit.

Herzliche Grüße an deine liebe Frau und treulichst dein alter

E. W.

München, d. 26. Sept. 1901.

Das Phantom einer deutschen Akademie spukt also wieder einmal, lieber Alter? An mich ist Nichts darüber gekommen, ich bin ja für alle maßgebenden Behörden ein toter Mann, da Se. Majestät mich aus dem Buch der Gnaden ausgestrichen hat. Und jetzt soll der junge Herr von Weimar, der die „Traditionen" seines Hauses nur schandenhalber fortsetzt, den Protektor spielen, als ob der Beruf und Verstand dazu an Namen und Ort hinge? Du wirst ja nach wie vor das Deine tun, um wenigstens das ganz Widersinnige abzuwehren. Von der Eingabe an den Reichstag, die Avenarius [8]) in Scene gesetzt, ist ja Gottlob auch Alles wieder still geworden. Raabes Jubiläum scheint trotz des großen Apparats das Wünschenswerteste nicht eingebracht zu haben. Es ist nicht einmal so viel zu Stande gekommen, wie für Lingg.[9]) Nun wär's gut, wenn die Siebziger eine Weile keinen neuen Zuwachs erhielten. Mein Vorrat an Gratulationsversen ist wirklich erschöpft.

Inzwischen, wie mein getreuer Emanuel Lederer [10]) gekabelt hat, ist am 1. Sept. „das verschleierte Bild" [11]) in New-York in Scene gegangen und „enthousiastisch aufgenommen" worden. Ich weiß, daß solchen ersten summarischen Trompetenstößen nicht zu trauen ist, und erwarte in aller Bescheidenheit weitere Berichte. Doch ist wohl an einem „guten Erfolge" nicht zu zweifeln, und da nun auch in Meiningen die Aufführung bevorsteht, wird dies Drama wenigstens nicht das Schicksal des „Hadrian" [12]) zu teilen haben, dessen athenische Lorbeeren sämtliche deutsche Theaterdirektoren ruhig schlafen ließen. Weit sicherer erscheint mir der Erfolg der „Maria von Magdala",[13]) über die ich heute von Lederer den inliegenden Brief erhalte, den ich mir gelegentlich zurück erbitte.

Möchtest du bald wieder alles häusliche Behagen genießen, dann werden sich auch die Musen wieder unter deinem Dache einfinden. Meiner harrt in Gardone eine Novelle — I must make money, wie George Eliot ehrlich gestand, denn die neue Einrichtung in unserer Villa Annina costa un occhio! — Leb' herzlich wohl mit allen Deinen!

Der Deinigste.

8) Ferdinand Avenarius, geb. 20. 12. 56, gest. 21. 9. 23. Dr phil. Lyrik, Novelle, Drama, Kritik. Herausgeber des „Kunstwart".

9) Hermann Lingg, geb. 22. 1. 1820, gest. 18.6.1905. Lyriker, Dramatiker, Novellist.

10) Emanuel Lederer, Heyses amerikanischer Maneger.

11) „Das verschleierte Bild zu Sais." Drama von P. Heyse (1902).

12) „Hadrian", Drama von P. Heyse (1866).

13) „Maria von Magdala", Drama von P. Heyse (1899).

Berlin, d. 10. Okt. 1901.

Heute, mein Liebster und Bester, hatte ich mir vorgenommen, unter allen Umständen dir zu schreiben, was auch dazwischen käme, da mich meine Briefschuld wahrlich schon lange und schwer genug drückte — da kam mir dein lieber Brief nun doch zuvor. Ich bin nur froh, daß er durchweg gute Nachrichten enthält. Was meine Abhaltungen anbetrifft — ja, da müßte ich über meinen Zeitverbrauch umständlich Rechnung legen und könnte mich wahrscheinlich doch nicht ganz glaubwürdig ausweisen. Vornehmlich hat mir die ganz hoffnungslose Akademie viel Arbeit verursacht. Erst das Schreiben an Althoff, dann eine lange Conferenz mit ihm und seinem Geheimen Rat im Ministerium, dann auf Bitten der Herren eine Beratung mit Karl Frenzel[14]), auf dessen Meinung man großen Wert legte, und endlich wieder ein umständlicher Bericht, der unsere völlige Übereinstimmung darzulegen hatte. Das Wesentliche ist, daß wir beide eine Stiftung aus Privatmitteln verwerfen, ein erhebliches, von den Staaten aufgebrachtes Kapital für notwendig halten und eine großherzogliche Bestätigung der Mitgliederwahl nicht zulassen wollen. So verlangen wir nun aber eine Organisation, für die man sich da oben schwerlich weiter bemühen wird, und so wird denn wohl das ganze Projekt glücklich in's Wasser gefallen sein. Von dem Allen soll noch Nichts in die Presse. — Dazu allerhand Correkturen und der Versuch, Einleitung und Zwischenstücke zu meinen Ich-Erzählungen[15]) zu schreiben, deren Sammlung freilich erst im Herbst des folgenden Jahres erscheinen kann, mich aber, wenn möglich, nicht weiter beunruhigen soll.

Den Brief von Lederer lege ich bei. Auch ein Bändchen Reklam schicke ich, das du aber nicht aufzuschneiden brauchst. Seid allerherzlichst gegrüßt von

Eurem getreuesten

E. W.

München, d. 11. Okt. 1901.

Besten Dank, Liebster, für deinen Brief. Ich wäre froh, wenn die Akademie in die Luft flöge, ehe sie gegründet worden. Heut verschiedene New-Yorker Zeitungen, die den „großartigen" Erfolg übereinstimmend bestätigen. Wiederholung die nächsten fünf Tage. Habent sua fata! So sehr ich von der Bühnenwirkung trotz alledem überzeugt war, hatte ich das doch nicht erwartet. Morgen Abend Premiere in Bremen. Meine „Fornarina" ist italienisch übersetzt worden und soll der Raiter — dem neuesten Star — angeboten werden. Ich werde wirklich zu der Meinung verführt, ich sei am Ende doch ein Dramatiker. P. H.

Gardone, d. 10. Januar 1902.

Das alte Jahr, Liebster, ist traurig zu Ende gegangen, und das Neue hat erschütternd begonnen. Mit unserm kranken Enkelkind hat es erst jetzt nach sechs Wochen sich zu einer Besserung gewendet, die uns aufatmen läßt. Nun haben wir unsern lieben Hertz[16]) verloren. Niemand außer der eigenen Frau empfindet den Schlag schwerer als ich. Er war der Letzte meiner Münchener Jugendgenossen, denn Lingg ist nur noch ein trauriger Schatten, und überdies war er mir nie recht herzlich zugetan, soviel Beweise ich ihm von meiner Verehrung seiner Dichtung gab und auch dem Menschen nah zu bleiben mich bemühte. Ich will den Grund dieses Fernbleibens

14) Karl Frenzel, geb. 6. 12. 1827, gest. 1914, in Berlin, Dr phil. Romanschriftsteller und Essayist.

15) „Geschichten im Schnee", Sammelband der Erzählungen von E. Wichert.

16) Wilhelm Hertz, geb. 24. 9. 1835, gest. 8. 1. 1902. Dichter und Literarhistoriker.

nicht untersuchen. Die Folge ist nur, daß ich nichts an ihm zu verlieren habe, wenn er nun vollends hinüberstirbt. So haben wir in unserer Einsamkeit oft stumm einander gegenüber gesessen, jeder in traurige Gedanken vertieft. Die Sonne, die täglich strahlend aufging, hat unsern Horizont nicht lichten können, das Eine danke ich ihr nur, daß sie meine Frau verlockt hat, es mit kleinen Bergpartieen ohne die früheren Schmerzen zu wagen, sodaß sie nicht mehr auf das Hin- und Herpendeln zwischen Gardone und Fasano beschränkt ist, sondern mit mir die Erquickung der herrlichen Ausblicke von oben herab genießen kann. Zu einer größeren Arbeit bin ich unter diesen trübseligen Umständen nicht gekommen. Ich habe mein altes Hausmittel angewendet, mich in melancholischen Stunden mit allerlei Lyrik zu beschwichtigen, einen Cyklus „Winter am Gardasee[17]") begonnen und Ghaselen gedichtet, die reinen Reim-Etüden. Auch allerlei Tagebuchverse werfe ich auf's Papier. Dazwischen die Sorgen für die Reparaturen des neuen Anbaus unseres Villino, wo an allen Ecken und Enden der gewissenloseste Leichtsinn des Baumeisters und aller hiesigen Arbeiter zu Tage gekommen ist. Der schwere Kummer hat mir über den Aerger hinweggeholfen.

Die Novelle, die ich für die Gartenlaube schrieb, ist von Kröner so ernsthaft und nachdenklich befunden worden, daß er seinem gemischten Leserkreis aus allen Ständen eine solche Lektüre nicht zumuten zu können glaubt. Wenn meine Weisung noch rechtzeitig bei der Berliner Redaktion eintrifft, wird das Manuscript in den nächsten Tagen dir zugesandt werden. Vielleicht liesest Du es erst und sagst mir deinen Eindruck. Ich habe vor, die Novelle Westermann anzubieten.

Lebwohl, mein Alter. Ich bin zum Plaudern schlecht aufgelegt, was du diesen Zeilen anmerken wirst. Daß du an deinem Herzen zu schaffen hast, bekümmert mich sehr, weiß ich auch, daß man diesem Organ mit strenger Disciplin viel abgewinnen kann. Bei dir hängt es vielleicht mit der rheumatischen Anlage zusammen. Mir hat nur Bergsteigen in mäßiger Höhe die Schwäche endlich besiegt; ich steige noch täglich nach Gardone hinauf. Laß du nur wenigstens von dir hören, daß du dich inzwischen erholt hast und ich mir keine weitere Sorge um dich zu machen brauche. Es ist an allem Andern reichlich genug! Ach, Liebster, wir hätten es beide nötig, daß das neue Jahr uns Gutes und Besseres brächte. Speriamo! Mit tausend Grüssen und Wünschen treulichst dein alter Paul Heyse.

Berlin, d. 14. Jan. 1902.

Wenn man sich mehr und mehr zu einem lebendigen Barometer ausbildet, Liebster, erhalten Regen, Nebel und Wind, über die wir hier zu klagen haben, ganz erstaunliche Bedeutung. Es ist ein rechtes Elend, sich von den Außendingen so abhängig zu fühlen. Um das gleich hier abzutun: ich bin trotz allen Schonens noch immer keinen Augenblick sicher, mich im nächsten in einem abscheulichen Zustande von gänzlicher Kraftlosigkeit zu befinden. Ich nehme dann ein kleines graues Plätzchen, in dem sich Nitroglycerin befindet (freilich nur 0,0005!). Dieses Sprengmittel öffnet mir dann nach einer Weile die zusammengeschnürte Kehle. Der Arzt meint aber, ich solle nur einige Monate lang(!) fortfahren, recht artig zu sein, dann werde sich Besserung zeigen. Kurzum ich bin plötzlich ein alter Mann geworden, der nicht mehr kann, wie er will. Ich freue mich, daß du noch immer so gut steigen kannst. Bewahre dir auch weiter deine Jugend, meiner lieber Paul!! —

Vielleicht interessiert es dich, etwas vom Goethebund zu erfahren, was nicht in den Zeitungen steht. Es war kein glücklicher Tag, an dem er begründet wurde. Man beachtet nicht, daß eine solche Vereinigung nicht gut unbeschäftigt bleiben könne, bis sich einmal wieder die Gelegenheit zu einem großen Vorstoß geben werde. Wo

17) Ein Wintertagebuch (1901 bis 1902). Ein Gedichtzyklus von P. Heyse.

sie aber herbekommen? Es passiert so mancherlei, was zu einem Kopfschütteln auffordert, aber zu einer Aktion des Goethebundes gibt es doch keinen rechten Anlaß. Freilich schreien die Scharfmacher in der Presse stets sofort: wo ist der Goethebund? und zeigen sich sehr entrüstet, wenn er darauf nicht reagiert. Das ist für den Vorstand verdrießlich und macht ihn mit der Zeit nervös, und das um so mehr, als seine Mitglieder (Sudermann, Fulda usw.) ohnedies an Nervosität leiden. Er möchte gern „etwas tun", späht nach Möglichkeiten aus, glaubt sie zu finden, stößt auf Widerspruch bei maßgebenden Persönlichkeiten oder findet nicht die nötige Unterstützung, sieht sich überall gelähmt und verliert die Lust, sich weiter zur Zielscheibe grober Angriffe nehmen zu lassen. Der Fall Spahn, die Kunstrede des Kaisers, die Abänderung des Statuts der Schillerpreisstiftung sollten Handhaben geben, es war aber selbst innerhalb des Vorstandes keine Einigkeit zu erzielen oder es erfolgten Austritte, die zu Bedenken gaben, sobald ein Vorgehen beschlossen wurde. Zuletzt erklärte der Vorstand in einem „höchst vertraulichen" Schreiben an die Ausschußmitglieder, daß er sein Amt niederlege und berief sie zu einer Versammlung behufs anderer Wahl. Ein Teil der Presse war indiscret und brachte nicht nur die Notiz, sondern hielt dem Goethebund auch gleich die Leichenrede. Am Sonntag waren wir nun zusammen und sämtlich bemüht, den Vorstand zum Bleiben zu veranlassen. Er wehrte sich nach Kräften, gab aber endlich doch — unter einer Bedingung nach: daß ihm nämlich freie Hand gelassen werde, für eine neue Schillerpreis-Stiftung (im Gegensatz zu der bestehenden vom Kaiser Wilhelm gestifteten) einzutreten. Nun waren zwar alle Anwesenden dafür, daß eine Stiftung in's Leben gerufen werde, deren Sachverständigen-Collegium völlig unabhängig urteilen könne, damit die höfische Institution ein Gegengewicht erhalte. Aber ein Teil der Anwesenden hatte etwas gegen den Namen einzuwenden (der Goethebund stifte einen Schillerpreis und das Trutzverhältnis sei zu deutlich ausgedrückt), einige, darunter ich, waren auch dagegen, daß überhaupt von der Abänderung des Statuts ausgegangen würde, da in Wirklichkeit gar nichts Wesentliches abgeändert sei und insbesondere die Sachverständigen-Commission genau die frühere Stellung behalten habe. Man wünschte, die Frage wegen des Namens möchte offen gelassen werden. Dem widersetzte sich aber der Vorstand sehr energisch. Ihm komme es gerade auf den Volks-Schillerpreis im Gegensatz vom Kaiserlichen an und er müsse daher die Bedingung stricte aufrecht halten. Nun trat ihm bei der Abstimmung die Majorität bei. Nachdem dann auch die Minorität erklärt hatte, daß sie nur ihre Meinung in der Unterfrage habe geltend machen, nicht aber dem Vorstand ein Mißtrauen habe votieren wollen, erklärten die Herren sich für befriedigt und blieben im Amt. Erich Schmidt trat auf Wahl in den Vorstand ein. Der Goethebund hat also nun für längere Zeit etwas zu tun. Der Spalt scheint mir aber nur verkleistert. Es ist das ganz natürlich, denn der Bund setzte sich aus allen denen zusammen, die gegen die lex Heinze waren, in allen anderen Fragen aber herrscht durchaus keine Einmütigkeit. Man möchte den Bund in eine bestimmte Richtung treiben; dagegen erhebt sich in jedem Specialfall sofort die Opposition. Es ist nur schlimm, daß das Ding nicht sterben kann, ohne daß die wirklichen Gegner triumphieren.

Ich habe endlich meine längere Erzählung[18]) fertig gebracht und durchgearbeitet. Was nun anfangen? In nächster Zeit wahrscheinlich gar nichts. Ich habe noch einen Stoff, der aber sehr schwierig zu behandeln ist. Es fehlt mir der Mut. Lebt wohl, ihr Lieben, und bleibt uns gut. Immer Euer getreuester E. W.

18) „Der zerbrochene Krummstab", Erzählung von E. Wichert.

Das entthronte Geld

Von

Edgar Stern-Rubarth

Unlängst hat eine internationale Handelskammer-Tagung in Brüssel stattgefunden und mit einer sehr vernünftigen Resolution geendigt. In ihr sind in knapper, geradezu programmatischer Form alle Fehler und Unsitten gegeißelt worden, die dem europäischen Wiederaufbau im Wege stehen. Vorher hatte u. a. Gilbert Parker gesprochen, der Reparationsagent für Deutschland; er hat mit vorsichtigen, verblümten, aber doch für jeden Sachkundigen verständlichen Worten darauf hingewiesen, daß die Handels- und Wirtschaftspolitik der Siegermächte — und nach ihrem Beispiel der übrigen Welt — nicht dazu angetan ist, ein sicheres, dauerndes Funktionieren des Dawesplans zu gewährleisten und daß dieser angesichts von Zollmauern und Sperren gegen die deutsche Ausfuhr an irgendeinem, unter Umständen gar nicht fernliegenden Zeitpunkt werde versagen müssen.

Er hätte diese Feststellung noch dahin erweitern können, daß die künstliche Begrenzung des internationalen Warenumlaufs überall verarmend, konsum- und somit produktionsmindernd wirkt, daß deshalb jede abgeriegelte Wirtschaftseinheit für sich, und nicht nur das Deutsche Reich in seiner Leistungsfähigkeit für Reparationszwecke, durch diese falsche, geradezu psychopathische und obendrein offenbar epidemische Handels- und Wirtschaftspolitik betroffen wird. Und er hätte schließlich in dürren Worten sagen können, daß die Aufgabe des „Transfer", in dem die Politiker aufatmend das Heilmittel für die scheinbar unlösbare Krankheit der europäischen Währungen erblicken wollten, nachdem sie von Versailles bis zum Dawesplan die Frage der Übertragung ungeheurer Summen von Land zu Land trotz ihrer offenkundig verhängnisvollen Wirkung einfach beiseite geschoben hatten, lediglich die eines technischen Behelfs, einer Verfahrensbesserung ist, aber die Wurzel der Zahlungsaufgabe nicht berührt.

Denn ob im Wege von Barzahlungen oder von Sachleistungen, von Ertrags- oder von Substanzübertragungen, von terminmäßigen oder — unter dem Transfersystem — je nach Konjunktur verzögerten Zahlungen Werte aus einem Land in ein oder mehrere andere überführt werden: das bildet keinen größeren Unterschied, als etwa für den Kaufmann die Frage, ob er einen Gläubiger mit „barer Kasse" oder mit Akzepten befriedigt. Es kommt im vorliegenden Falle freilich noch die dritte Möglichkeit hinzu, daß der Schuldner bis zu einem gewissen Ausmaß statt aus Einnahmen, Ertrag, aus seiner Substanz bezahlen muß (Erwerb deutscher Werte aus angesammeltem, nicht übertragbarem Transferguthaben), aber auch diesen Fall gibt es im kaufmännischen Alltagsleben: wenn nämlich der zahlungstockende Schuldner eine Hypothek, Verpfändung, Aktien, Anteile seines Unternehmens hingibt. Der Effekt ist ein Weiterarbeiten unter erhöhten Zins-

lasten, verringerten Ertragsmöglichkeiten, erschwerter Bewegungsfreiheit für den Schuldner; da er ohnehin in Stockungen war, meist mit dem Endergebnis baldigen Zusammenbruchs. Nur dann wird diese Konsequenz mitunter vermieden, wenn der oder die Gläubiger zugleich mit solcher Anteilnahme ihrem Schuldner neues Kapital zuführen und Gelegenheit geben, sein Arbeitsfeld zu erweitern und ein an sich lebensfähiges Unternehmen so auszubauen, daß es für beide Teile den nötigen Ertrag abzuwerfen vermag.

Wirtschaftlich betrachtet, befindet sich die ganze Welt heute in der Lage solcher Kaufleute, aber mit dem schweren Nachteil gegenüber dem Einzelunternehmen, daß sowohl die Zahl der auf beiden Seiten interessierten Parteien, wie der mögliche „Geschäftskreis" zwangläufig auf die kleine Anzahl von „Kunden" — Ländern der Erde — beschränkt ist. Das hat nur den einen Vorteil, daß man die Möglichkeiten von vornherein übersehen kann: sie bestehen ausschließlich in der Hebung der Konsumkraft der schon „erschlossenen" Kunden — Länder — und in der Weckung von Bedürfnis und Arbeit zu ihrer Befriedigung in den nicht oder halb erschlossenen Ländern dieser Erde. Daß für all solche Zwecke Geld nur ein Tauschmittel ist, das eine gewisse Einheit produktiver Arbeit ausdrückt, und, selbst in Form von Gold, nicht ein Wert an sich, haben die Völker in den letzten 6 Jahren allmählich gelernt — auch das amerikanische Volk, das ein Anwachsen seines Goldbestandes von knapp 2 auf 5 Milliarden Dollar mit einer mehr als 60prozentigen Verteuerung der Lebenshaltung Hand in Hand gehen sah.

Aber daß es für gewisse, und zwar heute die überragendsten Aufgaben des wirtschaftlichen Tauschverkehrs überhaupt unbrauchbar geworden ist, das hat die Menschheit von ihrem Gelde bis heute anscheinend noch nicht gewußt. Von allem Gelde, auch dem wirklich oder vermeintlich „stabilisierten", das doch nur insoweit stabilisiert ist, als sein Verhältnis zu andern Währungen feststeht, nicht aber sein Verhältnis zu den Realwerten, die man dafür erhält. Man könnte zum Beweis für die Behauptung, daß das Geld seine frühere Funktion eines universalen und für alle wirtschaftlichen Transaktionen unbegrenzt brauchbaren Tauschmittels nicht mehr erfüllt, ein großes wirtschaftswissenschaftliches Beweismaterial beibringen. Aber es ist einfacher, einen Analogiebeweis zu führen, bei dem das Beispiel aus dem kaufmännischen Alltagsleben zum Verständnis genügen wird.

Während früher alle, oder doch alle ausschlaggebenden Funktionen des Geldverkehrs sich auf das Verhältnis einzelner Individuen oder kleiner Wirtschaftskörper bezogen — auch Staatsschulden-Regulierungen und Staats-Anleihen wurden in der Regel schon im vorhinein in die Kanäle der Einzelwirtschaft geleitet, durch Börsen und Banken auf Anleihezeichner verteilt, nach andern Ländern in einer Summe von Einzeltransaktionen, Guthabenübertragungen, Wechseldiskontierungen usw. transferiert — ist mit und seit dem Kriege das finanzielle Verhältnis der größten denkbaren Wirtschaftseinheiten, der Staaten, zueinander ein alle andern Geldverkehrsaufgaben überragendes geworden. Daß das Primat des Staates auch noch andere, soziale und politische Ursachen hat, ist in diesem Zusammenhang belanglos. Jedenfalls stehen heute im wesentlichen nur noch zwei oder drei Dutzend ganz große „Kaufleute" auf der Erde in einem finanziellen Verhältnis zueinander; einer davon, die Vereinigten Staaten von Amerika, hat unendlich viel mehr Geld, als jeder von den andern, zwei von diesen, Deutschland und Frankreich, haben unendlich viel mehr Schulden als die übrigen, obwohl auch von ihnen einige noch genug haben. Die Schuldner können von den Gläubigern Ware nur auf Borg nehmen, können nur bezahlen, wenn und soweit ihre Geschäfte, d. h. der Verkauf von Waren an die übrigen Kaufleute entsprechenden Umfang behält oder wieder annimmt. Geld ist für diese Transaktionen völlig nebensächlich; die Gesamtsumme an Zahlungsmitteln und Kreditgeld beträgt in der Regel nur 5 oder 6 % des Wertes der jährlichen Gütererzeugung eines Landes, je nach Lage 50 bis 100 % des Wertes einer einjährigen Warenausfuhr. Deshalb ist das Geld — der Gesamtwert der vorhandenen oder zu

schaffenden Zahlungsmittel, wie wir z. B. während der Inflation gesehen haben — unter Umständen in einem halben Jahr stockender Ausfuhr von dem Bedürfnis nach unvermeidbaren Einfuhrwaren in einem Lande restlos verschlungen; deshalb kann ein anderes Land trotz großer Ausfuhrüberschüsse zusehends verarmen, wenn das dadurch hereinströmende „Geld" die Minderproduktion der für den Inlandkonsum erzeugten Güter nicht auszugleichen, die Konsumfähigkeit, die in unlösbarem Zusammenhang mit dem Ausmaß der werteschaffenden Arbeit steht, nicht auf ihrem Niveau zu erhalten vermag.

Das Transfersystem wäre eine wirkliche Lösung, wenn in dem konkreten Falle, also jetzt z. B. in Deutschland, soviel mehr Werte erzeugt, also zusätzliche Kaufkraft des Volkes geschaffen würde, daß trotz unzulänglicher Ausfuhr das Nationalvermögen erhalten oder vermehrt werden könnte, nachdem die vertraglichen Abgaben an das Ausland geleistet sind; dann würde sich lediglich noch der mehr juristische als wirtschaftliche Nachteil ergeben, daß allmählich immer größere Teile des Vermögenszuwachses Auslandbesitz oder, mit anderen Worten, immer größere neue Gelder des Auslandes in Deutschland angelegt wären. Ohne die Frage untersuchen zu wollen, ob das in jeder Hinsicht ein Nachteil wäre, ergibt sich aus diesem Beispiel, daß das Geld in seinem traditionellen Sinne — als Tauschmittel und Wertmesser — hier kaum mehr eine Rolle spielt; schon im Verhältnis zur inneren Wirtschaft kommt es hier weniger darauf an, wieviel Millionen Mark etwa ein fremder Anteil am Gesamtvermögen ausmacht oder wieviel Pfund, Franken, Dollar an das Ausland zu zinsen sind, als vielmehr auf den prozentualen Anteil an Gesamtproduktion, Gesamtvermögen usw. Vom Standpunkte der Weltwirtschaft betrachtet, wird die Funktion des Geldes aber noch sichtbarer ungenau, unbrauchbar:

Werden auf Erden x Einheiten Werte produziert, die für y Einheiten Geld käuflich wären — also $1x = 1y$ —, so sinkt der Wert von $1y$ (Geld) auf $^1/_2 x$ (Güter oder Werte) bei auf die Hälfte verminderter Produktion, um im umgekehrten Falle einer verdoppelten Produktion auf $2x$ zu steigen.

Diese schematisch dargestellten Binsenwahrheiten sind ziemlich belanglos im Verhältnis der Individuen und kleineren Wirtschaftskörper untereinander, weil diese den Ausgleich der erwähnten Vorgänge der Natur, der Vorsehung oder dem Zufall überlassen müssen. Sie werden aber entscheidend, sobald sich die Staaten als ausschlaggebende große Wirtschaftskörper gegenübertreten, die durchaus fälschlich in die Analogie ihrer modernen Funktion mit derjenigen des früheren Einzelkaufmannes auch dessen rechnerisches und finanzielles Verkehrsmittel, nur vermeintlich in gleicher Bedeutung wie bei diesem, übernommen haben.

Das Geld versagt bei den Riesentransaktionen, die hier in Frage kommen. Denn 1000 Millionen Mark, selbst in effektivem Golde, sind wohl 1250 Millionen Goldfranken oder 50 Millionen Pfund Sterling; aber während das Einzelindividuum, das von dem andern 100000 Mark erhält, nun um ebensoviel mehr besitzt, als das andere abgegeben hat, bedeutet die Abgabe der ersterwähnten Summe von einem Volke an das andere unter Umständen den Ruin des Zahlungleistenden, gewöhnlich eine um ein Vielfaches größere Wertminderung seines Vermögens, während das des Empfängers dadurch nicht zu wachsen braucht, sondern allenfalls auch um ein Vielfaches, eben durch den Goldzustrom und die dadurch sinkende innere Kaufkraft, die „Teuerung", vermindert werden kann.

Aber auch in der Form des nicht übertragenen, „transferierten", Geldes sind ähnliche Erscheinungen möglich, solange nicht die Analogie mit dem einzelwirtschaftlichen Geldverkehr durch Beseitigung der Grenzen, mindestens der Zollgrenzen erweitert ist. Denn durch die Beteiligung einer Nation an der Wirtschaft einer andern werden Interessen geweckt, die sehr wohl im Sinne einer Lahmlegung heimischer Industrien und somit einer gesamtnationalen Verarmung wirksam werden können, während daraus —

aus vermehrtem Arbeitsertrag — eine Bereicherung der nur vermeintlich zahlungleistenden andern Nation erwächst.

Die Beispiele ließen sich vervielfachen. Sie zeigen in jedem Falle, daß für die zwangläufig aus dem Krieg und den Friedensverträgen erwachsene, alle andern Wirtschaftsvorgänge überragende Einschaltung der ganzen Nationen als der Träger von Finanz- und Wirtschaftsoperationen das Geld im alten Sinne kein hinreichendes Tauschmittel, kein verläßlicher Wertmesser mehr ist. Ein ganz genialer Kopf unter den „Big Four" würde das vielleicht schon in Versailles erkannt und für die Verrechnung und Ausgleichung der Völker untereinander ein anderes, verläßlicheres Verkehrsmittel geschaffen haben: eine „Arbeitseinheit" etwa, die die unmittelbare Inanspruchnahme bestimmter Ersatz-, wahrhafter „Reparations"-Leistungen von Volk zu Volk erleichtert hätte und mit der sich genau so gut rechnen läßt, wie mit scheinbar stabilen, und viel besser, als mit in der Tat sowohl währungstechnisch, wie der Kaufkraft nach fortwährend schwankenden Geldwerteinheiten.

Jedenfalls aber läßt sich gegenüber den zweifellos verhängnisvollen Folgen eines mit unzulänglichen Mitteln und erst nach trübsten Erfahrungen (in einem einzigen der vielen international im Zuge befindlichen Zahlungsgeschäfte von Nation zu Nation in der „Transfer"-Form) versuchten Verkehrs von Riesenbeträgen technisch auch heute noch eine Besserung schaffen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten; die nächstliegende wäre wohl die Herausgabe eines internationalen, von allen Mächten gemeinsam mit bestimmten Garantien ausgestatteten und schlüsselmäßig verteilten „Über-Geldes", das nur in sehr großen Abschnitten (100000 oder gar 1 Million Mark usw.) bestünde, etwa vom Völkerbund kontrolliert und im Wege eines Clearingverkehrs durch eine Bankstelle dieses übernationalen Instituts geleitet würde, ohne das bisherige Geld, das „Geld des kleinen Mannes", in eine in diesem Ausmaß und diesen Zusammenballungen verhängnisvolle Bewegung zu setzen.

Die innere Aufgabe, der gegenüber dieses entthronte, früher allmächtige Geld versagt hat, wäre damit freilich noch nicht gelöst.

Stand und Bewegung der internationalen Rüstungen

Von

Hermann Port

Für das jetzt abgeschlossene Etatsjahr 1925/26 können bezüglich der wichtigeren Mächte folgende Feststellungen gemacht werden:

1. **England**: Stehendes Heer 145 000 Mann in 7 Divisionen; 82 leichte, 30 schwere Batterien Artillerie; 6000 Masch.-Gewehre, 300 Kampfwagen, 1200 Flugzeuge. Die Flotte zählt insgesamt 600 000 Tonnen Großkampfschiffe, 500 000 Tonnen Kreuzer, 63 Unterseeboote. Der Prozentsatz des Rüstungsetats vom Gesamthaushalt beträgt 14,6. — Eine kleine Tendenz zur Vermehrung besteht bei der Luftflotte: vom 1. Aug. bis 1. Nov. 1925 wurden vier neue Abteilungen Bombenflieger (je 12 Flugzeuge) mit aktiver Stammannschaft, im letzten Halbjahr zwei neue Jagdgeschwader (vollaktiv) mit je 9 Flugzeugen aufgestellt. Bei der Marine erfolgte eine Verstärkung der Kreuzer-

flotte, während für die Großkampfschiffe das Washingtoner Abkommen eine feste Grenze nach oben gesetzt hat.

2. **Frankreich:** Stehendes Heer 738 000 Mann einschl. 200 000 Farbigen in 32 weißen (davon 5 im Rheinland) und 8 gemischtfarbigen Divisionen; 367 leichte, 408 schwere Batterien; 39 000 Masch.-Gewehre; 5800 Kampfwagen, 1500 Flugzeuge. Die Flotte zählt i. Sa. 195 000 Tonnen Großkampfschiffe, 46 Unterseeboote. Die Rüstungen nehmen 18 Prozent der Gesamtausgaben in Anspruch. — Die Herabsetzung der aktiven Dienstzeit auf 1½ Jahr (Wehrgesetz vom 1. 4. 23) und der Rückgang des Bevölkerungsnachwuchses wird durch eine Vermehrung der Farbigen, der schweren Artillerie, Maschinengewehre, Fluggeschwader und Kampfwagen, durch eine militärische Vorbereitung der Jugend und endlich durch erhöhte Mobilmachungsbereitschaft wettgemacht. Zu einem bisherigen werden zur Zeit vier weitere schwere Tankregimenter aufgestellt. Ölvorräte werden durch prozentuale Abgaben von der Einfuhr in größeren Mengen gesammelt. Vom 16. Lebensjahr an erfolgt (der seit Jahren vorliegende Gesetzentwurf ist noch nicht genehmigt, es wird aber schon entsprechend gearbeitet) unter Aufsicht des Kriegsministeriums eine militärische Vorbereitung der Jugend, bei der u. a. das Schießen und Umgehen mit Kampfwagen geübt wird. Besondere zivile Stäbe für die wirtschaftliche Mobilmachung bestehen; weitere solche sollen auch die Vorbereitung für die militärische aus dem Heeresrahmen herausnehmen. Aus finanziellen Gründen wird demnächst eine weitere Herabsetzung der aktiven Dienstzeit auf 1 Jahr und der europäischen Divisionen auf 24 zur Beratung kommen; sie soll militärisch durch eine Erhöhung der Berufssoldaten (mehr Stämme) und Vermehrung der Truppenübungsplätze für stärkeren Reservisteneinzug kompensiert werden. In alle Heeresreformpläne bringt der dauernde Krieg in Marokko und Syrien Verwirrung und Verzögerung.

3. **Italien:** Reguläres stehendes Heer 250 000 Mann plus 60 000 Karabinieri (Staatspolizei) in 30 Divisionen und 3 Kav.-Brigaden. 276 leichte, 192 schwere Batterien; 9000 Masch.-Gewehre, 100 Kampfwagen, 1200 Flugzeuge. Die Marine zählt 110 000 Tonnen Großkampfschiffe, 43 Unterseeboote. Die Rüstungsausgaben betragen 19 Prozent. — In einer greifbaren Vermehrung des regulärer Heeres hat sich der faschistische Imperialismus bisher nicht ausgewirkt. Die junge Industrie der Poebene (Fiat) arbeitet jedoch an der Motorisierung der Artillerie, der Vermehrung der Tanks und der Hebung der Flugwaffe auf die volle Höhe moderner Leistungsfähigkeit. Hierauf und auf die Erziehung der Nation zu kriegerischem Geiste zielen Mussolinis Bemühungen. Neben dem Heer besteht der „servizio premilitare“, eine vom Staate begünstigte militärische Jugendschulung, vor allem aber als innenpolitisch herrschende Macht die faschistische Miliz: rund eine Million junger Männer mit guter Ausrüstung an Maschinengewehren und Artillerie.

4. **Tschecho-Slowakei:** Stehendes Heer schwankt nach Jahreszeit zwischen 90 000 und 170 000 Mann in 12 Inf.-Divisionen, 2 Gebirgs- und 3 Kav.-Brigaden; 192 leichte, 114 schwere Batterien; 4000 Masch.-Gewehre, 60 Kampfwagen, 400 Flugzeuge. Die Heeresausgaben betragen 10,5 Prozent des Ganzen. — Nach § 1 des Wehrgesetzes soll das Milizsystem herrschen, indes wurde die „vorläufig weiterbestehende“ allgemeine Wehrpflicht bisher nicht abgeschafft. Nach ihr währt die aktive Dienstpflicht 14 Monate, in Wirklichkeit dauert sie 18 Monate; dies und die Schwankungen im Effektivbestand nach der Jahreszeit erklärt sich durch ausgedehnten Reservisteneinzug. Das finanzielle Defizit erweckt zwar einen lebhaften Wunsch nach Herabsetzung der kostspieligen Effektivbestände, jedoch wird inzwischen dem technischen Heeresbedarf viel Geld und Aufmerksamkeit zugewandt. Die Tschecho-Slowakei hat sich eigene Fabriken für Tanks und Flugzeuge sowie eine chemische Industrie geschaffen (Subventionssystem); im Sommer 1925 entstand eine internationale Kupferhausse infolge der tschechischen Kupferkäufe. Im Gesetzentwurf, an dessen Annahme nicht zu zweifeln ist, liegt die pflichtmäßige mili-

tärische Jugendausbildung vor; für die Abschlußprüfung wird volle Infanterieausbildung verlangt.

5. **Polen:** Stehendes Heer 291 000 Mann (ohne Grenzwachtkorps) in 34 Divisionen; 321 leichte, 96 schwere Batterien; 9600 Masch.-Gewehre, 160 Kampfwagen, 360 Flugzeuge. Prozentsatz der Heeresausgaben 33. — Ein Gesetzentwurf der Linksmehrheit will die Friedenspräsenzstärke und die aktive Dienstzeit bei dem finanziellen Druck demnächst auf die Hälfte herabsetzen; ganz so umfangreich dürfte die Verminderung indes nicht werden. Die mangelhafte technische Ausrüstung soll verbessert werden; eine militärische Vorbereitung der Jugend erfolgt unter Aufsicht eines beim Kultusministerium seit 25. 4. 25 hierfür bestehenden „Obersten Rates".

6. **Sowjet-Rußland:** Stehendes Heer 560 000 Mann in 62 Inf.-Divisionen (dabei 30 Territorialdivisionen mit nur Stammannschaften), 10 Kav.-Divisionen und 9 Kav.-Brigaden; 580 leichte, 121 schwere Batterien; 15 000 Masch.-Gewehre, 100 Kampfwagen, 500 Flugzeuge. Die Flotte zählt 70 000 Tonnen Großkampfschiffe, 28 Unterseeboote. Der Heereshaushalt beträgt 18 Prozent. Seit zwei Jahren arbeitet man daran, das (obige) stehende Heer zu zwei Dritteln in eine Miliz zu verwandeln; die Miliz dient 8 Monate, die aktive Mannschaft 2 Jahre. Eine eigene Geschützfabrikation (seit 1924) soll die karge Artillerie (die Division hat 1 Batterie weniger als in Deutschland) verstärken. Die Ausbildung der Jugend ist gesetzlich vom 12. bis 21. Lebensjahr in 3 Perioden festgelegt; in der letzten erfolgt Vorbereitung auf den Militärdienst.

7. **Japan:** Stehendes Heer 235 000 Mann (1923) in 17 Inf.-Divisionen und 4 Kav.-Brigaden; 102 leichte, ? schwere Batterien, 13 000 Masch.-Gewehre, 40 Kampfwagen, 550 Flugzeuge. Die Flotte zählt 300 000 Tonnen Großkampfschiffe, 51 Unterseeboote. 28 Prozent Rüstungsausgaben. — Unter dem finanziellen Druck besteht Neigung zur Herabsetzung der Effektivbestände, aber unter der Voraussetzung umfassender militärischer Jugendausbildung. Die Luftwaffe wurde kürzlich verdoppelt, die Artillerie verbessert.

8. **Vereinigte Staaten:** Armee 137 000, Nationalgarde 161 000, organisierte Reserve 77 000 Mann in zusammen 14 Divisionen. 1100 Flugzeuge. Die Flotte zählt 534 000 Tonnen Großkampfschiffe, 630 000 Tonnen Kreuzer, 118 Unterseeboote. Prozentsatz der Wehrausgaben 16,8. — Das Washingtoner Flottenabkommen von 1924 begrenzt die Großkampfrüstung auf gleicher Höhe wie die großbritannische, während die japanische auf $^3/_5$, die französische und italienische auf $^1/_3$ des angelsächsischen Standards festgesetzt wurden.

9. **Deutschland:** 100 000 Mann Berufsheer in 7 Inf.- und 3 Kav.-Divisionen: 72 leichte Batterien; 1926 leichte und schwere Masch.-Gewehre. Schwere Artillerie, Tanks, Flugzeuge, Großkampfschiffe und Unterseeboote sind verboten. Der Etat der Wehrmacht kommt auf 9,3 Prozent des Gesamthaushaltes. In ähnlicher Weise ist Ungarn auf 35 000, Österreich auf 30 000 (es unterhält nur 20 000) Mann abgerüstet worden.

Zu sämtlichen obigen Materialangaben sind *Materialreserven* in bis zu zwei- oder dreifacher Stärke hinzuzurechnen. Integrierende Bestandteile der Wehrfähigkeit eines Volkes sind weiterhin die Stärke und Kapazität seiner Rüstungsindustrie, seine zahlenmäßige Stärke sowie endlich seine gesamtökonomischen, politischen und moralischen Verhältnisse.

Militärische Macht ist ein Mittel der Politik; aus der Gestaltung der militärischen Machtmittel sind objektive Schlüsse auf die gestaltenden politischen Kräfte zu ziehen. Die Bewegungen im Rüstungsstand sind gewissermaßen das photographische Negativ zu den Bewegungen des Friedens; wir sehen in ihnen, wo das internationale politische Leben auf Abnahme und wo auf Zunahme seiner naturhaften Spannungen tendiert. Als Gesamtbild des Obigen ergibt sich, daß die Nationen nach vollzogener Demobil-

machung ihre Rüstungen auf einer gewissen festen Höhe zu stabilisieren bestrebt sind. Alle Nationen halten eine normale Kriegsbereitschaft aufrecht. Der Druck wirtschaftlicher Erschöpfung und des Pazifismus der angelsächsischen Finanz, schließlich auch die Entwicklung der Kriegstechnik selbst drängen bei den Kontinentalmächten dabei zu einer gewissen Umrüstung: zur Verminderung der kostspieligen stehenden Heere und zur Rückverlegung der Kriegsbereitschaft in die allgemeine Wehrhaftigkeit, die Materialausrüstung und eine auf Kommando bereite Rüstungsindustrie. Angesichts der allgemeinen Finanznot muß der europäische Rüstungsstand, welcher sich hinter aller Umrüstung aufrecht hält, als ein relativ hoher bezeichnet werden. Er beweißt unmißverständlich die Wirklichkeit starker innereuropäischer Spannungen. — Von diesem Grundbestand abgesehen, bestehen Tendenzen wirklicher Abrüstung in der Flottenpolitik der Seemächte, wie sie das Washingtoner Abkommen festlegt; die drei Hauptseemächte scheinen demnach akute Konfliktmöglichkeiten nicht vorliegen zu sehen. Für Italien und die Tschecho-Slowakei und in gewissem Sinn auch für Japan muß eine zwar nicht alarmierende, aber immerhin existierende Tendenz militärischer Aufrüstung festgestellt werden; ebenso können die technischen und organisatorischen Maßnahmen Frankreichs nicht als bloße Erhaltung, sondern müssen als Versteifung, tiefere Fundamentierung, also als Ausbau seiner Wehrfähigkeit betrachtet werden. Forschen wir nach den politischen Triebkräften, so scheinen diese bei Italien und Japan offensiver, bei der Teschecho-Slowakei und Frankreich defensiver Art. Dort ist es der natürliche Expansionsdrang jugendlicher und übervölkerter Staaten nach mehr Raum, hier im einen Fall die verzweifelte Lage des Tschechenstaates zwischen Berlin, München, Wien, Breslau und Budapest, im anderen der unaufhaltsame Bevölkerungsrückgang und die Sorge um den Bestand einer Hegemonialstellung, welche das Produkt eines Koalitionskrieges und nicht organisch gewachsener eigener Macht ist.

Nur Deutschland und seine ehemaligen Verbündeten haben abgerüstet, aber nicht aus politischer Sicherheit, sondern unter der erzwungenen Preisgabe ihrer militärischen Souveränität. Es wäre indes Materialismus, aus dieser derzeitigen materiellen Wehrlosigkeit eine politische Geltungslosigkeit für heute oder gar für die Zukunft folgern zu wollen.

Literarische Rundschau

Hans Friedrich Blunck

Hamburg hat trotz Rist, Brockes und Hagedorn eine eigentliche literarische Physiognomie nicht gehabt. Im großen Hafen Deutschlands strömten die mannigfachsten Einflüsse zusammen. Heute noch liegt es an der Peripherie Englands, von der Niederelbe, nicht vom Züricher See wird die Mordaxt gegen Gottsched geschwungen. Die hamburgische Literatur weist wunderlichste Gegensätze auf, Schlag und Gegenschlag prasseln, wenn nicht zu gleicher Zeit, so kurz hintereinander. Noch eben hat Schuppius seine lustigen Predigten von der St. Jacobskanzel gesprochen, da wettert schon sein Nachfolger Reiser wild gegen den unerhörten Prunk der Oper. Und während Brockes sein irdisches Vergnügen in Gott sucht, schweinigelt die „lustige Fama aus aller Welt.“ Steinernes Abbild so wunderlicher Zustände ist noch heute die Stadt, wo neben dem prachtvollen Chilehaus, das Rudolf Binding besang, kleine zerbröckelnde Häuschen und die stille Behäbigkeit jener Gebäudlein steht, in denen Elise Averdieks seelensgute Menschen ihr Dasein führten.

Eine eigentliche Heimatkunst, die selbstverständlichen Lokaldichter ausgenommen, hat Hamburg nicht. Heimatlandschaft und Lied

der Niederelbe im Klang zu finden, müssen wir schon nach den kleinen Städtchen Heide und Husum; sie klingt wohl wie ein fernes Echo in den Rhythmen der Wiener Hebbel und Brahms, während andererseits der Altonaer Reinecke nur durch Mendelssohn und Schumann gehemmt wird, nicht in Island zu enden. Von dorther oder doch mindestens von den norwegischen Heiden, aus dem Stroogwalde, wo die Unterirdischen ihr scheußliches Wesen treiben, wo man die Stimmen der Trollen hört, bisweilen auch wohl in die Berge blicken kann, daher könnte Hans Friedrich Blunck kommen. Allein, er ist in Altona Ende der achtziger Jahre geboren, und so geht es denn bei ihm so greulich nicht zu. Er sieht mitten in historischem Geschehen das Märchen (nicht Sage, Legende, Wunder), das gläserne Märchen, zart und fein, wie es zuerst die Glasbläser der Romantik schufen.

Sein „Berend Fock", selbst eine Art fliegender Holländer, treibt mitten durch Realitäten, wie die Türkenbelagerung Wiens, begegnet höchst lebendigen Menschen wie dem sonderbaren und unvergeßlichen Maler Scheits, wohnt der epochemachenden Aufführung des „Kara Mustapha" bei und zwischendurch geht er durch unterirdische Gärten. Dieses phantastische Durcheinander von Welt und Unterwelt ist von einer wundervollen Farbigkeit, wenn wir auch gestehen, daß wir das Symbol nicht immer verstehen, mitunter vielleicht sogar fürchten, auf dem schwanken Boden der Allegorie zu wandeln. Noch entschiedener als in diesem historischen Roman mischt Blunck gegenwärtige Realität und Geheimnis in den „Märchen von der Niederelbe" (Jena, Diederichs, die übrigen Bücher sämtlich bei Georg Müller, München; alle vorzüglich ausgestattet, gleich auf „Gesamtausgabe" im gleichen Format angelegt und geziert mit ungewöhnlich ausdrucksvollen Holzschnitten des ehemaligen Handwerkers Hans Pape); da kann es uns denn wohl geschehen, daß es heißt: „Es ist noch nicht lange her, da sind ein paar Hamburger bei den Riesen unterm Grasbrock gewesen. Sie haben vielerlei davon erzählt, was man nicht alles zu glauben braucht". Solchen kühnen Worten gegenüber muß selbst ein zweiflerisches Gemüt sämtliche Waffen strecken, und hier folgen wir dem Pfad, den uns der Dichter durch sein buntes Labyrinth führt, doch noch lieber als in seinem Berend Fock, denn hier ist alles klar und rein, fern, sehr fern im guten Sinne taucht der Schatten des allzu lehrhaften Dänen Andersen auf, eher fällt das Licht der Wunderlampe des zu Unrecht ganz vergessenen stillen Adam Öhlenschläger mit dem leisen Lächeln auf diese Märchen und wir blicken wohl auch nach Güstrow, wo Ernst Barlach sein Wesen treibt.

Dies ist die vornehmlichste Kraft dieses Dichters: Blunck ist naturbesessen, und die gütige Mutter lohnt diese glühende Liebe mit reicher Gabe. Es ist so bewunderns- wie beneidenswert, wenn Blunck mit einem geringsten Aufwand Landschaft mit ihrem Leuchten, Fluten, Rieseln, Duften, Schwirren, Summen, ja mit ihrer Feuchte oder ihrer Dürre lebendig werden läßt. Man muß, wenn nicht an Runge, so an die Hamburger Pleinairisten Lichtwarkscher Wiedergeburt denken, deren Bilderleuchtkraft das Wort lebendig macht. Man könnte überhaupt der Meinung sein, daß Blunck seinen Fuß nie über das Weichbild Hamburgs hinausgesetzt hat. Hier aber hat er sich jeder Kleinigkeit entschieden bemächtigt. Künftige Doktoranden könnten sich mühelos dem Nachweis unterziehen, wie Gestalten und Bilder in den Romanen Bluncks der Landschaft, der Stadtbibliothek oder der Kunsthalle Hamburgs entnommen sind. Wer so intensiv einen Fleck Erde mit allem Reichtum in sich aufgenommen hat, der braucht nun freilich bloß das Zipfelchen eines anderen zu sehen, er braucht nur ein Kündlein von ihm zu vernehmen und der ganze große Inhalt wird sein eigen. Und daraus erklärt sich Bluncks zweite Kraft: seine Fähigkeit, Geschichte zu sehen. (Hein Hoyer, Stelling Rotkinnsohn.) Von der Hamburger Lokalgeschichte ganz zu schweigen, um die ihn jeder Historiker beneiden könnte: er überblickt die deutsche Geschichte. Nicht im Sinne jener merkwürdigen Historiker, die in jeder Wirtshauskeilerei der Gradlsinger mit den Helden Mingharbings eine beispiellose Eroica zu sehen belieben, sondern mit dem bangenden Herzen eines Liebenden, eher mahnend als preisend, nicht munter, wie das so gefordert wird, sondern mit ernster Demut. So souverän er die Historie beherrscht, so bezieht er sie fast durchweg auf sein Hamburg („Kaiser Karl, der bei Holander an der Niederelbe gelagert hatte"; wir können uns Karl den Großen in Aachen, bestenfalls in Paderborn vorstellen, aber nicht in Hamburg). Es sind hauptsächlich die Kämpfe der Holsten mit den Dänen, die aus seinen Büchern klirren. Das ist nach seiner Einstellung selbstverständlich, und wir möchten zwei-

sein, ob heutzutage noch der alte Fontane wie zu Zeiten Theodor Storms, so drollig beunruhigt die nordische Konkurrenz zu den preußischen Einzigkeiten ablehnen würde. Unter Blunck's Feder wachsen Gestalten nicht von jener Figurinen-Natur der Scheffel-Nachahmer. Es wäre vielleicht wieder hinzuweisen, wie Hamburg, das Einbruchstor Miltons und Shakespeares nun auch Shaw freundlich passieren läßt. Aber nicht wie der Ire verpflanzt Blunck den modernen Menschen in die Vergangenheit, sondern er reißt die ganze versunkene Epoche zu uns herauf, daß wir darin spazieren, wie in unsern Tagen. Die Historie ist ihm nicht um ihrer selbst willen da, Abbild ist sie ihm, Spiegelung eines Künftigen.

Heiter ist Blunck nicht. Bisweilen müssen wir in seinen Werken zwischen seinen rastlos in der furchtbaren Öde getriebenen Menschen, deren Füße bei der Eindringlichkeit, bei dem Einbohren Bluncks uns Lesern zu schmerzen scheinen, ein freies Gelächter vermissen. Aber in ihm ist ein großer Glaube, ein schmetterndes Ja, ein Ja zu den irdischen Vergänglichkeiten, das freilich schwer mit dem Nein ringt, ein unberührbares Ja zu dem Überirdisch-Ewigen.

Noch schlägt diese Flamme nicht ganz frei gen oben, noch schwält hie und da die echte Glut mühsam unter allerlei Hemmnis. Es wird bei solcher Kraft auch dieser Rest noch vom Rauch sich reinigen. Wir hören, daß Blunck jetzt an Geschichten schreibt, die in der Urzeit spielen, und wir müßten uns recht irren, wenn dieser Drang in dunkle Tiefe nicht zugleich den vollen Durchbruch zum Licht bedeutete.

Es ist nicht leicht, diesem Dichter zu nahen, und wir möchten sehr bezweifeln, ob wir so schwerem und gewichtigem Werk in diesen Zeilen nur halbwegs gerecht geworden sind. Eins ist gewiß: es lohnt der Mühe.

Wolfgang Goetz.

Der Kampf um Asien[1])

Das ausgesprochene Ziel, den „Kampf um Asien“ als einen der weltwichtigsten Hauptgegenstände der Staatskunst der Nachkriegszeit gerade für Mitteleuropa in so wuchtigen Freskolinien aufzureißen, daß durch sie das kleinliche Gezerr der europäischen Nachkriegsverträge wirklich in den verdienten Schatten gestellt und als die kleinen Kniffe kleiner Menschen erkannt werden konnten, die sie in Wirklichkeit sind: dieses Ziel hat sich eigentlich kein politischer Schriftsteller so groß und klar gestellt, wie Hans Rohde.

Der „Kampf um Asien“ konnte allerdings vielleicht so objektiv nur in Mitteleuropa beschrieben werden — denn Europas West- und Ostmächte sind viel zu sehr an ihm beteiligt, als daß sie den erforderlichen Abstand für die einigermaßen voraussetzungslose Würdigung seines augenblicklichen Standes gewinnen könnten. Es mußte auch ein orienterfahrener und dennoch junger, zu kühnen Hoffnungen befähigter Mann sein, der das Buch schrieb, um den divinatorischen Teil darin zu wagen; er mußte mit einer umfassenden politisch-wissenschaftlichen, wehrgeographischen und geschichtlichen Bildung ausgerüstet und dennoch nicht von östlichen Kulturen zu stark beeinflußt sein. Damit verengerte sich der Kreis der möglichen Autoren in Deutschland auf eine überaus geringe Zahl. Bausteine zur Arbeit lagen freilich genug bereit: Werke berühmter Sinologen und Japanologen: O. Franckes „Großmächte in Ostasien“, Krauses neue „Geschichte Ostasiens“; an Werken über Indien Curzons, Carthills, Gwynns, Ronaldshays neue Darstellungen vom Standpunkt des Herrenvolkes. Als Gegenstücke aus indischen Quellen gab es die Werke des Gandhi-Kreises und seines Hauptverlegers Ganesh in Madras; Benoy Kumar Sarkars: „Futurism of Young Asia“ und die klugen Studien von Dr. Taraknath Das: „India in World Politics“ und „Sovereign Rights of the Indian Princes“ und Radhakamal Mukerjee's „Democracies of the East“. Es gab O. von Niedermayers glänzenden neuesten Expeditionsbericht über Iran, Persien und Afghanistan „Unter der Glutsonne Irans“, der wie kein anderer in gleicher Meisterschaft der Dynamik jenes sonnendurchglühten und eiswinddurchfegten, zwiespältige Kulturen gebärenden Hochlandes gerecht

1) Hans Rohde, Der Kampf um Asien, 2 Bde., 27 Kart. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 17 M.

wird. Es gab für das Verhältnis zum Islam Lothrop Stoddards Buch „The New World of Islam", das sich mit dem ganzen jungislamischen Schrifttum auseinandersetzt.

Auch abenteuerliche und kühne Vorläufer gab es genug, die lange Reisen durch ganz Asien geführt hatten, wie Sven Hedin und Koslov, Younghusband, Stein und Lecoq; und manche andere, die mit der Idee eines solchen Buches spielten, oder deren journalistischer Instinkt verwandte Bücher vor der vollen Ausreifung herausbrachte, wie Filchner seinen „Sturm über Asien", wie Rütger Essén sein fesselndes Plauderwerk: „Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean".

Aber Hans Rohde hat doch eigentlich als Erster gewagt, das ganze Problem zu packen, und ihm literarische Gestalt zu geben — leider ohne den für ernste Leser fast unentbehrlichen wissenschaftlichen Apparat, die Quellennachweise und das Schlagwortverzeichnis, die ein solches Buch doppelt wertvoll machen und ihm erst den verdienten Platz in der Wissenschaft sicherstellen würden. Ohne diese Stützen müssen auf einigen 600 Seiten natürlich notwendig viel Werturteile guten Glaubens aufgenommen werden, denn sie ohne Quellenhinweise nachzuprüfen, ist nur dem Erfahrenen und Landeskundigen möglich. Aber wir brauchten eben zunächst über den Nahen, Mittleren und Fernen Osten ein Buch, in dem gewagt wurde, was hier überwiegend mit Glück gewagt worden ist: dem deutschen Volk den ängstlich abgewandten oder künstlich weggedrehten Kopf wieder auf das größte geopolitische Problem des XX. Jahrhunderts zu lenken, von dessen Lösung auch sein Schicksal mächtig bewegt werden wird, zum Guten oder Schlimmen, je nach seinem eigenen Tun und dem Hereingezogenwerden seiner Bedränger in die Riesen-Auseinandersetzung über die Zukunft Asiens.

Aus dieser Tatsache quillt das Daseinsrecht des Buches von Rohde, dessen bloße Konzeption in einer ängstlichen Spezialistenwelt eine Synthese ist und eine mutige Leistung bedeutet, die wir schon als solche dankbar begrüßen. Sehen wir nun zu, wie weit sie gelungen ist!

Vorweg gesagt, scheint uns Rohde sicherer und fester auf Selbsterlebtem zu stehen, wo er den Kampf um Orient und Islam beschreibt, als wo er sich in das Kräftespiel des Fernen Ostens und des Stillen Ozeans hineinwagt. Gerade für den Islam war ja auch sichtende Arbeit genug geschehen von Männern wie Lothrop Stoddard (The New World of Islam), der das neuere türkische, arabische, ägyptische und indische Schrifttum verwertet; auf den kleineren Räumen des nahen Ostens flossen überhaupt die Quellen näher und — wenn auch nicht reicher — doch leichter faßbar.

Die sehr gut gesehene Auffassung des englisch-französischen Ringens in Ägypten (S. 22) beweist übrigens, daß man Faschoda ohne die gleichläufigen Vorgänge in Hinterindien kaum verstehen kann, die bei uns fast gar nicht verfolgt wurden, und zeigt, wie sehr unser Planet schon vor der Jahrhundertwende ein einheitliches Kraftfeld geworden war, auf dem in der Irre tappen mußte, wer nicht das Ganze übersah.

Die auf S. 41 eingenommene Stellung zur deutsch-englischen Annäherungspolitik des alten Chamberlain ist ein Werturteil, dem ich nicht so überzeugt beipflichten kann, weil ich — aus persönlichem Eindruck von ihren Trägern in London heraus — sie ernster einschätzte. Aber das ist eine der strittigsten Ermessensfragen des verklingenden XIX. Jahrhunderts.

Daß England „lieber die Russen in Konstantinopel, als ein europäisches Arsenal an den Ufern des Persischen Golfes" sehen wollte (Lord Ellenborough 1902) ist vom englischen Standpunkt begreiflich; wir hätten diesen Standpunkt so oder so in die Rechnung einstellen müssen. Auch von dem Zielpunkt der Bagdadbahn galt, was ein führender Staatsmann einmal zu Baron Würtzburg über den Flottenwettbewerb sagte: „Build as many ships as you like, if you can afford it, but don't make such a noise about it." Der Begleitspektakel ging den Andern oft mehr auf die Nerven, als unser Tun.

Abgesehen von solchen Meinungsverschiedenheiten in Einzelheiten aber, die Jedem bei einem solchen Neubauversuch begegnen werden, sind die verwickelten Vorgänge im Nahen und Mittleren Osten mit großer und klarer Linie im wesentlichen richtig dargestellt, wenn man auch über manche Vorgänge, wie den viel zu leicht angeschlagenen anglorussischen Kräfteeinsatz gegen die deutschen Versuche im Mittleren Osten (v. Niedermayer, Waßmuß) anderer Meinung sein kann. Manche Saat, die erst im dritten Afghanenkrieg, in den Grenzkämpfen um Wasiristan, im Sieg der nationalen Bahnideen in Persien aufging, ist damals von mutigen deutschen Männern, fast ohne Mittel, mit ganz unzulänglicher Ausrüstung und Unterstützung ausgeworfen und von eng-

lischer*) wie russischer Seite viel ernster gewürdigt worden, als von der aussendenden deutschen Stelle.

Die Durchführung des gleichen übersichtlichen Linienspieles für die Nachkriegszeit des Nahen Ostens verrät vielleicht am meisten das überlegene politisch-wissenschaftliche Können und Urteil des Verfassers, der gerade damit dem Deutschen Volk den untrennbaren Zusammenhang seines Nachkriegsschicksals mit den Fragen des Kampfes um Asien zwischen dessen eingeborenen Kräften und den fremden Raubmächten beweist. (Die persischen Bahnbaupläne der Karte scheinen freilich überholt zu sein. Das „nationale" Projekt Enseli—Teheran—Mohammerah hat über die „internationalen" gesiegt. Wenigstens sind die vier Millionen Toman für die Vorbereitungsarbeiten dazu bewilligt).

Nicht die gleiche Sicherheit der Komposition, wie für den Nahen Osten zeigt das Werk überall über den Fernen Osten. „Japan denkt nicht mehr an eine Wiederherausgabe Kiautschous . . . . ." (S. 148). Diese Wendung ist wohl aus der Zeit vor 1923 aus Notizen irrtümlich stehengeblieben, traf aber in so schroffer Festnagelung auch damals nicht zu. (S. 154) „England läßt der japanischen Politik im Fernen Osten mehr oder weniger freien Lauf . . . ." steht im Gegensatz zu S. 155, die von dem englischen Druck spricht, auf den hin die Gruppe V der „21 Forderungen" an China zurückgestellt worden sei! Das ist aber ein sehr entscheidendes „Weniger" im freien Lauf!

Doch auch das sind Einzelheiten, über die bei so großen Zusammenhängen nicht zu herb gerechtet werden sollte, wenn auch immerhin Schönheitsfehler in der Linienführung, die später von der Geschichte berichtigt werden — denen man aber nicht zu sehr nachhängen sollte, wenn andererseits in den großen Zügen die Zeitgeschichte treffend gesehen worden ist und wenn ein kühner Versuch ein erstmaliges Entwirren des gewaltigen Stoffes bedeutet.

Eine dunkle wunde Stelle beleuchtet die Bemerkung S. 193, II über das Nichtvoraussehen des Kriegsendes durch Japan, weil es (aus seiner eigenen Seelenstimmung heraus urteilend) einen solchen moralischen Zusammenbruch Deutschlands für unmöglich hielt. Es gibt auch heute noch viel Japaner des alten Schlages, denen man die Gründe dafür nicht begreiflich machen kann.

Die S. 365 bis 366 enthalten Folgerungen und Ausblicke von zwingender Logik, Gedankengänge, die leider in Deutschland nicht zur rechten Zeit verstanden worden sind; und dabei hatte sie doch schon Mackinder 1904 an die Wand gemalt! („The geographical pivot of History.") Aber welcher Diplomat und Parlamentarier las damals in Mitteleuropa politische Geographie? Das tat man in England und Amerika, aber nicht bei uns. Die japanisch-russische Verständigung vom 21. Januar 1925 ist von Rohde wohl richtig eingeschätzt worden, und hoffentlich verhallt die Mahnung des tiefgründigen Schlußwortes nicht ungehört.

Wenn wir etwas an dem straff gebauten Buch bedauern, so ist es, daß die räumliche Betrachtung so sehr vor der rein geschichtlichen, zeitlich angeordneten zurücktritt, daß die Dynamik des Raumes nicht genügend zur Geltung kommt, was mit so prächtigem Erfolg in Niedermayers Arbeiten, namentlich in seiner jüngsten „Unter der Glutsonne Irans" geschieht, aber auch bei Sven Hedin oder in dem klugen Buch des neutralen Schweden Rütger Essén: „Zwischen Ostsee und Stillem Ozean." Freilich beschäftigt es sich nur mit dem nördlichen Sektor des Kampfplatzes, wie E. v. Salzmann nur mit

*) „Perhaps the most successful and the most typical spy east of Suez was a young German. Once a fortnight the Intelligence branch of our General Staff used to issue a map showing the distribution of the enemy's forces in eastern theatres of war, Across one whole corner of this map appeared, printed in red ink, the word ‚Wassmuss'. The area covered by this one word equalled several times that of England. The whole of this country, Southern Persia, was under the influence of the young german consul Wassmuss — that was what the writing on the map meant. Wassmuss stood for all that was skilful, cunning, thorough and dangerous in the German system of Eastern penetration . . . . . In November 1914, we tried to capture this young-gentleman, but, like the Goeben, he escaped, and a human Goeben he was destined to remain throughout the war, a constant menace, a political force to be reckoned with, and one which served to immobilize thousands of British troops". (C. F. Tuohy: The secret corps, London, Murray 1920, S. 200.)

dem südlichen, und Colin Roß nur mit dem südöstlichen, Filchner mit dem zentralen Teil; aber dennoch bedarf man einer solchen Ergänzung, die das Persönliche, den Raum und seine Dynamik, die Farbe des Lebens hereinträgt, die bei Rohde manchmal zu kurz kommt. Karl Haushofer.

Deutsche Diplomatie vor dem Weltkriege*)

Eine ausführliche Besprechung des Werks rechtfertigt sich einmal deshalb, weil Kiderlen einer der wenigen Staatsmänner und Diplomaten während der Regierung Wilhelms II. gewesen ist, der in der internationalen politischen Welt als selbständiger Charakter angesehen wurde. Dann werden in dem Buch Dokumente veröffentlicht, die den persönlichen Anteil der einzelnen deutschen Politiker an den internationalen Verwicklungen und Auseinandersetzungen, die dem Weltkriege vorangingen, klarer als bisher erkennen lassen.

Dies ist allerdings nicht so sehr für die Frühzeit Kiderlens der Fall, wo er der regelmäßige Reisebegleiter des Kaisers als Vertreter des Auswärtigen Amtes war. Sicherlich ist bei manchen Entschließungen sein Wort schwer in die Wagschale gefallen, aber Kiderlens Aufzeichnungen „beziehungsweise die anekdotenhafte Art ihrer Wiedergabe" geben darüber im einzelnen keinen Aufschluß. Ebenso sind für die 10 Jahre der Bukarester Gesandtenzeit die beiden Bände wenig ergiebig. Jäckh beschränkt sich hier darauf, Kiderlens Geschick in der Beilegung von Zwistigkeiten innerhalb der deutschen Kolonie Rumäniens in den Vordergrund zu stellen. Erst als sich nach dem plötzlichen Tode des Staatssekretärs Frhr. v. Richthofen kein geeigneter Nachfolger finden ließ und die Herren von Tschirschky und Schoen auf diesem Posten versagten, kam Kiderlens große Zeit. Noch unter der Reichskanzlerschaft des Fürsten Bülow war er Vertreter des Staatssekretärs und zweimal des Botschafters in Konstantinopel. Seine Mitteilungen über die jungtürkische Revolution, die er als Augenzeuge aus nächster Nähe miterlebte, ergänzen seine anschaulichen amtlichen Berichte[1]) in bemerkenswerter Weise. Wenn er sich selbst und mit ihm Jäckh ihn als den erfolgreichen Diplomaten am Goldenen Horn in Gegensatz zu dem Botschafter Frhr. v. Marschall hinstellt, bleibt doch an Hand der Akten nachzuprüfen, wieweit er in den wenigen Monaten seiner Tätigkeit die Früchte langjähriger Arbeit Marschalls erntete.[2]) Als dann mit Bethmann-Hollweg an Stelle des Diplomaten ein Verwaltungsjurist Reichskanzler wurde, zog dieser Kiderlen in wichtigen außenpolitischen Fragen noch während seines Bukarester Aufenthalts heran. Aus dieser Zeit bringt Jäckh zwei Denkschriften Kiderlens, in denen er eine deutsch-englische Verständigung auf Grund einer faktischen Anerkennung der englischen Suprematie zur See empfahl. Weitere Aktenstücke zeigen, daß der Reichskanzler tatsächlich auf dieser Grundlage mit dem englischen Botschafter im Herbst 1909 verhandelt hat. Kiderlen wurde auf dem Laufenden gehalten und gab weiter seinen guten Rat. Hervorzuheben sind noch die vertraulichen Briefe Bethmanns an Kiderlen über die allgemeine Lage. Es ist be-

*) Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch. Briefwechsel und Nachlaß, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde.

1) Vgl. die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871 bis 1914. Berlin 1923 bis 1925. XXV (I). 1925, S. 555f.

2) Darauf weisen auch die Herausgeber der Großen Politik (XXV [I], [1925], S. 251, Anm. *) hin. Auch Kiderlen dürfte sich in Wahrheit darüber im klaren gewesen sein. Schon die in der Großen Politik veröffentlichten Berichte Marschalls und seiner Vorgänger beweisen, ein wie weiter und mühevoller Weg es für die auswärtigen Diplomaten am Goldnen Horn war, nach einer grundsätzlichen Zusage des Sultans auch die nötigen Erlasse für die Ausführung zu erhalten. Jäckh nimmt aber alles, was K. seiner Freundin Frau Kypke schreibt, als bare Münze. Er merkt nicht, daß die Briefe auf die Empfängerin zugeschnitten sind und daß er Kiderlens Intelligenz und Fähigkeit zur Selbsterkenntnis ein recht schlechtes Zeugnis ausstellt, wenn er die hier von Kiderlen geäußerte Anschauung als dessen wirkliche Meinung darstellt.

merkenswert, eine wie geringe Meinung auch Bethmann von der Mehrzahl der in vorderster Linie stehenden deutschen Diplomaten hatte. Z. T. waren die Schwierigkeiten der Stellenbesetzung durch die Rolle verursacht, die des Kaisers Neigung und Abneigung gegenüber den einzelnen Personen spielte. Kiderlen selbst ist ja ein Beispiel dafür; mußte er doch 10 Jahre auf dem Bukarester Gesandtenposten ausharren, nachdem er sich die kaiserliche Ungnade zugezogen hatte. Während die Veröffentlichungen der letzten Jahre, insbesondere die „Große Politik", den Beweis erbracht haben, daß der Einfluß des Kaisers auf die allgemeinen Richtlinien der Außenpolitik geringer war, als bisher angenommen wurde, bedeutete es zweifellos eine schwere Belastung der deutschen Außenpolitik, daß für die Personalfragen bei Besetzung der wichtigen Botschafterposten nicht sachliche Eignung, sondern persönliche Gesichtspunkte letzten Endes entscheidend waren.

Von Kiderlens Wirken als Staatssekretär, vertretend und im Hauptamt, ergeben die bei Jäckh mitgeteilten Dokumente folgendes Gesamtbild: Während der bosnischen Krise 1909 wurde die entscheidende Instruktion an den Deutschen Botschafter in Petersburg, welche Iswolsky zum sofortigen Nachgeben veranlaßte und damit die Kriegsgefahr beseitigte, von Kiderlen redigiert. In der Agadirkrise 1911 war es Kiderlens vornehmster Wunsch, die deutsche Marokkopolitik, die immer wieder internationale Verwicklungen herbeizuführen drohte, zu liquidieren; die Verhandlungen lagen ausschließlich in seiner Hand. Die deutsch-englischen Verständigungsverhandlungen im Winter 1911/12 bewegten sich durchaus auf der von Kiderlen in den obenerwähnten Denkschriften gezeichneten Linie. Er wurde aber bei den persönlichen Besprechungen zwischen dem englischen Unterhändler Lord Haldane, dem Kaiser und dem Reichskanzler ausgeschaltet. Nach Ausbruch des Balkankrieges im Oktober 1912 erstrebte er eine enge deutsch-englische Zusammenarbeit, um das Auswachsen der Wirren zu einem allgemeinen Krieg zu verhindern. Sein jäher Tod am 30. Dezember 1912 machte es ihm aber unmöglich, in dem wichtigsten Problem der damaligen internationalen Politik, der deutsch-englischen Verständigung, wieder die Führung zu übernehmen. Hervorzuheben ist schließlich noch, daß er in seinen Aufzeichnungen immer wieder auf die Gefahr einer Führung des Dreibundes durch Österreich-Ungarn hinwies, das eine den Frieden bedrohende Balkanpolitik ohne Verständigung mit seinen Verbündeten zu treiben suchte. Kiderlen trat 1909 und 1912 dieser Gefahr energisch entgegen. Hatte doch Bismarck es stets als eins der wichtigsten Ergebnisse seiner Außenpolitik angesehen, daß die deutschen Bundesstaaten seit dem Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bunde nicht mehr in jede politische Verwicklung Österreichs-Ungarns hineingezogen wurden, dessen Interessen seit langem mehr im Osten und Südosten seiner Grenze als im Westen lagen.

Es ist Jäckh wohl zuzustimmen, wenn er annimmt, daß Kiderlen im verhängnisvollen Juli 1914 den Österreichern allein die Führung der Politik gegen Serbien nicht überlassen hätte, bis der Weltkrieg vor der Tür stand. Aber im übrigen bringt Jäckhs Buch keineswegs, wie er meint, den Beweis, daß Kiderlen der geniale Staatsmann Bismarckscher Schule gewesen sei, der, „die Gefahren aus der Vogelperspektive erkennend", ihrer Herr geworden wäre. Seine weltpolitischen Erfolge 1909 und 1911 waren im Grunde nur auf kurze Sicht eingestellt und haben in ihren Auswirkungen letzten Endes 1914 die Gefahr des Weltkrieges noch erhöht, weil durch die Art der Beilegung der beiden früheren Krisen die Spannung zwischen den europäischen Mächten nur gesteigert worden war. Eine dritte Krise mußte um so schwerer zu überwinden sein. Die Form des Druckes, die Kiderlen im Frühjahr 1909 auf Rußland ausüben ließ, ähnelt dem Verhalten Deutschlands Japan gegenüber während des japanisch-chinesischen Krieges. Wie damals die Empfindlichkeit Japans,[3]) verletzte es hier die Rußlands. Und so wenig es damals im Grunde die Lage erforderte, in einer Weise hervorzutreten, die Japan verletzen mußte, war es 1909 erforderlich, die russische diplomatische Niederlage vor der ganzen Welt sichtbar werden zu lassen, denn Rußland laborierte noch an den Folgen des Krieges mit Japan und konnte nicht ernstlich an einen neuen Krieg denken. Selbst Jäckh scheint hier von der Unfehlbarkeit Kiderlenscher Diplomatie nicht ganz überzeugt zu sein, denn er bezeichnet (II, S. 11) die Be-

3) Vgl. Große Politik. IX (1923), S. 331 bis 333.

merkung des nicht mehr im Amt befindlichen, aber mit dem Reichskanzler Bülow[4]) und Kiderlen noch immer in Verbindung stehenden Geheimrats Holstein über die „Frechheit, Iswolsky diese Demütigung zugefügt zu haben", als „eine Warnung zur Vorsicht weiterhin. Aber zunächst ist das Spiel gewonnen." Das Schwergewicht ist hier auf das Wort „zunächst" zu legen.

1911 hat dem Staatssekretär Kiderlen mit dem berühmten Panthersprung nach Agadir ein machtpolitischer Gewaltstreich, wie ihn das In- und Ausland zunächst vermuteten, offenbar fern gelegen. Aber es war ein grobes politisches Ungeschick, daß er einen so interessierten und wichtigen Dritten wie England nicht rechtzeitig über seine Absichten aufklärte, zumal ihm daran gelegen sein mußte, dieses aus der kommenden Auseinandersetzung mit Frankreich fernzuhalten. Die gegen Deutschland gerichtete Drohrede Lloyd Georges, die sich Kiderlen nunmehr gefallen lassen mußte, bewirkte, daß überhaupt die Liquidierung des Marokkounternehmens in der ganzen Welt als eine deutsche diplomatische Niederlage angesehen wurde, gleichgültig, ob an sich die Abtretung eines Streifens des französischen Mittelafrika als deutscher Erfolg erschien oder nicht. Noch mehr mißfällt die allerdings von Jäckh verschwiegene Form, in der sich die Verhandlungen während der kritischsten Zeit abspielten. Die von Caillaux bereits 1919 veröffentlichten Briefe Kiderlens an die russische Agentin Baronin de Jonina, mit der Kiderlen auch zarte Beziehungen verbanden, ergänzen Jäckhs Dokumente in einer für Kiderlen wenig erfreulichen Weise.[5]) Er hielt die Baronin aufs genaueste über den Gang der Verhandlungen mit dem Kaiser, Reichskanzler, den Botschaftern usw. auf dem Laufenden. Sicherlich wußte er, daß diese Briefe zur Kenntnis der französischen Regierung gelangen würden, und er wollte vermutlich auf solche Weise die Verhandlungen in ein ganz bestimmtes Fahrwasser lenken. Aber es war doch kaum nötig, daß sich der deutsche Außenminister in dieser Zeit mit der Agentin zu gemeinsamer Erholung auf französischen Boden traf, wie durch eine ausgezeichnete, ebenfalls von Caillaux veröffentlichte Photographie feststeht. Ebenso unerfreulich wirkt es, daß er in diesen Briefen von dem Kaiser nur als „la fourrure", von dem Reichskanzler als „la petite bête" spricht. Mochte seine Einschätzung der Intelligenz beider auch recht gering sein, so war dies doch kein Grund, seine Ansicht im diplomatischen Kampf dem Gegner auf diesem merkwürdigen Umweg mitzuteilen. Seiner „Mascotte" mochten die Berichte so amüsanter erscheinen (j'espère que cela vous amusera un peu), das Ansehen des deutschen Reiches und sein eigenes setzte er auf diese Weise herab.

Auf die schweren Mängel, die Jäckhs Edition im übrigen in jeder Hinsicht aufweist, haben bereits Paul Herre[6]) und Willy Andreas,[7]) in ihren Besprechungen hingewiesen. Jäckh hätte besser getan, für die Darstellung der Leistungen Kiderlens als Staatsmann das Erscheinen der einschlägigen Bände der großen Aktenpublikationen des Deutschen Auswärtigen Amtes abzuwarten[8]) und dann für Edition und Text sachkundige Hilfe heranzuziehen. Ein Staatsmann kann ebensowenig allein nach den persönlichen Aufzeichnungen, wie allein nach den Akten beurteilt werden. Mit der vorliegenden, von parteipolitischer und persönlicher Voreingenommenheit für seinen Helden beeinflußten Bearbeitung hat Jäckh Kiderlen auch als Mensch einen Bärendienst erwiesen. Die allzu hohe Selbsteinschätzung und die geringe Meinung, die K. von seinen Kollegen hatte, treten durch die ungeschickte, einseitige Zusammenstellung weit abstoßender hervor, als es bei gewandterer Redigierung vermutlich der Fall gewesen

4) Vgl. Th. Wolff, Das Vorspiel. München 1924, S. 198 bis 199, 287.

5) J. Caillaux, Agadir. 2me partie: Les coulisses d'une négociation. Paris 1919, S. 273f. Caillaux bemerkt am Schluß der Briefe über Kiderlen: „Homme d'État d'une haute intelligence, mais quelque peu dépourvu de finesse." S. kritisch dazu neuerdings Große Politik XXIX (1925), S. 173, Anm. und S. 337, Anm.

6) P. Herre, Kiderlen-Wächter und sein Biograph. „Deutsche Allgemeine Zeitung", 19. 3. 1925.

7) W. Andreas, Kiderlen-Wächter, Randglossen zu seinem Nachlaß. „Historische Zeitschrift". München, 132 Bd. (1925), S. 247ff.

8) Für die Bukarester und Konstantinopeler Zeit liegen sie inzwischen vor. Vgl. Große Politik. XVIII (I) (1924), S. 109ff.; XVIII (II), S. 649ff.; XXII (1925), S. 395ff.; XXV (II), S. 555ff.

wäre und als es sachlich vielleicht berechtigt war. Ich wies bereits S. 56 Anm. 2 auf ein Beispiel hin, wie J. zu wenig beachtet, an wen Kiderlen schreibt. Gut drei Viertel seiner veröffentlichten Briefe sind an die erwähnte Freundin Frau Kypke gerichtet. Kiderlen wollte offenbar gern seine Überlegenheit über Kollegen und Vorgesetzte vor ihr in hellem Lichte erscheinen lassen. Das war seine Sache, solange diese Briefe im Schreibtisch der Dame blieben. Durch die Art, wie Jäckh diese Briefe ans Tageslicht gebracht und kommentiert hat, hat er Kiderlen vor den Lesern des Buches in ein schiefes Licht gebracht, ihn in mancher Beziehung lächerlich gemacht. Die Eigenschaften, welche Kiderlen Jäckh nachrühmt, und die dieser nicht vergißt mitzuteilen[9]), genügen doch nicht allein, um den Mangel historischer Schulung und vor allem an wissenschaftlicher Unparteilichkeit zu ersetzen. Jäckh gibt alle Komplimente als bare Münze wieder, die Kiderlen aus Anlaß seines Amtsantritts als Staatssekretär, nach Abschluß des Marokkovertrages 1911 und nach seinem Tode vom In- und Ausland gemacht wurden. Sie stellen doch überwiegend Akte der Courtoisie dar, teilweise sind sie auch darauf berechnet, sich die Gunst des mächtigen Mannes zu sichern. Um Kiderlens patriae inserviendo consumor desto leuchtender hervortreten zu lassen, behauptet Jäckh (II, S. 93), jener sei seit Bestehen des Deutschen Reiches der einzige Staatssekretär gewesen, der in den Sielen des Auswärtigen Amtes gestorben sei. Im Gegenteil: kein anderes Reichsamt hat, was Jäckh leicht hätte feststellen können, so viele seiner höchsten Chefs im Dienst verloren, wie das Auswärtige Amt: Bernh. v. Bülow der Vater und Frhr. v. Richthofen gingen Kiderlen voran.

Kiderlen hätte gar nicht soviel Weihrauchstreuens nötig gehabt. Trotz aller Mängel ragen seine Leistungen, wie schon im Eingang betont, noch weit genug über den Durchschnitt heraus, um ihm ein dauerndes Andenken in der Geschichte der Vorkriegszeit zu sichern. Seine Schwächen hat Jäckh erst mit diesem Buch in den Vordergrund geschoben.

Hans Goldschmidt.

Ein Nachruf?

Die Fälle, daß ein fälschlich Totgesagter das, was die liebende Mitwelt über sein Leben und Streben als Endurteil sagen zu müssen glaubt, selber lesen muß, sind nicht eben selten. Ob je aber einer solchen Schicksals daraus etwas gelernt hat, ist nicht überliefert.

Es soll schlichte Gemüter geben, die das prächtige Buch von Walther Lambach „Die Herrschaft der 500! Ein Bild des parlamentarischen Lebens im neuen Deutschland" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) für eine Rechtfertigung des deutschen Parlamentarismus halten. Solche Herzenseinfalt kennt entweder Lambach nicht oder vermag nicht zwischen den Zeilen zu lesen.

Gewiß, Lambach geht mit dem neben seiner festen und klaren weltanschaulichen Grundlage ihn auszeichnenden Wirklichkeitssinn, gestützt auf eine langjährige persönliche Erfahrung im politischen Leben, im Parlament, in der Partei und der Fraktion daran, den Kritikern wie Freunden des deutschen Parlamentarismus erstmalig — und schon das ist erstaunlich — die Möglichkeit zu geben, den Parlamentarismus mit seinen Eigentümlichkeiten wirklich kennen zu lernen. Er läßt einen von ihm erfundenen Abgeordneten Müller-Hinterwalden durch die Wahl in den Reichstag und zur Fraktion gehen und den erstaunlich „planmäßig" veranlagten Zeitgenossen sich die Technik der großen Maschinerie nach und nach aneignen: Regierungen bilden sich, Gesetzentwürfe entstehen in den Ministerien, gehen ihren Leidensweg durch Kabinett, Reichswirtschaftsrat, Reichstag, Ausschüsse und wieder ins Plenum. Der Reichstag wird aufgelöst. Das Spiel beginnt von neuem. Müller-Hinterwalden macht sich die Kraftlinien klar, die unter der Decke der Fraktionen den wirklichen Einfluß ausüben. In wunderschönen graphischen Darstellungen, welche die Verteilung der Berufsstände in den einzelnen

9) Vgl. Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch I, S. 288: „[Jäckh]; ein sehr netter junger Mann von guten Manieren"; II, 118: „Er hat die Gabe zuzuhören und verständig zu fragen, sieht Zusammenhänge und denkt in Zusammenhängen, was in der Politik das wesentliche ist. Ich möchte ihn gern für das Auswärtige Amt gewinnen."

Parteien mit hervorragender Deutlichkeit zeigen, läßt Lambach ihn erkennen, welche Hilfsmittel dem einzelnen zur Verfügung stehen, wie mans machen muß, um sich in der Fraktion und in der Öffentlichkeit durchzusetzen, kurz, alle Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Handwerks.

Und voller Teilnahme denkt man: Diese armen 500 Müller-Hinterwalden, unsere selbstgewählten unumschränkten Gottesgeißeln, haben es doch wahrhaftig nicht leicht, und es ist schon ein saures Brot, uns zu regieren. Schon dieserhalb wäre das Buch notwendig und nützlich, und jeder, der sich mitverantwortlich fühlt für die Geschicke unseres Volkes, sollte es eben darum lesen.

Um so mehr, als es sehr gut und flott mit einem inneren Humor, der auch die Maske des Ernstes im rechten Augenblick mit Anstand zu tragen weiß, geschrieben ist, so daß man es tatsächlich mit wirklicher Spannung liest. Sehr lustig und anregend ist es auch, daß einige 50 im Reichstag aufgenommene Bilder einzelner Abgeordneter, aus den Ausschüssen usw. in glücklicher Auswahl eingefügt sind, die unsere 500 bei ihrem schweren Werk am Volke und in den weniger schweren Stunden der Erholung zeigen.

So weit ist alles in Ordnung. Aber ....

Aber Lambach hat am konkreten Beispiel den ganzen Ablauf erläutert, und das ist nun wahrhaft erschütternd. Viel mehr niederziehend noch, als man es aus den Berichten der Zeitungen im Gedächtnis hat.

Nicht die höchst amüsante Blütenlese der rednerischen Entgleisungen und Stilblüten der Auserwählten soll als wichtig angesehen werden, sondern die Möglichkeit der würdelosesten Szenen, des Versagens einzelner und der Meisten vor dem furchtbaren Ernst unserer Lage. (Schade, daß ein Abschnitt über „Untersuchungsausschüsse" fehlt!) Die ganze Mächlerei im Plenum und hinter den Kulissen, das künstliche Erschweren und die Verwicklung einfacher und klarer Dinge und Lagen aus Rücksichten auf Parteidoktrinen und auf gar nicht vorhandene Wählerstimmungen, die der gesunde Menschenverstand überhaupt nicht begreift, kurz das ganze Drum und Dran dieses Danaergeschenkes, das uns der verlorene Krieg und unsere Feinde brachten, während in ihren Ländern diese Form auch nach außen erkennbar abgewirtschaftet hatte — das wird hier auf dem wirksamsten, dem indirekten Wege mit filmhafter Deutlichkeit uns zum Bewußtsein gebracht. Auch hier wieder ergibt sich die immer unbeantwortete Frage: Muß es sein, daß in jedem Parlament die parlamentarische Tätigkeit zum Selbstzweck wird und so die Auserwählten des Volkes trennt von dem starken Blutstrom, der das eigentliche und wahre Leben unseres Volkes bedeutet?

Und darum erst recht sollte jeder dieses Buch von Lambach lesen.

Wenn der kluge Verfasser am Schluß der Frage nach Umgestaltung des Systems, allerdings unter einer sehr deutlichen Belehrung an die Kritiker der wohlfeilen Redensarten, ausweicht und auf die Schriften von Marr und Stapel hinweist, so ist seine Stellungnahme doch wohl erkennbar.

Sie wird in der Linie Fichtes liegen, der die Formel aufstellte, daß das Regieren so gefährlich wie möglich gemacht werden müsse. Gefährlich für jeden, den eigener Machtdrang oder der Druck anderer in das höchste Amt, das ein Volk zu vergeben hat, treibt, Verantwortlichkeit im Sinne persönlicher Gefahr für Leib und Leben, Gut und Ehre jedes Erwählten.

Wenn wir die Umgestaltung erleben sollen, so werden wir wünschen, daß so frische, schöpferische und sachliche Menschen wie Lambach auch bei einer Neugestaltung dabei sein werden.

Also ein Nachruf auf einen historischen Irrtum? Ach, wäre es doch dieses Buch!

R. P.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Neue Bücher zu den Fragen des deutschen Ostens

Die Erschütterungen des Weltkrieges und des Zusammenbruches ließen das deutsche Volk sich seiner selbst erst bewußt werden, und zwar in steigendem Maße. Diese Entwicklung spiegelt auch der Büchermarkt wider. Wurden wir in den Jahren nach 1918 mit Tagesliteratur, gutgemeinten Flugschriften und gefühlvollen Bilderbüchern überschwemmt (die uns noch gelegentlich Städte und Bauwerke als „verloren" zeigten, obwohl sie noch im Deutschen Reiche lagen), so ist heute eine wesentliche Verbesserung festzustellen. Nicht als ob schlechte Bücher nicht mehr vorkämen. Mir liegt ein amtliches Erzeugnis vor, welches den Kampf um die deutschen Grenzen schildern soll und in Wirklichkeit einige Aufsätze über die Grenzgebiete des verkleinerten Reiches enthält. Wir wollen lieber darüber schweigen und uns an dem freuen, was private Initiative uns beschert hat. Der aufstrebende Verlag Vowinkel gibt uns das erste zusammenfassende Buch über die Memelfrage aus Rolf Schierenbergs Feder.[1]) In einer Einleitung betont Schierenberg, die Schrift richte sich an die Jugend des Grenzlandes. Er hat uns aber ein Buch gegeben, das auch jeder Erwachsene und jeder Politiker, Geograph und Historiker mit Nutzen lesen kann. Eine historisch-geographische Einleitung schildert die deutsche Ostkolonisation an der Memellinie, insonderheit die Besiedelung Preußisch-Litauens und bestätigt die Auffassung Karges, daß die Litauer keine Urbewohner auf litauischem Boden seien, sondern von der preußischen Landesherrschaft und dem Orden geduldete spätere Einwanderer, deren Ansiedlung erst nach dem preußisch-litauischen Friedensschlusse von 1422 überhaupt möglich war. An diese historische schließt sich eine geographische Einleitung, die Land, Leute und ihre Wirtschaft, vor allem aber den Memelstrom schildert. Ein zweites Kapitel, welches zwei Drittel des Buches einnimmt, schildert die Memelfrage als politisches Problem, aber unter geschichtlichem Gesichtswinkel. Ausgehend von der politischen Entwicklung der östlichen Randzone nach Versailles rollt Schierenberg den russisch-polnischen Krieg von 1921 und die Wilnafrage auf, um schließlich auf das eigentliche Memelproblem überzugehen. Hier unterscheidet er drei Perioden: die Entwicklung der Völkerbundsherrschaft bis zur Brüsseler Konferenz, eine zweite Periode bis zum Litauer Einfall und eine dritte, welche die Memelstatutsverhandlungen und das Memelabkommen zur Darstellung bringt. Aus Raumgründen müssen wir uns versagen, diese für das Memelgebiet so aufregungsvollen Zeitereignisse nachzuerzählen, welche von der deutschen Öffentlichkeit, weil sie mit anderen Fragen beschäftigt war, nicht hinreichend beachtet und gewürdigt worden sind. Waren die vorhergehenden Abschnitte der Tatsachen-Schilderung gewidmet, so stellt Schierenberg im dritten die Memelfrage als integrierenden Bestandteil des großen Ostproblems dar, als ein Teilstück der Geopolitik der östlichen Randzone. Er analysiert dabei den litauischen Staat und kommt zu dem Schluß: „Deutschland ist der einzige und ehrliche Interessent an einer Aufrechterhaltung der ungebrochenen Selbständigkeit Litauens — das sei wiederholt und hinzugesetzt: der Randstaaten überhaupt. Freilich, wer dieses

1) Rolf Schierenberg, Die Memelfrage als Randstaatenproblem, mit einer farbigen, zwei doppelseitigen und drei einseitigen Karten und drei Skizzen. Berlin-Grunewald 1925, Kurt Vowinckel.

sagt und bekennt, sieht sich vor die polnische Frage gestellt, die beantwortet sein will, da sie die beherrschende im Fragenkomplex des Randstaatengürtels ist." Als Vorarbeit für die Analyse des polnischen Problems will denn auch Schierenberg sein Memelbuch aufgefaßt sehen. Es ist um so wertvoller, als er uns Auszüge der wichtigsten Akten über das Memelgebiet in einem Anhange gibt, aus Akten, die zum Teil wie ein Hohn anmuten. Heißt es doch in Sektion X der Antwort der alliierten und assoziierten Mächte auf das Memorandum der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen: Das Memelgebiet „ist immer litauisch gewesen, die Mehrzahl der Bevölkerung ist litauischer Herkunft und Sprache; die Tatsache, daß die Stadt Memel selbst zum großen Teile deutsch ist, könnte nicht das Verbleiben dieses ganzen Gebietes unter deutscher Souveränität rechtfertigen, vor allem, weil der Hafen von Memel der einzige Ausgang zur See für Litauen ist". Man muß Schierenberg zugestehen, daß er in seinem Buch jede dieser Thesen mit wissenschaftlicher Sorgfalt widerlegt hat. Aus den Dokumenten nennen wir noch den Auszug aus dem Hymans-Projekt der Brüsseler Konferenz von 1921, welches die Verhältnisse zwischen Litauen und dem polnischen Staate regeln wollte und für Litauen eine Organisation nach Schweizer Muster mit Kantonen vorsah. Die beiden autonomen Kantone Kowno und Wilna sollten den litauischen Bundesstaat bilden, die polnische und litauische Sprache Amtssprache sein. Wir erwähnen ferner die Entscheidung der Botschafterkonferenz vom 26. Februar 1923, der eine sehr lehrreiche Gegenüberstellung der verbleibenden Differenzpunkte zwischen dem litauischen und dem Entwurf der Botschafterkonferenz vor dem Abbruch der Memelstatutsverhandlungen folgt. Endlich das Memelabkommen mit seinen drei Anhängen, dem „Statut des Memelgebietes", dem „Memeler Hafen" und dem „Transitverkehr", jenes Statut, welches heute Grundgesetz im Memelgebiet ist und von den Litauern in der Praxis sabotiert wird. Diese Sabotage war bekanntlich der Grund zu den Schwierigkeiten der Regierungsbildung um die Weihnachtszeit, welche nicht behoben wurden, sondern wegen der großen Überschwemmungen, die eine schnelle Regierungsbildung notwendig machten, auf eine gelegenere Zeit vertagt worden ist. Wir wollen diese Besprechung nicht schließen, ohne die ausgezeichneten, instruktiven Karten besonders gelobt zu haben.

Von der Memel zur Weichsel, von der Mißlösung an der nordöstlichen Grenze Ostpreußens zur Mißlösung an Ostpreußens Südwestgrenze. Der Danziger Archivrat E. Keyser hat, indem er beste Danziger Traditionen aufnahm, unter Mitwirkung von einer Reihe namhafter Danziger Gelehrter (W. Geisler, H. Hübner, K. J. Kaufmann, W. La Baume, M. Laubert, F. Lorentz, W. Millack) den Kampf um die Weichsel dargestellt.[2]) Das Werk nennt sich im Untertitel „Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors". Es untersucht die Frage, ob die Machthaber in Versailles, als sie weite Teile Preußen-Deutschlands dem polnischen Staate auslieferten, in völkischer Hinsicht zu Recht entschieden hätten. Die von polnischer und französischer, auch wissenschaftlicher Seite geflissentlich verbreitete Ansicht, das Land um die Weichsel wäre nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der letzten Zeit vor dem Kriege polnisch gewesen und erst durch die vielberufene Ostmarkenpolitik der preußischen Regierung eingedeutscht worden, findet hier ihre Widerlegung. Mit der Legende, dem eingeborenen Polentum seien schwerster Schade und größtes Unrecht zugefügt, wird aufgeräumt. Es besteht kein Zweifel, daß mit diesen Feststellungen eine der wichtigsten Fragen der europäischen Politik angerührt wird, welche nicht nur für die Zukunft des deutschen Ostens, sondern für Osteuropa schicksalsschwer ist. „Der Weichselkorridor" — so nennt Geisler, mehr aus wirtschaftlichen als aus ethnographischen Gründen, das Polen zugewiesene Gebiet, unter Ablehnung der Namen „westpreußischer", „polnischer" oder „Danziger Korridor" — ist kein historisches Gebilde, sondern willkürlich 1919 geschaffen, nach der Zerstörung gewachsener Lebenseinheiten. Geisler schildert die Korridorlandschaft, jenes Gebiet, in dem sich der Drang der Polen zum Meere (eine weniger wirtschaftliche als politisch-ideologische Forderung) mit den großen längs der Ostsee sich vollziehenden Ostzügen der Deutschen kreuzte. Der Danziger Museumsdirektor La Baume gibt uns ein anschauliches Bild der vor- und frühgeschichtlichen Bevölke-

2) Der Kampf um die Weichsel. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt.

rung Ostdeutschlands, eines Gebietes, in das die Slawen überhaupt erst nach der Völkerwanderungszeit einwanderten. „Überblicken wir rückwärtsschauend die langen Zeiträume von der Steinzeit bis zum frühen Mittelalter, so hebt sich klar heraus, daß die völkischen Beziehungen Ostdeutschlands von den ältesten Zeiten an nach Westen und Norden, nicht aber nach Osten hinweisen." Er schließt mit den Worten, daß die slawische Zeit nur kurz war, „denn bereits im 9. Jahrhundert setzt die Wiedergewinnung der deutschen Ostmark . . . ein."

Der Herausgeber E. Keyser schildert die Siedlungen in Pommerellen zur Zeit der Herzöge und des Deutschen Ritterordens. „Wie in Pommern von der Odermündung aus ein einheimisches Herrscherhaus sich nach West und Ost ausbreitete, erwuchs an der unteren Weichsel seit dem 12. Jahrhundert (damals beginnt eigentlich erst die Geschichte dieses Gebiets) das ihm verwandte Fürstengeschlecht der Samboriden, die ihren Burgsitz in Danzig hatten." Die unter dem Fürsten Swantopolk (1220 bis 1266) erwachsende politische Macht wandte sich gegen Polen. Unter Swantopolk, der mit Hilfe des Papstes seine Selbständigkeit errang, begann der Einzug der Deutschen, den sein Nachfolger Mestwin I. auf das stärkste förderte. Klöster, Städte und Bauernsiedlungen entstanden. Deutsches Recht wurde verliehen. Die Ritterorden begannen auch in Pommerellen zu siedeln, und zwar lange vor dem Auftreten des Deutschen Ordens und lange bevor Polen erstmalig Hoheitsrechte in Pommerellen geltend machen konnte. Erst nach dem Aussterben der Samboriden im Jahre 1294 gelangte ein polnischer Teilfürst als Nachfolger Mestwins II. vorübergehend zur Herrschaft. Als dieser (Przemyslaw) zwei Jahre später starb, griffen die polnischen Thronwirren auch auf Pommerellen über. Nach wechselvollem Schicksal, nachdem die böhmischen Polenkönige und die Herzöge von Brandenburg zeitweilig in den Besitz des Landes gelangt waren, erwarb es der Deutsche Orden. Polen verzichtete freilich erst 1343 endgültig auf Pommerellen in Kalisch. Die Ordensherrschaft selbst gilt als die goldene Zeit des Landes, nicht nur für die aufblühenden deutschen Siedlungen, sondern auch für die Kaschuben, die einheimische slawische Bevölkerung der nördlichen Kreise der heutigen Woiwodschaft Pomorze der polnischen Republik, der freien Stadt Danzig und der östlichen Kreise Pommerns.

Friedrich Lorentz, dem wir ja auch eine Geschichte der Kaschuben[3]) verdanken, hat in unserm Werk einen Abschnitt der Sprache und dem Volkstum der Kaschuben gewidmet. Dieses von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelte, in der Politik stets unterschätzte Volk schätzt Lorentz auf 140 000 bis 150 000 Köpfe. Das Kaschubische ist eine eigene slawische Sprache, kein polnischer Dialekt. Es ist einerseits, da das Polnische die Kirchensprache bildete — die Kaschuben sind katholisch —, starken Einwirkungen der hochpolnischen Kultursprache ausgesetzt gewesen, auch in preußischer Zeit. Andererseits hat das enge Zusammenleben und die Vermischung mit den Deutschen die Kaschuben in Sprache, Sitten und Gebräuchen stark beeinflußt. „Kein Gebiet der Grammatik ist von ihnen unberührt geblieben." Die zu Ende des 16. Jahrhunderts beginnenden Versuche, eine kaschubische Schriftsprache zu schaffen, mißlangen. Selbst kaschubische Schriftsteller, die nach dem Vorbild deutscher Dialektdichter schrieben, konnten sich nicht zur Höhe wirklicher Volksdichter erheben.

Karl Josef Kaufmann, der Danziger Archivdirektor, schildert Westpreußen und Polen zwischen 1454 und 1772. Während der polnische König 1454 in der sogenannten Inkorporationsurkunde die Wiedereinverleibung — ohne geschichtliches Recht — mit dem polnischen Reiche aussprach, erklärten sich die Stände in ihrem Schreiben an den polnischen König bereit, ihm und der polnischen Krone zu gehorchen. Sie gestanden nur eine Personalunion zu, welche auch durch die Rechte eigener Gesetzgebung, eigener Landtage und des Indiginats gerechtfertigt schien. König Kasimir hielt noch im allgemeinen die gegebenen Versprechungen. Schon Sigismund I. brach sie. So zieht sich durch die Geschichte der polnischen Zeit Westpreußens der Kampf gegen die Rechtsverschlechterung, der ja in unsern Tagen ein Gegenstück findet. Der polnische Staat hatte mit dem Adel am leichtesten Erfolg. Der Verlockung, nach polnischer Art sich auf Kosten der einst vom Deutschen Orden geschützten Bauern mit Land zu bereichern und die Bauern rechtlich zu Arbeitstieren herabzudrücken und sich nutzbar zu machen, erlag, als die älteren rein deutsch gebliebenen Adels-

3) Berlin 1925, Reimar Hobbing.

stämme ausgestorben waren, die jüngere Generation mehr und mehr. Der Verpolung der Rechtsauffassung folgte die der Sprache und schließlich der Familiennamen. Die höhere Geistlichkeit hielt sich besser. Bis zur Reformationszeit hielten Konvente und Kapitel streng darauf, daß nur Deutsche in die höheren Stellen kamen. Sie führten eine rein deutsche Verwaltung und siedelten bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts deutsche Bauern mit deutschen Rechten und Freiheiten an. Einzelne Klöster blieben bis zuletzt Horte deutscher Sitte, während andere dagegen durch Reformation und Gegenreformation schließlich polnisch wurden. Die stärkste Widerstandskraft zeigten die Städte, welche ursprünglich eine Besserung ihrer Lage durch die polnische Herrschaft erhofft hatten. Der Verrat von 1454 trug, als die Polen endlich im Jahre 1569 auf dem Reichstage zu Lublin durch die Inkorporationsurkunde feierlich die zugesagten Rechte vernichteten, seine giftigen Früchte. Gleichzeitig begann aber auch der wirtschaftliche Untergang des Landes. Am schlimmsten dagegen war er bei den Bauern. Ihre Lage wurde immer kümmerlicher. Polnische Verwaltungsmethoden, Unordnung, Willkür, Bedrückung, Rechtlosigkeit, rücksichtslose Ausnutzung der Gewalt der Starken gegen den Schwachen, Kriege und Bürgerkriege verwüsteten blühendes Land. Seit 1414 strömten polnische Bauern aus Süden zu. Nur längs der Weichsel, den wirtschaftlich bevorzugten Teilen, konnten sich die deutschen Ansiedler geschlossen halten. Die großen Städte blieben ganz deutsch; die kleinen hatten hart um ihr Deutschtum zu kämpfen. Gollub und Lautenburg wurden am frühesten entdeutscht. Kulm, Kulmsee, Schönsee und Rehden verfielen im 16. Jahrhundert dann auch dem Polentum. Immerhin ist es bezeichnend, daß der frühere polnische Außenminister Dmowski in seinem Buche „La question Polonaise" zugeben mußte, daß „in der Zeit, als Preußen noch zur Republik Polen gehörte, die Hälfte seiner Einwohner deutsch war". Der Rest war durch Einwanderung oder Verpolung polnisch geworden.

Es ist ein großes Verdienst Kaufmanns, die Ergebnisse seiner Forschungen über den deutschen Charakter, besonders der Städte Westpreußens, auch in jener polnischen Zeit in einer einzig dastehenden Dokumentensammlung[4]) niedergelegt zu haben. Dieses Buch enthält neben einer kurzen Einleitung auf 84 Faksimile-Großfoliatafeln deutsche Dokumente aus allen jenen Städten, in denen damals der Kampf tobte. Es gibt wohl kaum ein Buch, das wir mehr der Verbreitung empfehlen können, als dieses lebendige Abbild deutschen Wesens unter fremder Gewaltherrschaft. Besonders sei auf eine Urkunde der Strasburger Tuchmacher vom Jahre 1624 hingewiesen (Abb. 138—143), in der für die Zugehörigkeit zum Gewerbe die Eigenschaft „guter deutscher Nation" gefordert wird.

Hans Hübner schildert den kulturellen Zustand Westpreußens am Ende der polnischen Zeit, den glänzenden Zustand der Städte mit ihrer Selbstverwaltung wie Danzig und die trostlosen Verhältnisse auf dem flachen Lande. So weit Westpreußen polonisiert war, war es fast eine Einöde. Nur Danzig (mit 45 000 Einwohnern), Elbing und Thorn zählten über 10 000 Bewohner. In der übrigen Provinz betrug der Durchschnitt der Stadtbevölkerung 1700, im Netzebezirk sogar nur 760 Köpfe. 11 Städte hatten weniger als 500, zwei weniger als 100 Einwohner. In der früher ansehnlichen Stadt Kulm gab es über hundert wüste Stellen; von 300 bewohnten Häusern waren 70 bis 80 baufällig. In Bromberg allein standen 131 Häuser, d. h. mehr als 25% leer. Das Rechtswesen war verfallen, Polizei — wie Friedrich der Große ein Jahr nach der Besitzergreifung an Voltaire schrieb — dem Namen nach unbekannt, die Lage der Bauern denkbar gedrückt. Auf religiösem Gebiet herrschte Unduldsamkeit. Die Juden wurden verhältnismäßig noch besser behandelt als die Protestanten. In manchen Städten, wie z. B. in Flatow, machten sie mehr als 50% der Bevölkerung aus. Die Landwirtschaft war auf ein niedrigeres Niveau als zur Ordenszeit zurückgesunken. Post gab es nicht mehr, ebensowenig Gesundheitspflege. Der Netzebezirk mit 11 000 Köpfen zählte nur 19 katholische und 13 evangelische Lehrer. Alle Kultur war in die deutschen Bauerngegenden und die deutschen Städte zurückgewichen.

Walter Millack gibt uns eine Studie „Friedrich der Große und Westpreußen". Er

4) Das deutsche Westpreußen, Abbildungen von Urkunden zur Geschichte des **Deutschtums** in Westpreußen in Stadt und Land zu polnischer Zeit. Zusammengestellt von **K. J. Kaufmann**. Berlin, Deutsche Rundschau G. m. b. H.

schildert die Erwerbungen, welche seit dem Frühjahr 1771 vorbereitet wurden und schließlich in der Besitznahme von Stücken eines seit mehr als 100 Jahren völlig verfallenen Staatswesens bestanden. Er erinnert daran, daß der polnische Reichstag zu Warschau 1773 einstimmig den Teilungsvertrag annahm, gegen ein Trinkgeld von 40 Dukaten für die Stimme jedes Reichstagsabgeordneten, von denen manche freilich kein Geld nehmen wollten, sondern eine Tonne Salz vorzogen. Das Reformwerk Friedrichs des Großen mutet fast wie eine Kolonisation überseeischer Gebiete an. Alles, aber auch alles mußte eingerichtet werden in einem Lande, wo man weder Verwaltungsbehörden noch Rechtspflege kannte, wo sogar die Räume dazu fehlten. Das Land wurde neu vermessen, Staatsgüter eingezogen, die geistlichen Liegenschaften in geordneten Staatsbetrieb genommen, Domänen verpachtet, Forstwirtschaft eingeführt, durch eine Steuerverfassung die Abgaben des Bürger- und Bauerntums ermäßigt. Waren Adel und Klerus bisher die einzigen Machthaber gewesen, so hob Friedrich der Große die Leibeigenschaft auf und wandelte sie in eine humane Erbuntertänigkeit um. Den Städten gab er Geld zum Wiederaufbau, siedelte Handwerker und Industrien an und sorgte für einen gewissen Zuzug deutscher Kolonisten in das dünnbevölkerte Land. So entstanden etwa 50 neue Dörfer. Gewiß nicht viele für dieses von den Polen verwirtschaftete Gebiet. Die Wirkung dieser Kolonisation ist oft überschätzt worden. Westpreußen hatte zu Beginn der preußischen Verwaltung 415 000 Seelen, der Netzedistrikt 170 000. Millack schätzt die Zuwanderung bis 1786 für Westpreußen auf 10 825 Menschen, für den Netzedistrikt auf 5660 (2,6 bzw. 3,3 %). Von den Zuwandernden stammten noch dazu ein Drittel aus Polen, Danzig oder Thorn. Am 11. März 1793 kam ein einhelliger Beschluß des Rates und der Bürgerschaft Danzigs zustande, die Stadt, welche dank der Eifersucht der Russen 1772 Preußen nicht übergeben worden war, der Oberhoheit des preußischen Königs zu unterstellen. Der Tilsiter Friede nahm diese Gebiete Preußen; 1815 fielen sie aber an Preußen wieder zurück.

Die nun folgende Zeit schildert der Breslauer Historiker Manfred Laubert. 1825 standen — inzwischen war die Bevölkerung erheblich angewachsen — 370 588 Evangelische und Mennoniten 351 423 Katholiken und 15 350 Juden gegenüber. Da die Katholiken zu erheblichem Teil deutsch waren, betrug die Zahl der Kaschuben und Polen höchstens zwei Fünftel der Bevölkerung. Im Kulmer Land, rechts der Weichsel, überwogen sie. In den übrigen Rechtsweichselgebieten und im Netzegau waren die Deutschen in erheblicher Mehrheit. (1858 waren von 530 000 Katholiken 186 000 deutsch; rund 7000 Polen waren evangelisch.) Allmählich änderten sich aber diese Verhältnisse. Das Polentum drang vor. Aus seinem Zentrum in Polen trieb es zunächst in Westpreußen Propaganda, die langsam Fuß faßte. 1846 kam es zu vereinzelten Aufstandsversuchen. Geheime Schülerverbindungen mit polnischen Bestrebungen wurden an den Gymnasien zu Thorn, Konitz und Kulm entdeckt. Immerhin handelte es sich 1846 nur um die Beteiligung Einzelner. Die Masse der Bevölkerung war, zumal der polnische Adel größtenteils wirtschaftlich zugrunde gegangen war, politisch teilnahmlos. Auch in der Revolutionszeit von 1848 kam es zu keinem eigenen Aufstande. Die deutsche Gegenbewegung im Netzegau war zu stark, um ein Überspringen des Netzegaues zu ermöglichen. Selbst in Strasburg standen 1848, wie später 1863, polnische und deutsche Schützenbrüder in gemeinsamer Abwehr gegen die Insurgenten. War so die politische Bewegung gescheitert, so hatte die wirtschaftliche um so bessere Erfolge. Parzellierungsbanken schufen slawische Bauern aus slawischem Landproletariat. Das nationale Vereinsleben führte zur Bildung eines Standes von Rechtsanwälten, Apothekern, Ärzten, Tierärzten, Redakteuren, Kaufleuten, welches dem in der vorigen Generation entstandenen slawischen Kleinbürgertum entsprang. So drang das Polentum aus dem Proletariat ins Bauerntum und in die Kleinbürgerschicht, so hob es sich immer mehr unter der guten preußischen Verwaltung bis zur Bildung einer Intelligenzschicht. Der Deutsche (und der Jude) machte durch Abwanderung Platz. Da uns genaue völkische Zahlen fehlen, müssen wir uns mit denen der Katholiken begnügen, deren Anteil im Jahre 1818 46 % und im Jahre 1905 51,4 % betrug. Von 69,1 % im Jahre 1858 sank der Anteil der Deutschen auf 65 % im Jahre 1900. Seit 1905 war zum Teil dank der Tätigkeit der Ansiedlungskommission eine leises Ansteigen der deutschen Bevölkerung wieder festzustellen.

Diesen Verhältnissen der Bevölkerung im Weichselgebiet vor und nach dem Kriege

widmet E. Keyser ein eigenes Kapitel, aus dem wir nur Folgendes hervorheben wollen. Die Zusammensetzung der westpreußischen Bevölkerung hat sich im ganzen in nationaler Hinsicht von dem Ende der Ordenswirtschaft bis zu unserm heutigen Tag fast dauernd für die Deutschen verschlechtert, wobei wir natürlich von kleineren Aufwärtsphasen, wie sie in der ersten Zeit nach der polnischen Teilung und in den letzten Jahren der deutschen Herrschaft stattfanden, absehen. Jedenfalls kann die preußische Zeit seit 1772 im großen und ganzen nicht als eine Germanisierungsepoche bezeichnet werden. Andererseits überwog die Zahl der Deutschen bei der Abtretung erheblich die der Polen und der Kaschuben. Deren Bevölkerungsanteil betrug im Regierungsbezirk Danzig 1900 nur 28, in Marienwerder 41 %. Die deutsche Bevölkerung war nicht nur bei weitem gleichmäßiger als die kaschubische und polnische in der Provinz verteilt (und befand sich in 29 von 41 Kreisen in der Mehrheit), sondern sie bestimmte auch allenthalben das völkische Antlitz Westpreußens. Dieses Gebiet wurde zur Abstimmung nicht zugelassen. Die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar 1919, an der sich die Polen nicht beteiligten, gaben aber ein gutes Bild eines etwaigen Wahlausganges. Von 850 000 Wahlberechtigten gaben 554 000 gültige Stimmen ab. Diese können wir als deutschgesinnt ansehen. 296 000 enthielten sich der Wahl. Ziehen wir 10 % solcher Personen ab, die sich aus irgendwelchen Gründen nicht an der Wahl beteiligten oder ungültige Stimmzettel abgaben, so verbleiben 211 000 = 25 % polnisch gesinnter Nichtwähler übrig. Die Bedeutung der Deutschen für das Wirtschaftsleben des Landes aber ist vollkommen erdrückend. Der Rückgang des Deutschtums seit 1919 ist, wie Keyser ausführt, nicht einwandfrei zu ermessen. Nur Trümmer einer reichen deutschen Siedlung sind übrig geblieben. Für Westpreußen ermittelte die polnische Zählung 1921 noch 19,6 %, 1922 zeigten die Sejmwahlen noch 16 % deutscher Bevölkerung.

Das Schwächste an dem sonst so hochbedeutenden Werke Keysers ist die Nationalitätenkarte, die nach einem veralteten System der Flächendarstellung angefertigt ist. Geisler hat eine kurze Erläuterung dazu geschrieben.

Alles in allem kann gesagt werden, daß „Der Kampf um die Weichsel" die bedeutendste Veröffentlichung der letzten Jahre ist.

Im Verlage des Westmarkenvereins in Posen erschien im vergangenen Jahre eine Broschüre „Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes" mit dem Untertitel „Gedanken über Ostpreußen", aus der Feder Stanislaw Srokowskis, welcher im Jahre 1919 in Königsberg polnischer Generalkonsul war. Sie sollte einen Beitrag zur Diskussion über den Korridor sein. Srokowski findet diesen Beitrag so, daß er den Korridor dadurch zum Verschwinden bringen will, daß er ganz Ostpreußen dem polnischen Staate einverleibt. (!) Seine Ausführungen sind nicht unerwidert geblieben. In einer Schrift „Ostpreußen, Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt"[5]) widerlegt ihn Max Worgitzki. In jenem leichten Ton, der bei allem sachlichen Gewicht das Lesen der Bücher Worgitzkis erleichtert, schildert dieser den polnischen Imperialismus, der die Grundlage der nationaldemokratischen Anschläge auf Ostpreußen bildet. Hierbei geht Worgitzki mit Recht von der Denkschrift aus, die Roman Dmowski am 8. Okt. 1918 dem Präsidenten Wilson überreichte und die den Korridor als ein unmögliches Gebilde hinstellt. „Soll Ostpreußen als deutsches Gebiet erhalten bleiben, so muß es auch Westpreußen — den Korridor — behalten, für Polen ist der Korridor wertlos, wenn es nicht auch Ostpreußen dazu erhält." Dies zu beweisen, ist Srokowskis Aufgabe, und er sucht sich dazu Argumente aus Polens Vergangenheit, als dieser Staat noch von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichte. „Da wir wieder unsere Freiheit erkämpft haben, müssen wir zu den allerbesten Mustern der Politik unserer Vergangenheit zurückkehren." Srokowski bedauert, daß die Gelegenheit, Ostpreußen durch einen militärischen Handstreich zu nehmen, versäumt sei und sucht den Ostpreußen klarzumachen, daß ihr wirtschaftliches Interesse sie an Polen binde. Der Hauptwiderstand auf diesem Wege sei freilich in dem Geist der ostpreußischen Bevölkerung zu suchen, die zu einer Verbindung mit Polen keine Lust habe. Darum müsse sie wirtschaftlich kirre gemacht und die masurische Bevölkerung durch den Bund der Polen in Ostpreußen ins polnische Lager überführt werden. (Es ist bekannt, daß nur 0,7 % der Bevölkerung in

5) Eine Antwort auf die Srokowskische Schrift] „Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes". Berlin, Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Masuren bei der Volksabstimmung für Polen ihre Stimme abgegeben.) Trotzdem solle man nicht verzweifeln, da dieser polnische Volksstamm noch durch Propaganda gewonnen werden könnte. Schließlich müsse Ostpreußen staatlich Polen einverleibt werden, dann höre eben die Korridorfrage von selbst auf.

In seiner Antwort zeigt Worgitzki, daß nicht nur Ostpreußen, sondern auch Westpreußen das Land des schwarzen Kreuzes sei, d. h. daß der Kreuzzug der Ordensritter altpreußisches, aber nicht polnisches Gebiet christianisiert und zivilisiert habe, daß die Eroberung des Preußenlandes durch den Deutschen Ritterorden eine alleuropäische Tat war, sanktioniert und gefördert von der Kirche und von den weltlichen Mächten, auch von Polen. Der Orden machte tatsächlich aus dem Heidenlande ein deutsches Land und schuf auf ihm einen neuen deutschen Stamm. Ein unteilbares, keineswegs durch den Weichselstrom abgegrenztes preußisch-deutsches Gebiet entstand, dessen Zerreißung durch den zweiten Thorner Frieden und durch den Versailler Vertrag schwerstes Unrecht war, welches von schweren wirtschaftlichen Schäden begleitet wurde. Wir können uns auf die vorhergehenden Besprechungen beziehen. Worgitzki hat es nicht schwer, das Unglück des Landes unter polnischer Herrschaft darzustellen. Er kann darauf hinweisen, daß fast die gesamte Bevölkerung Masurens und Ermellands, aber auch die überwiegende Bevölkerung Westpreußens gegen eine Abtrennung vom Reiche war, daß die Masuren trotz ihrer slawischen Haussprache keine Polen sind, sondern sich einheitlich mit der übrigen Bevölkerung Ostpreußens zur deutschen Nationalität bekennen. Das wirtschaftliche Schicksal Ostpreußens bei einem Anschluß an Polen läßt der Wirtschaftsverfall im Korridor, ja selbst in Danzig, deutlich erkennen.

Worgitzki schließt seine Ausführungen mit der Betrachtung, daß das ganze Korridorgebiet dem Mutterlande zurückgegeben werden müsse, sowohl im Interesse der Befriedung Europas als auch im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. „Niemand bestreitet den Polen das Recht auf den eigenen Staat, aber doch nur im Rahmen seines natürlichen Rechtes, d. h. seiner ethnographischen, seiner nationalen Grenze." Es ist erfreulich, aus der amerikanischen Presse zu entnehmen, wie lebhaft dort das Gefühl für das Unhaltbare der Grenzziehung im Korridor ist.

Auch in Oberschlesien haben die Grenzen unerträgliche Zustände geschaffen. Das beweist ein vortreffliches Werk über Beuthen O.-S., welches kürzlich erschien.[6]) Der Stadtrat Dr Karl Kasperkowitz, der erste Bürgermeister a. D. Salomon und der Generalsekretär für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik Erich von Stein haben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachmännern die deutsche Stadt Beuthen O.-S. und ihre nächste Umgebung in einem schön illustrierten und mit trefflichen Karten versehenen Großquartbande herausgegeben, der sich (dank des tragischen Schicksals, welches Beuthen als neue Grenzstadt erleben mußte), weit über Monographien ähnlicher Art heraushebt. Es wäre ein fruchtloses Beginnen, den Inhalt des Werkes aufzählen zu wollen. In etwa 50 Kapiteln schildert es die Geschichte, die Bau- und Bodenpolitik, Hygiene, Wohlfahrtspflege, Schulwesen, Kunst- und Kulturwesen, Pflege und Wirtschaft dieser alten Bergwerksstadt, welche heute an drei Seiten von polnischem Gebiet umgeben, von welcher ein Stadtteil durch die Grenze abgetrennt worden ist. Vor der Teilung lag Beuthen in der Mitte des Kohlen- und Erzgebietes; jetzt ist es in den südöstlichen Zipfel des Reiches gerückt. Von den neuen Straßen, die ehemals Beuthen mit dem Industrierevier verbanden, ist nur eine einzige beim Deutschen Reiche geblieben. Die Zerschneidung der Eisenbahn, der Werke, der Straßen hat völlig untragbare Verhältnisse geschaffen. Es ist ein großes Verdienst der Herausgeber, uns mit diesem Werk einmal einen genauen Aufschluß über Einzelheiten der Grenzziehung gegeben zu haben. Daneben hat die Stadt Beuthen uns ein Tafelwerk[7]) gegeben, welches dem Eiligen, der nicht dicke Bücher zu lesen Zeit hat, in knapper Zeit und sehr anschaulich die heutigen Zustände vor-

6) Beuthen O.-S., Monographien deutscher Städte. Berlin-Friedenau, Deutscher Kommunalverlag.

7) Beuthen O.-S., Die Schädigung durch die Grenzziehung und ihre Bedeutung als deutscher Wirtschafts- und Kulturfaktor im Osten. Ein Bildwerk, herausgegeben vom Verkehrsamt und Wirtschaftsamt der Stadt Beuthen O.-S.

führt. Wir empfehlen beide Bücher um so mehr, als die Tagung des Deutschen Schutzbundes 1926 in Oberschlesien stattfinden wird. Sämtliche Teilnehmer werden Gelegenheit haben, sich mit den Verhältnissen in Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz vertraut zu machen. Dafür sind beide Werke eine gute Einführung. Sylvanus.

Die französische Literatur der Gegenwart

Die jungen Schriftsteller

Es ist der Zeitpunkt gekommen, um über die jüngsten französischen Schriftsteller zu sprechen, und wir wollen versuchen, die Grundsätze, denen sie folgen, festzustellen. Eine auffallende Tatsache ist es, daß der große Roman, der ein Bild der Gesellschaft zu geben trachtete, so wie ihn Balzac geschaffen und schöpferisch verwirklicht hat, und so, wie nach ihm mit unterschiedlichem Erfolge Gustave Flaubert, die Brüder Goncourt, Alphonse Daudet und Emile Zola ihn durchgeführt haben, von der jungen Literatur gegenwärtig aufgegeben worden ist. Wenn man Vorbilder für die neuen Schriftsteller suchen müßte, so wären es vielleicht Benjamin Constant und Stendhal, an die die man denken könnte, auch Maurice Barrès und unter den noch Lebenden André Gide, dessen Einfluß bedeutend ist. So kann man sagen, daß der Moderoman der psychologische Roman ist. Bei dieser geistigen Einstellung kann man noch Unterschiede oder besser gesagt, zwei Hauptrichtungen feststellen: die eine, die vom rein subjektiven Roman ausgeht, d. h. in dem der Schriftsteller an die Eigenart seines Ich gebunden bleibt, und die andere, die eine objektivere Art des Romanes gibt, in der er versucht, seelisch verschieden gestimmte Charaktere genauer durchzuführen.

Man darf nicht den Roman, der eine Analyse des Ich gibt, aber keineswegs eine Autobiographie ist, mit der Art der Halbbekenntnisse verwechseln, die ich vor drei Monaten gekennzeichnet habe, und denen eine so große Zahl von Schriftstellerinnen huldigt. Die Schriftstellerinnen begehen in den autobiographischen Frauenromanen den großen Fehler, Abschnitte ihres Lebens mehr oder minder entstellt in teils bewußter, teils weniger bewußter Rechtfertigungsabsicht darzustellen. Hingegen handelt es sich in dem subjektiven Roman, so wie ihn die talentvollen jungen Menschen verstehen, von denen ich gleich sprechen werde, keineswegs darum, Ereignisse zu schildern, vielmehr sich in einer vertieften Zergliederung der Gefühle zu offenbaren, wobei der Held des Stückes nicht unbedingt der Autor des Buches zu sein braucht.

Aufsehenerregend war das erste Auftreten von Jean Cassou in der Literatur mit seinem „Eloge de la Folie". Jean Cassou hatte sich durch kurze Gedichte, die ebenso ergreifend wie geistreich sind, bekannt gemacht, ferner durch Einakter von entzückendem Phantasiereichtum und durch Artikel von bemerkenswerter Schärfe. Der „Eloge de la Folie" ist dafür kein geringeres Zeugnis. Die außerordentlich schlichte Handlung spielt in einem erdichteten Land, das an ein Großherzogtum Gerolstein erinnert, in dem es Automobile und Telephone gibt. Die entzückendsten Schilderungen trifft man immer neu auf jeder Seite an. Der große Reiz des Buches liegt jedoch in den Charakteren, die in köstlicher Sinnlichkeit leben. Man hat von einer neuen Form der ultramodernen Romantik gesprochen; ich werde besonders von der tiefen Menschlichkeit ergriffen, die sich unter dem Schein der Phantasie offenbart.

Mit Marcel Arland verlassen wir das Reich der Phantasie. Marcel Arland stellt unter den jungen französischen Schriftstellern das dar, was man „le mal du siècle" nennt, das er in der „Nouvelle Revue Française" beschrieben hat, und das außerordentlich beachtenswert ist. Sein Roman „Etienne" ist ein angstvolles und beängstigendes Buch, in dem ein Kind geschildert ist, das in einer vollständig uneinigen und durch heimliche

Laster zerrütteten Familie hin- und hergestoßen wird. Die einfachsten Grundsätze der Moral werden darin in Frage gestellt, und das Buch erschöpft sich in einer Stimmung voll höchster Herzensangst.

René Crevel hat mit einem kleinen Buch den Anfang gemacht, das eine sehr merkwürdige psychologische Analyse gibt: mit „Détours". Er hat eben ein recht bedeutendes Buch veröffentlicht, das sich „Mon corps et moi" nennt, und das sich auf einem innerlichen Selbstgespräch aufbaut. Ein junger Mann hat seine Zuflucht in einen Gebirgsort genommen, um in der Einsamkeit ein wenig Ruhe zu finden. Und dort drängen sich die Eindrücke seines Lebens, das eben hinter ihm liegt, in sein Bewußtsein und werden wieder lebendig mit der Eindringlichkeit einer Wahnvorstellung. Einer unserer besten Kritiker, nämlich Edmond Jaloux, sagte kürzlich, daß es unmöglich wäre, die Literatur- und Moralgeschichte der Nachkriegsjahre in Frankreich zu schreiben, ohne sich mit den „Détours" von René Crevel befaßt zu haben und ich füge hinzu: ohne „Mon corps et moi" verarbeitet zu haben.

Edmond Jaloux vergleicht René Crevel mit Philippe Soupault, von dem ich vor einigen Monaten gesprochen habe.

Pierre Girard, ein Schweizer, der in Genf wohnt, führt uns mit „Lord Algernon" in das Reich der Phantasie zurück. Die Analyse dieses köstlichen Romans wird uns einen Eindruck geben von den Absichten der neuen Literatur.

Ungeachtet seiner Jugend, seines verführerischen Zaubers und seines Geschlechtes ist der junge Lord Algernon der allerschüchternste und unentschlossenste Mensch. Eine ebenso überfeinerte wie tyrannische, ebenso naive wie gewitzigte Einbildungskraft läßt ihn unaufhörlich tausend Hindernisse wittern, die er nicht einmal zu überwinden versucht, so schwach ist sein Wille!

Lord Algernon faßt endlich den Entschluß, seine Familie zu verlassen, um auf Abenteuer auszuziehen: Ein unwiderstehlicher Zwang, den er nicht näher untersucht. Er läßt sich in Genf nieder, bummelt umher, schaut den Frauen nach, bis eines Tages ein Aufflackern seiner Energie ihn dazu treibt, das erste junge Mädchen, das ihm begegnet, anzusprechen; nämlich Emmeline, eine junge Wäscherin. Sie versteht nichts von diesem seltsamen Liebhaber und verläßt ihn bald in dem Glauben, daß er sich über sie lustig mache.

Algernon ist trauriger als je. Bald knüpft er mit einem anderen jungen Mädchen eine Verbindung an, mit Anne. Diesmal ist die Liebe aufrichtig. Sein Wille wird wieder wach, entzündet ihn. Die Umstände führen ihn wieder mit Emmeline zusammen. Da hat er nun zwei Bräute. In seiner Schwäche ist er bereit, die zu heiraten, die er nicht liebt. Aber schließlich besinnt er sich wieder, und die wahre Leidenschaft triumphiert.

* * *

In die erste Reihe der literarischen Jugend muß man die Gruppe junger Schriftsteller stellen, die François und André Berge in den „Cahiers du Mois" vereinigt hat. Die „Cahiers du Mois" waren eine dieser kleinen Zeitschriften, wie sie die jungen Leute in allen literarischen Epochen zu gründen liebten und die oft die neusten und bemerkenswertesten intellektuellen Bestrebungen wiederspiegeln, aber die dabei nur in einem sehr begrenzten Kreise von Liebhabern bekannt sind. Den Brüdern Berge ging es ebenso, bis sie eines Tages den Gedanken hatten, eines ihrer Hefte der ausführlichen Untersuchung einer Sache zu widmen, die ebenso zeitgemäß in Frankreich wie in Deutschland ist: Der Gegensatz von Orient und Okzident. Die Nummer der „Cahiers du Mois", „Les Appels de l'Orient" betitelt, erschien vor etwa einem Jahre und hatte außerordentlich starken Erfolg, so daß sie die Gruppe junger Literaten, die sich um diese Blätter geschart hatten, bekannt und geschätzt machte. An allererster Stelle muß man in dieser Gruppe François und André Berge selbst nennen. In einer Nummer der „Cahiers du Mois", die sich „Scenarios" nennt, haben sie, der eine sowohl wie der andere, gezeigt, was eine Geschichte, wenn sie auf das Wesentliche zurückgeführt wird, an Bildkraft gewinnt.

Ich möchte in der gleichen Nummer noch die „Minute à quatorze heures" von Robert Desnos hervorheben, der zu der Gruppe der Überrealisten gehört, und der es verstanden hat, auf wenigen Seiten in einem neuen und modernen Übernaturalismus den tiefen Gehalt eines ganzen Buches zusammenzuballen.

Einer der bemerkenswertesten Schriftsteller aus den „Cahiers du Mois" ist André Beucler. Seine „Entrée du désordre" ist die Zergliederung einer Wahnvorstellung. Ein Mensch lebt ruhig und glücklich vor sich hin. Als er eines Morgens erwacht, bemerkt er am Kopfende seines Bettes eine unbekannte Person, die, wohlgemerkt, er allein zu sehen

vermochte, die ihn aber nicht mehr verlassen sollte und die zweifellos aus der Werkstatt von Freud selbst stammt. Und so nehmen wir an allen Fortschritten des Irrsinns teil.

„L'Entrée du désordre" ist eine der besten kleinen Schriften, die ich seit langem gelesen habe. Um davon einen Begriff zu geben, will ich einige Zeilen ihres Autors anführen.

„Für mich", schreibt Beucler, „ist das Universum dichterisch, und es gibt keine wissenschaftlichen Begriffe und Thesen, sondern poetische Probleme: dieses Universum ist eben dekorativ . . . und ich liebe es, die Dinge in die sichtbare Ebene umzuformen..."

Diese künstlerische Umgestaltung führt uns nun nicht in das Feenreich: Beucler liebt zu sehr das, was ist, so daß er sich in einer vollständig wirklichen Welt gefällt. Seine Personen sind für ihn wirkliche Wesen, aber er betrachtet sie von einem besonderen Gesichtswinkel und immer wie Rätsel. In einigen Augenblicken läßt er sie vor uns sich entwickeln, aber man hat den Eindruck, daß sie sich unter dem Zwange einer lastenden Vergangenheit entwickeln, die uns entgeht, und die sie vergrößert. Beucler hat den Sinn für das Mysterium, und seine Visionen erinnern an vielfarbige Gestalten, die sich gegen einen sehr einfachen Grund großer düsterer Vorhänge abheben. Hinter diesen Vorhängen gibt es das „Ich-weiß-nicht-was". Alles, was er erzählt, ist von diesem „Ich-weiß-nicht-was" umschlossen, das die Umwelt in dem Maße umgestaltet, wie es ihre Farben belebt.

„L'Incertain" von Maurice Betz ist ein von Grund auf rein psychologischer Roman. Es ist die ganze Geschichte eines jungen Menschen, der sich damit abgibt, sich selbst zu erforschen, und für den ganz besonders die Liebe der geeignete Gegenstand zu seiner Analyse bildet. So rechtfertigt der Roman seinen Untertitel: „La lâcheté de l'homme dans l'amour".

„La Visite d'un soir" von Emmanuel Bove erschien gleichfalls in den „Cahiers du Mois". Es ist eine kurze, in ungewöhnlich schlichtem Ton gehaltene Erzählung, der es durch die Genauigkeit der Beobachtung gelingt, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Es handelt sich hier um eine Erzählungsart allererster Ordnung, die aber nicht jedermann gestattet ist.

Man muß unter die subjektivsten Schriftsteller einen jungen Menschen einfügen, der mit ausgezeichneten Eigenschaften begabt ist: nämlich Louis Aragon, der zur Zeit an der Spitze der überrealistischen Bewegung steht. Bekanntlich ist die überrealistische Bewegung eine Weiterentwicklung des Dadaismus, von dem ich schon gesprochen habe. Zweifellos bringen diese jungen Menschen den Leser oft durch ihre Kühnheit aus der Fassung, aber man kann auch nicht leugnen, daß einige unter ihnen große Dichter und bedeutende Schriftsteller sind. So ist es z. B. mit Louis Aragon. Sein „Le Libertinage" benanntes Buch, eine Sammlung verschiedener Werke, enthält vielleicht die stärksten Seiten, die wohl seit langem in Frankreich geschrieben sind. Die letzte Novelle der Sammlung, „La femme française" betitelt, wurde teilweise von der Kritik hervorgehoben. Danach hat die „Nouvelle Revue Française" von Louis Aragon unter dem Titel „Cahier Noir" Bruchstücke eines neuen Romans veröffentlicht, der die „Défense de l'Infini" genannt werden wird, und dieses Bruchstück steht auf der gleichen Höhe wie die „Femme française", d. h. es ist ein Gipfelpunkt der neuen dichterischen Erzeugnisse. Ich bin beglückt, in dieser Zeitschrift hier dem jungen Schriftsteller meine aufrichtige Anerkennung bezeugen zu können.

Drieu La Rochelle ist einer der bezeichnendsten jungen Schriftsteller und einer der bekanntesten. Sein letzter Roman „L'homme couvert de femmes" ist ebenso bemerkenswie hassenswert. Denn es ist ein Buch, in dem man nicht lesen kann, ohne ebensoviel Abneigung wie Bewunderung zu empfinden.

Bewunderung für die stilistische Begabung, die Beschwörung von Eindrücken, die Durchschlagskraft der Analysen. Aber der Schriftsteller gehört zu denen, die schreiben, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie das gesagt haben, was sie sagen wollten. Aber wenn es ihnen gelingt, zeigen sie sich als Meister der jungen Generation.

Abneigung den Dingen gegenüber, die sie schildern und die eine einzige Szenenfolge von Ausschweifungen sind. Und niemals wird irgendein Bolschewist eine gleichermaßen scharfe Satire gegen diese Müßiggänger erdichten, die der Wundherd der Gesellschaft sind und die, soviel Probleme sich auch zeigen, sich nur mit ihren Lastern beschäftigen und nichts anderes in der Welt sehen und kennen, um ihre Zeit auszufüllen.

Drieu La Rochelle zeigt uns Gilles, seinen jammervollen Helden, der an seinen erotischen Anwandlungen leidet und darin seine Befriedigung findet. Doch was mich angeht, so bin ich nicht fähig, mich an diesem

Elend zu interessieren, so gut es auch geschildert sein mag. Ich gestehe, daß ich dieses Buch nicht lesen konnte, ohne mir zu sagen, daß, wenn dieser Gilles seinen Lebensunterhalt hätte verdienen müssen, er vielleicht etwas weniger an seiner Wollust gelitten hätte. Es hätte für ihn ein sehr einfaches Heilmittel gegeben: nämlich gezwungen zu sein, zu arbeiten, mit seinen eigenen Händen zu arbeiten und Steinklopfer zu werden.

Um diese Schilderung eines brünstigen Tieres muß man sich den reichsten Mantel der Dichtung denken, die schärfste Analyse und wertvolle Zeichen von Genie — und dann wird man einen Begriff von diesem Buch bekommen, über das ich nichts weiter sagen kann, als daß ich wiederhole: es sei ebenso bewunderns- wie hassenswert, ebenso hassenswürdig wie bewunderungswürdig.

Das, was mich an diesem Buche anekelt, was mir mißfällt, sind das eigentlich die Szenen der Ausschweifung und die erotischen Schilderungen? Nein, durchaus nicht. Was ist dann die Ursache zu diesem Mißbehagen? Der Fall Drieu La Rochelle wird vielleicht klarer, wenn man ihn mit „La Trentaine“ von André Billy vergleicht.

André Billy war bis vor kurzem mehr als Kritiker bekannt. In der Tat ist der Essay, den er u. a. über den Dichter Apollinaire veröffentlichte, ein Meisterwerk seiner Art. „La Trentaine“ ist, wie auch sein neuster Roman „l'Ange qui pleure“, nach meinem Empfinden unter die bedeutendsten Schöpfungen der Epoche zu zählen. Eine schlichte Erzählung, frei von jedem überflüssigen Beiwerk, ganz auf das Wesentliche beschränkt, ohne ein unnötiges Wort, wobei aber jedes Wort sitzt, eine ihrer selbst sichere psychologische Betrachtungsweise, die nicht weniger bestrebt ist, sich auf charakteristische Züge zu beschränken, und das, was das Entzückendste daran ist, eine Art einfach zu erzählen, wie in einem Zuge geschrieben, als ob der Strauß, den der Dichter uns darbietet, nicht aus den seltensten und kostbarsten Blumen bestände. In „La Trentaine“ ist die Hauptperson, ebenso wie im „Homme couvert de femmes“ eines dieser unnützen Geschöpfe, dieser schrecklichen Müßiggänger, deren ganze Lebensbeschäftigung darauf ausgeht, schöne Frauen in ihre Junggesellenwohnungen zu locken, deren Anblick einen zum Bolschewisten machen könnte und die man einfach zum Steineklopfen auf die Straße schicken müßte, um ihnen beizubringen, was Leben heißt .... Aber hier liegt der Punkt, in dem die Gegenüberstellung der beiden Romane lehrreich wird: André Billy ist objektiv und erzählt, als ob es außerhalb seiner selbst läge, als ob er einem Schauspiele beiwohne, das er so einfach vor seinen Augen vorbeigleiten läßt, aber vor was für durchdringenden Augen! Drieu La Rochelle hingegen ist subjektiv eingestellt und scheint sich mit seinen Helden eins zu fühlen.

Und das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb das Buch von Drieu La Rochelle so peinlich ist, das Buch von André Billy dagegen eine durchaus erfreuliche Lektüre.

Ich mache hier nicht etwa dem Subjektivismus den Prozeß, noch verteidige ich den Objektivismus, ich stelle lediglich fest, daß bei der Anwendung in gewissen Fällen der subjektive Roman unleidlich werden kann.

„Le Valet de Coeur“ von Robert Boudry liefert das Beispiel für einen dichterischen Vorwurf, der von den früheren ästhetischen Grundsätzen des naturalistischen Romanes abgeleitet ist, und der hier von einem Modernen behandelt wird, in modernem Stil und mit modernen Gedankengängen und so vollständig neu wirkt. „Le Valet de Coeur“ ist der unsympathischste Romanheld, und ich war zuerst außerordentlich erstaunt, daß sich gerade ein junger und bedeutender Dichter wie Robert Boudry ihn erwählt hat. Es handelt sich tatsächlich um Erlebnisse eines dieser Schmarotzer, die der Gesellschaft zum Trotze leben. Als Sohn eines lächerlichen Komödianten hat er keine anderen Hilfsquellen als den Diebstahl und die Prostitution seiner Geliebten: man sieht, das ist der Heldentyp des früheren naturalistischen Romanes. Aber anstatt einfach dessen Erlebnisse zu erzählen, läßt ihn Robert Boudry selbst sprechen, d. h. der Roman ist in der ersten Person, in der Ichform geschrieben. Und nun sind es nicht mehr die Abenteuer, die uns interessieren: jetzt ist es die psychologische Analyse. Der Autor scheint weniger die Kritik seines traurigen Helden, als vielmehr eine Kritik der bürgerlichen Gesellschaft geben zu wollen, die es erlaubt, ja nötig werden läßt, daß es solche Individuen gibt. So erinnert Le Valet de Coeur an Gil Blas de Santillane, und das ist kein geringes Lob.

* * *

Meine Leser werden mir diesmal verzeihen, daß ich so viele Namen anführe, ohne mich länger bei einem bestimmten aufzuhalten. Das ist jedoch notwendig, um

einen Begriff der jungen Schriftstellerbewegung zu geben. Sie mögen sich auch nicht zu sehr verwundern, mich von allen diesen Schriftstellern lobend sprechen zu hören. Ich bleibe eben meinem Grundsatz treu, den Lesern nur von den Werken zu sprechen, die des Aufmerkens wert sind ...... Wozu soll man sie auch über wertlose Machwerke unterhalten? .....

Die Jeanne d'Arc von Joseph Delteil hat einen großen Erfolg gehabt und hat einen recht bedeutenden Literaturpreis erhalten. Das Vorgehen Joseph Delteils ist einfach. Er beschränkt sich darauf, das Leben der Jeanne d'Arc wiederzugeben, als sei sie ein Bauernmädchen unserer Zeit. Mit diesem Verfahren alleine ist noch nichts getan, es gehört noch Talent dazu. Man hat viel von dem Kapitel gesprochen, in dem Jeanne d'Arc die Heilige Kathrina und die Heilige Margarete vom Himmel herniedersteigen sieht und in der sie sich mit ihnen wie mit Ihresgleichen unterhält. Ich ziehe eine Szene vor, die weniger beachtet worden ist und die außerordentlich bemerkenswert ist: nämlich die Szene, in der Jeanne d'Arc, nachdem sie ihren Heimatsort verlassen hat und sich, begleitet von bewaffneten Männern, auf den Weg macht, eine schöne Sternennacht am Fuße eines Baumes mitten unter ihnen zubringt.

Joseph Jolinon wurde durch sein „Valet de Gloire" bekannt, der einer unserer besten Kriegsromane war. „La tête brulée" ist davon die Fortsetzung. Diesmal behandelt es den Konflikt des Menschen mit der Gesellschaft. Das gleiche Thema findet man im „Meunier contre la ville" .... Ein Müller, der mit einer Stadt in Streit gerät, um seine Frau zurückzuerobern. .... Und mit welcher Wildheit! Die Sprache von Jolinon ist gesund und freudig.

In Jean Darien hat Léon Bopp die Form des innerlichen Monologes gewählt. Wir finden hier elende Geschicke eines Geschöpfes, das ganz dem Zufall ausgeliefert ist, das nicht einmal weiß, wohin es geht, was es tut und was es will. Die Handlung setzt mit dem Morgen des 5. August 1914 an einem Küstenort des französischen Mittelmeeres ein und endet am übernächsten Tage an der Front mit dem Tode, oder vielmehr mit dem Dahinschwinden des traurigen Helden. Kürzlich hat Léon Bopp seine psychologische Einstellung in der Zusammenstellung seiner Doktorarbeit festgelegt.

Vollständig objektiv, aber immer in sehr moderner Sprechweise, hat sich Pierre Bost durch eine Novellensammlung mit dem Titel „Hercule et Mademoiselle" bekannt gemacht. Die erste Novelle ist ein kleines Meisterwerk des Humors: Herkules ist der Name einer Katze, und man findet hier die symbolischen Erlebnisse der Katze und des Fräuleins, ihrer Herrin, entwickelt. In einem ganz kürzlich erschienenen Roman „Prétextat" erzählt Pierre Bost nicht weniger humorvoll, auf welche Art unsere Leute vom Lande sich an den Stadtleuten rächen, die zu ihnen auf Sommerfrische kommen, an dem Tage, an dem sie aufhören, gute Zahler zu sein. Wir haben, wie man sieht, die Reihe der subjektiven Romane verlassen und befinden uns unter der Schar der objektiven Werke.

Henry Poulaille hat sich im letzten Jahre zu einem der begabtesten Schriftsteller herausgemacht, und zwar mit zwei Büchern, deren erstes „Ils étaient quatre" benannt ist und ein Buch des Schreckens ist. Es ist die Geschichte von vier unglücklichen Soldaten, die sich im Kriege in ein Labyrinth von Kellern verirren und deren wachsende seelische Erschütterungen außerordentlich ergreifend dargestellt sind. Das zweite Buch, Ames neuves, ist eine Sammlung von Erzählungen, deren Helden Kinder des Volkes sind, aber gequälte Kinder, für die das Leben schon mit Leiden anhebt.

Schließlich finden wir Jean Prévost, der sich auf der gesundesten Bahn, in seinen Plaisirs des Sports bewegt. Die Sportromane sind z. Zt. zahlreich genug, aber dieser erhebt sich weit über die anderen. Tatsächlich beschränkt sich Jean Prévost nicht darauf, zu erzählen und zu zergliedern, er schwingt sich zu den tiefsten und verborgensten Dingen auf, die er bei der Beobachtung des Körpers und dem Spiel der Muskeln findet. Das ist ein lange durchdachtes Werk eines Menschen, der Wahrheit und Beherrschung sucht. In seinem Vorwort sagt er, daß er sein Buch mehrmals umgearbeitet hat, bevor er es veröffentlichte. Ich glaube ohne weiteres, daß es schwierig ist, beim ersten Anlauf schon zu so einleuchtender Entdeckung zu kommen. Ich möchte nun zum Schluß einen Auszug aus dem Kapitel anführen, das sich „amitié du Discobole" nennt.

Lorsqu'il prit son disque, et à l'arrière du cercle d'élan commença à le balancer, le poids de la lentille cerclée de fer m'alourdit le bras gauche et l'épaule, et vint me

peser sur le coeur. Je sentais toutes mes articulations nouées, et mon imagination ne pouvait pressentir son geste sans y mêler d'énormes erreurs.

Mais lui, après un balancement lent de son disque, qui semblait un pendule rythmant une méditation, lia soudain l'un à l'autre tous les gestes du discobole, et fit exploser toutes ses forces dans le tournoiement et dans le jet.

Le disque monta, plana sans balancements: je le regardais avec tant de passion, que la terre me parut monter à sa rencontre. Il claqua le sol sans rouler ni glisser, au delà de toutes les marques.

Quand je tournai la tête, le discobole, tous muscles allongés, penchait encore en avant sur la pointe des pieds. Pliant les genoux et se cambrant, il reprit équilibre à l'intérieur du cercle. Aux applaudissements il sourit d'abord, puis baissa la tête, et courut au vestiaire à petits pas pressés.

Eine solche Seite ist etwas ganz neues in der französischen Literatur.

Edouard Dujardin.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

XVIII

Ganz kluge Leute meinen, daß die deutsche Oberste Heeresleitung schon gleich nach Beginn des Angriffs auf Verdun, als der erste Versuch im abgekürzten Angriffsverfahren wie er sich bei Lüttich, Namur, Maubeuge und Antwerpen vortrefflich bewährt hatte, das östliche Maasufer den Franzosen zu entreißen, mißlungen war, den Kampf dort hätte abbrechen müssen. Das schmeckt aber doch stark nach der Weisheit, über die manche nach der Rückkehr vom Rathause verfügen. Der erste Anlauf, die Einleitung der Kämpfe ließ sich, obschon das Moment der Überraschung verloren gegangen war, sehr günstig an, denn die vorderen französischen Stellungen wurden im schwungvollem Angriff genommen und die Panzerfeste Douaumont fiel durch Handstreich fast kampflos in deutsche Hand. Dann aber stockte der Angriff; es erwies sich als ein Fehler, daß er nicht von vornherein in der ganzen geplanten Breite angesetzt, sondern sich erst allmählich zu ihr entwickelte, während der Gegner nicht allein die schon eingeleitete Räumung des westlichen Maasufers rückgängig machte, sondern andauernd Verstärkungen für abgekämpfte Divisionen heranzog, mit seinen reichen Mitteln einen wenn auch verlustreichen Kampf nährte.

Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte allerdings gute Gründe, für die allmähliche Verbreiterung der Angriffsfront gehabt. Es mußte damit gerechnet werden, daß die Entente den Angriff auf Verdun mit einem kraftvollen Vorstoß an einer anderen Stelle der Front beantwortete. Diesen abzuwehren, wurden stärkere Kräfte, vielleicht stärker als sich mit großem Wagemut vertrug, zurückgehalten und erst nacheinander dem Armee-Oberkommando vor Verdun zur Verfügung gestellt. Aber als verhängnisvoll sollte es sich erweisen, daß der Angriff statt auf die Nordfront der Festung sich gegen die Nordost- und die Ostfront richtete, mit einem überaus schwierigen, vom Feinde eingesehenen und mit Feuer beherrschten Anstieg gegen die côte de Lorraine. Das Nachziehen der schweren Artillerie mit Fortschreiten des Angriffs vollzog sich nicht genügend schnell, die Reserven zur Ausnutzung der ersten Erfolge waren nicht zur Hand. So kamen die verschiedensten aber keineswegs vorwiegend der deutschen Obersten Heeresleitung zur Last fallenden Umstände zusammen, den Angriff bald zum Stocken zu bringen.

Im Kriege ist es für den obersten Führer meist besser, an einem einmal gefaßten Entschluß trotz der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten festzuhalten, als zu einem anderen vielleicht besseren überzugehen. Wenn auch fast alles Große, Bedeutende nur mit schweren Kämpfen errungen wird, so ist die oberste und mittlere Führung durch diese These doch bei Verdun auf eine falsche Bahn geraten. Der Kronprinz Wilhelm hat in

seinen Kriegserinnerungen eingehend schrittweise dargestellt, wie er mit dem Generalstabschef seiner Armee in einem scharfen Gegensatz sich befand, ob der Angriff im Frühjahr und Sommer 1916 noch immer wieder versucht oder abgebrochen werden sollte. Der Kronprinz hat das letztere im Einverständnis mit einzelnen seiner Unterführer in voller Entschiedenheit vertreten, auch Falkenhayn scheint in einzelnen Stadien des Angriffs dieser Ansicht zugeneigt zu haben, hat aber immer wieder der Ansicht des Generalstabschefs der 5. Armee nachgegeben. So einfach, wie der Entschluß zum Abbruch des Unternehmens heute aussieht, war er aber tatsächlich nicht; allerdings konnten große Teile der mit viel Blut erkämpften Linien als Dauerstellungen nicht gehalten werden, oder doch nur mit großen Opfern. Entweder mußte der Angriff fortgesetzt oder gleich bis auf die Ausgangsstellungen des Jahres 1914 zurückgegangen werden; daß dieses eine große moralische Einbuße bedeutete, ist augenfällig. Hinzu kamen die großen Hoffnungen, die auf neue Methoden und Mittel des Schießens mit Gasgranaten gesetzt wurden. Es zeitigte zwar Erfolge, aber keine entscheidenden. Verlockend war außerdem, daß nach allen vorliegenden Meldungen die Verluste des Gegners erheblich größer waren als die deutschen, daß Verdun als eine Art von Saugpumpe angesehen wurde, um die Verteidiger zum Weißbluten zu bringen und wenn das nicht, starke Kräfte zu binden, die bei den zu erwartenden Durchbruchskämpfen fehlten. Gerade das letztere hat sicher auf die Sommeschlachten im Sommer 1916 stark zurückgewirkt und es sind Zweifel nicht von der Hand zu weisen, ob es den Deutschen möglich gewesen wäre, die Kämpfe erfolgreich zu bestehen, sofern nicht vor Verdun ein sehr starker französischer Kräfteverbrauch vorangegangen wäre. Wenn dieses auch nicht mathematisch zu berechnen ist, so sollte es doch diejenigen, die oft im Brustton der Überzeugung behaupten, das ganze Verdun-Unternehmen sei als eine kapitale Torheit zu verurteilen, etwas zur Vorsicht mahnen. So sehen diese Beurteiler immer nur die „Hölle von Verdun" als einen unverantwortlichen Mißgriff, der ausschließlich Falkenhayn zur Last fällt, an, während der Gedanke durchaus vertretbar, gesund war. Aber in der Ausführung, für die ihn nur zum geringsten Teil die Verantwortung zufiel, ist mancherlei versehen worden. Die dritte Oberste Heeresleitung hat zwar alsbald nach Übernahme der Geschäfte die Angriffsversuche einstellen lassen, zu dem ganzen Entschluß, die einem überlegenen feindlichen Angriff gegenüber nicht zu haltenden Stellungen freiwillig aufzugeben, ist es aber auch bei ihr nicht gekommen. Die unglücklichen Gefechte im Oktober und Dezember 1916 und auch noch im Jahre 1917 beiderseits der Maas lieferten erst den Beweis, wie schwierig der Entschluß ist, mit schweren Blutopfern erkaufte und dann planmäßig ausgebaute Stellung dem Gegner kampflos zu überlassen.

Vor Verdun ist viel deutsches Heldenblut geflossen, wenn auch keineswegs wie eine in Übertreibungen sich ergehende Kritik gern behauptet, nutzlos, sondern doch ohne den erhofften großen Erfolg. Der Mißerfolg hatte genügt, um die in den Augen der Masse als die Verantwortlichen erscheinenden Männer mit den schwersten Vorwürfen zu überschütten. General v. Zwehl.

Aus dem Berliner Kunstleben

Die Ausstellungszeit begann wie üblich mit der Juryfreien Ausstellung, die sich ganz die Stellung eines Herbstsalons erobert hat, kam dann schnell in Fahrt und brachte eine ganze Anzahl bemerkenswerter Ausstellungen. Ihr Gepräge aber erhielt sie dadurch, daß die Architektur in ihr in einem unerwarteten und ungewöhnlichem Maße zur Geltung kam. Das Verhältnis der Architektur zu unsern Lebensfragen und Lebenswerten ist von Grund aus anders als das der andern Künste. Während Malerei und Bildnerei seit der Auflösung ihres Zusammenhanges mit der Religion mehr und mehr aus dem Blutumlaufe des Gemeinschaftslebens ausgeschaltet oder doch an dessen Rand abgedrängt worden sind, übt die Architektur ihre angestammte Funktion darin mit ungebrochener Kraft aus. Sie gestaltet den Lebensraum; sie ist die zur

Sichtbarkeit gebrachte Form und gewissermaßen die Bilanz, an der man die Verteilung und die Gliederung der Bevölkerung, das Verhältnis der verschiedenen Volksschichten zueinander, ihre Lebensformen, ihre Arbeit, ihre Unterhaltungen, ihre Ideale und Heiligtümer ablesen kann. In allen ihren Teilen und Taten von den Kräften des Gemeinschaftslebens bestimmt und von seinem Willen abhängig wirkt sie ihrerseits wieder in tiefgreifender Weise bestimmend und entscheidend darauf ein, Frucht und Samen in einem. Die moderne Großstadt hat sich aus dem Zusammenstrome entwurzelter Volksmassen gebildet, aber zur unwiderruflichen Tatsache ist ihre Entwurzelung erst dadurch geworden, daß die Architektur nicht die Aufgabe zu lösen vermochte die Großstadt als einen lebendigen Raumorganismus aufzubauen, an dem und in dem die Massen zu einem Gemeinschaftskörper hätten zusammenwachsen, durch den sie ein neues Erd- und Heimatsgefühl hätten gewinnen können. Indem die Großstadt durch mechanische Aneinanderreihung beziehungsloser Raumteile gebildet wurde, war es entschieden, daß auch ihre Bevölkerung nur in einem Nebeneinander, nicht miteinander leben konnte, und die fruchtbare Funktion der „Stadt" als eines vereinenden, bindenden, verschmelzenden Gemeinschaftskörpers war außer Kraft gesetzt.

Die Architektur ist ein Barometer sozialer Gesundheit und sozialer Erkrankung; das gilt für Dorf und Stadt, für Haus und Wohnung (man denke für die letztere nur etwa an die Vernachlässigung der Schlaf- und der Gesinderäume zugunsten anspruchsvoller Repräsentationsräume). Ein Barometer darf man sie auch insofern nennen, als sie oft vorweisend soziale Erscheinungen und Entwicklungen erkennbar macht, die sich erst vorbereiten, oder aber doch ihre ganze Tragweite bereits zu einem Zeitpunkte schlüssig formuliert, wo diese nur erst unklar empfunden oder geahnt wird. Mitten in den Kern dieses ganzen Fragenkreises führte die sehr verdienstvolle Ausstellung amerikanischer Baukunst in der Akademie hinein, die der Anregung von Geheimrat Edmund Schüler verdankt wird.

Es entzieht sich meiner Beurteilung, inwieweit der in dieser Ausstellung gebotene reiche Anschauungsstoff erschöpfend ist und inwieweit die Auswahl überall das Entscheidende und Typische erfaßt hat. Es wäre wohl gewagt, daraufhin eine Geschichte der amerikanischen Baukunst zu skizzieren; wer sich mit ihr bekannt machen will, der sei auf das unlängst bei Bruno Cassirer in Berlin erschienene geistvolle Buch von Lewis Mumford „Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer" hingewiesen. Immerhin ließen sich in der Ausstellung die großen Züge der Entwicklung erkennen: erst ein erdwüchsiger, schlichter und gesunder Blockhausbau und der hübsche, im Anschlusse an das englische Georgian entstandene Kolonialstil, dann ein Klassizismus, der der europäischen Entwickelung annähernd parallel geht, endlich der lange Zeitraum des Synkretismus der geschichtlichen Stile, in dem zeitweise der Pariser Einfluß der bestimmende war. Bestandteile dieser Überlieferungen sind in verschiedenem Maße noch heute lebendig; der Zusammenhang mit England bleibt immer deutlich; wie dort, so sind auch in Amerika die Formen der Gotik stark verarbeitet worden, und in zahlreichen Bauten, z. B. von Colleges, hat man, oft mit Glück, Anschluß an jenen Tudorstil gesucht, in dem gotische und Renaissanceelemente sich so reizvoll-malerisch begegnen. Es wäre wohl verlockend, einzelne Schöpfungen und originelle Lösungen amerikanischer Baukunst zu besprechen, auch ihre Rückwirkung auf Europa und insbesondere auf Deutschland zu erörtern — allein zuletzt bleiben all diese architektonischen Vorgänge für uns doch in der Entfernung und sind für uns nicht von dringendem Belang. Das ändert sich erst in dem Augenblicke, wo die amerikanische Architektur eine selbständige Problemstellung formuliert, mit der auch wir uns auseinanderzusetzen genötigt sind. Das Problem, um das es sich handelt und das sehr hörbar auch bei uns anklopft, ist das des Wolkenkratzers oder, wie das Wort recht glücklich verdeutscht worden ist, des Hoch- oder Turmhauses. Seit den neunziger Jahren haben sich die amerikanischen Architekten mit ihm sehr umfassend und eifrig beschäftigt, es hat unter ihrer tatkräftigen und zielbewußten Arbeit bereits eine reiche Entwickelung durchgemacht, und wir werden zu fragen haben, was diese Entwickelung und ihre Ergebnisse für uns besagen und bedeuten.

Es liegt auf der Hand, daß das Hochhausproblem zuerst und zuletzt ein stadtbauliches Problem ist. Baumassen von unerhörten vertikalen Erstreckungen schießen auf. Sie sprengen den Stadtkörper; sie vernichten alle Maßstäbe und Verhältnisse. Baulichkeiten von üblichen Abmessungen werden von

ihnen zu Hütten herabgedrückt, turmgekrönte Kirchen erscheinen neben ihnen wie Spielzeuge. Die Straßenwandungen, die diese Massen protuberanzengleich ausstoßen, werden ins Groteske verzerrt. Sie geben den Anspruch auf, aus Einzelzellen zusammengewachsene, in sich geschlossene plastische Einheiten zu bilden, deren Sinn und Form durch ihre Beziehung zum Straßenraume bestimmt werden. Sie liefern sich der Willkür, der Gesetzlosigkeit aus. Werden sie aber durchweg aus Hochhäusern gebildet und zu Bergen ausgereckt, so wird eine solche Hochhausstraße zu einer tiefen Schlucht, über der nur noch in schwindelnder Höhe ein Streifchen Himmel sichtbar bleibt. Aber damit sinkt die Straße zum Ungebilde herab. Es ist ja eine Trivialität, aber es muß dennoch ausgesprochen werden, daß, wie die ganze Stadt, so auch die Straße für die Menschen da ist. Sie ist die Form ihres räumlich bewegten Lebens und sie muß ihnen als Lebensraum dienen. Sie muß in ihren Abmessungen, ihrer Gliederung, ihrer ganzen Erscheinung aussprechen, daß sie auf die Bedürfnisse der Menschen, die praktischen nicht nur, sondern auch die seelischen, berechnet ist. Der Mensch muß sie an jedem Punkte überschauen und sie in sein Bewußtsein als eine Einheit, als eine Erscheinung aufnehmen können, die sich sinn- und zweckvoll, als lebendiges Menschenwerk für lebendige Menschen, seinen Daseinsinhalten einordnet. Die Hochhausstraße aber ist für ihn optisch überhaupt nicht aufnehmbar. Sein Blick kann nur die unteren Stockwerke abtasten; der Rest bleibt ihm ununterscheidbare drohende Masse. Er sieht eine Art Gefängniskorridor vor sich, wird hineingeschoben, fortgerollt und wieder ausgestoßen. Das ist eine Straße für Sklaven des Lebens, nicht für freie Menschen (und von diesem Punkte ließen sich vielleicht lehrreiche Beobachtungen über das Verhältnis der amerikanischen Demokratie zur geistigen Freiheit des Menschen anstellen).

Die Haupt- und Kernfrage des Turmhausproblemes bleibt also die: läßt sich ein Stadtraum schaffen, der diese ungeheuerlichen Baukörper aufzunehmen und sozusagen zu verdauen vermag? Oder mit anderen Worten: lassen sich Straßenraum und Turmhausbebauung in einem solchen Verhältnisse zueinander ordnen, daß sie zu überschaubaren geschlossenen Raumbildungen zusammenwachsen? Wenn die von Lewis Mumford gegebene amerikanische Berechnung richtig ist, daß dazu Straßen von der zehnfachen Breite der jetzigen erforderlich wären, so ist eine nach diesen Voraussetzungen erbaute Stadt und das Leben in ihr wenigstens für unsere begrenzten europäischen Erfahrungen kaum vorstellbar; jedenfalls aber würde dann die rechnerische Grundlage der Turmhausbebauung, vorteilhafteste Ausnutzung des Geländes, hinfällig, denn was am Baugelände erspart würde, müßte die Stadt dann vielfach für Straßengelände aufwenden. Wenn die Verteidiger der Turmhausbebauung sich darauf berufen, daß ja die europäische Baukunst sich in den Kirchen auch schon an ähnliche Unternehmungen gewagt habe, so kann dieser Einwand nicht als zutreffend anerkannt werden. Denn ganz abgesehen davon, daß von unseren Kirchen nur wenige an die Abmessungen moderner Wolkenkratzer auch nur heranreichen, so ist die europäische Architektur von je mit großem Bedachte bestrebt gewesen, Maßstäbe und Raum auf diese Großbauten abzustimmen; es sei da nur an die Lösungen des Barocks, den Petersplatz in Rom z. B., erinnert. Und diese Kirchen wurden nur an einzelnen, durch besondere Bedingungen gegebenen Punkten als Symbole des Höchsten errichtet; das moderne Turmhaus aber hat in Amerika, wie das bekannte Beispiel der City von New York bezeugt, schon ganze Stadtteile durchsetzt, und es ist doch wohl nur eine Frage der Zeit, daß dort geschlossene große Turmhausviertel entstehen, ohne daß der Versuch ihrer stadtbaulichen Gestaltung unternommen wird.

Denn so weit der Befund der Ausstellung ein Urteil erlaubt, ist die amerikanische Baukunst von der Bewältigung dieses Problems noch weit entfernt. Nur Ansätze werden erkennbar. Das neuerdings erlassene Zonenbaugesetz ist eine Ausflucht, aber keine Lösung. Es beschränkt die Bauhöhe an der Straßenwandung selbst auf ein gewisses (immerhin recht erhebliches) Maß und schiebt die eigentliche Turmhausbebauung rückwärtig ab (diesen Gedanken haben auch einige Teilnehmer an dem vom Verlage Ernst Wasmuth in Berlin veranstalteten „Ideenwettbewerbe" zur Ausgestaltung der Straße Unter den Linden ausgenützt). Dadurch wird eine gewisse Lüftung und Erleichterung des Straßenraumes erzielt, aber über das Problem selbst ist damit nichts Entscheidendes ausgesagt. So viel ich gesehen habe, ist der einzige Architekt, der es ernst genommen hat, Eliel Saarinen in Ann Arbor, und der ist bezeichnenderweise ein Europäer, ein

Finnländer. Er hat ein Hotel als eine Art riesiger Stufenpyramide in den Hintergrund einer von Hochkuben gerahmten großen Gartenanlage gesetzt; ob dieser Entwurf zur Ausführung gelangt ist und wie er sich in den Stadtraum einfügen würde, entzieht sich meiner Kenntnis. Wenn der 1924 verstorbene Bertram Grosvenor Goodhue das Kapitol von Nebraska als einen mächtigen Turm gestaltet, der, nach dem Schaubilde zu urteilen, eine weiträumige Freifläche beherrscht, so scheint hier einer jener Sonderfälle gegeben, in denen grundsätzliche Bedenken gegen den Turmhausbau nicht erhoben werden können, aber das Problem des städtischen und insbesondere des geschlossenen Turmhausbaues wird durch diese Lösung nicht berührt oder gefördert. Seine Vernachlässigung durch die amerikanischen Baukünstler ist um so überraschender, als sie sich sonst gerade der stadtbaulichen Aufgaben rege und intelligent annehmen und in phantasievollen Entwürfen die Möglichkeiten der Gestaltung der modernen Großstadt immer von neuem ausprobieren.

Auch bei uns werden ja jetzt an mehreren Stellen Turmhausbauten geplant oder ausgeführt. Und da ist es doch erfreulich zu sehen, daß ein deutscher Künstler die Aufgabe von vornherein auf die stadtbaulichen Anforderungen einstellt. Ich meine Wilhelm Kreis, von dessen Lebenswerk eine bemerkenswerte Ausstellung des Architekturmuseums an der Technischen Hochschule ein Bild vermittelte. Sein Entwurf für das Düsseldorfer Rathaus legt an eine breitgelagerte Baumasse einen verhältnismäßig schmalen Hochhauskörper an, führt ihn stufenartig empor und läßt ihn in einer luftigen Krone ausschwingen. Er behandelt und kennzeichnet ihn durchaus als eine außergewöhnliche Einzelerscheinung im Stadtbilde, als einen Riesenturm, der in seiner Wirkung an die massigen Backsteintürme Norddeutschlands erinnern dürfte und als mächtiges Wahrzeichen der Stadt, als „Stadtkrone", wie Bruno Taut dergleichen nennt, sich darstellt; und dieser geistige symbolische Bezug, der ja den amerikanischen Mammuthgeschäfts- und Bürohäusern abgeht, rechtfertigt die Steigerung der Abmessungen. Und vielleicht läßt sich hieraus überhaupt eine brauchbare Formel für den Turmhausbau in Deutschland ableiten: er darf nicht in geschlossener Bebauung, sondern immer nur als außerordentliche Einzelerscheinung und zwar nur an solchen, mit dem größten Bedachte auszuwählenden Punkten des Stadtraumes auftreten, wo die Ausspielung eines architektonischen Akzentes von stärkster Ordnung gerechtfertigt erscheint, wo er sich räumlich sicher eingliedern und wo die Wahrung der Maßstäbe sich durchführen läßt.

Nächst den stadtbaulichen sind es die eigentlich architektonischen Fragen, die durch das Studium des Wolkenkratzerbaus in der amerikanischen Ausstellung angeregt werden. Was bedeutet er als Architektur? Was haben die amerikanischen Baukünstler der Aufgabe an architektonischen Werten abzugewinnen vermocht? Bei Besprechung dieser Frage pflegt die Ehrlichkeit der Baugesinnung rühmend hervorgehoben zu werden, mit der die Amerikaner das Turmhausproblem behandelt haben. Das ist gewiß anzuerkennen, aber es ist auch daran zu erinnern, daß Ehrlichkeit an sich noch keine künstlerische Leistung, sondern nur moralische Voraussetzung einer solchen ist. Der „Wolkenkratzer" ist ein mit feuerfestem Stoffe umkleidetes Stahlgerüst. Als solches bedarf er keines Sockels noch fordert er einen organischen Abschluß, da er durch reine Addition der Stockwerke so hoch geführt werden kann, wie es die Mittel der Technik erlauben. Alle durch die Überlieferung ausgebildeten Bauformen verlieren hier ihren Sinn. Säule und Pfeiler finden keine Funktion; Gliederung und unterschiedliche Kennzeichnung der Stockwerke verschleiern nur den Tatbestand, daß das Turmhaus, um einen Ausdruck Lewis Mumfords zu gebrauchen, eine riesige „Honigwabe von Würfeln" ist, die in allen Teilen den gleichen Zwecken dient. Die Amerikaner haben sich redlich damit abgequält, architektonische Formen auf den Turmhausbau zu übertragen. Sie haben die dem Auge allein erreichbaren Sockelgeschosse in Säulen- oder Arkadenarchitektur ausgebildet; sie haben, um einen Abschluß zu erzielen, Wolkenkratzer mit gotischen oder Renaissancedomen gekrönt; sie haben eine Gruppierung und Zusammenfassung der Stockwerke, gern unter Benutzung gotischer Motive, versucht. Alle diese Versuche sind gescheitert und mußten scheitern. Denn der Wolkenkratzer ist seiner Natur nach durchaus ein Werk der Konstruktion und der Maschine, in allen seinen Teilen sozusagen gestanzt, aufs äußerste „genormt". Er gehört dem Bereiche der Technik, nicht dem der Architektur an — wenn man nämlich unter Architektur ein Bauen versteht, das die im Baukörper aufgespeicherten und wirkenden Kräfte in irgend einer Weise symbol-

haft kenntlich macht. Daher kann es nicht überraschen, daß es den amerikanischen Baumeistern nicht gelungen ist, am und aus dem Turmhausbau auch nur eine einzige architektonische Form zu entwickeln. Mit größerem Erfolge haben sie sich der plastischen Gliederung des Baukörpers angenommen, der in riesenhaften Stufen aufwächst und sich in Kubengruppen auflöst, die untereinander in Verbindung gesetzt sind. Was so entsteht, das sind Gebirge; ihre Wirkung ist nicht eine architektonische, sondern eine plastische, und insofern Licht und Schatten ihr bewegtes Spiel an diesen Massen, Erhebungen und Höhlungen entfalten, eine malerische. Und noch eins ist von dieser Wirkung zu sagen: es ist die Wirkung der Kolossalität, nicht die der Größe. Ich meine damit, daß es eine Wirkung ist, bei der die Menge, die Masse, das Riesige selbst und der robuste Wille zur Masse das entscheidende Gewicht geben, nicht aber die Vergeistigung der Masse durch die symbolschaffende Form.

Es war wirklich ein neckischer Zufall, daß gleichzeitig mit dieser amerikanischen Ausstellung eine solche chinesischer Baukunst stattfand, die ein ausgezeichneter Kenner der ostasiatischen Architektur, Ernst Börschmann, bei Wasmuth aufgebaut hatte. Dem, der sich mit Chinas Kultur und besonders seiner Religion nicht näher beschäftigt hat, bleibt vieles an den Voraussetzungen und selbst an den Formen der chinesischen Baukunst schwer zugänglich; dennoch fühlte man sich, aus der Welt der amerikanischen Wolkenkratzer kommend, in dieser exotischen Architektur sogleich „zuhause“ — man fand sich im Bereiche echter Architektur und einer architektonischen Kultur, die alle die Aufgaben, an denen der Wolkenkratzerbau versagt, in vielhundertjähriger Arbeit mit großer Weisheit, mit hoher Orginalität und mit reifer Vollendung gelöst hat. Gewiß, der amerikanischen Baukunst geht diese Erfahrung der Jahrhunderte ab, allein ausschlaggebend bleibt doch dies, daß die Ausgangspunkte, die eingeschlagenen Wege dort und hier von Hause aus bereits auf ganz verschiedenen Ebenen liegen. Denn wenn ich recht sehe, so bildet gerade die Einordnung allen Bauwerkes in den Raum, und zwar die geistige sowohl wie die formale Einordnung, einen Grundzug und ein Hauptaugenmerk chinesischer Architektur. Nichts besteht für sich, alles umfängt und trägt den Allraum, alles ist Teil und Glied eines Kosmos. Nie unternimmt es ein Bauwerk (wie es der Wolkenkratzer tut) seine Umwelt durch erdrückende Masse, durch die bis zum Ungeheuerlichen übersteigerte Eigenwilligkeit seiner Existenz zu verneinen und zu zerschlagen. Bauwerk und Landschaft prallen nicht als feindliche Gewalten aufeinander, sondern begegnen sich leicht und freundlich und verschmelzen sich zu einer höheren Harmonie. Nicht genug kann man bewundern, mit welcher Zartheit und Feinheit Form und Rhythmus der Landschaft im Bauwerke aufgefangen werden und in erhöhten, vergeistigten Formen wiederklingen, wie es hier in breitem, gelassenem Horizontalismus der Ebene sich einschmiegt, dort sanft dem Steigen der Landschaft folgt, dann wieder mit geschmeidiger Kraft an Felsen und Klippen emporklettert, wie es hier sicher überm Abgrunde verfestigt ist, dort sich bequem und heiter an weiter Wasserfläche entfaltet (man vergleiche damit die Bausünde des Hotels Traymore am Strande von Atlantic City). Immer wird der Bau durch Treppen und Terrassen, durch Gärten und Alleen, durch Brücken und Höfe sacht in die Landschaft hineingeführt, behutsam werden die Akzente verstärkt und wie von einer unsichtbaren Hand wird der Besucher des Tempelbezirks durch einen Aufbau der Anlage, hinter dessen gefälliger Leichtigkeit sich eine einfache und strenge Ordnung verbirgt, bis zum Allerheiligsten geleitet, das er gesammelt und vorbereitet betritt. Der Chinese weiß an ihrer Stelle, z. B. an Mauern, Toren, auch an Pagoden, die Wirkungen der Masse und des Kubus auszunutzen, aber der Kubus ist nicht sein Götze, und die Fläche kommt als feingegliederte oder festlich verzierte Schmuckwand voll zu ihrem Rechte. Überhaupt ist es lehrreich zu beobachten, wie es der chinesischen Baugewinnung gelingt alle Formen lebendig zu machen und mit Ausdruckswert zu erfüllen, und wie in der unerschütterlich gewahrten Einheitlichkeit der Anlage eine unerschöpfliche Vielfältigkeit Spielraum erhält. Die chinesische Baukunst ist nicht minder „ehrlich“ als die amerikanische Wolkenkratzerarchitektur; ihre Konstruktionen sind einfach und klar erkennbar, aber sie findet keinen Anlaß, das Selbstverständliche als eine Hauptsache zu betonen, sondern ordnet auch diesen Faktor als Glied in die künstlerische Gesamtrechnung ein. Und noch eines wird dem, der mit den Bildern des Turmhausbaues erfüllt ist, ganz besonders fühlbar: diese Architektur ist eine menschliche Architektur, auf Menschen berechnet, für Menschen geschaffen. Diese Treppen laden

ein sie zu ersteigen, die Terrassen von ihnen Ausschau zu halten, die Gärten still in ihnen zu wandeln, die Tempelhallen sich in beschaulicher Versenkung zu sammeln. Das Mächtige, das Phantastische, das Barocke findet seinen Platz, aber die vorherrschende Stimmung ist die geruhige Heiterkeit eines Geistes, der sich mit dem All in einem geordneten und geheiligten Verhältnisse weiß.

Ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich durch meine Bemerkungen die Leistung der amerikanischen Architektur hätte herabsetzen wollen. Die amerikanische Architektur ist jung, unternehmend, zielbewußt; viele ihrer Werke bestehen mit allen Ehren; es ist kein Grund daran zu zweifeln, daß sie noch Bedeutendes erreichen wird und auch den deutschen Baukünstlern wertvolle Anregungen vermitteln kann. Aber gerade bei dem im Mittelpunkte der modernen amerikanischen Architektur stehenden und auch für uns besonders wichtigen Probleme des Turmhausbaues ist um so mehr größte Vorsicht geboten, als es nicht an jenen Stimmen fehlt, die die Besorgnis aussprechen, wir könnten „zurückbleiben", wenn wir nicht den Amerikanern auf ihrem Wege folgen. Worauf es ankommt, das ist die Baugesinnung. Wir haben uns so wenig nach Westen wie nach Osten zu orientieren, sondern wir müssen auf das Grundeis unserer eigenen Vorstellungs- und Gefühlswelt zurückgehen und uns die Frage vorlegen, ob wir organisch oder mechanisch, ob wir Menschenstädte und Menschenhäuser oder Sklavenhaltereien bauen wollen. Was wir nach unserer Natur und Überlieferung als würdig, gesund und fruchtbar erkennen, dem muß unsere Baukunst Ausdruck geben. Alle Sünden können vergeben werden, hat Goethe einmal gesagt, nur Bausünden nicht. Und er hat recht. Denn die geistigen, sittlichen und sozialen Zustände, die durch die Architektur einmal in unseren Lebensformen verankert werden, werden erst dadurch gleichsam legitimiert und sie pflegen dann ihre Herrschaft mit der größten Zähigkeit zu behaupten.

* * *

Auf dem Gebiete der Bildnerei fesselte die Sammlung von Werken de Fioris, die in der Herbstausstellung der Akademie zu sehen war. Ernesto de Fiori entstammt dem italienischen Kulturbereiche, ist aber, so viel mir bekannt, schon seit Jahren in Berlin beheimatet. Sein Schaffen bewegt sich um das Motiv der Darstellung der nackten jugendlichen Gestalt in ruhiger Haltung Starke Bewegungsmotive, dramatische Akzente werden vermieden. In strenger Frontalität werden die Formen klar und leicht entfaltet; keine Form drängt sich vor und keine ist leer, alle sind sie durch zarte, aber sicher gegebene Beziehungen und Spannungen gebunden, und mit plastischem Feingefühl ist die spröde und unbewußte Anmut jugendlich schlanker, graziler Körper ausgesprochen. Dem Monumentalen ist diese Kunst ihrem geistigen Wuchse nach kaum gewachsen; sie bleibt in einer gewissen Entfernung von den Dingen und behauptet ihnen gegenüber eine kühle Überlegenheit; es ist eine durchaus kultivierte Kunst, und kultivierten Erscheinungen weiß de Fiori, wir z. B. in der Gestalt der Engländerin von 1924, einen hohen ästhetischen Reiz abzugewinnen.

Aber bei Ernst Barlach (Ausstellung bei Cassirer) sind wir ganz im Reiche des Dumpfen, primitiv Urmenschlichen. Seine Menschen sind Instinkt, Trieb, sie leben ein schicksalgebundenes Sein und geben sich willenlos ihrem Schicksale hin. Sie sind immer nur eins und dieses Eine ganz: ganz Ruhe und Ermüdung, ganz Hoffnungslosigkeit und Grauen. Das Weib ist Geschlechtswesen und Gebärerin: das alles ist festversiegelte Bestimmung. Bricht aber einmal der Wille durch, wie im „Rächer" oder im „Schwertzieher", dann geschieht es triebhaft, explosiv, hemmungslos. Es ruht vielleicht in dieser Menschenwelt, bei der man ja immer an das russische Volk denken muß, eine breite unverbrauchte Kraft, aber es lebt wenig Freude in ihr und der Tanz wird zu einer fast schmerzhaften Äußerung des Widerstandes gegen den großen Lebensdruck. Stoff und Stil der Kunst Barlachs stimmen mit ihrem geistigen und seelischen Gehalte vollkommen überein: die dichten, harten Holzkörper, die kantigen Schnitte, die breiten ungelösten Formen, die sich gleichsam zögernd aus der Haft des Stoffes zum Leben zu entringen scheinen und mit einer Art dumpfer Leidenschaftlichkeit ihren Sinn aussprechen. Zuweilen, wie in der „Ruhe auf der Flucht", in der etwas Gotisches ist, und im „Beter", wird das Religiöse angeschlagen. Es bleibt im Fatalistischen gebunden; es bleibt Furcht und vermag sich nicht zur geistigen Freiheit auszuarbeiten — aber lebt dieser Künstler, der so stark die Macht über und jenseits des Menschlichen fühlt, nicht im Grunde ganz in der Sphäre des Religiösen?

An derselben Stelle wurden Werke Georg

Kolbes aus den Jahren 1924 und 1925 gezeigt. Sie ließen erkennen, daß der Künstler neuerdings sich wieder gern mit verwickelteren Bewegungsmotiven beschäftigt und in gewisser Weise an die von Rodin beeinflußten Arbeiten seiner Frühzeit anknüpft. Die Ausstellung bot einige interessante Bildnisbüsten, so die vielbesprochene des Reichspräsidenten Ebert und die Adolfs von Harnack. Bei ihnen liebt Kolbe es, die Oberfläche der Bronze rauh und gebrochen auszubilden; sie fassettiert gleichsam das Licht und trägt so einen malerischen Zug in die plastische Wirkung ein. Beim Kopfe Harnacks ist dies Verfahren mit Glück in den Dienst der Charakteristik gestellt: ein ruhelos gespanntes Leben durchspielt die Züge dieses greisen Gelehrtengesichtes.

* * *

Die Verbindung des Berliner Kunstlebens mit der ausländischen Kunst stellt sich schnell wieder her. Französische Künstler erscheinen in wachsendem Umfange auf den Berliner Ausstellungen; eine große Ausstellung Schweizer Malerei hat die Nationalgallerie veranstaltet, eine solche schwedischer Malerei steht bevor; und nimmt man hinzu, daß sich auch moderne indische, italienische und russische Kunst bei uns bereits vorgestellt hat, so zeigt es sich, daß Berlin sich wieder zu einem Standorte entwickelt, von dem aus man einen weiten Umblick über das internationale Kunstschaffen genießen kann. Gegen diese Entwickelung ist, sofern sich nicht unwürdige Anbiederung und vorlaute Beeiferung einmischen, nichts einzuwenden. Jede gesunde Kunst ist national, will und kann nichts anderes sein. Aber das Nationale in der Kunst ist nicht davon abhängig, ob sie sich zur Ausbildung ihrer Form fremder Einflüsse bedient hat; es wird schlechthin von dem ursprünglichen Verhältnisse der Künstler zu ihrem Volkstume bestimmt. Der wurzelfeste Künstler wird immer national sein; Corinth hat bei Bouguereau und bei Tony Robert Fleury gelernt (und man kann fast sagen: unter ihnen gelitten), dennoch wird niemand im Zweifel darüber sein und der Ausländer es sofort fühlen, daß sein Schaffen ganz dem geistigen und seelischen Bereiche des deutschen Volkstumes angehört. Wenn aber gegenwärtig die Gefahr bei uns besonders dringend ist, daß wurzellockere Begabungen der Nachahmung des Fremden anheimfallen, müssen wie dann nicht bei der Zersetzung, an der der deutsche Volkskörper krankt, sagen: auch dies ist leider deutsch?

Gleich bei Beginn der Ausstellungszeit fand bei Cassirer eine schöne Ausstellung französischer Impressionisten aus Berliner Besitz statt. Sie begann mit Daumier und führte alle Hauptmeister der Gruppe bis herab auf Renoir und Cézanne vor, und sie bezeugte, daß die Berliner Sammler bei ihren Erwerbungen von Werken dieses Künstlerkreises mit gutem Urteile verfahren sind. van Gogh erschien hier nur mit einer Arbeit, freilich einem hervorragenden Stücke: der emailschimmernden „Artesierin“; die Höhepunkte bildeten Manet, Cézanne, Renoir, die je mit etwa einem Dutzend zum Teil hervorragender Bilder vertreten waren. Toulouse-Lautrec wirkte recht historisch; an den Landschaftern machte man wieder die Erfahrung, daß sie mit wenigen wohlgewählten Arbeiten besser zur Geltung kommen als durch große Sammlungen. Es erübrigt sich die impressionistische Malerei bei dieser Gelegenheit erneut zu erörtern, und nur eins mag zu ihrem Ruhme hervorgehoben werden. Diese Maler wollten nicht mehr als sie konnten, aber sie konnten auch, was sie wollten. Sie gingen nicht in die Tiefe, sie suchten nicht nach geistigen oder seelischen Werten und sie waren weit davon entfernt, gemalte Philosophie zu geben. Ihre Freude war die unerschöpflich reizvolle, immer bewegte Oberfläche des Lebens, ob sie sich ihnen nun an einem Spargelbündel, an der Haut eines Frauenkörpers oder einer lichtdurchzitterten Sommerlandschaft bot. Sie waren rein malerische Maler; ob Bildnis, Landschaft, Stilleben — die Aufgabe war für sie immer die eine und gleiche: ein Komplex malerischer Beziehungen, dessen Aufbau sie in unermüdlicher Bemühung bis aufs äußerste zu verfeinern verstanden. Vielleicht war es ihnen selbst bewußt, welche Opfer sie dieser Aufgabe brachten, und freilich mußte eine Gegenbewegung einsetzen, die die von ihnen vernachlässigten Momente, wie die Bildarchitektur und den Ausdruckswert der Farbe, wieder zu ihrem Rechte brachte; sie aber hatten den Mut ihrer Einseitigkeit und konnten so ihre Sendung erfüllen.

Dann eröffnete die Gruppe französischer Künstler, die die Sezession mit etwa hundert Werken bei sich zu Gaste hatte, einen Blick auf die nachimpressionistische Malerei: von Bonnard, Vuillard und Maurice Denis über Derain, Vlaminck und Othon Friesz, Matisse und Picasso bis auf das Schaffen der jungen Generation der Gegenwart. Was

da zu sehen war, das war im ganzen Niveaukunst von sicherer Überlieferung und gepflegter malerischer Haltung. Man lernte eine ganze Anzahl feiner Arbeiten von jener wohlgeordneten Rationalität und Zucht des künstlerischen Willens kennen, die dem französischen Genius eigentümlich ist, aber man stieß nicht auf Wagnisse, Kühnheiten, Überraschungen, und die Einzelpersönlichkeiten forderten kaum zu näherer Beschäftigung auf; am ehesten vielleicht noch Vlaminck mit seinen energisch gebauten, tieftonigen Landschaften. Bonnard kommt über dekorative Eleganz nicht recht heraus; Friesz rührt an den Klassizismus; Derain pflegt gute Ateliermalerei; Dufresne kommt von Picasso, Lascaux von dem Zöllner Rousseau her und Ottmann ist ein Renoirsprößling. Von Matisse war ein eleganter kleiner Gitarrenspieler da. All das ist unproblematisch, unbelastet, bonne peinture von einer gesunden, aber oft etwas blutleeren Sinnlichkeit, und es nahm sich die französische Gruppe wohl eigentümlich aus in dieser Sezessionsausstellung, die im Ganzen freilich ziemlich zahm ausgefallen war, aber doch überall die Unruhe und Zerrissenheit der deutschen Malerei spiegelte. Die Bildwerke von Reymond und Despiau ließen erkennen, daß die neueste französische Bildnerei sich von Rodin entfernt hat und in Maillol und Bourdelle ihre Führer erblickt: geschlossene Form, ruhiges Sein, einfache Motive des Stehens, Sitzens, Tragens, volle schwere Körper; es ist eine neue Form des Klassizismus, die da zur Ausbildung gelangt.

Auch Maurice Utrillo, der als das letzte große Licht der französischen Malerei ausgerufen wird, war in der Sezession mit einigen Werken vertreten; ein breiteres Bild seines Schaffens bot eine Ausstellung bei Goldschmidt und Wallerstein. Sein Ausgangspunkt scheint in der Nähe von Goghs zu liegen; Cézanne hat ihn gelehrt die Körperlichkeit der Erscheinungen zu betonen und sie zum Bildaufbau zu verwenden. Er wurde der „Maler der Straße". Seine Straßen sind nicht wie etwa die des Impressionisten Pissarro voll flimmernden Lebens und vibrierender Bewegung; sie werden von festen Wandungen gefaßt, zwischen denen der Raum ebenmäßig dahinfließt; ruhig überströmt sie das Licht; starke Gegensätze von Helligkeiten und Dunkel werden vermieden. Es ist gewissermaßen die Daseinsform der Straße an sich, die geschildert wird; das bunte Bild des Verkehrslebens interessiert Utrillo nicht; seine Straßen sind still und Menschen erscheinen in ihnen nur spärlich. Der eigentliche Reiz der Bilder liegt in dem farbigen Gewebe, das mit großer Feinfühligkeit von Ton zu Ton gesponnen wird und alle Teile der Fläche mit einem leisen, aber regen Leben erfüllt. Selten wird mit starken Akzenten, breiten Farbenmassen gearbeitet; in der Regel ist die Wirkung von feiner Zurückhaltung; sie kann gelegentlich fast das Indifferente streifen, gewinnt aber in manchen Bildern, wie z. B. dem des Domes von Rouen, auf dessen Erhebungen und in dessen Höhlungen Licht und Schatten ihr Spiel treiben, dem Toten die Schönheit seines geheimen Lebens ab. Es ist nicht in Zweifel zu ziehen, daß Utrillo ein Künstler von Eigenart ist, aber ich bekenne den superlativischen Empfang, der ihm von manchen Seiten bereitet worden ist, nicht zu verstehen. So viel sich nach dem, was wir hier von neuer französischer Kunst zu sehen bekommen haben, urteilen läßt, muß man schließen, daß den Franzosen jene Auseinandersetzung mit schweren Erlebnissen, die die deutsche Kunst aufgewühlt hat, erspart geblieben ist, und mit der eng damit zusammenhängenden Zerschlagung der Form haben sie wohl gelegentlich kokettiert, aber im Ernste konnte sie ihnen nach der ganzen Art des französischen Kunstgeistes nicht annehmbar sein. Vorherrschend erscheint drüben ein Lebensgefühl, das zuletzt ohne viel Skrupel die Welt bejaht und an ihrer Darstellung seine Freude hat, während das Lebensgefühl der deutschen Künstler oft von Grund aus erschüttert und daher auch ihr Verhältnis zu den Erscheinungen schwankend geworden ist. Ich meine daher, daß deutsche und französische Kunst ihrer geistigen Haltung nach gegenwärtig doch durch einen fühlbaren Abstand getrennt sind, und die Frage der Zukunft ist, ob es den deutschen Künstlern gelingen wird aus so vielen Experimenten, Irrungen und Wirrungen der jüngsten Jahrzehnte das Fruchtbare und Entwicklungsfähige in eine gesicherte Form hinüberzuretten.

Ganz eigentümlich äußerte sich das Widerspiel zwischen Deutsch und Französisch in der Schweizer Ausstellung, indem sich die Einflüsse von hüben und drüben in der Schweizer Kunst begegnen und zuweilen kreuzen. Allgemein konnte man auch hier erkennen, daß die Welschschweizer unbeschwerter, ausgeglichener sind und die Form mit größerer Leichtigkeit meistern, während die Deutschschweizer mehr als Sucher und

Grübler erscheinen und die oft gepreßte Form mit reicherem seelischem Gehalte füllen. Die Welschschweizer Kunst hat ihr Schwergewicht in der Genfer, die deutsche in der Basler Gruppe, Bern nimmt eine Mittel- und Verbindungsstellung ein. Von den Welschschweizern sei Maurice Barraud genannt, der in der „Orangenträgerin“ ein schönes Stück heiter dekorativer Malerei geschaffen hat. Alexander Blanchet ist schwerer, vielleicht auch schwerfälliger, seine Gestalten haben mehr Körpergewicht und seine Bildnisse sind reicher. René Guinauds Landschaften sind in kühlen Harmonien licht und sehr zart, die Aarelandschaft Walter Clénins ist in vollen Akkorden und wohlgeordneter Form aufgebaut. Viktor Surbecks Landschaftsbilder weisen auf Berührung mit Heckel hin. Unter den Deutschen findet sich eine ganze Anzahl von tüchtigen Landschaftsmalern, wie Fred Stauffer, Paul Bodmer, Ernst Georg Roegg, die die Natur mit einem schweren und herben, aber kräftigen und gesunden Gefühl schildern; eigentümlich ist eine öfters zu beobachtende Neigung zur Vielgliedrigkeit in der Gestaltung des Landschaftsbildes, die an die vlämische Kunst erinnert. Carl Dick und Eduard Niethammer hatten ernergisch modellierte, sicher in die Fläche gesetzte Bildnisse; Niklaus Stöcklin, vom Kubismus beeinflußt, experimentiert und wird leicht grell, aber in einer Arbeit, wie der „Italienerin“, steckt verdichtende Bildkraft. Die Ausstellung bezeugte, daß die Schweizer Malerei über eine nicht geringe Zahl ansehnlicher Talente verfügt, aber der Gesamteindruck, den sie mir hinterließ, war verwirrt, weil man in der Fülle der Erscheinungen vergebens nach geistiger Einheit suchte. Man stößt zuweilen, wie in einem Frauenbildnisse von Paul Basilius Barth, auf ein stilles schönes Menschenverstehen und fühlt sich an Gottfried Kellers Welt erinnert. Dann wieder wird wie ein Urgestein des Volkstumes (wenigstens bei den Deutschen) eine derbe, gesunde Bäuerlichkeit sichtbar, und überhaupt stehen die Schweizer Maler bei aller Verschiedenheit der Temperamente der Welt überwiegend mit einer gewissen sachlichen Nüchternheit gegenüber, die bis zur Trockenheit gehen kann. Aber dann klingt doch wieder Romantisches auf. Johann Jakob Lüschers „Trinker“ sind wie eine Vision schmerzhaft-taumelnden Genusses. Heinrich Altherrs im Freskenstil behandelter „Ruheloser Wanderer“ atmet Barlach-Geist, und Ernst Kreidolf bleibt Märchendichter auch als Landschafter: der gute Mond geht still über die nächtige Welt und wie ein getreuer Hirte hütet die Kirche die niedrigen Häuser. Und am Ende ist es wohl so, daß der Charakter der Schweizer Kunst eben aus der Zwiegeschlechtigkeit ihres Volkstumes und ihrer Kultur zu verstehen ist.

* * *

Lovis Corinth ist gestorben, ein Führer in der deutschen Kunst ist dahingegangen. Drei Ausstellungen haben sein Ehrengedächtnis aufgerichtet: die Nationalgallerie zeigte sein gemaltes Werk, seine Graphik die Akademie, seine Zeichnungen die Sezession (die feindurchdachte Einleitung, die Paul Fechter zum Kataloge der letzteren Ausstellung geschrieben hat, ist eines besonderen Hinweises wert). Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, Corinths Schaffen seit Jahrzehnten hat verfolgen können, der durfte sich von diesen Ausstellungen keine Überraschungen versprechen, eher Bestätigung, Ergänzung, wohl auch Berichtigung; bedeutend und achtunggebietend bleibt aber immer das Bild eines so reichen Gesamtwerkes, das nie ins Gleichgültige absinkt, sondern in allen seinen Teilen von einem starken Lebensstrome getragen wird. Dies Werk bildet die lang fortgesetzte Aussprache eines Menschen mit sich selbst, und je länger ich die Ausstellungen studierte, um so mehr befestigte sich das Gefühl, daß Sinn und Gestalt dieser Aussprache durchaus nicht leicht zu fassen sind. Obgleich Corinths starkes Talent ihn schon in seiner Frühzeit zu vollwertigen, abgerundeten Leistungen befähigt hat, so hat er sich doch im ganzen langsam und selbst mit einer gewissen Schwerfälligkeit entwickelt. Seine Natur war aus mancherlei Bestandteilen gemischt; wenn man ihn auf eine bis zur Brutalität reichende Derbheit abzustempeln pflegt, so zeigten die Ausstellungen doch, daß ihm auch der Sinn für das Feine und sogar eine Neigung zum Gefälligen nicht fehlte. Er hat mancherlei Anlehnungen gesucht, am nachhaltigsten beim Akademismus, und eine Zeitlang konnte es wohl scheinen, als ob man in ihm einen Akademiker zu erkennen habe, der durch mächtigeren Wuchs und volleres Blut über das akademische Normalniveau hinausragte. Allein diese Formel erschöpft Corinths Persönlichkeit nicht; seine Entwicklung wurde durch tiefere Antriebe weitergedrängt. Mir scheint, daß in Corinths Wesen eine breite und starke naturhaft-dumpfe Lebenskraft gleichsam unterirdisch ruhte, die zur Bewußt-

heit und zur Form strebte, und daß er darnach rang dieser Kraft künstlerisch Herr zu werden. Vielfach äußerte sie sich in einer Vorliebe fürs Animalische, für das Laute, Rauschende, Brausende, für Menge und Masse; aber dazwischen erscheinen manche Werke, Landschaften z. B., in denen eine vergeistigtere Form gesucht wird. Und dann vollzieht sich die erschütternde Wendung, daß diese Form im Leiden und aus dem Leiden erreicht wird. Auf der Höhe seines Lebens wird Corinth von schwerer Krankheit getroffen; der Geist bleibt rege, aber die Hand wird unsicher; und indem ihm nun die Formen entgleiten, die Verhältnisse sich verbiegen, spannt er sich mit aller Kraft darauf von der äußeren Form sozusagen zu einer inneren, einer rein geistigen durchzudringen. Man sieht ihn bemüht ein Erlebnis in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Gewalt herauszuschleudern. Was sich etwa in der Reihe seiner Walchenseelandschaften ausströmt, das ist, wie mir scheint, ein Überfluß des Lebens, ein „Genug ist nicht genug"; der kranke Künstler wird zum hymnischen Dichter des Lebenswunders; er umfaßt und schildert die Landschaft mit einer verdichteten Kraft, mit einer jubelnden Freude und doch wieder auch mit einer fast schmerzhaften Leidenschaftlichkeit, als hätte er sie zum ersten und zugleich zum letzten Male erlebt. Und dann die Bildnisse dieser Zeit: die Menschen, losgelöst von allen äußeren Beziehungen und Konventionen, werden zu Unwirklichkeiten, aber hinter dieser Unwirklichkeit wird gespenstisch, unsicher flackernd eine seelische Wirklichkeit sichtbar, die ein vom Leid geschärftes Auge unerbittlich der Erscheinung entreißt. Ganz besonders ergreifend sind die Selbstbildnisse, ein tragisches Selbstgespräch der Auflösung. Wenn alle Formen sonst versagen, das Auge bleibt lebendig, und was sich seinem Blicke zeigt, daß ist nur noch der arme, nackte, dem Schicksale preisgegebene Mensch. Diese Augen blicken wach beobachtend und sachlich prüfend, dumpf ergeben und blöde erloschen, voller Angst und voller Wehmut, und immer ist in ihnen jene große Trauer, die, wie schon Homer wußte, den Untergrund allen Lebensgefühles bildet, weil der Tod hinter dem Leben steht.

Welche Stellung Corinth in der Geschichte der jüngsten deutschen Kunst zuzuweisen ist, darüber kann erst eine Zukunft entscheiden, die zwischen ihn und sich Entfernung gelegt hat. So viel aber ist gewiß: sein Werk erwuchs nicht aus Konstruktion und Berechnung, es erschöpfte sich nicht in Atelierkunst — es wurzelte in der Schicht des Schöpferischen, in der Schicht des Lebens. Und es gibt nicht eben viele Künstler der letzten Menschenalter, von denen man das sagen kann.

* * *

Aus der großen Zahl von Einzelausstellungen deutscher Maler seien einige herausgehoben, die durch die Persönlichkeiten der Künstler oder durch die in ihrem Schaffen erkennbaren Tendenzen Aufmerksamkeit verdienen.

Heinrich Zille (Ausstellung bei Neumann-Nierendorf). Der bekannte Schilderer des Berliner Proletariats. Er sucht nicht, wie etwa Kaethe Kollwitz, das tragische Pathos des Proletarischen, sondern ist eher dessen Idylliker, der es gern in seinem Hof- und Straßenleben oder bei seinen Vergnügungen aufsucht. Die Szenen haben bald einen Stich ins Kleinbürgerliche, bald ins Apachenhafte. Der Mensch, der geschildert wird, ist von einer sehr unholden Körperlichkeit: dicke plumpe Madamen, frühreife Kinder, Mädchen mit dem Stempel zeitiger Verderbnis, verkümmerte oder verrohte Mannsbilder. Seine Akte zeigen deformierte Wesen; seine Schwangeren sind entstellt ohne die Würde der Mütterlichkeit. Und dem entspricht die seelische Haltung dieses Menschenkreises. Aber Zille trägt diese Dinge mit einem gelassenen „So ist es" vor, das entwaffnet; denn so ist es leider wirklich. Er ist nicht sentimental, er ist nicht satirisch, er hascht nicht nach Pointen; seine Kunst hat etwas Dokumentarisches. Sie wirkt dennoch nicht trocken, weil Zilles Zeichnung diese Dinge herzhaft und schlagend packt; er liebt das Bewegte; er erzählt flott; es ist ein gewisses Behagen in seiner Erzählung und es fehlt ihm schließlich auch nicht an einem stillen Humor, der sich am glücklichsten in leisen Unterstreichungen der Formen und der Bewegungen ausspricht. Was ihm eine gewisse Stellung gibt, ist schließlich dies, daß er sich einen festen Lebenskreis für sein Schaffen gewählt hat und daß er sich treulich zu diesem Lebenskreise bekennt.

Wilhelm Kohlhoff: Akte und Landschaften, figürliche Darstellungen und Bildnisse (bei Gurlitt). Eine Überfüllung der Form, die zuweilen geradezu peinigend wirkt. Die Farben drängen und schieben sich, das Licht zerreißt vielzerfasert die Fläche, die Formen schwimmen mit Licht und Farbe auf-

gelöst dahin, das Volumen der Erscheinungen ist zersetzt. Und man kommt nicht recht zu einem Kerne, der als Festes und Lebendes hinter all' diesem Aufgebot stände; man glaubt auch nicht an einen solchen Kern, weil den Bildern die Kraft der Verdichtung empfindlich mangelt. Diesem Künstler mag die Vision einer leichten, schwebenden, funkelnden Welt vorschweben, die ganz Licht- und Farbenbewegung ist, und zuweilen, wie in der fesselnden „Brücke" der Sezession, sieht man ihn dieser Vision nah, aber immer wieder entgleitet sie ihm und in einer allzuleichten Produktion verzettelt er seine Kraft.

Oskar Kokoschka: Landschaften und Stadtbilder (Cassirer). Auffällig ist das geringe Maß individueller Charakterstik, das auf die einzelnen Motive verwandt wird. Nur wenige Bilder machen eine Ausnahme, so der Amsterdamer Kloveniersburgwal, der mir den stärksten und dauerhaftesten Eindruck hinterlassen hat. Im übrigen scheinen Dresden und Marseille, Stockholm und Paris, Biarritz und London so ziemlich unter demselben Himmel zu liegen — es ist immer Kokoschka. Klüger als Kohlhoff weiß er seine Massen zu disponieren und man bemerkt den Nachdruck, mit dem die Definition des Raumes durchgeführt ist. Aber zuletzt bleibt auch hier ein Mißverhältnis zwischen dem Aufwande an Mitteln und der erzielten Wirkung fühlbar. Diese Dutzende von Bildern bringen einen stark andringenden, aber wenig eindringenden Eindruck hervor. Mit einer gewissen malerischen Besessenheit stürzt sich Kokoschka auf seine Motive, um ihnen das Äußerste an farbigem Reichtume zu entreißen, aber er entgeht nicht der Gefahr die Erscheinung zu vergewaltigen, und äußere Fülle vermag geistige Leere nicht zu verdecken.

Ernst Fritsch (Ausstellung bei Neumann-Nierendorf). Ein typischer und begabter Vertreter jener „neuen Sachlichkeit", von der jetzt viel gesprochen wird und die auch in den großen Ausstellungen wachsend in den Vordergrund tritt. Das ist offenbar ein Versuch der jungen Generation, sich aus dem versandeten Expressionismus zu neuen Möglichkeiten herauszuarbeiten. Im Mittelpunkte steht die Aufgabe der Raumbildung. Sicher definierten, klar geordneten, fest geschlossenen Raum zu bilden wird zur Bildaufgabe schlechthin. Man pocht nicht mehr darauf, daß das Bild nur Fläche sei und nur Fläche geben dürfe. Der Raum wird durch starke Körper plastisch gefaßt und eindringlich fühlbar gemacht. Er wird als ruhiges, geschlossenes, in sich wiederkehrendes Sein — also ganz antiexpressionistisch — gegeben. Ganz einfache Aufbauelemente werden verwandt: strenge Horizontalen, steile Vertikalen, Staffelung zur Erreichung der Tiefenwirkung. Jede Verunklärung der Form wird vermieden: die Farbe folgt ihr und unterstreicht sie, das Licht wird gleichmäßig ausgebreitet. Die menschliche Gestalt, des Eigenlebens entbehrend, wird als Raumträger eingebaut, was sehr gut an einen Innenraume von Anton Räderscheidt in der Juryfreien zu beobachten war. Die Bilder sind mit genauester Berechnung durchgeführt, und die Rechnung stimmt, aber sie wird hoch bezahlt. Unstreitig wird eine Form erreicht, aber eine Form, der schon im Augenblicke ihrer Entstehung die Gefahr der Erstarrung zur Formel droht. Ganz vernachlässigt wird der Charakter des Stofflichen: Haus, Baum, Mensch, Tier erscheinen aus einem und demselben Allstoffe geknetet. Die Natur, die dargestellt wird, kennt kein Blühen und kein Leben, der Mensch ist ohne geistige und seelische Existenz. Wenn Fritsch doch öfters ein räumliches Wohlgefühl erreicht, so zeigten andere Arbeiten, z. B. in der Gruppe „Das junge Dresden" (Gurlitt), wie schnell die „neue Sachlichkeit" zur reinen Langweiligkeit absinken kann. Man versteht die Triebfedern der Bewegung: die Künstler wollen sich vom Malerischen am Plastischen, von der Bewegung an der Ruhe, von übersteigertem Subjektivismus an objektiv gültiger Form erholen. Aber hier, wie immer, hängt zuerst und zuletzt alles daran, was der Künstler zu sagen hat, und Form ohne Gehalt bleibt tönende Schelle.

Artur Dix (Neumann-Nierendorf). Vier Säle sind gefüllt mit kolportagehaften Erzählungen übelsten Stils von Laster, Verkommenheit und Entartung, die über das Zeitpsychologische hinaus kein Interesse haben würden, sähe man nicht ein Talent daran verschwendet. Das Schicksal dieses Talentes ist seine, wie zu fürchten steht, hoffnungslose proletarische Belastung; es erschöpft sich zumeist in einer von haßerfüllter, wütender Selbstbefriedigung getragenen Schilderung des Widerlichen. Zuweilen auftauchende lyrische Farbenklänge und eine hier und da in die Erscheinung tretende Neigung zum Symbolhaften machen es wahrscheinlich, daß Dix im Grunde dem Romantischen verbunden ist, aber er wagt es nicht sich dieser

„bürgerlichen" Geistesform frei hinzugeben. Was dem Falle einen allgemeinen Hintergrund gibt, das ist das geringe Maß geistiger Ansprüche, die Dix an sich stellt; und hierin steht er unter den Künstlern dieser Tage nicht allein. Glaubt er den „Geist der Zeit" zu schildern? Er schildert den Geist, den er begreift. Er erinnert an jene Parteiagitatoren, in deren Munde Wahrheit und Leben selbst zur Phrase ausarten. Seiner Welt ist das Fruchtbare fremd, das Schöpferische, das aus Leben Leben zeugt und so Tod und Verwesung besiegt. Vielleicht eröffnen die Bildnisse seiner jüngsten Zeit eine Aussicht, daß er sich an dieser Aufgabe einen Weg ins Freie erkämpft; es findet sich darunter ein Kinderbild, das in seiner schwerfälligen Aufrichtigkeit an Runge erinnert. Aber im ganzen läßt diese Ausstellung an Strindbergs wehmutsvolles Wort denken: „Es ist schade um die Menschen".

Albert Dresdner.

Berliner Theater

I

Ernst Toller ist wegen seiner — freilich ungewöhnlich dilettantenhaften — Beteiligung an der Münchner Räteregierung zu langjähriger Festungshaft verurteilt worden. Man sollte nun doch nach seiner Entlassung seine Strafe nicht nachträglich dadurch verschärfen, daß man Stücke von ihm wie „Der entfesselte Wotan" (Tribüne) aufführt, die ohne sein persönliches Unglück kein Theater von Rang annehmen würde. Aus Menschenfreundlichkeit verzichten wir, auf dieses Erzeugnis seiner dichterischen „Hinkemann"-lichkeit einzugehen.

Alfons Paquet hat es für richtig gefunden, seinen Roman „Die Prohpezeiungen" in einem Revolutionsschauspiel „Sturmflut" (Volksbühne) zu dramatisieren. Der Wurf ist im Wollen groß: das Zucken der Zeit soll in Typen einander gegenübergestellt werden. Vorerst sei festgestellt, daß Paquet vieles von den Unterströmen dieser rasenden Zeit in ihren Vorzügen und ihren Grellheiten mit scharfem Auge und Geist erfaßt hat, und vor allem, daß er keiner von denen ist, die mit einem fertigen Urteil, für oder wider, revolutionäres Geschehen abrollen lassen. Das Ergebnis ist trotzdem ein völliges Unbeteiligtsein des Zuschauers an den Geschehnissen da oben auf der Bühne. Auch das machte keinen Eindruck, daß hier der Versuch unternommen wurde, Zwischenglieder des Bühnengeschehens im Film zu zeigen. Diese Dinge gehen nun einmal nicht zusammen, und man wundert sich etwas, daß Paquet, dem künstlerisches Empfinden niemand abstreiten wird, diesen unüberbrückbaren Zwiespalt nicht erkannt hat. Trotzdem auf der Bühne aus allen Kalibern geschossen wird, Schiffe auf Minen explodieren und kentern, Sturmflut ganze Gegenden und Städte ersäuft und ein grandioses Geldgeschäft um die Hauptstadt des Landes zwischen dem Revolutionshelden, dem Matrosen Granka Umnitsch, und einem Hebräer Gad abgeschlossen wird, trotzdem die im Roman sehr stark berührende Figur der Rune Lewenclau, einer genialen Abenteuerin, sich Granka gesellt, bleibt das Ganze seltsam leer, und man nimmt nichts mit.

Das gleiche Ergebnis, nämlich ein negatives, nimmt man aus Hans J. Rehfischs Komödie „Duell am Lido" (Staatstheater), in der zwischen den Hauptvertretern einer sehr zweifelhaft zusammengesetzten Gesellschaft aus einem Hotel am Lido ein Duell in Edelmut im Kampf um ein junges Ding ausgefochten wird, bis endlich die beiden, der Weiße und der Gelbe, gemeinsam ausrücken, und das Mädel sich mit einem älteren italienischen General tröstet, der nicht so unzuverlässig ist, wie die Männer dieser Generation. Bis zum zweiten Akt, ja fast bis in den dritten hinein, hat man den Eindruck, als ob Rehfisch geschwankt hätte, ob er den zweifellos vorhandenen Ansatz in die Tragödie umbiegen oder als Groteske, wie er sich endlich entschließt, ausgehen lassen wollte. Die Arbeit am Werk ist recht liederlich. Es mag als bezeichnend gelten, daß der Regisseur Jeßner das immer sehr dankbare Milieu eines Hotels am Lido noch dadurch unterstrich, daß er eine fabelhafte Modenschau mit Mannequins einbaute. Aber das kann man ja schließlich auch auf dem Modetee eines großen Konfektionshauses genieß-

licher haben. Die beiden Gegenspieler waren Kortner und Forster. Wann wird sich für Forster der Dichter finden, der ihm ein Stück schreibt, in dem er gemeinsam mit Blandine Ebinger (die sich in der von guter Laune getragenen Nachtvorstellung „Laterna magica“ des Renaissancetheaters einen wohlverdienten Erfolg holte), mit Curt Bois, Rosa Valetti, und wenn es nicht anders geht, auch Cläre Waldoff endlich ein wirkliches Berliner Volksstück aus unseren Tagen uns vorleben kann?

Gegenwärtig sind die englischen Importen anscheinend die große Mode bei den Berlinern Direktoren. Max Reinhardt wandte eine Unsumme von Kraft und Gelingen auf, um die Farce von W. S. Maugham „Viktoria“, die wir zuletzt bei Meinhard und Bernauer sahen, in einer Meisteraufführung (Die Komödie) zu beleben. Die Viktoria, das nette kleine Ding, spielte Lili Darvas, und es war schon ein Erlebnis, diese unerhört schöne Frau erstmalig in Berlin zu sehen. Um sie herum hatte Reinhardt ein Ensemble von vielen Graden versammelt: Curt Götz, Richard Romanowsky, Curt Bois, Max Gülstorff und Adele Sandrock. Und doch, warum muß ein so unerhörter Aufwand von stärksten schauspielerischen Talenten, Reinhardts ganze Kraft, an solchen Belanglosigkeiten vertan werden, wie es diese ins Groteske umgebogene Enoch Arden-Parodie ist?

Noch schlimmer inhaltlich ist das Lustspiel von Frederik Lonsdale „Mrs. Cheneys Ende“ (Theater in der Königgrätzer Straße). Ein Hochstaplerstück, in dem sich englische Sentimentalität von Grandisonscher Tradition mit einem sehr schwachen und ungeschickten Aufguß Conan Doylescher Detektiv-Romantik unentschieden streiten. Das Stück ist so dumm, daß man überhaupt nicht davon reden könnte, wenn nicht Elisabeth Bergner die Mrs. Cheney spielte. Es ist von unbeschreiblichem Reiz, wenn sie, nach außen so erschreckend zerbrechlich und überzüchtet wirkend, mit ihren kindhaften und kindlichen Bewegungen und Blicken wie ein Stück einer Welt über die Bühne geht, in der durch das Medium ihres Wesens alle Schönheiten und alle Laster transparent erscheinen. R. P.

II

Das war vorauszusehen, wenn Hermann Bahr sich an etwas Historisches macht, wird doch nur immer ein Salonstückchen daraus. Auch in der „Josephine“, seinem Napoleonstück, findet Geschichte und Krieg gewissermaßen im Saale statt; hübsch für den Bürger von 1898 zurechtgemacht. Freilich ist das erträglicher als das hohle heldische Pathos der dramatischen Historienmaler, dieser Anton von Werner der Bühne, aber es genügt nicht den entkleidenden Blick für das Allzumenschliche haben, wenn man nicht zwischen dem Hin und Wider der kleinen Leidenschaften instinktiv den Pulsschlag des großen Geschehens hindurchzufühlen vermag. Daher muß bei Bahr stets aus dem Historischen ein Histörchen werden. Bahr zeigt uns einen verliebten kleinen Napoleon, der aus Verzweiflung über Josephines Launen zum korsischen Eroberer wird. Eifersüchtige Liebe drängt ihn zum Ruhm, bis der eifersüchtige Ruhm ihm keinen Raum mehr für Liebe läßt. Das wäre an sich eine recht glückliche Themastellung, wenn, wie gesagt, ein Dichter sich daran gemacht hätte, dem aus liebevollen Händen nicht nur Niedliches, sondern auch Monumentales (als Hintergrund) entwachsen könnte.

Vorsichtig nennt Bahr seine „Josephine“ ein Spiel, aber er mißversteht den tiefsten Sinn des Spiels. Wir finden ein liebenswürdiges Stückchen Theater mit einigen geschickt gedrechselten Szenen, die eine stille Heiterkeit zurücklassen — darüber, daß uns dieses freundliche Stück Wiener Lokaldramatik so wenig mehr angeht. Und so beweist Bahr unfreiwillig, daß, wenn auch nicht über den Personen seiner Dichtung, so doch über seinem Dichtwerk selber etwas wie ein tragisches geschichtliches Geschehen waltet.

Eugen Roberts Regie tat das Ihre, um Vorzüge und Schwächen des Werkes zu unterstreichen. Die Josephine der Orska konnte, ihrer Rolle entsprechend, aus dem ganz kleinen Weibchen kaum herauskommen, und der allzu junge ungebärdige Brausewetter machte aus dem Napoleon ein noch weniger dämonisches, ein gar zu harmloses Bürschlein. Dagegen vertiefte Klöpfer die Rolle des verlotterten Korporals, wie er in prachtvoller Urwüchsigkeit sich allen primitiven Leiden und Freuden des Soldatenlebens hingab.

Das Deutsche Theater zeigte mit dieser Aufführung in den „Kammerspielen“, was es konnte — und Hermann Bahr, was er nicht konnte.

Wenn der Epiker Knut Hamsun dramatisch gestalten will, so versucht er es mit finsterster Skepsis und mit einer engen klein-

bürgerlichen Schicksalsverknüpfung. Man wird bedrückt durch die erbarmungslos harte Optik, mit welcher der Dichter seine Menschen sieht, die sich bei den scharfen perspektivischen Überschneidungen, welche die dramatische Schau erfordert, noch quälender gestaltet. Für Hamsun gibt es keine handelnden Menschen, nur von Leidenschaften und dunkeln Begierden willenlos getriebene Wesen und als Deus ex machina, der schließlich dieses verworrene „Spiel des Lebens" auflösen muß, bemüht er die „Gerechtigkeit" (oder, wenn man tiefsinnig sein will, den „Irrsinn"), in Gestalt eines umherirrenden Bettlers — eine etwas aufdringliche Symbolik.

Gewinnsucht und Sinnestrieb sind die beiden handelnden Personen in dem Stück; die Menschlein, deren sie sich bedienen, bleiben willenlose Geräte. Einen starken Eindruck erzielt Hamsun dadurch, daß er sparsam im Worte ist und jeder Satz, der gesprochen wird, mit bedeutsamem Nebensinn erfüllt ist. Die Worte klingen sprunghaft auf, unlogisch, und das gibt dem Werke seine unheimliche Spannung, die durch die szenischen symbolischen Einschiebsel nur abgeschwächt wird.

Wir erleben, wie ein prächtiger Mensch durch unerwarteten Reichtum zu Irrsinn und Verbrechen gehetzt wird. Wie das junge Weib Teresita von der ungeklärten Gier ihres Leibes und ihrer Seele nach dem wesentlich Männlichen im Manne, unschuldig in „Schuld" und schmutzige Enttäuschung getrieben wird, wie der Mann an sie sein Wesentliches verrät, und so wird zwangsläufig alles reif für die einzige Lösung und Erlösung, die Hamsun zu kennen scheint: für die Vernichtung. Trotz aller Mystifizierungsversuche, vielleicht gerade deswegen, bleibt Hamsun immer in dem qualvollen Diesseits von Gut und Böse.

Die Aufführung im Schillertheater war eine vorzügliche Leistung: Fritz Valk als geizkranker Ottermann, Agnes Straub als Teresita, Ebert als Philosoph Kareno, Kraußneck als mythischer Bettler Thy und alle die zahlreichen Nebenfiguren boten bei dieser sprachlich spröden Handlung ein so abgetöntes Zusammenspiel, wie es nur noch sehr selten an den Berliner Bühnen zu finden ist. Klug war es auch, sich eng an die meisterhafte Übertragung Christian Morgensterns zu halten. Gustav Hartung, der für die Inszenierung zeichnete, verdient für seine sorgfältige Arbeit besonderen Dank.

Nachdem man sich als innerlich Junger mit dem alten Mann des „Zauberberges", dieser verführerischen Spitzenleistung eines überzüchteten Hirns rechtschaffen auseinandergesetzt hatte, ging man spannungsvoll zu Klaus Mann, dem Sohne, hoffend, daß vielleicht die gesunde Ursprünglichkeit eines jungen Herzens mit dem hochkultivierten Geiste des Vaters eine fruchtbare Verbindung eingehen könne, die sich in dem Erstlingswerk „Anja und Esther" wenn auch nicht ausgereift, so doch als kräftiger Ansatz offenbaren würde. Was uns nun die wohlklingende „Gemeinschaft für neue Theaterkultur" im Lessing-Theater vorsetzte, war weder neu, noch Theater, noch Kultur. Trübe Pubertätsgefühle in krankhaften Kindern werden mit Pathos als welterschütternde Menschheitsprobleme ausposaunt . . Klaus Mann versetzt uns in ein Erholungsheim für gefallene Kinder und führt uns nun mit dichterischem Unvermögen, aber bösartiger Altklugheit Geschöpfe vor, wie sie in einer psychiatrischen Klinik nicht vollkommener gefunden werden können. So sehr man sich auch ehrlich bemühte, auch nur irgend etwas keimhaft Schöpferisches aus diesem kümmerlichen Gerede und Gespiele herauszufinden — alle Versuche blieben vergeblich.

Mit aller Entschiedenheit muß man gegen diese geistige Notzucht, diesen Mißbrauch von Jugendlichen Stellung nehmen, die davor geschützt werden müssen, daß ihre ersten verworrenen Lüftchen und unklaren Schreie der Öffentlichkeit preisgegeben werden. Und wenn diese Äußerungen schlechthin als Bekenntnisse der jungen Menschen hingestellt werden, so muß die wirklich gesunde schöpferische Jugend, die, Gott sei Dank, ernsthaft am Werke ist, dafür aber glücklicherweise keine so berühmten Väter hat, sich dagegen verwahren, mit so kränklichen, unfähigen Ergüssen kompromittiert zu werden.

Es war ein großer Tag der Dressurkunst: neben dem dichtenden Wunderknaben Klaus Mann wurde das spielende Wunderkind Toni van Eyck vorgeführt. Es war rührend zu sehen, wie dieses harmlose flache Kindergesicht an Ausdruckswerten herumprobierte, die dem inneren Wesen noch vollständig unbekannt blieben. Schlägt denn niemandem das Gewissen, aus Sensationslust eine zweifellose Begabung frühzeitig zu überzüchten und so das Ausreifen ihrer letzten Möglichkeiten unmöglich zu machen. Dichtende und schauspielende Hemdenmätze sollte man ruhig ihre eigenen Familien unter Ausschluß der Öffentlichkeit mit ihren Kunststückchen beglücken lassen. W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Nun hat die tragische Gestalt des unglücklichen Zaren Boris endlich auch den Weg auf die Bühne des Staatlichen Opernhauses gefunden. Mussorgskis schon 1875 geschriebenes Werk „Boris Godunoff" wurde in der Bearbeitung Rimsky-Korsokoffs aufgeführt; der Originalklavierauszug ist bei Chester in London erschienen. Man kann nach den übrigen — teilweise sehr reizvollen — Werken des Bearbeiters annehmen, daß viel vom Glanz des Orchesters auf seine Rechnung zu setzen ist; und da diese leuchtenden Orchesterfarben häufig zur musikalischen Konzeption des Autors nicht passen, wird man ein etwas unbehagliches Gefühl nicht los — etwa, wie wenn man den frisch vergoldeten Hintergrund eines in gedämpften Farben versteckter Glut leuchtenden byzantinischen Mosaiks betrachtet. Denn bis auf einige wenige Szenen, unter denen wir den Auftritt im Wirtshaus mit den betrunkenen Mönchen und das große Liebesduett zwischen Dimitri und der Polin anführen möchten, verbirgt sich die eigentliche Musikalität des Werkes unter dem Schleier einer vollkommenen Einfachheit und jener Beschränkung auf das unbedingt Notwendige, die mit einfachster Linie den bestimmenden Inhalt umschreibt und die einzelnen Charaktere in voller Deutlichkeit hervortreten läßt. Jeder Bombast, jede überflüssige Phrase sind vermieden; die Themen bringen zum Teil altertümliche Weisen, und lassen nur an einzelnen Stellen die in ihnen brennende Glut zu heller Flamme emporschlagen. Eine Melancholie, die uns aus der russischen Literatur und aus der russischen Landschaft bekannt ist, eine zärtliche Wehmut, die ganz ohne Bitterkeit zu lächeln vermag, klingt aus den so oft sich fast verlierenden musikalischen Gedanken der Oper zu uns herüber, die wir auf dem andern Ufer stehen; manchmal scheint vor allem gegen den Schluß der Szenen ein leises und fernes Rufen zu uns zu dringen, dessen Klang so vertraut ist, und dessen Ursprung wir nicht ergründen können.

Die Aufführung war unter Szells Leitung ausgezeichnet. Schützendorff, der sich immer mehr zum hervorragenden Schauspieler entwickelt, gestaltete stimmlich wie darstellerisch den Zaren auf das beste; Margarethe Arndt-Ober verlieh der schönen Polin allen herrischen Glanz, Helgers dem betrunkenen Mönch den ganzen Nachdruck seiner gewichtigen Stimme. Auch das Niveau der anderen Mitwirkenden war ein durchaus erfreuliches; Pirchans Bühnenbilder sind von großer Pracht, und starkem Stimmungsgehalt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß zum erstenmal ein Versuch gemacht wurde, die Erscheinung des toten Kindes szenisch damit zu erklären, daß beim Schlagen der Uhr eine Figurenprozession nach Art der alten Schlagwerke einsetzt, nach deren Verschwinden das Kind an etwa derselben Stelle gesehen wird, so daß die Gedankenassoziation des Zaren plausibel erscheint.

Ein bedeutendes musikalisches Ereignis verdient an dieser Stelle besprochen zu werden, wenn es sich auch nicht in Berlin, sondern in Münster in Westfalen im wörtlichsten Sinne „abgespielt" hat — nämlich die deutsche Uraufführung von Henry Purcells (1658—1695) Oper „Dido und Aeneas". Der barocke Text des Stückes behandelt die Trennung des trojanischen Helden von der Königin Carthagos; sie kommt durch Intriguen einer sehr unantiken Hexengesellschaft zustande; das Ganze schließt mit dem freiwilligen Tode Didos. Die Herkunft der englischen Oper von den Maskenspielen, die ihrerseits wiederum aus Tanzspielen hervorgegangen waren, tritt deutlich zutage; einen großen Teil der Oper nehmen die Tänze des Hofstaates, der Hexen und der Matrosen ein, in denen wir die Masken und Gegenmasken der älteren Form erkennen. Gerade diese choreographischen Szenen sind infolge der ganz ursprünglichen, mit erstaunlicher Erfindungskraft auf Volksweisen gestellten Musik von höchstem Reiz; rhythmisch und melodisch zeigen sie die typischen Merkmale schottischer und keltischer Eigenart. Aber auch die von dem modernen Ohre weniger leicht aufzufassenden Teile des Werkes sind überaus bedeutungsvoll und von reich entwickelter Technik, mit obstinaten Bässen und kanonischen Figuren abwechslungsreich gestaltet. Die dramatische Wucht der Hexenszenen, die brutale Lustigkeit der Matrosenchöre, die glänzende Pracht des Hoflebens sind mit packender Kon-

trastierung durchgeführt, wobei besonders die Kühnheit des schroffen Wechsels zwischen Tragik und Komik zu bewundern ist. Die Steigerung innerhalb der zwei Akte (vier Bilder) ist eine gleichmäßige; der Schluß erhebt sich zur Höhe der größten Meisterwerke. Nach Aeneas' Scheiden beschließt Dido zu sterben; ihre letzte in Passacagliaform gehaltene G-Moll-Arie „Werd' ich ins Grab gelegt" ist von schmerzlichster Chromatik und einer überaus ergreifenden Innerlichkeit, die sich bei den Worten „Gedenke mein" zu ganz sublimierter Überwindungs-Tragik erhebt. Sie gibt sich den Tod mit dem Dolch; auf die Entseelte streuen Liebesgötter unter den zärtlichen Klängen eines resignatorisch-süßen Chorgesanges Rosen zum Abschied.

Die Aufführung im Stadttheater Münster nahm unter Leitung Schulz-Dornburgs und unter Mitwirkung von Herrn Walter Joos (Aeneas), Frl. Orthmann (Dido) und Frl. Hellendorf (Belinda, Didos Begleiterin) den würdigsten Verlauf, zu dem der Cambridger Musikgelehrte Edward J. Dent durch tatkräftige Unterstützung viel beigetragen hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Werk nun auch auf anderen Bühnen heimisch würde. Nach der Händel-Renaissance der letzten Jahre steht einer Neubelebung Purcells, eines der größten Komponisten der Vergangenheit, nichts mehr im Wege.

Eine szenische Aufführung des Oratoriums „Theodora" von Händel in der Stadthalle Münster führte zum Problem der szenischen Sichtbarmachung großer Chorwerke viel Positives an; die Wirkung der vom Intendanten Niedeken inszenierten und von Schulz-Dornburg geleiteten Aufführung, über die in einem prinzipiellen Aufsatz näheres berichtet werden soll, war eine sehr starke.

Konzerte

Das Guarneri-Quartett brachte an seinem ersten Abend in der Sing-Akademie außer dem G-Dur-Quartett von Mozart das in F-Dur von Ravel auf sehr delikate Weise zu Gehör. Das entzückende Stück bekam die nötige leicht verschleierte Leichtigkeit; die lustig-beschwingten Läufe, vor allem des letzten Satzes geisterten in schwebender Eile vorüber. Das folgende B-Dur-Quartett op. 19 von Serge Iw. Tanejew leidet bei schönen Einzelheiten wie die meisten Arbeiten des Komponisten an übermäßiger Länge. Als außerordentlich talentierte Violinistin stellte sich Marta Linz vor, der die ungarische Musikalität fest im Blut sitzt; ich hörte die Brahmsche G-Dur-Sonate, von Michael Raucheisen fast zu zurückhaltend am Klavier assistiert, und die Gesangsszene von Spohr, die der Künstlerin Gelegenheit zur Entfaltung ihres großen und sicheren Tones gab.

Ein Klavierabend Dirck Schäfers zeigte den Pianisten in den Sprödigkeiten der Hammerklaviersonate als unfehlbaren Techniker, dessen darauffolgender Chopinvortrag bewies, daß ihm auch die sehr zarten und innigen Töne zu Gebote stehen, ohne welche die Gebilde des großen Komponisten nicht zu spielen sind; aber auch die wilde A-Moll-Etude aus op. 25 kam zu machtvoller Wirkung. Sehr einfach, gut, eigen und unsentimental trug Annekäthe Rellstab im Bechsteinsaale die Appassionata und Stücke von Brahms vor. Fried führte mit Ella Stockhausen das Es-Dur-Concert von Beethoven auf; Hermann Hoppe spielte die Burleske von Richard Strauß mit großer Sicherheit. Die symphonische Dichtung „Scheherazade" von Rimsky-Korsakow ist ein Stück graziöser Erfindung und ein gutes Beispiel für jenen vorhin erwähnten Orchesterglanz, der hier an der richtigen Stelle ist.

Die Thielsche Madrigalvereinigung gab in der Hochschule ein Konzert mit dem Titel „Die alten Niederländer und ihr Einfluß auf die moderne Musik". Ein einleitender Vortrag Prof. Dr Johannes Wolffs von bedeutender Länge gab einen Überblick über die Entwickelung der Niederländischen Schule. Den sehr subtilen Werken ist die Stimmausbildung und Nuancierungskunst des Chores nicht ganz gewachsen; uns fehlt die Tradition für vielstimmiges a-capella-Singen, das die „english singers" vor einigen Jahren in vorbildlicher Weise zeigten.

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Der eben beendete Genfer Kongreß, wie man die letzte außerordentliche Tagung des Völkerbundsrates am besten bezeichnen würde, hatte die Aufgabe, Deutschland mit Rücksicht auf seine Stellung als Großmacht und in Erfüllung der in Locarno getroffenen Vereinbarungen einen ständigen Ratssitz im Völkerbundsrat zuzuerkennen. Die Versammlung der großen und der kleinen Staaten ging auseinander, ohne daß dieses Ziel erreicht worden wäre. Nun herrscht allenthalben Verworrenheit und Ratlosigkeit. Will man bei den vielen unsachlichen Kritiken den klaren Blick für die politischen Möglichkeiten des Reiches, für seine außenpolitische Lage nicht verlieren, so muß man die Entwicklung der Jahre seit 1919 und der letzten Monate kurz festhalten.

In Versailles hatten die früheren Alliierten bekanntlich versucht, die deutschen Belange durch einen unnatürlichen und unannehmbaren Diktatfrieden mit Füßen zu treten. Diese Lösung war dem Hauptgegner Frankreich noch nicht weitgehend genug. Mit brutalsten Gewaltmethoden setzte Poincaré die Vernichtungspolitik fort, geriet jedoch in starke Isolierung und mußte angesichts der finanziellen Entkräftung seines Landes anderen Männern Platz machen, die neue Wege suchten, um einen stabilen Frieden in Europa zu erreichen. Man begann, mit Deutschland an der Lösung der deutschen Frage zu arbeiten, und kam zunächst auf der Londoner Konferenz des Jahres 1924 zu einer vorläufigen Regelung der finanziellen Probleme. Deutschland behielt die Initiative und setzte eine Inangriffnahme auch der politischen Fragen, die der Diktatfrieden in unmöglicher Form geregelt hat, durch. So kam es zu der Konferenz von Locarno, wo die eigentlichen Friedenspräliminarien im Wege der Verhandlung abgeschlossen wurden. Locarno war von den fremden Mächten mit dem Völkerbund in Verbindung gebracht worden. Durch unseren Eintritt sollte es sanktioniert werden.

Deutschland hat erfüllt, die Gegenseite ist in Leistungsverzug geraten, indem sie die uns zugesagte Aufnahme in den Völkerbundsrat nicht durchführen konnte. Unsere Vertragsgegner haben zu leisten. Damit ist unsere Stellung gekennzeichnet. Sie wird für die Politik der nächsten Wochen und Monate maßgebend sein.

Wollen unsere Vertragsgegner ihren Verpflichtungen gerecht werden, so müssen sie und vor allem die Völker, die sie vertreten, sich klar darüber sein, welche Gründe ihren Leistungsverzug verursacht haben.

Gescheitert ist der Genfer Kongreß an der Haltung Polens. Graf Skrzynski hatte es Briand überlassen, als sein Anwalt für den bekanntlich hinter Deutschlands Rücken ihm versprochenen nichtständigen Ratssitz zu werben und zu kämpfen. Man hat alle nur denkbaren Intrigen und Kombinationen ersonnen, um Polen diesen Ratssitz zuzuschieben. Spanien wurde verletzt, Schweden unter unerhörten Druck gesetzt, die Tschechoslowakei und die ganze kleine Entente in den Strudel der Machenschaften hineingezogen. Schließlich hat man noch versucht, Deutschland als Friedensstörer hinzustellen, um endlich Brasilien vor der Welt als den am Fiasko schuldigen Staat zu kennzeichnen. Und doch war niemand anders schuld, daß der Völkerbund in die schwerste Krise gestürzt wurde, als Polen. Das muß mit aller Deutlichkeit und Entschiedenheit festgestellt werden, damit in Zukunft die Welt vor neuen Enttäuschungen bewahrt bleibt.

Briand hat der französischen Sache einen schlechten Dienst erwiesen, als er Polen seine volle diplomatische Unterstützung zuteil werden ließ. Denn die bei den verprellten Kleinen und Großen hinterlassene Erbitterung richtet sich nun noch mehr gegen Frankreich als gegen den Hauptbeteiligten: Polen.

Eine eigenartige Rolle hat Sir Austen Chamberlain bei seiner Unterstützung der polnischen Ansprüche gespielt. Er hatte es in der Hand, die ganze Konferenz zu einem vollen Erfolg zu führen. England und die konservative Partei hätten ihm Dank dafür gewußt, denn er hätte mit einem Schlage Großbritannien einen neuen sehr erheblichen Prestigegewinn einbringen können. Statt dessen begnügte er sich mit einer eigentümlichen Vermittlerrolle, gefährdete das ganze Werk von Locarno und brachte sich in eine Lage, die ihm zu Hause keine Sympathien erwarb.

Seine und Briands Versuche, die Bedingungen von Locarno zu Deutschlands Ungunsten nachträglich zu ändern, sind an

dem deutschen Widerstand gescheitert. Er hat mit seinem französischen Kollegen gemeinsam bei der deutschen Delegation beantragt, das Werk von Locarno trotz allem aufrecht zu erhalten. Deutschland hat den Vorschlag angenommen. Es wird nun in den nächsten Monaten an dem Ausbau des Präliminarfriedens zu arbeiten sein.

Dabei ist von großer Wichtigkeit, daß der Völkerbund in der Sitzung, in der die Aufnahme Deutschlands empfohlen wurde, einstimmig festgestellt hat, daß wir die Bedingungen des Versailler Vertrages erfüllt haben. Damit ist die Voraussetzung einer vorzeitigen Räumung der besetzten Gebiete gegeben. Pflicht der Besatzungsmächte wird es sein, die notwendigen Konsequenzen daraus alsbald zu ziehen, sonst kommen sie auch hier wieder in Leistungsverzug. Man soll nur nicht versuchen, nachträglich diese klaren Tatsachen zu fälschen. Hinter der Reichsregierung steht eine geschlossene öffentliche Meinung in diesen Fragen. Sie wird sich nicht täuschen lassen, wenn vielleicht in der Durchführung nun kommender Politik im einzelnen auch schärfere Worte der Kritik fallen sollten.

Der Ausgang des Genfer Kongresses hatte trotz mancherlei Rückschlägen für die deutsche Politik den einen Vorteil, daß man in Amerika mit ernster Kritik einsetzte und die Entwaffnungsfrage aufrollte. Wir haben abgerüstet, nun sollen die anderen folgen.

Den Vereinigten Staaten ist es bitter ernst mit der alsbaldigen Durchführung der Weltabrüstung. Staaten mit fremdem Kreditbedürfnis dürften aus dem Bericht des Botschafter Hougthen sicher mit Unbehagen herausgelesen haben, daß Dollaranleihen nur in befriedete Länder Europas gehen, wo man keine Kriegsgefahr provozieren kann und will. In Frankreich, das sich offenbar getroffen fühlte, war die Reaktion der Presse nicht gerade freundlich. Uns kann es recht sein, wenn Amerika unsere Friedenspolitik unterstützt. Es eröffnen sich so neue Wege für die deutsch-amerikanischen Beziehungen, die wir mit aller Intensität pflegen sollten. Zu beachten ist dabei, daß Amerika als Außenseiter das Wirken des Völkerbundes bei der im Mai abzuhaltenden vorbereitenden Entwaffnungskonferenz genau beobachten wird. Der Völkerbund könnte sich hier rehabilitieren und seine Krise überwinden. Alle Völkerbundligen und Pazifistengesellschaften des Auslandes sollten diese Angelegenheit ausnutzen und für erfolgreiches Arbeiten durch Einwirken auf ihre Regierungen sorgen. Sie können damit das Genfer Ausgleichsinstitut retten. Zerplatzt die Entwaffnungskonferenz in Genf, dann wird nichts mehr von dem Wilsonschen Werk übrigbleiben.

Der Versailler Völkerbund hat bei dem Kongreß sein wahres Gesicht gezeigt. Es gab Idealisten, die da meinten, im Hotel National in Genf sei eine edle Pflegestätte des Friedens und der Humanität. Wer das Gegenteil behauptete, wurde als böswillig bezeichnet. Diese Träumer sind von ihrem Wahn geheilt, die Skeptiker haben Recht behalten. Da aber der Versailler Völkerbund als Zentralstelle der Weltdiplomatie auch Sammelpunkt aller Gegensätzlichkeiten ist, soll man dabei sein. Nicht um völkerrechtliche Studien zu machen, sondern um mit beiden Händen aus den dort behandelten politischen Themen das herauszunehmen, was wir brauchen können.

Um über den allzueuropäischen Dingen die übrige Welt nicht ganz zu vergessen, wo heute mehr denn je unser europäisches Schicksal mit geformt wird, sei noch kurz darauf hingewiesen, daß die fremden Mächte in China in den letzten Wochen offen gegen General Feng, damit gegen Sowjetrußland, Stellung genommen haben. Die Regierung in Peking ist wegen der fremden Einmischung in innere Angelegenheiten gestürzt worden. Die innere Lage ist gespannter denn je. Wenn nur nicht mit den Taku-Forts die falsche Fremdenpolitik in China zu Ende geht, die mit der Eroberung dieser Forts seinerzeit ihren Anfang nahm! **Martellus.**

Literarische Notizen

Gestaltwandel der Götter. Von **Leopold Ziegler**. 3. Aufl., 2 Bde. Darmstadt bei Otto Reichl, 1922, 929 S. 8°.

Das heilige Reich der Deutschen. Von **Leopold Ziegler**. 2 Bde. Darmstadt bei Otto Reichl, 1925, 476 u. 463 S., 8°.

Als vor sechs Jahren Zieglers „Gestaltwandel der Götter“ kam, war unter uns Bewunderung und Staunen ob des außerordentlichen Sprungs, durch den hier ein fast Vierzigjähriger sein Früheres unendlich überbot: Ein Werk voll Schnellkraft und Bekenntnisglut, voll heroischer Aktivität und unromantischer Verantwortungsbereit-

schaft, erschütternd in seiner Weltangst und versöhnend in seinem Weltglauben. Zudem ein Stück Geisteshistorie von weitestem Wurf, geboren aus dem Ringen um eine uns gemäße Geschichts- und Lebensphilosophie (und um den Einklang beider). Titanisch im Fassen und Formen bislang nur addierter Summanden, feinblickend im Strukturzergliedern, fernblickend im Beziehungfinden. Ein Mal, wenn auch nicht dessen, wie weit wir es gebracht haben, so doch der Wucht und Leidenschaft, mit der es heut einige weiter zu bringen am Werk sind. Wir durften diesen Mann, der augenscheinlich eine heiße Schlacht wider sich selbst gewonnen hatte, mit Fug für einen tapferen und starken Kämpfer halten, und von ihm noch Entscheidendes erwarten ...

In der Phalanx der Geistesgeschichte hat Ziegler auch vorher gestritten: Ein früher Erstling stümpert Pantragismus. Von Anbeginn vertraut ist ihm Hegels Problem, um das heut neuer Streit geht: Kultur als ein Geschichtliches und zugleich Über-Geschichtliches, sowohl ein Lebensvorgang wie ein Wertsystem. Von seinem Lehrer Eduard von Hartmann ererbt er die Idee einer Verschmelzung europäischer mit asischer Religiosität. Und schon in der Doktorarbeit erkennt er das Neben- und Gegeneinander von Aristotelischer Kategorienlehre (cognitio spontanea, Funktionalismus, Transzendentalismus) und Platonischer Ideenlehre (cognito contemplativa, Phänomenalismus, Begriffsrealismus) als Nerv der abendländischen Philosophie; wie dies ja insbesondere der weltgeschichtliche Konflikt der deutschen Renaissance gewesen und geblieben ist, noch unserer Geisteswissenschaft gegenwärtig als Widerspiel von Diltheyismus und Bergsonismus.

Was endlich im „Gestaltwandel" geleistet wird, ist eine schlechterdings umfassende Historie des europäischen Weltbilds, von den griechischen Anfängen her: Hellenische Mythen, Theismen des Mittelalters, Lutherische Individualitäts- und Sozial-Doktrinen, rationale Naturwissenschaft, das alles wird als Glaubenswandlung ausgedeutet und in einen ungeheueren Entwicklungszug gewoben. Sechs historisch-systematische „Betrachtungen", nicht bloß aus literarischen, sondern aus weitschichtigsten kulturgeschichtlichen Quellen geschöpft, gelten den Abschnitten: Griechentum, Judentum, christliches Mittelalter, Reformation, Aufklärung, Technik und Wissenschaft. Überall morphologische Gestaltungen und Einsichten von wahrhaft weltgeschichtlicher Weite und wirklich weltanschaulicher Tiefe! Überwiegen im ersten Band: in den Monumentalbildern des Werdens von Homer zu Luther, die historischen Werte des Buchs, so offenbart die Würdigung des „Mythos atheos" der neuen Wissenschaft, der seit Descartes und Newton immer üppiger erblüht, ausdrücklicher den systematischen Gehalt: vorzüglich die Erörterungen über mathematische und mechanische Weltansicht, über Form- und Wesensbegriffe, Organisch und Unorganisch. Ideen, wie wir sie aus Alexander von Humboldts Visionen einer universellen Organik kennen, erfahren einprägsame Darstellung, polyhistorische Anknüpfung, konkrete Argumentierung. Im übrigen tritt Zieglers Werk auch in die Reihe, die von Bruno und Kepler und Leibniz über die Hamann, Herder, Schelling und Gefolg hinüberleitet zu Gebilden vom Schlag der „Ordnungslehre" Drieschs oder Joëls „Seele und Welt"; selbst Keyserling ist im „Gefüge der Welt" von seinem Lehrer Chamberlain in dieser Richtung abgeschwenkt; noch Vieles bei Bergson und Manches bei Fechner beginnt jetzt verwandte Früchte zu tragen; zu schweigen von den Niederungen des Kosmovitalismus und der belletristischen Natur- und Schönheits- und Stimmungsphilosophie. So viel sich hier an Fragen, Zweifeln, Einwänden ergeben mag: Zieglers „Gestaltwandel", in seiner eigentümlichen Vermählung und Durchdringung von Lebens- und Geschichtsphilosophie, bedeutet einen Schritt der Rezeption von Goetheschem Naturbetrachten in die Geisteswissenschaft: Edelstes Erbe umfassendster Menschlichkeit wird der Historie vermittelt, die heut eben nicht länger ein abgesondertes Fach sein will, vielmehr zentrale Lebenswissenschaft.

Freilich, ein richtiger Bauer der Philosophie ist Ziegler auch in diesem Werk noch nicht! Eher ein Diskussionsathlet: Voll unbefangener Freude an neuen Formulierungen, neuen Gesichtspunkten, neuen Verbindungen, ohne ganz harten Sachensinn; übereifrig im Ausschroten aufgeworfener Fragen, nicht etwa ungeschlachte Blöcke zutag schleudernd; versponnen vielfach in die umständliche Dialektik Hartmanns, und einen wohl vorzüglich an der Buddha-Übersetzung Karl Eugen Neumanns, an Schopenhauers Gleichnisschärfe und Nietzsches Pathos gebildeten Stil, der bei aller geistigen Verve weder organisch anmutet noch höchste Hellig-

keit verbreitet. Es liegt etwas Forciertes und das Maß der natürlichen Kraft Überspannendes in diesem kenntnis- und wortreichen Vortrag. Indessen der Gesamteindruck bleibt: Hier wird lauter und kühn um letzte Vertiefung und Steigerung des denkerischen Weltbilds gekämpft. Ein Ideengebäude, der schicksalhaften Verwurzelung bar, sucht einerseits — in heißem Aktivismus — über sich selbst hinauszugelangen, andererseits — in zuversichtlicher Ekstatik — mütterliche Erde zu gewinnen. In den Spannungen solcher Geistigkeit zu über-intellektueller Allanschauung auf der einen Seite und außerintellektueller Allverbundenheit auf der anderen wogt jugendlich und fortreißend ein Stück vom Schicksal unserer Epoche . . . .

Befürchtungen, die der „Gestaltwandel" auch noch der gläubigsten Hoffnung gesellt, sind dann durch den „Ewigen Buddho" (1922) aufs Neue wachgerüttelt worden. Sie werden übertroffen und vermehrt durch Zieglers jüngstes, großlinigstes Werk: „Das heilige Reich der Deutschen" ... Im Innersten dieses Buchs steht ein Bild: Deutsche Seele, Weltseele. Ihr Schicksal ist Wanderschaft, ewiges Werden und nimmer zu runder Gestalt sich Erfüllen, in Edda und Gotik, Realismus und Romantik; Polarität der Nerv ihres Seins, Synthesis die Sendung ihres Wirkens. Um dieses geisteswissenschaftliche Monumentalporträt wölbt Ziegler nun auch einen religiösen Kuppelbau: Ein Babelwerk von harmonischer Architektonik, ohne das Dunkel und den Duft und die Einsamkeit, die um die Zinnen von Monsalvat webt; da sind massige Treppen und Ehrfurcht gebietende Hallen, abseitige Wandelgänge (wie sie Nietzsche für Meditationen verlangt) und Schatzkammern voll musealer Sammlungen. Die Kräfte Zieglers wurzeln mehr im Priester- als im Lehrertum. Die Würde, mit der hier an heiliger Stätte ein Dienst geübt wird, kann jeden zur Andacht rufen und manchen zur Gefolgschaft. Die Dogmen und Symbole aber fordern vielfach Widerspruch, nach Form und Gehalt: Im Kern des Buchs, trotz mehreren Strecken voll lichter und schlichter Schönheit, verflüchtigt sich Genaues, Gegenständliches, Gestalthaftes (hierfür bezeichnend schon das Unterdrücken aller Namen bei Zitierung und Bezugnahme); im einzelnen herrscht mancherlei Erfahrungsmangel, zudem Gezwungenheit im Ausschöpfen sämtlicher ideeller oder auch bloß sprachlicher Varianten; die Energie des Schauens bleibt nicht überall in überzeugendem Einklang mit der Energie des Sagens; oft stören ungereifte und darum übertreiberische Gedankenfragmente, gespornt durch einen ungesunden Trieb zum „plus ultra". Ziegler mag ein Genie der Kontemplation sein. Indessen was sollen uns Sätze wie dieser (ein Beispiel aus Hunderten): „Sehr weit haben wir die Schleife unserer Gedankenführung ausgezogen, allzu weit vielleicht schon für die Geduld und Fassungskraft so manchen Lesers, — uff! wird er aufatmend rufen, es ist Zeit, diese Schleife endlich einmal zu schlüpfen!" Ziegler versucht, durch solche leere Flächen seinem Bau betrachtsame Ruhe, gediegene Schwere, zyklopische Maße zu geben. Und wer in Indien Bescheid weiß, vermag auch die verwandten Merkmale des Vortrags auszubeuten: Esoterik, Säule neben Säule, Zeit wird hier zum Raum. Doch alle solchen Einsichten immunisieren uns nicht gegen das gleichmäßig herausgeschmetterte Fortissimo der Sätze, Glieder, Zusätze. Je ernster wir Sinn und Ton dieser Rede nehmen, desto schwerer fällt das Ausharren . . . .

Zieglers „Gestaltwandel der Götter" war Offenbarung und Befreiung für jedes zuchtvoll-harte Selbstdenken gewesen. „Das heilige Reich der Deutschen" gibt mancher Sensations- und Suggestionsbegierde nach. Der reich begabte Denker muß hier auf die hohe Pflicht verwiesen werden, die er selbst sich gesetzt hat. Die Größe des Entwurfs erheischt und erträgt es.

Wien. Herbert Cysarz.

Wilhelm Steinhausen, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Herausgegeben von Alfons Paquet. Berlin 1926, Furche-Verlag.

Wer ihn bisher nur von den Bildern her gekannt, der mag sich wundern, daß der einsam, abgekehrt, im Schatten und Schweigen Lebende über sein eigenes Leben schrieb. Tatsächlich aber hängt dies Unterfangen eng mit seinem Wesen zusammen, mit dem lebhaften Drang nach Mitteilung, wie er vor allem in dem späteren Steinhausen rege war. Diese Mitteilung hat auch hier ein ganz persönliches, intimes Gepräge, ist wie alles, was von ihm ausging, tief bekenntnishaft. Vorträge in vertrautem Kreise gaben den Anstoß zu dem Buch; diese Berichte über die wichtigsten Epochen der Entwicklungszeit sind nun durch eine sonderbare Kindheitsschilderung aus dem Nachlaß ergänzt worden. Der Gesprächston der Aufzeichnungen — Ver-

ständigung von Seele zu Seele — verbirgt sich nie, Steinhausen spricht immer nur zu den „Seinen“, d. h. zu denen, die ihm innerlich verwandt sind. Oder er spricht wie im Traum zu sich selber, spricht, um sich klarer zu werden. Überwältigend lastet die Unbegreiflichkeit alles und also auch seines Daseins auf ihm. Er, tief bedrückt von seinem beschatteten Schicksal, sucht nach dessen Notwendigkeit und somit Rechtfertigung. Was ihm an logischem Denken und Planmäßigkeit versagt ist, wird weit durch die Zähigkeit und Sicherheit seines unterbewußten Mechanismus aufgewogen. Unberechenbare Strömungen, intuitive Blitze und Reflexe machen die Geschichte seines inneren Lebens. Das ist weniger „harmonisch“ in seiner Struktur, als die meisten denken werden; bis ans Ende litt Steinhausen an dem „nie geheilten“ Zwiespalt. Das Gesamtergebnis freilich ist harmonisch, ja noch mehr: ein ganz seltenes Vermächtnis der Hoheit und Reinheit des Menschlichen an die Menschheit, soweit sie sich den Blick für das Nichtvergängliche bewahrt hat. — Das schriftliche Vermächtnis des „Erdenpilgers“ ist nun, als zweite, neugestaltete Auflage, in würdiger Form von der Hand des Schwiegersohns herausgegeben. Dem einen Bande sollen weitere folgen. Er ist ein Schatz und ein Geschenk für solche, die zu lesen wissen, zu weitreichender, wenn auch stiller Wirkung bestimmt. Oskar Beyer.

Deutsche Musikpflege. Herausgegeben v. Prof. Dr J. L. Fischer in Verbindung mit L. Lade. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

Dieser umfangreiche Sammelband spiegelt in seinen vierzig verschiedenen Aufsätzen so recht die Vielgestaltigkeit, aber zugleich auch die Zerrissenheit des deutschen Musiklebens in der Gegenwart. Der Aufsatz von H. Höckner, der wohl nicht ohne besondere Absicht an den Anfang gesetzt worden ist, ließ mich hoffen, daß eine Richtung eingehalten würde, ein Ziel gesteckt sei. Darin wurde ich bitter enttäuscht. Von wenigen Ausnahmen abgesehen wird nur über das Bestehende berichtet, ohne daß dabei eine Rangordnung durch objektive Wertung geschaffen würde. Das aber fehlt uns heute gerade ganz besonders; und so anregend und belehrend es auch ist, über das Vorhandene aus berufener Feder unterrichtet zu werden, man erwartet unter dem Titel „Deutsche Musikpflege“ mehr. Ansätze dazu sind in den Aufsätzen aus dem Kreise der Jugendbewegung, von denen außer dem Obengenannten die von A. Halm, E. Pfannenstiel, W. Rein und A. Küster hervorgehoben seien. Neben diesen zeichnen sich die von H. Erpf, A. Greiner, P. Marsop und H. Mersmann dadurch aus, daß sie Wege zu einer allgemeinen Musikkultur zu öffnen suchen, der allein die deutsche Musikpflege dienen sollte.

Volker.

ABC der Atome. Von Bertrand Russel. Übersetzt von Dr Werner Bloch. Stuttgart 1925, Franckhsche Verlagshandlung.

Die lebendige Naturwissenschaft besteht aus einem immer erneuten Frage- und Antwortspiel. Jede Antwort ruft neue Fragen hervor, und neue Fragen werfen alte Antworten über den Haufen. Die Fragen sind immer interessanter als die Antworten, denn sie stellen die Vorstöße dar, die die Forscher in das Gebiet des Unbekannten unternehmen. Von diesem dauernden Guerillakrieg mit dem Unbekannten erhält die große Menge der Gebildeten keinen richtigen Eindruck, weil die populären Schriften immer nur die Antworten bringen, die Fragen aber außer acht lassen. Die neueroberten Wissensgebiete werden wohl dem Publikum in mehr oder weniger anmutender Form bekanntgegeben. Das wahrhaft Interessante, der Kampf um die neuen Gebiete geht aber dem Publikum verloren. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Verfasser der populären Schriften am Kampf nicht beteiligt waren, und ihre Weisheit aus der Etappe und nicht von der Front stammt. Dadurch erhält der Leser nur ein verschwommenes und verzerrtes Bild der wirklichen Forscherarbeit.

Führende Forscher aber, die sich populär auszudrücken vermögen, gehören zu den größten Seltenheiten, weil die meisten von ihnen, in ihre Probleme vertieft, die Einstellung des Laien diesen Problemen gegenüber nicht mehr einzuschätzen vermögen, und daher das Fassungsvermögen des Lesers bald über- bald unterschätzen. K. E. v. Baer, Helmholtz und Tyndall verstanden es, die sie bewegenden Fragen dem gebildeten Leser faßbar zu machen und ihm einen Einblick in den Kampf der Wissenschaft zu gewähren. An sie reiht sich jetzt Russel. In seinem Buch über das ABC der Atome hat er es verstanden, den Siegeszug der Physik in das Gebiet des Unsichtbaren in einer Weise zu schildern, die dem Leser den Atem vor

Spannung raubt. Sein Buch löst daher auch nicht im Leser das Gefühl satter Selbstzufriedenheit aus, das die Halbbildung so widerwärtig macht, sondern es erweckt Gefühle der Hochachtung und Bewunderung für diese Pioniere der Forschung, die Schwierigkeiten zu überwinden wußten, denen der Laie völlig ratlos gegenüber steht. Das Miterleben dieses Kampfes gehört zum Genußreichsten, was uns die wissenschaftliche Literatur überhaupt zu bieten vermag. Bereichert und begeistert legen wir das Buch aus der Hand. J. v. Uexküll.

Geist im Sport. Von Fritz Giese. München, Delphin-Verlag.

Ein Werk Fritz Gieses, das mit 81 Abbildungen und sehr ausführlichen Erläuterungen im Rahmen der überaus reichlichen Sportliteratur zweifellos einen ernst zu nehmenden Versuch darstellt, das Gebiet des Sportes in seiner Gesamtheit objektiv zu behandeln. Der Verfasser spricht zu uns weniger als Sportler, sondern als einer, der als stiller Beobachter aller Licht- und Schattenseiten der Körperkultur ihre geistigen Werte gegenüber den Unwerten klarzulegen sucht. Gleich zu Beginn des Werkes bringt er eine schematische Gliederung der gesamten Körperkultur, in der das Turnen und die Gymnastik als Vorschule, Tanz und Sport dagegen als Anwendung hingestellt werden. Wenn an der Richtigkeit dieses Schemas auch einige Zweifel haften werden, da für viele Völker das Turnen eine alles umfassende Bedeutung mit nationalpolitischer Tendenz angenommen hat und eine Art Gleichstellung mit der Gymnastik, die ein Hilfsmittel neueren Datums ist, etwas gewagt erscheint, so gibt der Inhalt des Werkes genug Gelegenheit, den Gedankengängen des Verfassers auch hierin zu folgen. Andererseits entkleidet er den Sport in wohlverdienter Weise desjenigen Nimbus, mit dem er sich heute unter dem größten Teil seiner Führerschaft zu umgeben sucht, nämlich des klassischen Ideals, oder wie der Verfasser sagt „der Versuch, die Antike wieder herzuzaubern“. Sehr trefflich ist es ihm gelungen, den Geist und den Sport, diese irrtümlicherweise in weiten Kreisen als artfremd empfundenen zwei Welten zu verbinden, ohne daß er das Auge vor der negativen Begleiterscheinung der Körperkultur verschließt. In dem Sinne bedeutet das Giesesche Werk sowohl für den aktiven Sportler, als auch für den Erzieher und Staatsmann eine Einführung in eine neue Gedankenwelt. Es gibt uns zum Schlusse die schöne Folgerung, daß dieser Geist im Sport die Grundlage zur Erziehung zum Leben überhaupt darstellt und damit als Kulturfaktor in wahrstem Sinne angesprochen werden muß.

Edgar Stahff.

Das Ding. — Eine Einführung in das Substanzproblem. Von R. Winderlich. Teil 1.: Die Dinge der Naturwissenschaft. Karlsruhe, G. Braun.

Am Anfang aller Naturerkenntnis bestand die Überzeugung, daß die angeschaute Welt des einzelnen auch die einzig wirkliche und allgemeingültige sei. Diese Überzeugung ließ sich nicht halten, denn jeder einzelne konnte selbst die Erfahrung machen, daß die Größe der angeschauten Dinge mit ihrer Entfernung wechselte. Es trat an die Stelle der Anschauungswelt eine Vorstellungswelt, in der die Dinge unabhängig vom Beschauer ihren Platz im Raum, ihre Größe und ihre sonstigen Eigenschaften beibehielten.

Wie im Lauf der letzten Jahrzehnte durch die physikalisch-mathematischen Errungenschaften die Vorstellungswelt sich zu verflüchtigen begann, das hat Winderlich in knappen Zügen dargestellt. Es herrscht jetzt in der Wissenschaft die Beziehungswelt, die nicht mehr vorstellbar ist, sondern sich nur noch in mathematischen Formeln ausdrücken läßt. Die Relativitätslehre feiert in ihr ihre Triumphe. Noch hat sie aber nicht den letzten Schritt getan, der zur Auflösung auch der absoluten mathematischen Welt führen muß. Denn auch die Mathematik ist nichts objektiv Feststehendes, sondern ist stets das Erzeugnis eines Subjekts und gilt streng genommen nur für seine Welt. Die Erkenntnis, daß es nur subjektive Welten, aber keine irgendwie gestaltete objektive Welt gibt, wird auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Dann werden die Dinge ihre richtige Bedeutung erhalten. J. v. Uexküll.

Zwei lustige Ostereier.

Der auf dem Gebiet der Jugendschriften so hochverdiente Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, dessen Wirken für die Kleinen wir besonders zur Weihnachtszeit mit wärmster Anerkennung immer wieder hervorheben konnten, hat nun auch die Fürsorge für österliche Freuden der Kinder in seine Hand genommen und zwei reizende Klappbücher beschеert: „Kommt herbei, suchen wir

das Osterei!" herausgegeben von Karl Hobrecker mit Bildern von Helmut Skarbina und „Die Ostereier sind's!" von Robert Reinick mit Bildern von Ulla von Both. Sehr hübsch ausgewählte Verse, zum Teil aus altem deutschem Liedgut, und die von wirklicher Osterfröhlichkeit und Ostersüßigkeit erfüllten Bilder, die den Kindern das ewig neue Auferstehungswunder auch in der Natur nahe bringen, machen die beiden Bücher, die nur je 1,25 M. kosten, zu einer höchst willkommenen Gabe. D. R.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Dörfler. — Das Geheimnis des Fisches. Eine frühchristliche Erzählung von Peter Dörfler. IV u. 82 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. (1,20 M.).

Dostojewski. — Der Idiot. Roman in vier Teilen von Fedor Michailowitsch Dostojewski. 1. Bd. 479 S. 2. Bd. 432 S. Berlin, Propyläen-Verlag.

Droste. — Ich und der Andere. Die Entfaltung der Persönlichkeit von Max von Droste. 154 S. Darmstadt 1925, Otto Reichl (5,— M.).

Droysen. — Grundriß der Historik von Johann Gustav Droysen. XII, 104 S. Halle a. Saale 1925, Max Niemeyer (2,50, 4,— M.).

Echo. — Jahrbuch für die Deutschen im Auslande. 296 S. Berlin 1925/26, Auslandverlag G.m.b.H.

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1924. — Fortgeführt von Hermann Haug. 360 S. Stuttgart 1925, Carl Krabbe, Erich Gußmann (geh. 10,— M., geb. 12,— M.).

Ehrenberg. — Zwischen Tod und Leben. Dialoge von Rudolf Ehrenberg. 100 S. Berlin 1924, Verlag der Arbeitsgemeinschaft (brosch. 4,— M., geb. 5,50 M.).

Engel. — Absolutismus und Demokratie in ihrer Auswirkung auf die Großmachtentwicklung der Neuzeit. Eine geschichtliche Ehrenrettung von Dr Winand Engel. 36 S. Köln 1925, Gonski & Co. (—,75 M.).

Enking. — Patriarch Mahnke. Roman von Ottomar Enking. 274 S. Bremen, Carl Schünemann.

Eucken. — Einführung in die Hauptfragen der Philosophie von Rudolf Eucken. 195 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer (geh. 4,—, L. 6,— M.).

Eulenburg. — Probleme der deutschen Handelspolitik von Dr Franz Eulenburg. 68 S. Jena 1925, Kommissionsverlag von Gustav Fischer (br. 2,— M.).

Everling. — Von deutscher Geistesarbeit und deutscher Wirtschaft von Dr Otto Everling. 27 S. Berlin 1925, Deutsche Rundschau G.m.b.H.

Fabrizius. — Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung von Wilhelm Fabrizius. 80 S. Zweite Lieferung. Frankfurt 1925, Verlag der deutschen Corpszeitung (ca. 3,— M.).

Faesi. — Opferspiel von Robert Faesi. 133 S. Zürich 1925, Grethlein & Co.

Faeßler. — Untersuchungen zum Prosa-Rhythmus in Conrad Ferdinand Meyers Novellen von Marcelle Faeßler. 73 S. Bern 1925, Paul Haupt (2,30 M.).

Feldmann. — Ortsnamen, ihre Entstehung und Bedeutung von Prof. Jos. Feldmann. 143 S. Halle 1925, Buchhandlung des Waisenhauses (4,— M.).

Feste und Bräuche. — Ein Berater zur Vertiefung unseres Gemeindelebens zur Belebung deutschen Geistes und deutscher Sitte. Herausgegeben von der Fichte-Gesellschaft E. V. (Gau Brandenburg). Berlin 1925, Guido Hackebeil.

Fester. — Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges von Prof. Dr Richard Fester. 310 S. München 1925, J. F. Lehmann.

Fischer. — Auf dem Wege zum Paradies. Thüringische Erzählung von Martha Renate Fischer. 46 S. Lahr i. B., Moritz Schauenburg.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

William Roberts, Warschau. — Dr Walther Harich, Königsberg. — Professor Dr Adolf Helbok, Innsbruck. — Hans E. Kinck, Oslo. — Paul Wichert, Berlin. Dr Edgar Stern-Rubarth, Berlin. — Dr Hermann Port, Berlin. — Regierungsrat Wolfgang Goetz, Berlin. — Generalmajor a. D. Professor Dr Karl Haushofer, München. — Dr Hans Goldschmidt, Potsdam. — Professor Edouard Dujardin, Paris. — General a. D. v. Zwehl, Berlin. — Professor Dr A. Dresdner, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)



Die Weltmächte und Vorderasien

Von

Paul Mohr, Berlin

Auf keinem Raum der Erde treffen die politischen Belange der Großmächte so hart und unvermittelt aufeinander wie im Mittelmeer. Mögen die europäischen Bindungen der Großmächte noch so innig erscheinen, hier auf den blauen Wogen des Mittelmeeres prallen die Gegensätze immer wieder aufeinander. Mit dem Verfall des Islam, dem Aufstieg der politischen Macht einiger Anliegerstaaten, darunter besonders Griechenlands und Italiens, ist dieses Meer ein Brennpunkt politischer und wirtschaftlicher Spannungen. Der Weltkrieg ist für Europa beendet. Es sollte der letzte Krieg sein. In den Randländern des Mittelmeeres tobt der männermordende Kampf in unverminderter Heftigkeit von den Säulen des Melkart bis in die kurdischen Berge und um die Tore von Mekka bis ins Innerste Arabiens. Hier ist der Weltkrieg nicht zu Ende, hier lodert die Glut des Krieges an mehr als einer Stelle fort.

Die Diktatur ist die beherrschende Form, in der sich der Lebenswille der Völker seinen schärfsten Ausdruck geschaffen hat. Nicht nur Spanien, Italien, Griechenland haben ihren Diktator, die Berber des Rif haben ihren Abdel Krim wie die Türkei ihren Mustapha Kemal Pascha, den Ghasi, Persien seinen Usurpator Serdar Sipeh und Arabien seinen Wahabitenfürst Ibn Seud, während Syrien unter einem Drusenfürst, dem Soltan Atrasch, für die Freiheit kämpft, die mit so schönen Worten einst Wilson am 8. Januar 1918 allen Völkern, ob groß oder klein, ob stark oder schwach versprochen hat. Ein hervorragender Grundsatz sollte Wilsons Programm beherrschen, der Grundsatz der Gerechtigkeit für alle Völker und alle Nationalitäten, ein Grundsatz, auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu leben, in Freiheit und Sicherheit, zur Seite der übrigen Nationen. Auch die Völker des Islam haben diesen Grundsatz wohl vernommen, sie bestehen auf ihrem Recht. Eine ungeheure Gärung hat alle islamischen Völker erfaßt. Der Weltkrieg hat den Nationalismus der Völker Asiens und Afrika geboren. Das Zeitalter der Technik hat den entfesselten Kräften neue Waffen geschmiedet. Der Orient ist erwacht und wird seine Rechnung präsentieren.

Das Kalifat ist gestürzt, das Haus Osman hat zu regieren aufgehört. Die Kandscharen sind aus Persien verbannt, die Emire von Mekka haben ihren Thron im Hedschas verloren. Die europäische Türkei hat einen Sturmschritt der Euro-

päisierung eingeschlagen, durch den jahrhundertealte Einrichtungen mit einem Federstrich ausgelöscht sind. Die Verweltlichung und Verwestlichung Vorderasiens vollzieht sich in fliegender Hast, sie wird an den Grenzen der Türkei nicht Halt machen. Die 13 Millionen Ägypter fordern laut ihre nationale Souveränität. Eine Nation ohne Unabhängigkeit ist eine Nation ohne Existenz, rief der frühverstorbene ägyptische Nationalführer Mustapha Kamel Pascha seinen Landsleuten zu.

So birgt das Mittelmeer noch heute Gefahrzonen aller Art. Dreimal im Laufe der Jahre 1900 bis 1914 schien es, als ob die europäische Konflagration direkt durch einen Konflikt über eine Mittelmeerfrage zur Tatsache werden sollte. Rußland geriet in den Weltkrieg, getrieben von dem jahrhundertealten Traum, das Kreuz auf der Hagia Sophia aufrichten zu können. Nicht mit Unrecht schrieb ein amerikanischer Historiker in der Zeitschrift „Independent" im Jahre 1922: In 1914 the chief, real cause oft the world war was the struggle for control at Constantinople.

Die Stellung der Weltmächte zu Vorderasien hat sich im Laufe der letzten Jahre nach dem Weltkrieg mehrfach geändert. Rußland, einstmals Zertrümmerer der türkischen Großmacht, war die erste Macht, die mit den Kemalisten am 16. März 1921 einen Freundschaftsvertrag abschloß. Daraufhin gaben die Türken das von ihnen eroberte Batum heraus, konnten aber Kars und Ardahan behalten. Welch ein Weg, den Rußland in den hundert Jahren zurückgelegt hat. Las Cases führt in seinem Mémorial de Sainte Hélène von Napoleon I. folgenden Ausspruch an: „Ich hätte das türkische Reich mit Rußland teilen können. Es ist mehr als einmal davon die Rede gewesen. Immer hat es Konstantinopel gerettet. Diese Hauptstadt war die große Verlegenheit, der wahre Stein des Anstoßes. Zwar Rußland begehrte es, ich wollte es ihm nicht gewähren. Es ist ein zu kostbarer Schlüssel. Es wiegt für sich allein ein ganzes Reich. Derjenige, der es besitzt, kann die Welt regieren." Dieser Gedanke, den er den Russen gegenüber mehrfach zum Ausdruck brachte, beherrschte ihn ständig: Konstantinopel! Aber Konstantinopel ist der Schlüssel der Welt.

Napolen gedachte, sich des türkischen Reiches zu bedienen als Gegengewicht gegen Rußland. Heute hat Rußland sich zum Freunde der Türkei verwandelt und wetteifert an Freundschaftsbezeugungen mit Frankreich.

Unter dem Druck der Entscheidung von Mossul, welche die Türkei eines äußerst wichtigen Flankenschutzes beraubte, hat Rußland am 17. Dezember 1924 den bekannten Bündnisvertrag mit Angora geschlossen und arbeitet mit Hilfe der radikalen moslemischen Bourgeoisie an der Revolutionierung des Islams und Schaffung eines anti-englisch gerichteten asiatischen Blocks durch ganz Asien. „Unsere erste Sorge," erklärte jüngst der türkische Sowjetvertreter auf einem Kongreß in Tiflis, „ist ein Handelsvertrag mit der Türkei. Andererseits wollen wir mit der Türkei in wissenschaftlicher und geistiger Hinsicht eine Freundschaft anknüpfen. Zu diesem Zweck schlagen wir vor, eine Gesellschaft zu gründen mit Unterabteilungen für Theater, Sport und Wissenschaft. Zweigvereine dieser Gesellschaft werden in den türkischen und russischen Hauptstädten gegründet werden. In der Türkei herrscht für das russische Theater reges Interesse. Türkische Schriftsteller befinden sich augenblicklich in Rußland, um über die russische Theaterkunst Studien zu machen." — Die russische Parole für Asien ist Friede mit allen asiatischen Völkern, Verzicht

auf imperialistische Tendenzen. Seine Politik entbehrt nicht kühner Großzügigkeit. In Moskau ist ein orientalisches Institut entstanden, hervorgegangen aus dem früheren Lazarew Institut, das geeignete Persönlichkeiten für den Orient ausbilden soll. Eine neue russische Zeitschrift, der Neue Orient, dient der wissenschaftlichen Propaganda mit scharfen Ausfällen gegen die westliche Wissenschaft. Eine eigene kommunistische Universität dient der Ausbildung von Agitatoren. Diese Arbeiter des Orients sind etwa nicht Handarbeiter, sondern Konsuln, Diplomaten, Beamte. Nach französischen Mitteilungen hat Moskau allein im Jahre 1924 rund 200 Mill. Goldrubel für diese Orientpropaganda verwandt. Ein Hauptgebiet der kommunistischen Propaganda ist Tunesien, wo die Organisation der Gewerkschaften fortschreitet.

Aber auch in der Türkei wie in ganz Vorderasien hat es seine inoffiziellen Vertreter neben den offiziellen.

Trotzdem in der Türkei eine sozialistische oder kommunistische Partei nicht existieren darf, hat eine Zeitung gemäßigt-sozialistischer Richtung von 1918 bis jetzt unter dem Titel Ileri (Vorwärts) bestanden. Auch einige kommunistische Blätter konnten eine Zeitlang das Tageslicht erblicken, sogar eine Wochenzeitung mit dem bezeichnenden Namen „Hammer und Sichel" (Orak tschekitsch). Natürlich wurden auch einige Propagandazeitungen, besonders für die Jugend, geheim verbreitet, z. B. der junge Kommunist. Der wirtschaftliche Einfluß der Sowjetrepubliken ist in der Türkei im Wachsen begriffen. Zur Zeit entsteht in Angora auf dem Gelände der russischen Vertretung ein fünfstöckiges Gebäude, in dem eine dauernde Ausstellung russischer Erzeugnisse stattfinden soll. In Smyrna, einem Hauptsitz russischer Außenpropaganda, werden große Petroleum- und Benzinlager errichtet, nachdem von der türkischen Regierung ein Einfuhrmonopol für Zucker, Petroleum geschaffen worden ist.

Mit der wachsenden Industrialisierung Vorderasiens, mit der es allerdings noch gute Wege hat, werden ja auch soziale Probleme auftauchen. Einstweilen fehlt es überall an einem gesunden breiten Mittelstand.

Englands Stellung zur Türkei war schon vor dem Weltkrieg grundsätzlich eine andere geworden. England, das anfänglich in der Bagdadbahn keine Gefahr für seine imperialistischen Absichten im Persischen Meerbusen gesehen hatte, wollte lieber Rußland in Konstantinopel sehen, als ein europäisches Arsenal an den Ufern des Perser Golfs. Schon Baron Greindl konnte seiner Regierung 1905 die Schwenkung Englands melden und sein völliges Uninteressiertsein an der Türkei. England sah die Befestigung seiner Weltstellung in der Schaffung eines zusammenhängenden Landblocks von Ägypten bis Indien. Von *Kairo* nach *Kalkutta* war das Schlagwort geworden. Im westlichen Mittelmeer war Frankreich allmählich zur Alleinherrschaft gelangt. Gibraltar als seestrategischer Stützpunkt ohne Hinterland hatte durch die Entwicklung des Flugverkehrs und der Unterseeboote vollends an Bedeutung eingebüßt. Um so mehr mußte England seine Stellung im Ostbecken befestigen. Neben dem nassen Wege durch den Suezkanal erschien ihm eine Landbrücke quer durch Arabien sicherer. Lord Curzon als Vizekönig von Indien stellte den Scheich von Kuweit am 23. Januar 1899 unter den Schutz Englands. Da stets Kuweit als mutmaßlicher Endpunkt der Bagdadbahn angesehen wurde, ward Englands Ziel aufs neue enthüllt, alle Zufahrtswege nach Indien zu sperren oder in seine Hand zu bekommen. Es verdrängte Frankreich

aus Maskat und stachelte 1913 Ibn Seud, den Wahabiten-Fürsten des Nedsch an, den Türken die Landschaften El Hasa und Hufhuf zu entreißen und die türkischen Garnisonen zu verjagen.

Wer denkt nicht an Friedrich Lists prophetisches Wort, der diesen zähen Ausdehnungsdrang Englands schon 1846 in größter Klarheit kennzeichnet: „Kein lebender Mensch kann sagen, wann England jene Brücke herstellen wird, die über Gibraltar und Malta, Kreta und Cypern nach Kairo und Suez, nach Damaskus und Bassorah führt; aber das darf man keck sagen, das Menschenkind ist geboren, das alles dies ausgeführt sehen wird."

Wenn für die französische Politik die bis zum Überdruß abgeleierte Formel von der „Sicherheit Frankreichs" zur Ausweitung seiner kolonialen Grenzen noch heute benutzt wird, obwohl heute das französische Kolonialgebiet bereits 12 Mill. qkm umfaßt, und militärisch hochgesichert ist, so wird von England der Schutz Indiens der Welt einzuhämmern versucht. Für Englands schrankenlosen Herrschaftsdrang wird diese Formel zur Bemäntelung seiner ständig wachsenden Eroberungsziele immer von neuem hervorgeholt, obwohl Indien seine unüberwindlichen Gebirgspässe am besten schützen und das Meer Englands furchtbare Flotte beherrscht. Aber England sucht immer weiter nach Wüsten und Meeren, um die Grenzen seiner Allmacht auszudehnen. Der Weltkrieg hat bewiesen, wie zielbewußt Englands Machthunger in Vorderasien und besonders in Mesopotamien vorgearbeitet hatte. Die Zertrümmerung und Aufteilung der Türkei war schon vor dem Weltkrieg eine beschlossene Sache. Man kann nicht behaupten, daß Englands Festsetzung in den Randgebieten des indischen Ozeans und des persischen Meerbusens in einem Anfall von Geistesabwesenheit erfolgt ist. Englands Kriegsziel war nur zu deutlich auf eine Zurückdrängung Rußlands und der syrischen Ansprüche Frankreichs gerichtet gewesen. Im Sykes-Picot-Vertrag vom April und Mai 1916 wurde Konstantinopel mit den Meerengen Ostanatolien mit Trapezunt, Erserum, Bitlis, Wan und Südkurdistan Rußland zugewiesen. Frankreich aber sollte mit dem nördlichen Syrien, Cilizien und einem weiteren Stück Kurdistan mit Diarbekir und Kharput abgefunden werden, einschließlich Mossul, um eine zu innige Berührung mit dem russischen Bären zu vermeiden. Italien erhielt die reichen Bezirke am Golf von Adalia zugesprochen, unter der Klausel des Einverständnisses Rußlands. Der Zusammenbruch Rußlands befreite die Verbündeten Mächte, Italien zu entschädigen. Griechenland wurde bestimmt, die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Am 15. Mai 1919 besetzten die Griechen Smyrna unter dem Schutz der englischen Kreuzer und bemächtigten sich alsbald in Überschreitung ihrer Vollmachten — es war nur die „occupation des forts de la ville" vorgesehen — auch der weiteren Umgebung Smyrnas. Am 17. Mai begibt sich Kemal Pascha aus Konstantinopel mit einigen Freunden nach Erserum, während die Griechen in Westanatolien weiter vordringen und am 23. Juni 1919 Alaschehir und am 8. Juli Brussa besetzen.

Noch einmal schien das Ende einer selbständigen Türkei nahe, als England aus „disziplinären Gründen" am 16. März 1920 Konstantinopel besetzte und seine indischen Emissäre das Innere überschwemmten und englisches Gold überall hinrollte, als gedungene Mörder nach Angora entsandt wurden, um die Seele des türkischen Widerstandes, Mustapha Kemal, zu ermorden. Es war Frankreich,

das am raschesten die sich anbahnende Umwälzung erkannte, als die Griechen nach Besetzung von Afiun Karahiassar (14. Juli 1921) und Eskischehir am Sakaria von Ismet Pascha aufs Haupt geschlagen wurden. Französische Schiffe hatten den Kemalisten im Hafen von Alexandrette die Waffen zugeführt. Es war Frankreich, das die englischen Absichten auf eine Aufsaugung der Türkei und Verteilung an den englischen Satrapen durchkreuzte und durch Franklin Bouillon am 20. Oktober 1921 den Vertrag zu Angora abschloß, indem Frankreich großmütig auf Cilizien Verzicht leistete, trotz der heftigen Schläge, die die französische Vormachtstellung durch Beseitigung der französischen Schulen und Hospitäler erlitten hatte. Die Nachgiebigkeit Frankreichs wird nur verständlich, wenn man erwägt, welche Einflüsse England spielen ließ, um die orientalische Frage in seinem Sinne zu lösen.

In den nationalistischen Kreisen Frankreichs haben die Verträge von Angora und Lausanne die heftigsten Kritiken herausgefordert. Der Graf Gontaut-Biron nennt diesen famosen Vertrag von Lausanne eine Kriegsmaschine, die mit Verzögerungen arbeitet. — Das sollte der Vertrag in der Tat sein, eine Verzögerung, ein Aufhalten. Frankreich wollte sich nicht zum Büttel des Triumphs Englands in Vorderasien machen lassen. „Die Verbündeten haben den Vertrag von Lausanne", schreiben die Verfasser des Buches D'Angora à Lausanne, „unterzeichnet, einen Akt blinden und reinen Glaubens in den guten Willen der Türkei. Dieses Papier ist eine Lüge, sie wissen es. Sie wissen, daß die türkische Zivilisation ein Mirakel ist, die verbindlichen Anweisungen Frankreichs ein Rauch. Tut nichts, sie haben unterzeichnet."

Die Türken gewannen Lausanne, nicht weil ihre Diplomaten eine größere Aktivität zeigten und Griechenlands Beutezug zusammengebrochen war, sondern weil eine Zertrümmerung der Türkei den Weltkrieg im Orient hätte entstehen lassen. Vom Vertrage von Angora bis zum neuesten Abkommen de Jouvenels führt eine gerade Linie. Frankreich hat die englische Politik zu Fall gebracht, wenn es auch England in der Mossulfrage unterstützt hat. Hier stieß es auf Englands Machtwillen, der noch nicht aufgehört hat, die Türkei in ihrem Bestande zu bedrohen, wie es der Kurdenaufstand beweist und der zäh verfolgte Plan eines selbständigen Kurdistan, der auch jüngst wieder aufgetaucht ist.

Ein innerer Gegensatz beherrscht heute das Spiel der Kräfte im nahen Orient. In den arabisch sprechenden Ländern Vorderasiens stützt sich die englische Politik auf die aristokratische Scheichverfassung, den arabischen Feudalismus. So entstanden die Königreiche von Hedschas, Transjordanien und Irak. Demgegenüber steht die revolutionäre republikanische Türkei, die zielbewußt ein im Sinne des Islam zweifellos radikales freireligiöses Bürgertum in den Sattel setzen will, eine türkische Demokratie auf breitester Basis. In diesem Bestreben findet es die natürliche Bundesgenossenschaft Frankreichs, dessen zielbewußte Kulturpropaganda trotz des Verlustes zahlreicher Schulen und Anstalten eine außerordentliche Neubelebung erfahren hat. Zum ersten Male in der Geschichte des Islam hat sich ein islamisches Land enttheokratisiert, verweltlicht, und als Basis seines staatlichen Zusammenhalts den Nationalismus gewählt. Der Panislamismus und Panturanismus haben abgewirtschaftet und in Angora keinen Kurs. Der alte Orient ist tot. Der Orient, der unbeweglich wie versteinert in alten Formen erschien, löst sich aus der Erstarrung. Die Araber Syriens, Palästinas, Transjordaniens,

Mesopotamiens und Arabiens erklären laut, nicht das Joch der Türken abgeschüttelt zu haben, um dafür dasjenige Englands und Frankreichs einzutauschen. Zwischen Europa und dem Morgenland scheint sich eine neue Spannung auszubilden. Der Präsident der türkischen Republik, General Mustapha Kemal Pascha, hat jüngst in einer türkischen Zeitung seine Erinnerungen veröffentlicht und dargelegt, daß seiner Ansicht nach der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg an der Seite der Mittelmächte ein politischer Fehler gewesen wäre. Eine unparteiische Prüfung der Tatsachen wird das gerade Gegenteil erweisen können. Der Weltkrieg hat seinen tiefsten Untergrund in der Frage des Schicksals der Türkei. Die Türkei ist heute noch im Spiele trotz Nationalisierung und Industrialisierung.

Heute stehen die europäischen Weltmächte unmittelbar an der Pforte Anatoliens. Stärker denn je wird das Abendland mit seinen vielfältigen Einflüssen den nahen Orient durchdringen. Kulturen müssen erlebt werden, sie können nicht gelehrt werden. Möge das deutsche Volk erkennen, daß es seine Aufgabe ist, in diesem Befreiungskampf des Orients eine Brücke schlagen zu helfen zur geistigen Welt des Orients. Im Reiche des Geistes können wir befreiend wirken.

Die Lösung der ägyptischen Frage

Von

Ibrahim J. Youssef

Schon in alten Zeiten wurde Ägypten als das Land der Wunder und Extreme bezeichnet. Heute, politisch betrachtet, ist es noch nicht anders geworden. Denn es ist seit dem 15. März 1922, als die ägyptische Regierung das englische Projekt annahm, ein souveräner Staat geworden. Fast alle Mächte der Welt haben es als solchen anerkannt. Aber trotzdem ist das ganze Niltal immer noch von britischen Militär- und Zivilbehörden besetzt und vollständig von ihnen beherrscht.

Seit 43 Jahren haben die Engländer das Land gegen alle Sitten und Gebräuche der internationalen Diplomatie okkupiert. Und vor etwa einem Jahrhundert haben sie die ägyptische Flotte, gemeinsam mit den Franzosen, in hinterlistiger Weise vernichtet. Jetzt versucht Großbritannien, ein freundschaftliches Abkommen mit Ägypten zu schließen. Als erster Köder wurde dem ägyptischen Volk der eigene König gegeben, der befähigt ist, ein eigenes Parlament zu bilden, diplomatische Vertreter nach dem Ausland zu schicken, nach seinem Ermessen sich von fremden Zivilbeamten zu befreien, freie Hand in den Finanzen des Landes zu haben, eigene Armee und Flotte zu unterhalten, fremde Vorrechte abzuschaffen, und noch die Möglichkeit hat, in den Völkerbund einzutreten. Dafür will England das Nilland weiterhin unter seiner militärischen Besatzung behalten, da Ägypten der Stützpunkt in der Sicherheit des Verkehrs Großbritanniens nach dem Osten ist. Zweitens, der Sudan soll vollständig von dem Mutterlande abgetrennt werden.

Drittens, alle Rechte der fremden Staaten sollen bei England konzentriert werden. Viertens soll Ägypten ein Militärbündnis mit England schließen, welches dieses ermächtigt, es gegen jeden fremden Angreifer oder jede Einmischung, ob direkt oder indirekt, die das Land bedroht, zu verteidigen.

Dieses absolute Verteidigungsrecht Großbritanniens gegenüber dem Nilland widerspricht vollkommen der vorgenannten Unabhängigkeit. Mit anderen Worten: Ägypten soll weiter unter britischem Protektorat stehen!

Die Freiheit der diplomatischen Vertreter Ägyptens ist darauf beschränkt, daß sie nichts unternehmen dürfen, außer dem, was mit der Politik Großbritanniens harmoniert. Also Vertreter einer britischen Kolonie!

Was die angelsächsische Beamtenschaft anbelangt, so traf England ein Abkommen, wonach die ägyptische Regierung verpflichtet ist, beim Rücktritt eines solchen Beamten, außer einer unerhört hohen Honorierung, auch die ganze Pension gleich bar auszuzahlen. Falls mehrere zurücktreten, wie es schon vorgekommen ist, wäre das staatliche Budget außerordentlich stark belastet worden, weshalb die Regierung am Nil solche Rücktritte abgelehnt hat. Also keine Befreiung von fremden Zivilbeamten!

In dem englischen Projekt heißt es, daß in dem Ministerium der Finanzen ein britischer Berater sitzen muß, der für alle finanziellen Angelegenheiten, sowie in der Schuldenfrage Ägyptens, verantwortlich ist. In anderen Worten Finanzkontrolle!

Da die britische Armee das Land noch besetzt hält, wird natürlich die ägyptische Armee und die in Aussicht genommene Flotte ganz unter deren Aufsicht stehen. Die Kommandostellen sind stets von Briten bekleidet worden. Da sie die Verteidigung des Landes übernommen haben, besteht naturgemäß auch eine Militärkontrolle!

England versucht, die Vorrechte, die andere Länder am Nil haben, bei sich zu konzentrieren, um dadurch das Einmischungsrecht in jede Angelegenheit zu haben unter dem Deckmantel „Schutz der fremden Interessen und Unterstützung der Minderheit".

Eine neue Verfassung wurde nach Grundlagen englischer Vorschläge im Geheimen überreicht, von Ägypten bearbeitet und von König Fuad genehmigt. In dieser Verfassung wurden selbstredend nur die britischen Interessen gewahrt. Das Parlament wird unter diesen Umständen seine Aufgabe kaum erfüllen können.

Durch Englands Empfehlung wird Ägypten höchstwahrscheinlich in den Völkerbund aufgenommen, sitzen doch bereits schon verschiedene Vertreter britischer Kolonien und Dominions dort, ohne dadurch vom Joch der Briten befreit zu sein. Es ist noch nie ein Beschluß gegen Englands Interessen in diesem Institut gefaßt worden.

So sieht die Unabhängigkeit in Ägypten aus!

Die Haltung der ägyptischen Parteien demgegenüber ist folgende:

Die eine, welche schon recht kampfmüde war, wollte, daß alles, was der Brite vorschlägt, angenommen wird. Diese Ansicht fand Anhänger, da die wirtschaftliche Lage seit 1918 sehr ungünstig geworden war. Das Agrarvolk am Nil wurde derart mit Politik überfüttert, daß wenig an die Bebauung des Landes gedacht wurde. Die Folge davon war: Verarmung der Kleinbauern und Landarbeiter, die den Hauptteil der Bevölkerung bilden.

Eine andere Partei wollte das Projekt nicht eher annehmen, bis es nicht in eine Autonomie umgewandelt worden wäre. Allmählich wollten sie von England mehr und mehr verlangen, bis sie ihr Ziel, die Unabhängigkeit, erreicht hätten.

Die dritte Partei wollte alles, was von England angeboten wird, unter allen Umständen ablehnen, solange noch eine Spur von John Bull am Nil zu erblicken ist. Ihre Ansicht ist: wenn das Projekt selbst mit eventuellen Milderungen angenommen würde, der Brite schärfste Wachsamkeit gegen jede Freiheitsbewegung, die natürlich eine große Gefahr für ihn bedeutet, ausüben wird.

Das Volk am Nil weiß, daß es seine Freiheit sehr schwer erringen wird. Es hofft aber, daß die europäischen Mächte nicht — wie Frankreich 1902 — hinter verschlossenen Türen mit England konferieren werden, damit das britische Joch noch mehr befestigt wird. Die neue Geschichte Ägyptens lehrt uns, daß die britischen Tories um jeden Preis alle großen und kleinen Mächte ausgeschaltet haben. So, wie die ägyptische Frage heute eine neue Phase angenommen hat, befürchtet man, daß wiederum eine Ausschaltung der Mächte am Nil bevorsteht. Allein der Suezkanal, der von internationaler Wichtigkeit ist, sollte für keine Nation verschlossen sein. Wenn das aber der Fall ist, dann wäre es die Pflicht jedes Staates, dafür zu sorgen, daß der Brite nicht Herrscher am Kanal bleibt. Ägypten, welches doch der rechtmäßige Eigentümer des Kanals ist, würde sich heute noch mehr als morgen freuen, wenn es den Briten aus dem ganzen Lande, und damit aus dem Kanal, vertreiben könnte.

Hierfür gibt es nur eine praktische Lösung. Es muß ein internationaler Kongreß aller interessierten Nationen in Kairo einberufen werden. Ägypten, welches der Hauptinteressent ist, soll die Sache übernehmen. Auf die Frage, wie das zu machen ist, ohne daß es in eine kritische Lage England gegenüber gerät, ist die Antwort folgende: Ägypten ist nach dem Projekt vom 28. Februar 1922 in keiner Weise rechtmäßig an England gebunden, denn dieses ist bis heute weder dem Parlament vorgelegt, noch von ihm genehmigt worden. Das Nilland war unter einer nominellen Souveränität des ottomanischen Kaiserreiches, wie aus verschiedenen toten Verträgen und Abkommen zu ersehen ist. Die Beziehungen zu England haben nur einen gewaltsamen Charakter. Albion hat ein schweres Verbrechen im Völkerrecht begangen, als es das Land besetzte. Im wahrsten Sinne der Gerechtigkeit ist England nur als Raubstaat im Niltal gewesen. An der Börse der Politik wurden die Umtauschgeschäfte allein auf Ägyptens Kosten getätigt. Seitdem die Türkei ihre Hände von dem Nilland abgezogen hat, ist das Land im Rahmen des Rechtes als ein vollkommen unabhängiger Staat anzusehen. Die Aufgabe dieses Kongresses wäre, einen gangbaren Weg zur Zufriedenheit aller Staaten zu schaffen. Jede Nation soll dort unverschleiert ihre Meinung äußern können, während das letzte ausschlaggebende Wort nur Ägypten über sein Schicksal zu sprechen hat.

England will nur deshalb einen Vertrag mit Ägypten schließen, damit es das Land weiter unter seiner Gewaltherrschaft behalten kann. Dasselbe Beispiel haben wir in Japan und Korea, das bei der Vertragschließung von 1904 wohl als unabhängig erklärt wurde, aber im Sinne des Völkerrechts unter japanischem Protektorat steht. Großbritannien irrt sich aber, wenn es glaubt, einen solchen Vertrag mit Ägypten schließen zu können. Selbst wenn es ihm die Pistole auf die Brust setzt. Das junge Ägypten will — koste es was es koste — von dem

imperialistischen Joche Englands befreit sein. Das Nilland will mit allen Völkern in Frieden leben, kein Land bevorzugen und unbeschränkte Freiheit, unter Ausschaltung aller fremden Einflüsse, für sich behalten. Die Sudanprovinzen, wie sie waren, sollen mit dem Mutterlande Ägypten wieder vereinigt werden. Die Briten sollen sich aus dem ganzen Niltal zurückziehen. Das Land will seine Staatsschulden an seine Gläubiger selbst anerkennen und im Auftrage aller Staaten den Suezkanal selbständig kontrollieren. Kurz gesagt, die einzige Lösung ist: eine vollständige Unabhängigkeit des Nillandes, „Ägypten mit dem Sudan", verbürgt von allen Großmächten der Welt.

Auf den Frieden mit Ägypten folgt der Friede im Orient und damit der Weltfrieden. Wenn die Menschheit aber einen neuen Weltkrieg entfachen will, dann braucht sie die ägyptische Frage nur ungelöst zu lassen.

Also Krieg oder Friede!

Die letzte Garbe

Novelle aus dem Jahre 1806

von

Friedrich Griese

Es hat einmal eine Zeit gegeben, die freilich unseren Tagen gar sehr weit liegt, da waren die Worte: Vaterland, Fremdland, Feindland den Menschen, die damals lebten, einfache Dinge. Denn diese Worte waren wie drei Ströme; der erste trug jene Menschen selber; der zweite ließ seine Wogen leise an fernen Ufern vorübergleiten, trug fremde Schiffe und fremde Fracht, und die Worte des Mannes im Mastkorbe waren unverstandene Grüße; der dritte wälzte sich brüllend heran, trat über die Ufer und zerstörte und fraß das Land, das nicht geschützt war; aber jeder der drei Ströme mündete irgendwo in das Meer, das mit behutsamen Wellen eine stille Insel umspülte, die war nur klein, trug ein Kirchlein, mit alten Bäumen umstanden, trug ernste Hügel, über die Kreuze sich neigten, von guten Meistern kunstvoll geschmiedet, und umschloß alles mit einer hohen Mauer aus großen, grauen Steinen. Und zwischen diesen Kreuzen, die ehrenhafte alte Namen trugen, standen die Menschen jener Tage. Es war der Ort der toten Väter und sollte einmal ihre eigene und ihrer Kinder Ruhestätte sein. Und von hier aus horchten sie auf den leisen Wellenschlag des einen Stromes, der aus Fremdland kam, und auf das Toben des anderen, der seine Quellen im Feindland hatte, und taten, was getan werden mußte, wenn seine Wogen gegen Hügel und Grabkreuz stießen.

* * *

Im Mecklenburgischen liegt fast in der Mitte des Landes ein Fleck Heide. Unten grau, nach den breiten Kronen hin rötlich gerindete Kiefern stehen dort

in kleinen Waldungen beisammen. Hier und da findet man ein Stückchen Moor. Und dazwischen dehnen sich ebene Heideflächen, die an manchen Stellen wellig gehoben sind. Auch ein Flüßchen, das weiter nach Westen hin breiter wird, sucht und findet hier seinen Weg, fließt durch kleine, alte Städte und mündet zuletzt in einen Strom, der es gerne aufnimmt und mit sich führt, fort in das Meer, in die große Sehnsucht, die Allruhe hinein.

Diese Sehnsucht nach Stillewerdung nimmt das Flüßchen hier, wo zu beiden Seiten die Heide sich dehnt, in sich auf. Denn nur die Schläge seiner Wellen, die eigenen Atemzüge, vernimmt es. Selten nur dringt vom fernen, menschenbegangenen Wege das ebenmäßige Geknarre eines Wagens herüber. Das Reh, das zur Abendzeit aus der nahen Kiefernwaldung tritt, verschwindet über magerem Gras und Heidekraut so leise, wie es gekommen ist. Der kurze, hämmernde Schlag des Spechtes verklingt schon unter den dicksten, windzerzausten Kiefern am Waldrande. Und die Krähen sind nur im Herbste laut: am Morgen, wenn sie, über den Wipfeln hin und her fliegend, die kalte Nacht aus dem Federkleid schütteln; am Abend, wenn sie sich um die Horstbäume streiten. So ist es heute. Und so war es in jenem Jahre, von dem hier erzählt werden muß, gewiß.

Damals lag dort, wo die Heide nach Osten hin sich verengt, ein Hof. Er gehörte Hans Buß. Man darf nicht an einen großen Hof denken. Hans Buß hatte ein paar Schweine und Schafe laufen, die, sobald der Schnee im zeitigen Frühjahr vom Dache herunter war, bis zum Frühwinter, der den ersten harten Frost brachte, tun mochten, was ihnen gefiel. Tagsüber steckten die Schweine im Walde, wühlten im Frühjahr unter überjährigem Laube nach Würmern, nährten sich während des Sommers von gelben Pfifferlingen und braunen Steinpilzen und bekamen im Herbste, wenn die Eicheln fielen, eine blanke, glatte Haut. Die größten und schwersten sahen das neue Jahr nicht wieder; dafür wurden aber einige kleine, die während des Winters geboren waren, im nächsten Frühjahr von der Mutter in den Wald geführt und nährten sich wie sie. Die Schafe suchten sich im Freien zwischen Heidekraut und Ginster ihr immer mageres Futter.

Dazu nannte Hans Buß zwei kleine und dürftige Kühe sein Eigentum. Auch sie mußten sich den Sommer über bis in den späten Herbst hinein ihr karges Futter selber suchen. Und wenn die Arbeit drängte, wurden sie vor den Pflug gespannt und mußten den Acker für die neue Ernte bereiten helfen.

Das war, wenn das Jahr richtig und gut verlief, die Arbeit der beiden Pferde, die, obwohl Hans Buß sie nicht übermäßig mit harter Arbeit zu plagen brauchte, das ganze Jahr hindurch mager und mit rauhem Fell wie ein paar rechte Heidepferde sich zeigten.

Zur Nachtzeit schlief alles unter einem Dache. Das war, strohgedeckt, mit Moos bewachsen und reichte fast bis auf die Erde. Im Innern lag am Ende der großen Diele die Herdstelle; und von ihr aus sah man alles: die Türen, die in die Kammern führten, Kuhkrippe und Pferderaufe. Der Rauch, der zu den Mahlzeiten vom Herde aufstieg, suchte sich seinen Weg durch die Tür. So war es gewesen, so lange ein Buß auf diesem Heidehofe gesessen hatte. Sie kannten es nicht anders und hatten kein Verlangen nach anderem. Zweimal im Jahre, einmal im Herbste und sodann im späten Frühjahr, bestieg Hans Buß den Wagen und fuhr manche Stunde weit in die nächste Stadt, um zu verkaufen, was das Land an Korn und Fleisch über den Bedarf des Hofes gebracht hatte. Dort handelte

er zugleich ein, was im nächsten Halbjahr für die Wirtschaft gebraucht wurde. Viel war es nicht; Wolle und Fleisch trugen ihm seine Tiere zu, Nahrung und außerdem Flachs gab das Land; Ackergeräte und Kammern und Ställe hielt er selber in Ordnung. Zuweilen hatte er nichts, was er verkaufen konnte. Er durfte also auch nichts einhandeln. Aber er fuhr doch zur bestimmten Zeit in die Stadt. Er stand da ein wenig in den Straßen herum, sah hierhin und dorthin, fuhr gegen den Nachmittag wieder in seine Heide hinaus. Denn so wollte es die alte Sitte, von der man nicht abgehen konnte.

Zweimal im Jahre fuhr der Bauer Hans Buß auch in die Kirche. Neben ihm saß die Els, seine Tochter, die die Hausfrau vertrat, seit die Mutter gestorben war. Hinter ihm, mit dem Rücken nach vorne, saß Peter Mölk, der Knecht. Auch dies war ein weiter Weg. Die Els wollte zwar meinen, die Kirche läge doch so nahe, daß sie an stillen Nachmittagen die Töne der Betglocke höre. Aber das lag wohl nur an ihr, die junge Ohren und o ene Sinne hatte.

Meistens kamen sie an diesen Sonntagen gerade recht zum Beginn des Gottesdienstes. Hans Buß saß während der Predigt mit der Els in dem braunen, geschnitzten Erbstuhl, der Kanzel gegenüber. Am Kopfende des Stuhles sah man eine tief in das Holz geschnitzte Hand, die zum Andenken an den Stammvater des Geschlechtes von einem alten Schnitzmeister in das Holz gegraben war. Von ihm, der Hans Daniel Buß geheißen hatte, ging die alte Rede, daß er stets, auch in kargen Zeiten, eine offene Hand für die Kirche gehabt habe.

Nach der Beendigung des Gottesdienstes stand die Els dann noch lange am Grabe der Mutter, säuberte es mit ein paar stillen, linden Handgriffen von Unkraut, strich die Erde zurecht, fuhr mit dem Tuche über die Stelle des Kreuzes, wo der Name der Gestorbenen geschrieben stand und ging zuletzt zum Vater, der am Anfange neben ihr gestanden hatte, dann aber dorthin getreten war, wo unter hängendem Goldregen ein altes Kreuz sich neigte, auf dem man ohne Mühe noch den Namen von Christian Buß, des Vaters von Hans Buß, sehen konnte.

Peter Mölk, der Knecht, stand derweilen an der Friedhofspforte. Er hatte in dieser Gegend sein Zuhause nicht. Eines Tages war er zu Hans Buß auf die Hofstelle gekommen, hatte um Arbeit gefragt und war angenommen worden. Da er seinen Dienst still und gut versah, war er geblieben und fühlte sich nur zweimal im Jahre fremd und wie verloren in dieser Gegend und unter diesen Menschen; dann, wenn er in der Pforte des Friedhofes stand und auf den Bauern und die Tochter wartete. Er war ein bejahrter Mann und kannte weitaus Land und Leute. Was Hans Buß von ihm erfahren hatte, war aber nur dies: Seine Kinderheimat sei weiter nach dorthin, wo das wilde Nordmeer seine Wellen gegen Dünen und Deiche werfe.

Waren sie an solchem Kirchensonntag wieder auf dem Hofe angekommen, war die Arbeit zum Abend fertig, hatten die Männer ihr Nachtbrot gegessen, dann stand die Els lange am Türpfosten und sah nach dort hinüber, wo das Dorf mit seiner Kirche lag Ihre zwanzig Jahre ertrugen wohl im Laufe des Jahres das Allein des Heidehofes; aber an diesen Sonntagen und vor allem am Abend danach konnte sie die Gedanken nicht stillen. Ihre Augen waren, wenn sie so in die Ferne sah, groß und von einem tieferen Blau als sonst. Ihre Lippen waren offen und mattrot; und zuweilen mußte sie die Zähne eindrücken, um nicht nach etwas zu rufen, was sie noch nicht kannte. Einmal fand Hans Buß sie so und blickte,

von ihr ungesehen, lange auf sie. Zuletzt trat er zu ihr und sprach, wie ihre Mutter bei ihren Lebzeiten gesprochen hatte, als die Els noch ein Kind gewesen war: „Elseken min, doh du dat Rechte in allen Dingen." Da war sie schnell in das Haus gelaufen. Und am nächsten Morgen waren Wangen und Lippen voll und rot wie an allen Tagen.

* *
*

Der Novembermorgen ging mit Sturm und Regen. Große, nasse Schneeflocken fielen dazwischen und zergingen, wie sie die Erde berührt hatten. Hans Buß und der Knecht standen auf der Diele und ließen schwere, eschene Flegel auf die Lage Garben fallen, die sie heute morgen dreschen wollten. Dann sollte es gereinigt und mit dem anderen in die Stadt gefahren werden; am Sonnabend war der Tag. Das übrige Korn blieb im Fach; es wurde nach und nach ausgedroschen, so, wie es gebraucht wurde. Was aber im Frühjahr noch zur Einsaat dienen sollte, blieb im Halm bis zu dieser Zeit, So war es auf diesem Hofe stets gehalten worden; in der Ähre war das Korn am besten aufbewahrt.

In diesem Herbste mußte im Fach mehr liegen bleiben als in früheren Jahren. Denn der Roggen, den sie im Anfang des Oktober in die Erde gebracht hatten, war schlecht gekommen. Das Feld zeigte große Lücken. Und Peter Mölk hatte schon gemeint, wenn der Winter noch schlimme Witterung, wenig Schnee und langen Frost bringe, würden sie im Frühjahr wohl alles wieder umpflügen und neu einsäen müssen. Nun, es würde kommen, wie es vorbestimmt war; man mußte vorsorgen und das nötige Korn zu der Einsaat, die vielleicht nötig wurde, bereithalten.

Mit dumpfem Klange fielen die Hölzer in Stroh und Ähren. Der Morgen kam langsam, drängte sich durch Schnee und Regen und sah mit fast erschlossenen Augen durch die Tür der großen Diele, die halb offen stand. Es war eine nachdenkliche, geruhsame Arbeit, eine solche Arbeit, wie sie hier schon verrichtet war, da Hans Buß als kleiner Hans noch im Wandbett gelegen und dem Dreschenschlag zugehört hatte. Damals waren es drei Schläge, die stets streng im Takt auf die Ähren niederfielen. Denn neben dem Vater stand die Mutter auf der Diele und schwang mit den Männern das Holz. Der Vater hielt es so, daß, ehe die Morgensuppe auf den Tisch kam, vorher noch eine Lage Garben abgedroschen werden mußte. Das Korn war schon den Vätern, den Heidebauern, die in schlechten Erntejahren gewissem Hunger entgegensahen, heilig gewesen und mußte also auch mit heiligem, nüchternem Leibe gedroschen werden.

Von den ersten Schlägen wachte der kleine Hans in seinem Wandbett auf. Stetig mit starkem Laut drangen die Töne zu ihm und waren sein Morgensang. Vor seinen Augen tauchten drüben am Rande des Waldes große, ruhige, seltsam geformte Tiere auf, standen mit den Leibern noch unter den Bäumen, wandten die Häupter nach dem Hofe und riefen in tiefen dumpfen Lauten zu ihm herüber.

Sie waren nun nicht mehr. Aber geblieben war die Vätersitte, die erste Lage Garben vor der Morgensuppe, mit heiligem Leibe, zu dreschen.

Ja, so ist es: Heilig ist das Korn. Heilig, heilig ist die Garbe, die in ihren Ähren die gelben Körner birgt. Dreimal heilig ist sie in diesem Jahre, da die Ernte des Jahres spärlich gewesen ist und man nicht weiß, wie der Acker, der die neue Saat trägt, im nächsten Frühjahre aussehen wird. —

Mit einem einzigen Satze sprang Peter Mölk zur Tür. Dort knickte er freilich auf seinem lahmen Beine zusammen. Er hielt sich am Türpfosten und horchte von da in den windzerschlagenen, mit Regen und Schnee gehenden Novembermorgen hinaus.

Hans Buß hatte es auch gehört. Ein lauter, grollender, lang nachhallender Ton war über den Wald herübergekommen. Er stützte das Holz in das Stroh und horchte wie der Knecht mit unruhigem Ohr in Regen und Schnee hinaus. Alles war wieder still, blieb still. Peter Mölk kam von seinem Platze am Türpfosten zurück, griff nach dem Holz, das auf den fast leergedroschenen Garben lag, und hob es; aber seine Hände zitterten. Und als beide wieder an der Arbeit waren, klappte sein Schlag oft nach.

„Was war das?" fragte Hans Buß, als sie die Lage Korn umwandten, um nun auch die vollen Ähren, die unten gelegen hatten, der Körner zu entleeren.

„Ja, das mag so etwas gewesen sein, Bauer", antwortete der Knecht und sagte darauf nichts mehr. Das war seine Art, wie er sie von Anfang an gehabt und hier auch behalten hatte.

Dem Bauern entsank das gegabelte Holz, mit dem er die halb ausgedroschenen Garben umwandte; die Els lief von dem Herde, auf dem sie die Mehlsuppe bereitete, herzu; dem Knecht zitterte der Bart um Kinn und Wangen. Denn wieder drang derselbe Ton über den Wald, jetzt mehreremale hintereinander. Es klang so, als ob schwere, eichene, lufttrockene Bretter mit der glatten Fläche aufeinandergeworfen würden.

Da es wieder still war, standen sie und horchten und wagten nicht, wieder an die Arbeit zu gehen. Die Männer traten hinaus auf den Hof. Peter Mölk ging mit langsamen, lauernden Schritten wie ein guter Hund von der Dielentür zum Hoftor und wieder zurück. Hans Buß sah zum Walde hin, über den die Krähen unruhiger und mit wilderem Gekreisch als an anderen Morgen um die Wipfel der Horstbäume kreisten, toller als sonst aufeinander losfuhren, tiefer in die Kronen tauchten und steiler wieder emporschossen. Er ging bis in die Kinderzeiten des Vaters und Großvaters zurück, die von wilden Kriegen handelten; und wenn er mit seinem Blick den Hof, die Els darin und den Acker um den Hof herum umfing, dann wurde ihm wunderlich und schwer in seinem Inwendigen, und er wünschte den Abend herbei und wußte doch nicht, warum nach dem seine Sehnsucht ging.

Der kam noch nicht; dafür aber kamen nach einer langen Weile die wilden Töne heftiger herüber, in kürzeren Pausen und nun nicht wieder aufhörend. Hans Buß ging durch das Hoftor eine Strecke Weges auf das Feld hinaus, um besser hören zu können. Allmählich wurde nun die Luft heller, Regen und Schnee fielen nicht mehr; die dumpfen, lange nachrollenden Töne kamen klarer herüber. Seine Unruhe wurde größer. Er ging zurück, um Peter Mölk dies und das zu fragen. Denn es hatte ihm geschienen, als ob der mit dem häufigeren Herübertönen des sonderbaren Donners — denn das war es zuletzt schon gewesen — immer ruhiger und sicherer wurde. Da er auf den Hofplatz trat, sah er den Knecht nicht mehr. Er fragte die Els; sie hatte ihn um den Hof herum und drüben im Walde verschwinden sehen.

Der Tag kam herauf. Peter Mölk erschien nicht wieder. Der Tag verging. Der Knecht war noch immer nicht da. Aber ohne Aufhören drangen die klappenden,

dröhnenden, nachhallenden Donnerschläge herüber. Gegen den Nachmittag traten die Rehe früher und zahlreicher als an anderen Tagen aus dem Walde heraus, standen in Rudeln auf dem Felde und im nassen Heidekraut, dachten nicht an Äsung, äugten vielmehr herüber. Wenn ein paar Schläge besonders heftig über den Wald her schrien, stoben sie erschreckt auseinander, liefen aber sogleich, als ob Furcht sie packe, wieder zusammen und standen wie vorhin mit erhobenen, sichernden Köpfen.

Die Nacht kam. Dunkel und schwer lagerte sie um den Hof. Fernhin und an vielen Stellen, griff heller Feuerschein mit heftigen, zuckenden Fingern hierhin und dahin und hoch in die düstere Kuppel der Nacht hinauf. Der Lärm war nun verstummt.

Da die alte Wanduhr mit langsamen, rasselnden Schlägen die achte Abendstunde gab, trat der Knecht plötzlich zur Tür herein. Er triefte von Nässe und setzte sich an den Tisch, um zu essen. Dabei erfuhren der Bauer und die Els, daß drüben, weit, in der Heide eine Schlacht gewesen sei und daß der Krieg wieder durch das Land ziehe. Sie hörten weiter — nun, da er einmal erzählte, konnte er auch das nicht mehr verschweigen — daß er selber einmal in einem fremden Heere den Helm mit dem Roßschweif getragen und geschossen und gestochen habe, daß die Narbe quer durch die Stirnhaut über den Augen von einem Säbelhieb und das lahme Bein von einem Schuß herrühre. Aber dann schwieg er, als ob er von Dingen erzählt habe, die ihm selber plötzlich neu und sonderbar vorkämen. Hans Buß sah seinen Knecht an, wie man eine Gestalt aus alter, schlimmer Zeit ansieht: ungewiß, prüfend, scheu.

„Wenn sie nur nicht kommen, ist schon alles gut", sprach der Knecht dann, stand vom Tische auf und ging in seine Kammer.

Das sprach auch Hans Buß vor sich hin, als er die Öllampe löschte und, wie allabendlich, den Segen über Acker, Vieh, Hof und Menschen sprach.

In kurzen Stößen fuhr Wind, der Sturm zu werden schien, um den Hof. Er klapperte mit den Fensterladen und der kleinen Beitür. Eine Kuh rasselte mit der Halskette. Die Pferde warfen sich von einer Seite auf die andere. Das eine sprang auf, schüttelte sich und ließ sich dann wieder schwer auf die Streu fallen. Es war eine Unruhe in der Natur da draußen um den Hof herum und unter den Tieren im Stalle, wie der Bauer sie in keiner früheren Nacht gespürt hatte.

Er meinte auch über den Wald her immer noch die bellenden, klappenden Schläge zu hören. Der Knecht hatte gesagt, nun sei der Krieg da. War der in Wahrheit wieder da? Was war er? Und wer hatte ihn geholt, diesen ernsten, blutigen Mann?

Zuweilen mußte der Bauer scharf hinaushorchen. Denn in den Pausen zwischen den Stößen des Sturmes glaubte er von irgendwo Räderknarren, Geschrei von Menschen, Wiehern von Pferden herüber zu hören.

Einmal stand der Knecht an seinem Bette und sagte: „Sie ziehen draußen vorüber; aber sie sind noch weit."

„In der Nacht?" fragte der Bauer.

„Der Krieg zieht Tag und Nacht", antwortete der Knecht und ging mit humpelndem Bein wieder in seine Kammer.

„Aber wie kann das sein?" sprach der Bauer. Er sprach es nur zu sich, wollte keine Antwort darauf und wußte, daß keiner sie ihm geben konnte. „Wenn sie nur

nicht kommen", sprach er dann noch einmal für sich hin. Er dachte bei diesem Worte in seinem Herzen noch nicht an Feindland und Vaterland, weil er nicht wußte, um was es ging. Er meinte den Hof und die Els darin und Feld und Acker und sah bei seinen Worten den Feind als einen großen, blutigen Mann vor dem Hoftor stehen, ein Gewehr über die Schulter gehängt, brennende Lunten, von denen der Knecht gesprochen hatte, in den Händen, bereit, das Feuer in den Hof zu werfen. „Wenn sie nur nicht kommen."

Vor dem grauenden Morgen schon waren sie da. Sie stießen gegen Fensterladen und Dielentür. Der Knecht, der sofort zur Stelle war und mit lauernden Blicken über die Diele humpelte, warf den großen Pflock zurück. Er leuchtete hinaus. Zwei Reiter sprangen von triefenden Gäulen, sahen neugierig durch die Tür auf die Diele, traten schnell wieder zurück, warfen sich auf die Tiere und sprengten in die graue Dunkelheit zurück.

„Sie haben sich gewundert, daß hier Menschen wohnen," sprach mit mürrischen Mienen der Knecht; „ich verstehe ihre Sprache. Sie kommen wieder."

An diesem Morgen rührte der Knecht keine Arbeit an. Er ging um den Hof herum, humpelte auf die Diele, wo die Els mit verschüchtertem Gesicht stand, fragte nach einer langen Weile nach dem Bauern, der sich bei den Kühen zu schaffen machte, und sagte zu dem: „Man müßte es vergraben."

„Was willst du vergraben?"

„Das Geld," antwortete der Knecht.

„Das Geld?" fragte Hans Buß; und es lag ein solches Staunen in seiner Stimme, daß der Knecht, mürrisch wie er gekommen, wieder nach draußen humpelte.

Hans Buß aber stand eine Weile und wußte nicht, was der Krieg, der hohe, blutige Mann, mit seiner Handvoll Groschen zu tun haben sollte. Dann werkte er wieder herum, nichts Sonderliches, tat dies und das, um etwas zu tun.

Um den halben Vormittag herum waren sie wieder da, führten vier andere mit sich. Sie sprangen zwischen den Torpfosten ab, hohe Gestalten mit fast gelben, beweglichen Gesichtern unter starrem Helm, über den ein Roßschweif herabfiel. Sie zogen die Gäule, denen weißer Schaum von den Weichen flockte, schnell über den Hof. Und der erste von ihnen hielt dem Bauern, der ihnen entgegentrat, die drohende Faust vor das Gesicht. Aber der Knecht sprang dazwischen und sprach zu ihnen.

Die Reiter führten ein schnelle, schnatternde und fast quiekende Rede. Der Bauer vernahm nichts von dem, was sie sagten; aber er merkte, daß sie sich über den Knecht wunderten, der schnell und wohl so sprach wie sie; daß sie mit zornigen Worten auf ihn einredeten und vieles von ihm wissen wollten. Auch dem Bauern kam sein Knecht, der alte, humpelnde, wortkarge Peter Mölk, sonderbar vor; denn er sprach immer zu den Reitern in ihrer eigenen sonderbaren Sprache, sprach viel und schnell, zeigte auf seine Narbe, auf sein lahmes Bein, wies in die Ferne, nach Süden und Westen und machte dann wieder solche Bewegungen, als ob er schösse oder von oben her in etwas stäche.

Zuletzt wurden die Reiter freundlich zu ihm, schnatterten und lachten, schlugen Peter Mölk auf die Schulter und gaben ihm freundschaftliche Stöße, über die er lächelnd das Gesicht verzog und wozu er mit den Augen zwinkerte. Dann redeten sie abermals hastig und heftig auf ihn ein, sahen umher, blickten auf den Bauern und zeigten auf Leib und Mund. Der Knecht aber sprach, indem er den Bauern

ansah, zu diesem: „Sie fragen nach der Frau. Ich habe ihnen gesagt, daß der Bauer allein ist und ich alles versorge. Sie werden bald merken, daß das gelogen ist; aber wir sind dann schon etwas weiter. Ich werde Euch alles berichten, was sie wollen oder meinen."

Die Reiter zogen die Gäule auf die Diele. Der Knecht half ihnen. Sie pflockten die Tiere an den Balken fest, lösten Zaumzeug und Sattel und rieben sie mit Stroh und Moos ab, das in den Ecken lag. Darauf verlangten sie Futter für die Gäule, wie der Bauer merkte. Peter Mölk war schnell bei der Arbeit, sorgte für alles und sprach dann zum Bauern: „Sie wollen jetzt essen. Eure Els wird sich zeigen müssen. Sie sind schon etwas ruhiger geworden. Man muß sehen, wie es abgehen wird. Ich werde es wohl fertig bringen; sie glauben mir schon viel."

Dann hörte der Bauer, daß der Knecht mit Els in der Kammer, wohin sie vor dem Pferdegetrapp geflohen war, in lauten und hastigen Worten sprach: „Ja, es ist nun einmal so. Du mußt es ihnen vorsetzen. Auf die Dauer kann ich dich nicht verheimlichen. Du mußt die Augen an der Erde haben, das Gesicht verziehen und die Lippen hängen lassen. Wir müssen sehen, wie weit wir damit kommen. Am Ende sind sie in einigen Stunden vom Hofe." Die Reiter räkelten sich auf der Bank um den Tisch, an dem sonst der Bauer und Els und der Knecht ihre Mahlzeiten hielten. Als Els aus der Kammer trat, um an den Herd zu gehen, den Kessel zum Feuer zu setzen, sprangen sie auf, lachten und schnatterten auf den Knecht mit heftigen Worten ein. Els fuhr zusammen und wollte wieder in ihre Kammer flüchten; aber Peter Mölk stieß sie vorwärts, sprang dann zwischen die Reiter und schrie sie an. Er zeigte in seiner Rede auf Stirn und Brust, deutete auf Els, die nun am Herde stand und in das Feuer blies, dabei den Reitern den Rücken zukehrend, wurde dann leise und traurig in seinen Worten, zeigte auf den Bauern, der seinen Gebärden ansah, daß er von der verstorbenen Bäuerin sprach. Dabei sang Peter Mölk. Vielleicht war es ein Lied, was er sang; der Bauer vernahm den Sinn der fremden Worte nicht. Der Knecht zeigte bei seinem Singen wieder auf Brust und Stirn, deutete auf Els; und es war soviel Trauer in seinem Gesang, dessen Worte noch immer fremd in des Bauern Ohr klangen, daß der nun wußte, es war gewiß ein Sterbelied, wie die Reiter es aus ihrer Heimat kennen mochten.

Als darauf die Kriegsleute sich nicht sogleich auf ihre Plätze setzten, kam eine solche finstere Traurigkeit in das Gesicht des Knechtes, daß er dem Bauern fast fremd vorkam. Er griff die Reiter bei ihren Waffenröcken, die sie geöffnet hatten, und drückte sie auf die Bank nieder. Sie ließen es geschehen, sprachen dann freilich wieder in hastiger Rede; und Peter Mölk sagte: „Sie müssen essen. Sie sind hungrig. Wir müssen eilen."

Er trat an den Herd zu Els, griff in die Asche und an den Kessel und strich Els, ohne daß die Reiter es gewahr wurden, die Hand über beide Wangen. Als sie nach der Schürze langte, sagte er heftig zu ihr: „Laß! Tue, was ich dir sage, und leide, was dir von mir geschieht. Es ist zu deinem Besten und zum Besten des Vaters. Oder willst du auch noch schön sein?"

Und zum Bauern sprach er: „Es ist nicht das schlimmste Volk; Kriegsleute, die abseits gegangen sind, um später den Kameraden nachzuziehen. Aber wir müssen doch sehen, was wir machen und wie wir es zwingen."

Hans Buß aber stand und ging wie in tiefem Wachschlafe. Er erkannte seinen Knecht nicht, aber er hinderte ihn auch nicht. Er hätte es nicht vermocht,

auch wenn er es gewollt hätte. Dabei fühlte er zugleich, daß in seinem Inwendigen etwas erwachte, was er noch nicht mit Namen nennen konnte. Er sah immer das geneigte eiserne Kreuz über dem eingefallenem Hügel auf dem Friedhofe weit drüben hinter dem Walde. Aber er wußte nicht, was das mit den Reitern an seinem Tische zu tun hatte.

Er trat in die Dielentür und sah in den trüben Tag hinaus, der wieder mit Schnee und scharfem Regen ging, trat dann zu den Kühen, fuhr mit der Hand über ihre Rücken, stand zwischen den beiden mageren Pferden, die neugierig die Hälse reckten nach den fremden Schwestern, die mit den Hufen scharrten und schlugen und sich gegenseitig vom besten Futter fortzubeißen versuchten. Dann stand er am Tische, sah wie ganz abwesend auf die gelben Gesichter, wischte mit der Hand über die dicke Plattte und stand bald darauf wieder im Tor, über das Feld sehend und mit den Augen sich in die Ferne hineingrabend. Und dabei hatte er immer das wunderliche und ganz stillemachende Gefühl von etwas — einem Ding, einem erwachenden Gedanken, einem geheimen Blutschlag in seinem Inwendigen — was bereit war aufzuspringen, auszubrechen, sich Raum zu machen. Einen Namen für dies wunderliche Etwas hatte er jedoch nicht.

Unterdessen tat Peter Mölk, als ob er Bauer und Hausfrau in einem sei. Er langte in den Rauchfang, schnitt Speck und anderes Rauchfleisch herab und tat alles in den Kessel. Die Els mußte ihm dabei zur Hand gehen. Wenn sie einmal — in Schreck oder Angst — auf die Reiter blicken wollte, sprach er leise und heftig zu ihr; ja, er tat zuweilen, als ob er sie zornig schlagen müsse.

Sie mußte von dem selbstgebrauten Bier holen und Suppe davon kochen. Bei aller Arbeit aber horchte er scharf und lauernd zu den Kriegsleuten hinüber und überhörte kein Wort von ihrer Rede, die ohne inne zu halten unter ihnen ging. Als sie einmal die Köpfe zusammensteckten und leiser miteinander sprachen, trat er zu dem Bauern, der gerade zur Dielentür hereinsah, und sagte: „Wir hätten es doch vergraben sollen." „Was willst du vergraben?" fragte der Bauer.

„Das Geld," antwortete der Knecht kurz und hart.

„Die paar Groschen?"

„Es geht nicht um die paar Groschen."

„Aber mehr ist es nicht, das weißt du."

„Das weiß ich. Ich weiß aber auch, daß man sich davor hüten soll, ihren Händen Hunger zu machen. Denn das wird nur der Anfang sein. Ich sagte es schon einmal. Da war es noch Zeit. Nun ist nichts mehr zu ändern."

Darauf trat er wieder zum Herde. Das Fleisch war gar, die Biersuppe fertig. Er stieß Els in die Kammer, warf mit einem Scheltwort die Tür hinter ihr zu, riegelte ab, setzte, was auf dem Herde bereitet war, in großen Schüsseln vor den Reitern auf den Tisch. Sie griffen nach den Löffeln. Peter Mölk setzte sich zu ihnen, nahm Brot und Fleisch, langte sich seinen Löffel her, der in einer ledernen Öse an der Wand hing, aß mit ihnen. Sie sahen zuerst erstaunt auf ihn, der kameradschaftlich in ihrer Mitte saß, fanden dann aber alles in der Ordnung, lachten und aßen.

Da sie gegessen hatten, legten sie sich in das Stroh. Peter Mölk hockte sich auf die Bank neben den Ofen, schloß die Augen, blinzelte aber zuweilen zwischen den Lidern hindurch auf die Reiter. Er wachte. Als einer von den Ruhenden nach langer und leiser Rede mit den andern von seinem Lager aufsprang und zu

seinem Gaule trat, stand er von seinem Bankplatz auf und trat zu ihm. Und als der seinem Tier den Sattel auf den Rücken legte und das Zaumzeug überstreifte, griff der Knecht nach dem Lederzeug und wollte es herabreißen. Der Reiter fuhr ihn an; Peter Mölk sprach dagegen, zeigte auf die Kammertür, hinter der die Els war, auf den Bauern, der auf der Kuhkrippe saß und vor sich hinbrütete. Aber er erreichte nicht, was er wollte. Auch die anderen Reiter erhoben sich und traten zu den beiden, die mit lauten Worten miteinander stritten. Einer von ihnen hob die Faust, ein anderer griff nach der Waffe und trat dicht vor den Knecht. Da zuckte der die Schultern und ließ den Reiter gewähren. Als der fertig gesattelt und gezäumt hatte, führte er sein Tier auf den Hof. Die Kameraden traten mit ihm hinaus, sprachen auf ihn ein, zeigten mit Hand und Arm nach Westen und Norden. Der Reiter schwang sich auf sein Tier und trabte ab.

Peter Mölk trat zu dem Bauern und sprach: „Es geht nun an. Ich habe es mir wohl gedacht. Ihr braucht Pferd und Kuh nicht noch einmal ansehen, daß Ihr sie recht in Euren Gedanken behaltet. Ihr seht sie doch niemals wieder."

Und als der Bauer ihn ansah und sagte: „Ich verstehe dich nicht, Peter," da antwortete der Knecht: „Der da reitet hinter den andern her und sucht einen Wagen. Er wird bald finden, was er sucht. Diese Art findet alles; Ihr werdet sehen."

Die fünf Reiter traten wieder auf die Diele, sahen nun zum erstenmal alles mit aufmerksamen Augen an und sprachen auf den Knecht ein. Der tat zuerst, als ob er nicht verstehe, lachte dann aber, humpelte auf der Diele herum, zuckte mit den Schultern und sagte zum Bauern: „Sie fragen nach Geld."

„Gib, Peter Mölk," sprach der, „du weißt ja, wo die Lade steht."

„Ja, es wird das Beste sein. Wir sind zwei, sie sind sechs; und Helfer sind hier für uns nicht. Ich habe ihnen gesagt, daß wir keine Schätze haben." Der Bauer ging. Und der Knecht warf die armen Groschen des Heidebauern auf die Tischplatte, daß sie klangen. Die Reiter hüpften um den Tisch, schlugen die Hände klatschend gegen die Schenkel.

„Sie sagen, daß das ein Hungergroschen ist. Aber es ist ihnen genug. Vielleicht geht alles noch gut. Doch ich wollte Euretwegen und der Els wegen, daß sie bald vom Hofe wären."

Als es auf den späten Nachmittag ging, liefen die Reiter zur Tür und sahen über das Feld. Der Knecht hörte Rädergeknarr; der Bauer hörte es auch.

Auf den Hof fuhr ein Wagen, der mit vielen Dingen schon fast vollgepackt war. Zwei Kriegsleute, gelb im Gesicht wie die Reiter, saßen oben auf; der Reiter, der am Vormittag vom Hofe getrabt war, hielt neben dem Wagen.

Was nun vor sich ging, wurde schnell abgemacht. Sie lösten die Kühe, die Hans Buß gehörten, von der Krippe und banden sie hinten an den Wagen. Die beiden Pferde wurden rechts und links davon festgemacht. Hurtig wie ein obsträubernder Junge stieg einer in den Rauchfang, gab Speck und Raufleisch herab, das die anderen ebenso schnell zu den übrigen Dingen warfen. Und dann knarrte und klapperte der Wagen wieder zum Hoftor hinaus. Die Reiter sahen ihm nach. Das Geld hatten sie behalten. „Sie haben den Führer auf dem Wagen nach Ziel und Richtung gefragt. Sie sagen auch, daß sie bald nachkommen werden."

„Was wollen sie noch, Peter Mölk?"

„Ich kann es noch nicht sagen. Wir werden jetzt auf der Hut sein müssen.

Es wird gefährlich, da nichts mehr auf dem Hofe ist, was sie nehmen können. Schweine und Schafe sind freilich noch da. Aber das ist nichts für sie. Vielleicht haben sie noch etwas vor, was sie mir noch nicht sagen. Vielleicht wollen sie sich aber nur einen fröhlichen Tag machen und ziehen morgen weiter."

Der Knecht hatte diese Rede kaum beendet, als die sechs Reiter wieder auf die Diele traten. Einer von ihnen sprach ein solches Wort, daß die anderen ein großes Gelächter dazu gaben und ihre Blicke nach der Kammertür der Els warfen. Peter Mölk sprang auf dieses Wort hin nach der Strohgabel, die im Winkel lehnte, ergriff sie und fuhr auf den Sprecher ein. Er ließ sie aber sogleich wieder seiner Hand entgleiten, lachte laut und schallend, humpelte zum Herde, schloß die Augen halb, ließ die Lippen hängen, beschmierte sich das Gesicht mit Ruß und Asche und stellte sich so an den Herd, wie vorhin die Els dort gestanden hatte. Die Reiter lachten noch mehr, vergaßen, daß der Knecht mit erhobener Strohgabel vor ihnen gestanden hatte, vergaßen auch die Worte, die der eine vorhin gesprochen hatte, machten sich an ihren Gäulen zu schaffen, begehrten dann, da der Abend nahe war, zu essen. Peter Mölk eilte und bereitete alles zu. Die Reiter aßen, legten sich dann wieder nieder und schliefen darauf nach vielen Reden und Widerreden ein.

* * *

Still ist diese Nacht. Der Tagwind hat sich gelegt; Schnee und Regen fallen nicht mehr. Tiefblau wie Gottes Vaterauge ist der Himmel.

Hans Buß liegt nicht, wie sonst allnacht, in seinem Bett. Er sitzt auf dem hintersten Platz der Bank am Ofen. Wunderlich kommt ihm das vor, was er noch gestern seinen Hof genannt hat. Er hört unruhige Atemzüge vieler Menschen und weiß nicht, was das ist. Große, starke Pferde — man hört es — wälzen sich auf der Streu, beißen in der Dunkelheit einander, schnauben, springen auf, werfen sich wieder auf ihren Platz. Zuweilen schilt eine heftige, quiekende Rede, die aus eines Menschen Mund kommt, auf die Tiere ein, wird wieder still.

Ein häßliches, gewalttätiges, fremdes Ding sitzt irgendwo, auf der Diele, neben dem Herde, auf den Garben im Fach, unter den Sparren des Daches und glotzt ihn aus großen, kahlen, wimperlosen Augen und mit geiferndem Munde an. Er sieht es.

Er horcht nach dort hinüber, wo sonst seine Kühe, seine beiden geduldigen, genügsamen, fleißigen Pferde standen und hört nichts. Wie, er hört nichts? Ja, so ist es; ein Wagen ist dagewesen; Räuber saßen darauf und nahmen, was sein war. Er springt auf, zittert am ganzen Leibe; denn nun erst, in der Stille der Nacht, kommt ihm ganz zum Bewußtsein, was man ihm nahm. Er hat keine Freunde, keine Verwandte. Stundenlang muß er laufen, ehe er den ersten Menschen trifft, diesen Menschen, den er nicht kennt und der ihn nicht kennt. Wie soll er seinen Dienst an Acker und Feld tun, er, allein mit dem Knecht und der Els, ohne Pferd und Kuh, die treuen und starken Freunde und Gehilfen? Wie wird ihn das nächste Frühjahr sehen, ihn, der das Erbe der Väter verwaltet?

Er will vorstürzen und das Ding, das ihn aus seinen nackten, wimperlosen Augen anstiert, fassen und zur Rechenschaft ziehen, da hört er Geräusch, Schritte eines Menschen, der auf leisen Sohlen schleicht. Er sinkt zurück und sieht in dem Scheinchen Licht, das die helle Novembernacht durch das kleine Fenster streut,

eine krumme, gebückt sich vortastende Gestalt quer über die Diele schleichen bis an die Kammertür der Els, sieht sie dort niederhocken, verweilen und dann behutsam, wie sie gekommen, wieder zurückschleichen. Die Tür, die in die Knechtekammer führt, knarrt leise.

Hans Buß weiß: Das war Peter Mölk, der gute und getreue Knecht, dessen Knechtschaft er nun langsam erkennt. Er hat es in seiner Kammer nicht aushalten können, ist aufgestanden, um zu sehen, ob die Els ruhig schlafen kann.

Der Bauer sitzt an seinem Platz die lange Nacht, ohne Schlaf. Da das erste graue Licht sich an der Hauswand emportastet, durch die kleinen Scheiben sieht, steht er auf, tut, als ob er aus dem Bette kommt, geht auf den Hofplatz an den Brunnentrog, wäscht sich, tritt wieder auf die Diele, geht an den Stand der Kühe, ihnen das Morgenfutter zu reichen. Da sieht er den leeren Platz. Wie ein scharfer, heftiger Riß legt es sich quer durch sein Hirn. Er hebt die Hand, als ob er jemand, der ihm hindernd in den Weg tritt, niederschlagen will, geht vor die Tür bis an den Torpfosten, sieht über das Feld, versucht etwas zu denken.

Der Morgen ist da. Hinter seinem Rücken hört er es schnattern und schelten. Das kommt von der Diele her, von der Diele des Hofes, der ihm gehört. Dort ist also sein Platz als Bauer.

Auf der Diele ist Leben von Menschen und Tieren. Die Reiter striegeln die Pferde; einer reicht Garben aus dem Fach und wirft sie den Tieren vor. Ein anderer läuft mit den hölzernen Eimern zum Brunnen, holt Wasser herbei, tränkt die Gäule. Die Els wirtschaftet am Herde. Dicker Rauch streicht durch die Tür in das Freie.

Peter Mölk ist unter den Reitern, kräht, schnattert wie sie, der Ausgelassenste, Lustigste von allen. Zuweilen trifft ein Blick den Bauern: Verstehst du mein Tun? Weißt du, warum ich bin, wie ich sein muß?

Der Bauer versteht ihn gut. Er weiß, daß der Knecht gefährliche Gedanken der Reiter an ihren Ort bannen will, daß sie nicht sich Raum schaffen.

Sie sitzen um den Tisch, sechs Reiter und der Knecht, und lassen es sich schmecken.

Weil es Hans Buß aus irgend einem Grunde so scheinen will, als ob heute Sonnabend ist, tut er, was er an den Morgen aller Sonnabende tut. Er holt sich das Betbuch vom Wandbort, setzt sich auf die Ofenbank und liest. Im Anfang liest er laut, wie er immer tut, wenn Els und der Knecht ihm zuhören. Da aber der Lärm am Tische plötzlich aufhört, sieht er auf, blickt in sechs erstaunte fremde Gesichter, senkt die Augen wieder und liest nun leise für sich weiter.

Ein altes Buch ist das mit großen, dicken, schwarzen Buchstaben auf vergilbten Blättern. Am Rande und oben am Kopfende des Blattes sieht man Bilder: ein Kreuz; eine Taube, die sich herabsenkt; ein großes, breites Schwert; Gottes Auge, groß, strahlend.

Ein sonderbares Buch, so denkt Hans Buß und kann nun plötzlich nicht mehr lesen. Was soll die Taube an diesem Morgen, das Tier des Friedens? Das Schwert, das nicht straft, das am Blatte bleibt? Und was soll das große, offene Auge Gottvaters, das diesen Frevel nicht sieht?

Er blickt auf; neben ihm steht einer der Reiter, ein Stück Fleisch in der Faust — sie essen schon am Morgen Fleisch, der Knecht hat es von Els gefordert — und sieht ihm in das Buch. Er schiebt die Hand des Bauern fort, das Bild genauer

zu sehen: Es ist die Taube unter dem offenen Gottesauge. Er lacht laut, schlägt mit der Faust, die das Fleisch hält, auf das Blatt, nimmt es dem Bauern aus der Hand, wirft es durch die offene Tür auf den Hof und setzt sich wieder an den Tisch. Der Knecht will erschrocken aufspringen, fällt aber, da er den Bauern still vor die Tür gehen sieht, wieder auf seinen Sitz.

Hans Buß sucht draußen nach dem Buch. In einer Lache, die Regen und Schnee gebildet haben, liegt es. Er hebt es auf, reinigt es von Schmutz und Wasser, schiebt es unter den Rock und muß plötzlich in sich hinein horchen. In seinem Inwendigen ist noch immer dies Geheimnisvolle, Dunkle, dieser seltsame Blutschlag, ist etwas, was sich strafft, sich dehnen will, aber das ist noch wie ein Fremdes in ihm. Dreihundert Jahre altes Blut verschlossener Heidebauern ist langsam zu heftiger und unmächtig zu hastiger Tat. Der Bauer horcht über den Wald hinüber nach dorthin, wo die Kirche steht. Jemand spricht von dort. Christian Buß ist es, der seinen Hügel unter dem hängenden Goldregen hat und der nun seine Rede aus dem Grabe heraus an den Sohn gehen läßt.

„Es ist mein Buch, Hans," so spricht er; „ich habe es von dem Vater bekommen, der es wieder von seinem Vatersvater hatte. Warum achtest du nicht besser auf das Unserige? Seit wann geht ein Bauer so mit dem Gut des Vaters um? Habe ich dich so auferzogen? Soll ich am jünsten Tage meine Hand beschmutzt zurückziehen, wenn ich sie vor Gott auf das Buch legen muß?"

Grollend spricht Christian Buß diese Worte. Und als der Sohn ihm ein leises und zages Kinderwort dagegen sagen will, schweigt der Alte. Der Bauer hört die Stimmen der Kriegsleute vor der Dielentür. Er wendet das Gesicht zu ihnen und sieht, daß sie die Gäule, gesattelt und gezäumt, auf den Hof ziehen. Mit Helm und Waffen traben sie durch das Tor über Heidekraut und niedrigen Ginster in der Richtung nach dem Walde hin ab.

Der Knecht tritt zu dem Bauern und sagt nichts. Aber da Hans Buß ihn fragend ansieht, antwortet er seinem Blick: „Sie kommen wieder."

„Wohin wollen sie?"

„Ich weiß es nicht. Ihr Ritt hat etwas mit dem Buch zu tun."

„Mit meinem Buch?"

„Ja, sie lachten und lästerten über Euer Buch und über Gott. Und dazwischen zischelten sie in der Sprache der Gegend, aus der sie stammen. Sie sind alle aus einem Dorf. Ich habe ihre Worte nicht fassen können. Sie wollen um den Mittag zurück sein."

Darauf sagte der Knecht mit leiser und bedrückter Stimme: „Wir haben dies und das getan, was wir nicht hätten tun dürfen. Sie sind die schlimmsten unter ihren Brüdern nicht. Aber man muß sich hüten, ihnen Ursache und Gelegenheit zum ersten Schlage zu geben. Sie werden dreister, und man weiß nicht, was sie dann plötzlich tun. Oder: Man weiß es doch und soll sich also hüten."

Um den hohen Nachmittag waren die Reiter wieder da, auf triefenden Pferden. Sie sprangen schnell von den Gäulen, als ob sie es eilig hätten, trugen etwas, was sie in grobe Leinwand gehüllt hatten, auf die Diele und zogen die Tiere nach. Einer stieg langsam und sorglich von seinem Gaul. Er trug einen großen weidengeflochtenen Korb in seiner Linken. In dem Korbe klirrte es. Es zeigte sich bald, daß Weinflaschen darin steckten.

Der Bauer war auf das Feld gegangen, als er die Reiter kommen sah.

Er schritt über den Roggenschlag, las hier und da Steine auf und warf sie seitwärts auf den Rain. Der Knecht trat zu ihm.

„Die Saat wird von Tag zu Tag schlechter, Peter", sagte der Bauer.

„Das ist wahr; aber wir sind noch immer durchgekommen."

„Im nächsten Jahre wird es trübe aussehen. Die Pferde sind nicht mehr da."

Die letzten Worte sprach er mit einem solchen Ton, als ob er dem Knechte etwas ganz Neues, Sonderbares und Wunderliches sage und nun hören müsse, was dessen Meinung dazu sei.

Doch der sagte gleichmütig: „Ja, die Pferde." Und dann sprach er weiter: „Sie sind im Kirchdorfe gewesen."

„Wer?"

„Die Reiter. Sie haben den Pfarrer beraubt, den Küster und die Kirche. Sie sind nicht leer wiedergekommen."

„Der Küster wird ihnen keine Schätze haben geben können."

„Der nicht, aber die Kirche."

„Sie haben sich doch nicht am Gotteshause vergriffen?"

„So etwas wird es wohl gewesen sein. Sie haben die Altardecken mitgebracht, auch die Kanzelbekleidung. Und einer von ihnen hat Kelch und Weinkanne mitgehen heißen. Auch den Wein dazu haben sie."

Der Bauer faßt seinen Knecht bei den Schultern, schüttelt ihn: „Den Wein zum Abendmahl?"

„Der wird es wohl sein, Bauer."

Hans Buß läßt seinen Knecht frei: „Das kann Gott nicht leiden, Peter Mölk."

„Hier in dieser Gegend sind die Reiter jetzt wohl mächtiger als Gott. Auch am Küster und Pfarrer sind sie nicht so vorübergegangen; ob sie ihnen aber nur den Reitergruß geboten oder sie gleich ganz totgeschlagen haben, das habe ich noch nicht heraus. Ich sage Euch dies alles, damit Ihr nicht erschreckt, wenn Ihr auf die Diele tretet."

Mit diesen Worten humpelte Peter Mölk wieder nach dem Hofe zu.

Die Reiter ließen den Bauern nicht zu sich heran. Sie hatten alles irgendwo unter Stroh und Moos versteckt, standen da, lachten und erzählten wie allstündlich. Nur der Korb mit dem Wein stand unter dem Tische. Der Bauer trat zu dem Knechte, als ob er ihn etwas fragen wolle. Der sprach zu ihm: „Wenn sie noch lange bleiben, werdet Ihr die Els doch in den Wald schicken müssen; Ihr geht mit, und ich bleibe. Wir wollen noch bis zum Morgen warten. Sie glauben mir, daß die Els blöde ist und werden sie nicht anrühren. Ich werde es heute wohl herausbekommen, wie lange wir noch auf den Abschied warten sollen. Danach müssen wir uns einrichten. Ihre Reden gefallen mir nicht mehr."

„Ja, ja", sagte Hans Buß; aber er hatte nicht verstanden, was die Rede des Knechtes bedeuten sollte. Er trug seinen eigenen Gedanken im Kopfe herum. Wie im Traum trat er zu Els und sagte: „Elseken min, doh du dat Rechte in allen Dingen." Wie im Traum ging er zur Tür, drehte sich noch einmal um, sah den Knecht an, als ob er ihm noch etwas Wichtiges zu sagen habe, sprach aber nichts, fuhr mit der Rechten über die Stirn, wie man tut, wenn man ein lästiges Insekt herabwischt, ging dann vor die Tür. Der Knecht, der für eine kurze Weile seine Arbeit am Herde unterbrach und hinter ihm herblickte, sah, daß

der Bauer die Richtung nach dem Walde zu nahm. Aber da er ihn barhaupt und ohne Stock und Überrock abgehen sah, dachte er sich nichts weiter, als er ihn unter den ersten knorrigen, krausen Kiefern verschwinden sah.

* * *

Der Bauer ging tief in Gedanken vergraben in den Wald hinein. Er schritt, ohne vom Wege aufzusehen. Der frühe Novemberabend kam und legte sich schwer und dunkel um seine Füße. Hans Buß kannte den Weg, den er zu nehmen hatte, auch ohne Licht.

Spät in der Nacht kam er in dem Kirchdorfe an. Dort war hier und da in den Häusern noch Licht. Er pochte an eine der Türen. Erschrocken öffnete man ihm. Hans Buß hörte sogleich, was er erfahren wollte.

Am Vormittage waren Reiter dagewesen, waren auf den Pfarrhof gesprengt und hatten den Schlüssel zur Kirche gefordert. Als der Pfarrer den nicht hatte geben wollen, hatten sie ihm den Säbel quer durch das Gesicht gezogen, waren auf den Friedhof gejagt, hatten dem Küster, der mit der Axt herzugeeilt war, blutige Hiebe gegeben, die Axt genommen, das Schloß der Kirchentür zerschlagen, mit der Axt auch den Kirchenschrank geöffnet, Altargerät und Kanzelbekleidung herausgerissen, auch den Altar selbst der Decke beraubt, waren darauf noch einmal auf den Pfarrhof gejagt, forderten, da der Pfarrer viel Blut verloren hatte und betäubt auf dem Bette lag, von der Pfarrerin Wein, den sie ausreichend bekamen, waren zuletzt, als einige beherzte Bauern sich eben sammeln und mit Sense und Beil den Reitern Widerstand leisten wollten, vom Pfarrhofe herab und aus dem Dorfe gesprengt.

Nach dieser Rede ging Hans Buß wieder aus der Tür, ohne Gruß.

Er nahm den Weg auf den Friedhof zu, schritt zur Kirchentür. Es war richtig: man konnte sie öffnen; das Schloß war zerschlagen. Er tastete sich langsam in die Kirche bis an den Altar, ließ die Hände an ihm herabgleiten: nacktes Mauerwerk, ohne festliche Decke, so stand er da. Er ging mit leisen und ehrfürchtigen Schritten zur Kanzel. Auch dort faßte seine Hand nur kahles, entkleidetes Holz.

Langsam ging er wieder in den Gang, nickte dorthin, wo der Altar stehen mußte, über den sich das Kreuzigungsbild erhob, nickte noch einmal und ging durch die Tür den Weg zurück.

Durch das Glockenhaus trat er wieder auf den Friedhof. Sein Fuß stieß an etwas Hartes. Er bückte sich. Er ergriff etwas Kaltes, Eisernes. Es war eine Axt. Der Bauer dachte: Sieh, die Axt des Küsters. Noch ohne einen bestimmten Willen, ließ er sie doch nicht wieder. Er umschloß den Stiel hart mit der Rechten, ging, als ob heller Tag wäre, an das Grab des Vaters. Die Zweige des Goldregens fuhren ihm über das Gesicht und durch das Haar. Er strich mit fester Hand über das Kreuz, dort, wo der Name des Vaters stand. Dann ging er vom Friedhofe hinab zum Dorfe hinaus und war nun schon wieder auf dem Wege, der ihn in seine Heide hinausführte. Abermals ging er Stunde um Stunde. Die Nacht hob sich zwar noch nicht über die Baumspitzen. Aber zwei oder drei Stunden konnte es nur noch dauern, dann mußte die erste graue Helle heranziehen.

Hans Buß stand unter den letzten Waldbäumen. Das Dunkle, niedrig Gestreckte war sein Hof.

Jäh war ihm, als ob der Atem stillstehen und der Blutschlag aussetzen wollte. Er meinte, etwas Rotglühendes aus Dunklem heraus leuchten zu sehen. Auch Brandgeruch kam zu ihm herüber.

Aber das konnte wohl nicht sein; denn, wie er trotz der Dunkelheit sehen konnte, der Hof stand.

Er ließ die Axt nicht fallen, lief mit großen, ungelenken Sprüngen auf seinen Hof zu.

Das Rote, Glühende erlosch nicht; es blieb; er sah im Näherkommen, daß die leuchtenden Flecke zahlreicher wurden.

Nun stand er am Hoftor. Vor ihm lag ein runder, dunkler Haufen, aus dem es rot leuchtete.

Auch Rauch — ja, es war Rauch — stieg hell und bläulich in kleinen Fahnen daraus hervor.

Stroh hatte man verbrannt. Stroh? Wer verbrennt hier Stroh? Und warum hält der Knecht keine Wache bei dem Brand?

Nein, er roch es nun: Garben hatte man verbrannt; Ähren, die noch Korn in sich geborgen hatten. Ja, so war es.

Er bückte sich; sein Fuß stieß gegen etwas, was Widerstand gab.

Er tastete, fühlte, griff: Ein Mensch lag da.

Die Axt entsank seinen klammernden Fingern. Er schob die Asche von dem Gluthaufen, um sehen zu können.

Er schrie auf.

Nach langen und harten Stunden dumpfer Qual machte seine Seele sich frei durch diesen Schrei.

Sein Knecht war es, der vor ihm lag.

Der Kopf war, über einen Stein, tief nach hinten gesunken. Die Beine lagen bis zu den Knieen in der Glut. Blut war von der Stirne abwärts gelaufen und war im Bart und in den Winkeln des geöffneten Mundes verkrustet. Hände und Gesicht waren kalt. So lag Peter Mölk, der getreue Knecht, vor dem Bauern. Er war tot.

Da schrie Hans Buß zum andernmal auf.

* * *

Er hockte neben Peter Mölk hin, streichelte sein erkaltetes Gesicht, das von furchtbaren Hieben getroffen war, zog die verkohlten Füße aus dem Brandhaufen, streichelte auch diese. Dabei stieg gelber, beißender Rauch aus dem Haufen. Sie hatten also auch Körner, das gedroschene und gereinigte Korn, in das Feuer geschüttet.

Stille umkroch ihn wie ein graues, lauerndes Tier. Wie es seine trägen Glieder um ihn schleppte, erfuhr er in sich, wie es geschehen war.

In der Wut des Weines waren die Reiter über den Knecht hergefallen, der die Macht über sie verloren hatte. Darauf hatten sie Garben auf den Hof geworfen, hatten Feuer vom Herde dazu getan; warum? Nun, es waren trunkene Kriegsleute, deren stete Gedanken wohl Morden und Brennen sein mochten, die nur zuweilen einmal, wenn ein stärkerer Geist ihnen seinen Willen entgegensetzte, unterdrückt wurden, danach aber, wenn der sie nicht mehr beherrschen konnte, desto wilder hervorbrachen. Als die Garben lustig brannten, schütteten sie auch noch

das Korn dazu, die letzte Habe des Heidebauern. Das hätte der wilde Rausch ihnen gewiß nicht eingegeben, wenn Hans Buß der Besitzer eines reichen Hofes gewesen wäre.

Wieder gleitet seine Hand streichelnd über das Gesicht Peter Mölks: Gute Wache hast du gehalten, lieber und getreuer Knecht. In einer Ecke hattest du dich verkrochen, ihnen entronnen, da sie dich fast zu Tode getroffen hatten. Deine Hände sind schwarz und von Feuer verbrannt. Da die Reiter wieder auf die Diele gegangen waren, kamst du hervor, den Brand zu löschen. Nein, löschen konntest du ihn nicht mehr; deine Kraft reichte nicht mehr dazu, Wasser herbeizuschleppen. Mit den Händen hast du die Glut auseinanderreißen, mit den Füßen sie austreten wollen. Du bist gefallen, hast dich dann noch, an der Erde liegend, zum Brandhaufen hingeschleppt. Dabei hat deine Kraft dich ganz verlassen. Deine Füße blieben in der Glut. So bist du gestorben.

Das Ohr des Bauern vernimmt ein kleines, zages Wimmern und Weinen. Und er weiß: Er hat es schon die ganze Zeit gehört, da er neben dem Knecht hockte und in den Gluthaufen starrte.

Langsam, schwer wie ein ganz alter Mann steht er nun auf, geht nicht an den Ort des Weinens, tritt dorthin, wo noch ein paar Bündel Moos verloren in einem Winkel liegen. Er nimmt sie, kratzt die Asche, die sich wieder gebildet hat, von dem Brandhaufen, legt ein Bündel und noch eines dazu. Er muß es hell haben. Er hat ein Grauen in sich, das es nicht leidet, im Dunkel bis dorthin zu tappen, wo jemand sitzt und weint.

Er bläst in die Glut. Langsam gerät das trockene Moos in Brand. Es wird hell um ihn. Bis an die Dielentür greift die Helle. Das Weinen flackert auf, wird laut. Er wendet sein Gesicht dorthin.

Die Els liegt neben einem Steinhaufen. So liegt sie da: barfuß, das volle Haar in wüsten Strähnen vom Kopfe und auf die Schultern hängend, das graue Leinenhemd zerrissen und kaum die Blöße deckend, Gesicht und Arme zerkratzt. Ohne Aufhören wimmert und klagt sie.

Hans Buß streckt die Hand nach ihr aus, bittend. Und dabei sagen seine Lippen wie ein Wiegenlied den guten Spruch der Mutter:

„Elseken min,
Elseken min —."

Er steht auf, will sich im letzten Flackerlicht des brennenden Mooses hin zu ihr tasten, will sie in seinen Rock hüllen, die nun so arme Blöße decken. Da springt sie auf, schreiend: Die Hand des Vaters darf sie nicht berühren, nach dieser Nacht nicht. Er folgt ihr; aber die Angst vor der Hand des Vaters macht die Füße der Els noch schneller als an anderen Tagen.

Das Tor, das vom Hof in den Weg auf das Feld führt, ist nicht geschlossen. Sie schlägt mit dem Kopf gegen eine Stange. Wimmernd und mit den Händen die Stirne haltend, läuft sie den Weg hinab am Kornfeld entlang, windet sich unter einer alten Kiefer, die der letzte Sturm quer über den Weg gelegt hat, hindurch und läuft mit immer schnelleren Füßen dem Moore zu. Hinter sich auf dem Wege hört sie das Getrapp der Schritte des Vaters.

Ein Grauen hat sie gefaßt, das sie vorwärts treibt. Sie schreit fast ohne Aufhören. Es ist ein Keuchen, ein quiekendes Bellen, das sie in kurzen Zwischen-

räumen über die Lippen stößt. Sie läuft mit ganz langen Schritten, wie sie noch nie gelaufen ist.

Sie springt über einen Graben, kriecht durch Gebüsch. Die Zweige reißen an ihrem fliegenden Haar. Blut läuft in feinen Fäden über die Wangen, den Hals hinab. Hinter ihr tastet der Vater sich durch die Büsche.

Sie läuft an einem Feldrain entlang auf ein kleines Kieferngehölz zu. Im Schatten der Bäume verschwindet sie. Barmherzig legt Dunkel sich um sie herum. Sie hält inne. Sie hört keine Schritte mehr. Sie lehnt die schmerzende Wange an die Rinde eines Baumes.

Da hört sie wieder die Stimme des Vaters. Und wieder beginnt sie zu laufen. Die Worte, von denen der Vater glaubt, daß sie die Tochter zu ihm ziehen, treiben sie weiter. Aber sie schreit nicht mehr. Die Kehle ist ihr wie von spitzen Nägeln aufgerissen.

Sie stürzt eine Böschung hinab, überschlägt sich, fällt auf einen Haufen zusammengetragener Steine und bleibt hart neben einem Moorloch liegen. Die Kraft, sich zu erheben, hat sie nicht mehr. Sie kriecht, tastet um sich; ihre Hand greift in Wasser. In einer Vertiefung zwischen Schilf und Binsen fällt sie erst auf die Seite, dann auf den Rücken.

Sie spürt die Kälte des Moorbodens nicht, bewegt den Kopf ein paarmal, als suche sie eine bequemere Lage für ihn. Dann sieht sie mit großen, weit offenen Augen nach oben.

Zweimal hört sie über sich auf der Böschung die Stimme des Vaters; einmal erscheint er oben am Rande. Er steht still, geht dann ein paar Schritte, horcht in die Ferne, geht wieder, horcht und steht abermals still. Krumm, die Schultern nach vorne gezogen, so steht er da. Er sieht sie nicht. Unten ist es dunkel.

Aber doch packt die Angst sie wieder, das Grauen vor der Hand des Vaters und dem Spruch der Mutter. Sie versucht sich aufzurichten und weiterzulaufen. Es geht nicht. Still und kraftlos muß sie liegen bleiben. Beine und Füße und die weit nach rechts hinübergeschobene Hand liegen im Wasser. Der Vater verschwindet. Es wird still. —

Ruhig ist es hier, ganz ruhig.

Aber vielleicht kommt er noch wieder, sucht, findet sie.

Sie muß noch weiter in die Kühle gleiten, heimlich, leise.

Wie hell das Wasser ist.

Nein, das Wasser ist es nicht und nicht der Mond, der im Wasser liegt. Die Sonne ist es, die scheint auf alle Kreuze rings auf dem Friedhof. Sie war in der Kirche, mit dem Vater. Sie steht am Grabe der Mutter. Einer geht an ihr vorbei. Er spricht zu ihr. Gut klingt das. Er fragt, wann sie wieder hierher kommt und wo sie wohnt. Er will einmal zu ihr in die Heide kommen.

Ein Wasserhuhn schreit. Ein spätes Rebhuhnpaar ruft: Zerr-reck! Zerr-reck! Ein anderes antwortet.

Zu Hause liegen sie nun alle und ruhen von der täglichen Arbeit.

Nein, sie ruhen nicht, sie schlafen noch nicht. Es ist ein Sonntag. Alle sind sie zum Gottesdienst gewesen. Sie selber steht nun am Abend am Torpfosten, sinnt: Was sprach er? Ob man ihm entgegengehen darf, wenn er kommt, wie er gesagt hat? Ob man es dem Vater sagen darf? Der Vater weiß, woran man denkt. Er steht plötzlich hinter einem, sagt:

„Elseken min,
Elseken min —."

Pfui, du gelbes Gesicht! Pfui, du giftige Glut, die aus den gelben Gesichtern schlägt! Pfui, oh, pfui!

Wie hell der Mond ist, zu hell.

Weiter in die Kühle hinein.

Er kommt, er ist wieder da, er, vom Stein der Mutter. Er nimmt sie in seinen Arm, spricht zu ihr in leisen, gleitenden Worten.

Wie gut es bei ihm ist, wie stark und zart er ist.

Wie hoch die Nacht ist. Wie gut es sich in seinen Armen liegt. Wie seine Worte zum Flüstern werden, zum Flü—stern!

Dies kann man der Mutter sagen.

Dies darf der Vater wissen.

* * *

Hans Buß steht lange unter den dunklen Bäumen, horcht mit vorgeneigtem Leibe in das Dunkel. Nichts dringt an sein offenes Ohr als der erste Ruf eines frühen Vogels, nichts von der Els.

Jäh fühlt er sich wie von einer starken Hand herumgedreht, geht, weiß im Gehen, daß er die Richtung auf seinen Hof zu nimmt.

Er ist wieder vor dem Tor, tritt vorsichtig an Peter Mölk vorbei, steht vor der Dielentür, öffnet sie. Er will zum Herde gehen, lauscht drei Atemzüge lang. Ein Pferd springt auf, erschreckt durch das heftige Knarren der Tür. Atemzüge von Menschen gehen gleichmäßig durch die Stille. Ein fremder Geruch schlägt ihm entgegen. Das ist der verschüttete Wein. Der Bauer geht quer über die Diele. Zuweilen stößt sein Fuß an einen Menschen; der rührt sich nicht.

So kommt er zum Herde. Er tastet nach dem Talglicht. Das steht an seinem Platze. Er entzündet es, wendet sein Gesicht nach der Diele. Da liegen sie.

Langsam tritt er, das Licht in der erhobenen Hand, von einem zum andern. Auch hier sieht er Garben; aber es sind ihrer nicht mehr viele. Die haben sie sich aus dem Fach geholt, ein reiches Lager herzurichten, so reich sie es bei Hans Buß, dem Heidebauern, haben können. Darauf liegen sie, schon im letzten unruhigen Schlafe der Trunkenen. Ungeheuerliche, widerliche Unzucht spricht aus der Lagerung ihrer Glieder.

Er tritt zu den Pferden, will das Lederzeug, mit dem sie an die Pfosten gepflockt sind, lösen; aber er knotet es dann fester. Er leuchtet in das Fach hinein, in dem die Garben, der Vorrat für das Jahr und für die Saat des Frühlings, lagerten. Es ist leer. Nichts mehr ist darin.

„Es ist nichts mehr da", spricht Hans Buß zu sich; „die letzte Garbe ist fort und hin. So muß es sein."

Sie haben die Garben auf die Diele geworfen, sich ihr Lager daraus gemacht, die Els zu sich gezerrt, die kleine Els, deren Sinne in der Stille des Heidehofes schliefen, um einmal von einem, der dazu von Gott ausersehen war, freundlich und in Liebe aufgeweckt zu werden. Sie haben den Knecht, der hinzugesprungen ist, erschlagen, haben getan nach ihrer Lust. Und morgen wollen sie fort.

Er tritt auf den Hof. Sein Fuß berührt etwas Hartes. Er greift danach. Es ist die Axt des Küsters, die er vom Kirchdorfe mit sich trug bis hierher. Sie entsinkt seiner Hand; was ist ihm die Axt? Ein totes Ding. Seine Finger wühlen im Barte, reißen daran.

Seine Hand tastet um sich. Er steht an der Hauswand neben dem Fenster, das zur Kammer Peter Mölks gehört. Er faßt etwas Hartes. Er kennt es; es ist die Krauthacke, die im Frühjahr dem Unkraut wehrt.

Wie aus einem Riß heraus ist Helle um ihn, weit, hoch.

Er steht vor seinem Kornfelde. Aber er ist nicht allein. Alle Bauern des Geschlechtes sind bei ihm, von dem alten, grauen, sagenhaften Hans Daniel bis hinauf zu Christian Buß. Alle sind da, die je auf diesem Hofe gesessen haben. Er steht unter ihnen; und wo soeben noch trunkene, schlafende Reiter auf Garben lagen, grünt ihm nun Korn.

Aus der Ferne lärmt und rasselt es plötzlich heran. Laute Schläge, donnernd, grollend, lange nachhallend, dringen über den Wald herüber. Und rasselnd und donnernd kommt es näher.

„Das ist der böse Feind", sagt Hans Daniel Buß.

Er ist schon da. Auf hohem Rosse sitzt er, prächtig angetan, mit Waffen geschmückt. Macht geht vor ihm her. Pracht schreitet neben ihm. Gewalt folgt dem Schritt seines Rosses.

Er schreitet über das Feld, über das grünende Kornfeld. Und wo der Huf seines Rosses die Saat berührt, da schießt Unkraut hervor; und wo er seinen Blick auf das junge Korn wirft, da wuchern Disteln und gehen Dornen auf. Dann jagt er weiter. Das Feld, das er hinter sich zurückläßt, ist ein wüster Acker voller Unrat.

„Hast du noch ein anderes Feld, Hans?" fragt Christian Buß.

„Ich habe nur dies."

„Hast du noch Korn im Fach?"

„Dort grünt das Korn der letzten Garbe."

„Soll der böse Feind es dir durch Unkraut vernichten? Hacke, Hans Buß, hacke das Unkraut aus!"

Der Bauer tastet mit bebenden Fingern zur Tür. Neben ihm schreiten Vater und Vorvater, groß wie Gott; ihre Stimmen rauschen wie der Sturmwind im Walde. Seine Hand wird fest.

Lauter und wie der Ton sehr starker Posaunen klingt die Stimme der Väter: „Hacke, Hans Buß! Hacke das Unkraut aus!" —

Er erschlug sie.

Mit der Hacke erschlug er sie alle.

Er verschonte keinen.

Dann ergriff er das brennende Licht.

Feuer tat er in die geschändeten Garben.

Er verbrannte mit Feuer die besudelte letzte Garbe.

* * *

Mit flackernden Augen steht Hans Buß vor seinem brennenden Hofe. Er verspürt nicht die Hitze, die seine Haut ausdörrt. Peter Mölk, den Guten, Getreuen, hat er beiseite geschleppt.

Die Wände, die aus Fachwerk bestehen, fallen um. Mit den brennenden Sparren stürzt das Dach ein. Flammenbündel steigen auf, flattern in der Luft auseinander, fallen wieder herab, versengen ihm Haupthaar und Bart. Er spürt es nicht. Er meint, er steht vor dem Unkraut, das er ausgereutet und auf einen Haufen getragen hat und das er verbrennen muß, damit es ganz vergeht.

Einmal tastet eine gekrümmte, kriechende Gestalt, der Bäche Blutes über das Gesicht geflossen sind, aus einer noch vom Feuer verschonten Ecke hervor. Sie ist blind, greift hierin, dorthin, spürt Kühle, labende Kühle an den Händen, will weiter.

Er sieht es mit lauernden Augen. „Eine Ratte! Sieh! Das Ungeziefer will sich retten. Hinein damit in das Feuer!" Mit den Füßen stößt er sie zurück, in die Glut hinein.

Schreie, die von Tieren kommen, dringen aus dem Feuer. Mit verzerrtem Gesichte horcht er darauf. Das Gewieher von Pferden klingt seinen Ohren fremd.

Eine hohe Tiergestalt steht zwischen hängendem Sparrenwerk. Sie schüttelt das Haupt, um das der Rauch verbrannter Mähne zieht, von einer Seite zur andern. Mit einem brennenden Balken wirft er das Tier zurück.

Allmählich wird es still. Lauernd und mit bösen Blicken umkreist der Bauer den Schutthaufen, der Schwaden gelben und schwarzen Rauches emporwirft, bis an den Mittag. —

Am Abend des Tages, an dessen Morgen die Leute aus dem Kirchdorfe über den Wald herüber hellen Schein wie von einem Feuer gesehen hatten, kam ein Mann in das Dorf. Er war ohne Rock. Sein Haar war versengt, sein Gesicht mit Brandwunden bedeckt. Er trug einen anderen Mann auf seinen Schultern, legte ihn auf dem Friedhof unter einen schützenden Baum und verschwand wieder ohne Rede. Es war ein alter, sehr gebückt gehender Mann.

Den Toten kannte niemand. Manche glaubten ihn schon einmal oder vielleicht gar öfter gesehen zu haben. Aber sein Antlitz war von klaffenden Hieben so entstellt, daß keiner etwas Gewisses sagen konnte. Man legte ihn auf eine schnell hergerichtete Bahre und stellte diese vorläufig in das Glockenhaus.

Am nächsten Morgen war der Mann wieder da. Es war ein alter und ein im Geiste wohl wirrer Mann. Seine Kleider waren naß. An seinem Leibriemen klebten Gräser und vergilbte Blätter von Wasserpflanzen. In seinen Armen hielt er die Gestalt eines Mädchens, von dem man nicht sogleich wußte, ob auch sie tot oder nur von einem Unglück überrascht war. Er hatte sie in einen Rock gehüllt, trug sie in das Glockenhaus und bettete sie dort neben den toten Mann. Darauf verschwand er abermals.

Als die Menschen herzukamen und das Mädchen besehen wollten, wurden sie gewahr, daß sie es mit einer Toten zu tun hatten. Man kannte sie. Es war die Tochter eines Heidebauern weit drüben hinter dem Walde. Eine Frau aus dem Dorfe erzählte, daß er zwei Abende vorher spät an ihrer Tür gewesen und in einer sonderbaren Art nach dem und diesem gefragt hatte.

Als das Gerücht im Dorfe herumkam, kümmerte ein junger Bauer sich sogleich um die Tote. Man wußte, daß er im Sommer einmal auf dem Friedhof bei ihr gestanden und mit ihr gesprochen hatte. Er ließ sie in sein Haus tragen und bestellte einen Sarg für sie. Auch der tote Mann bekam seinen Sarg.

Am dritten Tage danach brachte man sie zu Grabe. Der Pfarrer und der Küster, die selber noch krank waren, versahen ihr Amt. Die Predigt ging über einen Spruch, den einige als die einzige Rede des Bauern von ihm gehört hatten, als er die Tochter in der Kirche bettete. Denn es stand nun fest, daß der, der allen als ein alter und fremder Mann erschienen, kein Fremder, sondern der Vater des Mädchens gewesen war.

Der Spruch hieß: „Elseken min, doh du dat Rechte in allen Dingen!"

Während der Predigt war der Mann plötzlich wieder da. Er stand neben einem Grabe, über das ein Goldregen seine Zweige hing. Da der Pfarrer seine Worte beendigt hatte, die Glocken zu läuten begannen und das Grab geschlossen werden sollte, wartete jeder, daß er hinzutreten und, wie es die Sitte will, drei Hände Erde auf den Sarg werfen sollte. Aber er tat nichts dergleichen, stand nur von ferne und sah herüber. Und als dann die erste Schaufel Erde auf die Bretter schlug, eilte er gebückt und mit schleppenden Schritten vom Friedhofe und sah sich nicht um. Man hat ihn nie wieder gesehen.

Den unbekannten Toten brachte man nicht weit davon zur Ruhe.

Jedermann wußte nun, daß der Krieg wieder im Lande war.

* * *

Deutsche Kraftverschwendung

Von

Hermann Mark

Es wird wohl noch auf lange Zeit Gegenstand heftigen Streits unter den Deutschen sein, ob der Zusammenbruch im Weltkrieg mehr der Wucht feindlicher Tanks oder feindlicher Lüge, mehr der Erschütterung unserer Front durch militärische Maschinen oder durch zivile Propaganda von außen und innen zuzuschreiben ist.

Unstreitig aber sollte die Tatsache sein, daß zu den wirksamsten Propagandamitteln der Gegner die Suggestion von der erlösenden Macht der westlichen Demokratie gehörte.

Der Besiegten Fluch ist stets der Zank über die Ursachen des Zusammenbruchs gewesen. Andere im Kampf unterlegene Völker haben diesen Streit nach kurzen schweren Jahren überwunden, haben ihre Wunden und ihre Schande schnell vor den schadenfrohen Siegeraugen verdeckt und trotzig aus der Niederlage den verstärkten Willen zum Aufstieg wachsen lassen.

Nicht so die Deutschen! Jahrein, jahraus tobt bei uns der öffentlich geführte Streit über die Gründe des Zusammenbruchs in Presse und Untersuchungsausschüssen, und nur den Deutschen blieb es vorbehalten, statt sich von der suggestiven Wirkung der westlichen Legende allmählich freizumachen, die den Feinden doch ebenso ein Kriegsmittel war wie Lüge, Giftgas und Blockade, aus ihr eine Heilslehre zu formen, die wie ein neuer, unduldsamer Glaube mit aller dogmatischen Systematik verstrebt und „verankert", und deren Anzweiflung oder Bekämpfung wie Ketzertum verpönt werden mußte.

Die Welt ist inzwischen weitergelaufen; auch die Sieger bekennen in immer häufiger werdenden lucida intervalla allmählich sich zu ihren Lügen als Kriegsmittel und beginnen

über deren Residuen bei den Deutschen zu lächeln. Es paßt ihnen aber schließlich doch in den Kram und entspricht auch ihrer jahrhundertelang geübten Politik gegen Deutschland, daß dieses so sicher an der demokratischen Suggestion, und gerade an dieser, festhält.

Angesichts der schweren Krisen, die der Weltkrieg über alle Völker verhängt hat, wird es den Spaniern und Italienern vom „Weltgewissen" nicht verdacht, daß sie die „westliche Demokratie" durch Diktatur und Faszismus überwunden haben. Auch Griechenland darf das tun. Und das ochlokratische System der Sowjets, das auf der Tyrannis einer kleinen Menge orthodoxer Marxisten beruht, wird nicht wegen seines verfassungspolitischen Inhalts bekämpft, sondern wegen der wirtschaftlichen Wirkungen seines kommunistischen Terrors.

Nur Deutschland, das geographisch am unsichersten gebettete Land, darf sich, ebensowenig wie es rüsten darf, nicht nach seiner Eigenart und Notwendigkeit organisieren. Dem Stirnrunzeln des Auslandes ist freilich stets als bester Bundesgenosse der deutsche Parteiphilister beigesprungen mit der Deduktion, daß ein Rütteln an den Grundpfeilern seines neuen Systems den Rückfall ins Hunnentum bedeute, uns erneut die Feindschaft aller zuzöge und den ersehnten Weg zur „gleichberechtigten Nation" erschwere.

Man könnte unseren Landsleuten, die so reden und die noch vor der Wahl Hindenburgs zu 40 Prozent vor dem Urteil des Auslands bebten, während das jetzt in diesem Namen allenthalben Ruhe und Sicherheit, Vertrauen und Kredit Deutschlands verbürgt sieht, auf die bekannte Stelle im alten Simplizissimus verweisen, wo dem Helden dieses heute noch modernen Werkes der welterfahrene fränkische Kavalier zuruft: „Ihr redet von der Sache, wie ein Deutscher. Wenn Ihr aber einer anderen Nation zugehörtet, so wollte ich sagen, Ihr hättet geredet wie ein Narr!"

Wenn solche Auffassung über unsere innere Organisation nur ein närrischer Luxus wäre, der aus dem Vollgefühl eines sicher gefügten Staatswesens entspränge, dann könnte es noch hingehen.

Leider aber ist solche Sinnesart viel gefährlicher als eine bloße deutsche Narretei.

Sie ist einmal ein Beweis, daß der Deutsche sich nicht freimachen kann von Lehren, die den herrschgierigen Überwindern des Alten auf halbem Wege entgegenkamen, und deren Pflege diese nur in der Nutznießung der Herrschaft befestigt. Und dann wirkt sich die Suggestion von der westlichen Demokratie geradezu in eine Verschwendung von besten und letzten Volksgütern aus, die nachgerade den Bestand der Nation bedroht.

Das Verharren in diesem System bedeutet schließlich nichts anderes als das Verharren in Knechtschaft.

Ein Volk in Not, in Zermürbung und Frondienst, bedarf weit mehr denn ein Volk im Glück eines Ziels, bedarf der Ideale. Dies Ziel ist da — es kann nur die Freiheit sein. Aber der Weg dahin, so bitter schwer er auch sein mag, ist und bleibt versperrt, solange unser politisches Wollen in die Formen eingezwängt ist, welche ihm die Nachahmung der westlichen Demokratie, ja mehr noch die Übertreibung westlicher Vorbilder beschеert hat. Nirgends in der Welt ist die Masse so gedankenlos zum Herren der Dinge gemacht, nirgends ist die öde, mechanische Zufallszahl so unumschränkt und blind souverän wie in Deutschland. Überall sonst ist neben einer sorgsam gepflegten Tradition als Hemmschuh oder Ausgleichsfaktor ein Senat oder ein Oberhaus als Teilhaber der Staatsgewalt eingeschaltet oder sind doch dem Staatsoberhaupt wirkliche Leitungsrechte in die Hand gegeben. Allenthalben sonst ist besser für die Stabilität der verantwortlichen Regierung gesorgt als bei uns, wo ein Dritteil jedes Jahres mit Regierungskrisen verbracht wird, wo fast in jedem Jahr mindestens einmal die Parteien der Boxkampf ums Dabeisein — neuerdings auch ums Nichtdabeisein — beschäftigt und alles um sie herum lahmlegt.

Lloyd George hat jüngst einmal über die englischen Verhältnisse dahin Klage geführt:

„Die Unstabilität der Regierungen ist das Erbübel der Demokratien. Wenn ihr nicht Einhalt geboten wird, dann muß das zum Sturz der verfassungsmäßigen Freiheit führen."

Lloyd George hört ängstlich den knöchernen Finger des Bolschewismus an die Türen des Britenreichs klopfen. Wenn er schon solche Furcht für die englische Freiheit hegt, wie sollen wir dann die deutschen Verhältnisse beurteilen, die wir noch viel tiefer in den Strudel der Unsicherheit der hemmungslosen Demokratie hineingerissen sind und denen der erbbereite moskowitische Nachbar noch viel dichter auf dem Nacken sitzt?

Seit dem Waffenstillstand haben wir alle Pressionen der Feinde in innere Parteizerfleischung umgeprägt, keine der Erfüllungskoalitionen hat es vermocht, den Jammer der Nation über diesen äußeren Druck zu einem geschlossenen Selbstbehauptungswillen nach außen zusammenzuballen. Die Parteien als Nutznießer des Systems von Weimar haben das nicht erlaubt, weil damit ihr unterhaltsames Spiel der Kräfte bedroht werden würde. Als aber die Regierung endlich die Zeit für gekommen erachtete, die Duldung von Diktaten und die leeren Proteste durch Verhandlung Auge in Auge mit dem Gegner abzulösen, da zerbrachen die Koalitionsfronten vor den Augen des Auslandes, und ihr Zerfall verbilligte diesem die Konzessionen an uns oder gab ihm die Handhabe zu peinlichen Verzögerungen.

Es ist unverkennbar, daß der filmhafte Koalitions- und Regierungswechsel bei uns ein gut Teil Schuld an der Tatsache hat, daß wir für magere Fortschritte den Gegnern immer doppelt und dreifach zahlen müssen, einmal, wenn sie uns ihre schlecht umrissenen Zusagen erteilen und dann, wenn sie diese, statt sofort, nach Jahr und Tag stückweise einlösen.

London und Locarno zeigen in dieser Beziehung das gleiche Bild. Die deutschen Parteien haben nicht gelernt, als Anteileigner der Souveränität das Ihre zu einem geschlossen deutschen Wollen nach außen beizutragen, sie spielen jeweils nur sich selbst.

Mag man auch darüber streiten, ob Ziel, Zeitpunkt und Tempo des Weges nach Locarno und von da nach Genf richtig gewählt waren, die Flüssigkeit der Regierung immer gerade im Moment höchster Spannung droht eine gradlinige und nach außen glaubhafte Außenpolitik unmöglich zu machen.

Daß eine immer noch unter pari in der Weltmeinung stehende, allseitige Schuldnernation, wie die deutsche, eine außenpolitische Aktion noch weniger als ein vollkräftiger, wehrhafter Staat nicht abblasen kann wie ein Kaisermanöver, bei dem man aus Gründen bequemerer Gästequartiere für den nächsten Tag eine „neue Kriegslage" ausgeben kann, sollten doch alle Einsichtigen allmählich begreifen. Aber auch einigen den neuen Weg mitschreitenden, neu koalierten Parteien schwebt als Ziel weniger die allmähliche Erreichung der deutschen Gleichberechtigung als der ersten Voraussetzung der Freiheit vor, als vielmehr das Idol des parteiprogrammgemäßen Pazifismus oder der stimmungsvolle Traum einer kreuzzugartigen Sammlung des Abendlands im antibolschewistischen Völkerbund.

Kein Zweifel, daß der Wille zur Freiheit durch solche Romantik immer wieder gebrochen und ein großer, schwer erkaufter Kraftaufwand fast umsonst vertan wird.

Noch weit stärker zeigt sich diese Verschwendung im Innern.

Hat es denn bisher eine Regierung wagen dürfen, ernstlich davon zu reden, geschweige denn dafür zu sorgen, daß über den Streit der Parteien hinweg der Sinn des Volkes auf die Freiheit gerichtet werde? Mancher Minister nennt sich heute einen Hardenberg, aber trotz dieses immerhin schmeichelhaften Namens hat noch keiner über die Sorge für den nächsten Tag und für die Erhaltung der Koalition hinaus an einem einheitlichen Volkswillen wirkliche Gärtnerarbeit zu verrichten vermocht. Wohl ist es schwer, einem hungernden, in seinen moralischen und produktiven Kräften tiefst erschütterten Volk einen solchen Willen zu predigen. Das beweist aber nicht, daß ein solches Volk nicht erst

recht Täufernaturen braucht, auch wenn sie heute noch so sehr in der Wüste predigen müßten.

Statt dessen vorsichtiges Abspähen des parlamentarischen Vorfelds, ängstliche Sorge, den Koalitionsgenossen nicht vor den Kopf zu stoßen, der nun einmal törichterweise das, was die Nationen allenthalben zusammenhält, die Tradition, als Ballast über Bord geworfen hat und nun in der Weltgeschichte haltlos zwischen der Unlust, seinen Irrtum zu bekennen, und dem Drang, durch agitatorische Verzerrung der öffentlichen Meinung die Ruderknechte bei der Stange zu halten, herumtreibt.

Der Erfolg ist, daß wirklich unabhängige Führernaturen aus dem politischen Leben ausgeschaltet sind, und daß diejenigen, denen die Herrschenden eine Rolle im Regiment mehr oder minder turnusgemäß, jedenfalls aber nur innerhalb der Zunft anvertrauen, ihre Verantwortung weniger von ihrem Gewissen bestimmen, als vielmehr von dem Urteil der Koalition begrenzen lassen, die, weil sie Mittäter ist, dies Verdikt in eigner Sache sicher sehr milde sprechen wird.

Welche zerstörende Wirkung dies System auf die Jugend ausübt, davon macht man sich in den Kreisen der Regierenden kaum die richtige Vorstellung. Sonst würde man vielleicht doch endlich Anlaß nehmen, in diesem staatspolitisch verlassensten Teil der Deutschen, man möchte fast sagen, dem verlassensten Bevölkerungsteil aller Zeiten, die Zukunft der Nation zu pflegen und zu ehren.

Wenn sonst kein Argument der Verschwendung in deutschen Landen Einhalt tun kann, so sollte es die Rücksicht auf die Jugend vermögen, die nach Ideal und Führer schreit, sich aber notgedrungen zu dem heutigen Parteistaat immer fremder und feindseliger einstellen muß, wenn nicht endlich die Brückenbauer ihr Werk beginnen dürfen, das lebenskräftige Alte mit dem Neuen versöhnend zu verbinden.

Das Rüstzeug, das der leere westliche Parlamentarismus den Konstruktionen bietet, reicht zu diesem Brückenbau nicht aus. Die zu überwindende Spannung ist mittlerweile zu groß geworden, um sie allein mit der Arithmetik der mechanischen Zahl und dem Balanciermaß der Parteien zu überbrücken. Dazu bedarf es anderer Maßstäbe, organischerer Baurisse und staatsmännischerer Werkzeuge, als sie die Zunfthütte der oktroyierter westlichen Demokratie bietet. Wenn wir über die Notbedachung von Weimar hinauskommen wollen, müssen wir den Mut aufbringen, uns von den Schlagworten und Irrtümern frei zu machen, die eine kranke Zeit dem irre gewordenen, geschmeichelten und doch betrogenen Urwähler zwecks Befestigung einer Klassenherrschaft als Pseudodauerwerte aufgedrängt hat.

Nachdem fast das ganze Volk proletarisiert, d. h. in seinen Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten in die größte Unsicherheit gestoßen ward, wo ist da eigentlich noch Grund für einen Klassentriumph? Nachdem über den Staat seine äußeren Gegner und fremde Gläubiger weit mehr zu sagen haben, als die festeste und breiteste Koalition, wo ist da eigentlich noch Anlaß zu solchem Ringen um die Herrschaftsrollen? Nicht nur die letzten Reste der Substanz der Wirtschaft und des nationalen Vermögens, sondern die Seele des Volks und vor allem der Jugend sind in ernstester Gefahr, wenn dies Spiel fortgesetzt wird.

Schafft Stabilität in unsere Verhältnisse, in unsere Regierung, sonst versinken wir in ewige Knechtschaft, das ist der Ruf, der sich immer mächtiger und lauter aus der Tiefe des Volks an die „Herrschenden 500" erhebt.

Man braucht deshalb nicht — und damit machen die Herrschenden dem Volk sofort gruselig — an die Diktatur zu denken. Für einen Faszismus fehlt dem deutschen Eigenwillen die Fähigkeit, der deutschen Nüchternheit der theatralische Schwung; für diese Art der politischen Hypnose eignet sich der zerspaltene Deutsche nicht.

Wenn er vom Westen wirklich lernen will, so mag er auf den Franzosen schauen, wie der unabhängig von der Regierungsform die Linie seiner nationalen Politik festhält

und deren Forderungen seinen Einrichtungen anpaßt, oder auf den Engländer, wie der die wenigen Paragraphen seiner Verfassung tatsächlich fortentwickelt, wie er betont, daß die Wähler nicht dazu da sind, ein möglichst „proportionales" Bild aller queren Meinungen im Land wiederzuspiegeln, sondern den Willen der Nation darzustellen.

Solchen wirklich „westlichen" Idealen hat Weimar nicht zum Leben verholfen, sondern nur ein mechanisches System aufgebaut, das die Verfolgung einer gradlinigen Außenpolitik ebenso erschwert, wie es nach innen seltsame Gestaltungen als Willensersatzmittel herausfiltriert. Die Bildung eines organischen d. h. der Geschichte, der Lage, der Eigenart und den Bedürfnissen eines Volkes angepaßten Willens ist aber der Hauptzweck einer Verfassung, nicht aber soll sie dem unmöglichen Versuch dienen, einer möglichst großen Menge möglichst große und gleiche Rechte und möglichst wenig Pflichten zuzuschanzen.

Eine solche organische Fortentwicklung unserer Verfassung ist aber gar nicht so schwer zu schaffen, wie es im Strudel des Alltags erscheint. Es bedarf dazu nur des Mutes zu der leider immer schwerer gewordenen Reise vom Irrtum zur Wahrheit, zu der freilich keine Freikarten ausgegeben werden. Eine volle Fahnenflucht von der Oriflamme der Demokratie braucht auch gar nicht die Voraussetzung für ein solches Unternehmen zu sein. Die Elemente sind da und mögen ruhig weiter Attribute der Demokratie bleiben, wenn diese dadurch selbst nur national-realpolitischer und organisch-willensgestaltender wird.

Es sind in den letzten Zeiten manche Vorschläge gemacht worden, die diesem Zwecke dienen können. Sie stammen zum Teil aus den Reihen der Demokratie selbst, sie sind deshalb nicht weniger ernst zu prüfen.

Hier soll nur einiges hervorgehoben werden. Daß man das Wahlsystem von der Allmacht der unabsetzbaren Listenhäuptlinge, die bisher gar nichts zu fürchten hatten, freier machen und den Persönlichkeiten aus kleineren Kreisen wieder Lust zur Beschäftigung mit der Politik machen muß, ist schon oft gefordert worden und vielleicht schon im Gang. Man wird damit die Zahl der Parteien sicherlich nicht stark verringern, aber man wird sie doch wieder in stärkere Fühlung mit dem Volk bringen und die Souveränität der blinden Zahl namentlich dann mindern können, wenn der übertriebene Proporz beschränkt und das Wahlalter heraufgesetzt wird.

Als Verfassungselement ist der Reichsrat vorhanden, der freilich ein trüber Ersatz des alten vornehmen Bundesrats ist. Er sollte, nachdem in Weimar der Plan eines Oberhauses gefallen war, ein Reichsorgan werden, das die Länder an die Interessen des Reichs bindet. Er hat diese Aufgabe nicht in vollem Maße erfüllen können. Er fand vielmehr seine wesentliche Funktion als föderatives Element im Interesse der Länder, nicht aber als Ausgleichsfaktor gegenüber dem westlichen Reichsparlamentarismus im Interesse des Reiches. Er kann die letztere Funktion auch deshalb nicht ausüben, weil seine Mitglieder in der überwiegenden Mehrzahl (mit Ausnahme der preußischen Provinzialvertreter) ihre Meinungen auch aus parlamentarischer Quelle, den parlamentarischen Regierungskoalitionen in den Ländern, beziehen und nicht unabhängig sind. So ist er wohl ein Hemmschuh gegenüber übertriebenem Reichszentralismus geworden, nicht aber ein retardierendes Moment gegenüber der übertriebenen Formal-Demokratie. Es fehlen ihm zudem auch die Zuständigkeiten, um wirklich einen Teil der Gewalt des Reiches und damit seines Gewissens darzustellen.

Da wir ein Oberhaus oder einen Senat nicht haben, müßte der Reichsrat zu einem vollwertigen Faktor der Reichsgewalt „aufgewertet" werden. Die damit notwendigerweise zu verbindende freiere Stellung seiner Mitglieder würden weder Reich noch Länder zu beklagen haben, weil er dann in vollem Umfang dem wahren Föderatismus dienen könnte, der aus der wirklichen Mitverantwortung für des Reiches Geschicke heraus das Band zwischen Reich und Ländern, statt es zu lockern, enger zu knüpfen in der Lage wäre.

Da ist weiter der Reichspräsident. Da er aus breitester Volkswahl emporsteigt, steht er dem Reichstag ebenbürtig zur Seite. Ein starkes Reichsoberhaupt würde vielleicht jetzt schon in der Lage sein, seine Rechte demgemäß auch ohne Paragraphen mindestens in den Fällen fortzubilden, wo die Verfassung offenbare Lücken enthält und wo deshalb konkludente Handlungen im Zweifel darüber entscheiden müssen, in welchem Maße er seine Rechte ausfüllt und ausbaut.

Es würde aber sicher auch keine großen Schwierigkeiten bieten, durch neue Vorschriften ihm die Stellung als Oberhaupt und selbständiger Faktor klarer zu umschreiben. Als Erleichterung würde es sicher schon allenthalben empfunden, wenn er, wie er den Kanzler aus eignem Recht beruft, ihn nicht schon auf jedes launische Stirnrunzeln einer Zufallsmehrheit des Parlaments wieder preisgeben und aufs neue auf die Suche gehen müßte. Die Reichsregierung würde dann, nachdem sie der Kanzler auf Geheiß des Reichspräsidenten zusammengestellt hat, im Interesse des Reiches von zufälligen Mißtrauensvoten unabhängiger werden. Das könnte durch Festlegung einer qualifizierten Mehrheit, durch Bindung an die Zustimmung eines anderes Reichsorgans u. dgl. geschehen. Jedenfalls könnte und müßte verhindert werden, daß der Dekorationswechsel oben ein so phantastisch eiliger wäre, wie wir ihn in letzter Zeit zu unserem Schaden haben sehen oder fürchten müssen.

Wir werden auf diese Weise zwar nicht alsbald das staatsnotwendigste Element, die Tradition, in unser politisches Leben wieder voll eingeschaltet sehen, aber wir würden doch auf solchen Wegen die Forderungen erfüllt sehen, die jeder Aktionär im Betrieb seiner Gesellschaft verwirklicht zu sehen wünscht und die in jedem wirtschaftlichen Unternehmen als selbstverständlich gelten: wir würden endlich mehr Stabilität in unser politisches Leben bringen und so die Möglichkeit öffnen, daß eine Regierung auch über die Sorgen des nächsten Tages hinaus an der Zukunft der Nation arbeiten, daß sie endlich Brücken schlagen könnte aus der Vergangenheit in die neugestaltete, bitter schwere Zeit. Diese Brücken bedürfen wir vor allem der Jugend halber und wegen des Ziels, das allem unserem Ringen gestellt sein muß, wegen des mühseligen Aufstiegs zur Freiheit. Verharren wir im Gestrigen, so bleiben uns ewig die Ketten.

Die lebende Puppe

Erzählung

von

Theophile von Bodisco.

Die beiden kleinen Mädchen standen vor der Puppenwiege, die fast so groß wie eine Kinderwiege war und in der die Puppe Leonore unter ihrem Schleier und der lila Seidendecke schlief. Trou verhielt sich so ruhig, wie ihre große Lebendigkeit es nur irgend zuließ. Ihre Hand zuckte in Madeleines winzig kleiner, heißer Hand. Madeleines Stimme zirpte so fein in dem großen, halbdunkeln Zimmer mit dem blauen Ampellicht und den verwischten Schatten. Ganz tief unten im Schloß waren die Kinder, über ihnen wuchs das große Haus in mehreren Stock-

9*

werken weiter. Es hatte so viel Leben in sich, dies Haus, denn es wohnten ja immer so viele Menschen beim Großvater. Trou schien es, als rausche etwas von diesem Leben bis zu ihnen herunter in die duftende, blaue Kühle, in der die kleine Madeleine mit ihrer Mutter schlief. Trou stand ganz straff vor Spannung da, sie sollte jetzt endlich das Geheimnis hören, bis zum letzten Tag hatte Madeleine es aufgeschoben, ihr das zu sagen. Am andern Nachmittag sollte Trou wieder zur Stadt zurückfahren, ja, die ganzen Weihnachtsfeiertage über hatte sie warten müssen. Daß Madeleine immer Geheimnisse hatte, war natürlich, war sie nicht selbst eines mit ihrem viel zu kleinen Körper, dem süßen Gesichtchen, den langen, hellblonden Locken und den großen hellblauen Augen? Madeleine sollte mit ihrer Mutter auf mehrere Jahre in den Süden reisen, um zu wachsen. Trou hätte es bedauert, wenn Madeleine so groß geworden wäre wie sie, sie bedeutete ihr etwas anderes als ein bloßer Mensch, sie war eher eine Lichtgestalt aus einem Märchen. Wie fein ihr Stimmchen doch klang!

„... siehst du, Trou, wenn ich dir nun Leonore hinterlasse — denn ich kann sie doch nicht in der Welt herumschleppen — so behältst du das Liebste, was ich habe. Du bist wohl jünger als ich, aber ich liebe dich sehr und glaube an dich, Trou, und darum sage ich dir jetzt das Geheimnis."

„Ach bitte, ja!" rief Trou dazwischen.

„Leonore, Trou", zirpte das feine Stimmchen weiter, „ist natürlich keine gewöhnliche Puppe. Dachtest du das?" — „Nein." — „Siehst du, Trou, Leonore kann nämlich sprechen." — „Sprechen?" — „Nun ja, was dachtest du denn? Leonore ist doch dazwischen lebendig. Das ist das Geheimnis. Verstehst du es auch?" — „Ja, ein großes Geheimnis, natürlich, aber?" Trou hüpfte leicht auf und zuckte ungeduldig mit den Schultern. „Ja, Leonore singt auch zuweilen." — „Singt?" — „Nun ja, was dachtest du denn, natürlich singt sie. In der Nacht, weißt du, wenn alle anderen schlafen." — „Ach so", sagte Trou. — „Nun ja. Ist sie nicht wunderschön, siehst du, daß sie atmet?" Sie zog Trou über die Wiege, Trou sah deutlich, wie die Puppenbrust auf und nieder ging. „Ja, ja", hauchte sie ganz erregt. „Und darum mußt du sie auch sehr lieben, Trou, eine zweite solche Puppe gibt es nicht. Es ist gar nicht gewöhnlich, eine Puppe zu haben wie Leonore." —„Nein, nein", pflichtete die kleine Trou bei, sie fühlte eine dunkle Verantwortung. „Und sprich nicht über das Geheimnis, Trou, die großen Menschen lachen so oft." — „Ja, das tun sie. Sie lachen immer, wenn sie nichts verstehen."

Und dann stand am anderen Tage der Schlitten vor dem großen, weißen Haus mit dem mächtigen Säulenbalkon. Ein schrecklicher Schlitten, fand Trou, denn es war ja eigentlich nur ein geschlossener Wagen auf Schlittensohlen. Er war mit Fellen ausgepolstert und roch sehr unangenehm. Trou stand neben Madeleine und sah mit größtem Interesse und mit Neid zu, wie das Gepäck auf einen offenen Schlitten verladen wurde, eben wurde gerade Leonorens große Wiege drauf gelegt. Leonore in Pelz, Mantel, Mütze und Schleier — sogar kleine Pelzstiefelchen hatte sie an — stand zwischen Kara, Trous Lieblingskusine, und Madeleine. Viel zu groß war sie, als daß Madeleine sie selbst hätte hinaustragen können. Trou sah sie ab und zu von der Seite an, ob es ihr nicht vielleicht einfiele, für einen Augenblick lebendig zu werden? Madeleine hatte recht, es war gar nicht gewöhnlich, eine solche Puppe zu haben. Kara weinte, Madeleine weinte, da wurde es Trou wunderlich ums Herz. Schnell küßte sie die Kusinen und sprang zu Mama

und Rua in den schrecklichen, muffigen Wagenschlitten. Leonore saß sehr vornehm zwischen ihr und Mama. Lebhafte, kleine Kindergesichter am Fenster, Taschentuchwinken der Großen, und die Pferde zogen an. Trou wartete, bis sie durch die Allee gefahren waren, an den Wächterhäuschen vorbei, dann wandte sie sich der Puppe zu. Weinte sie? Nein, Leonore hatte ein kaltes, gleichmäßiges Puppengesicht und saß ganz reglos da. Dennoch tat sie Trou leid, sie nahm sie auf den Schoß. Sie mußte daran denken, daß Madeleine vielleicht auf viele Jahre verreise, da drückte sie ihr Gesicht an Leonorens Kopf und weinte vor sich hin. „Sieh doch, Mama, Trou weint", sagte Rua. Trou stieß mit dem Fuß nach ihm und richtete sich gerade auf. Sie wandte Leonorens Gesicht dem Fenster zu, damit sie doch auch etwas von der vorüberfliegenden Winterlandschaft sehen konnte, die so feierlich im Dämmerlicht aussah. Die vier Pferde waren lang gespannt und liefen so schnell dahin. Wie weiß die Flächen waren, der Himmel war viel dunkler als sie. Trou besah Leonorens wunderschöne Kleider, und dabei fielen ihr Asta und Fridolin ein, ihre eigenen Puppen, die meist recht unordentlich angezogen waren. Asta hatte immer zerzaustes Haar und einen zerbrochenen Fuß, und Fridolins Nasenspitze war durch einen Fall abgestumpft. Aber Trou hatte mit einemmal Sehnsucht nach diesen Puppen. Leonore hatte sogar wirkliche Fausthandschuhe an, bunte, estnische Handschuhe, aber sie wurde immer schwerer und schwerer. „Darf ich Leonore wieder zwischen dich und mich setzen, Mama?" fragte Trou. „Ist die große Liebe schon vorbei?" spottete Rua, der sich langweilte und eifersüchtig war, weil Trou sich nicht um ihn kümmerte. „Nein. Aber ich will jetzt nicht mehr auf Leonore aufpassen, ich will jetzt auf die Wölfe aufpassen."

„Gutes Kind, hier gibt es Gott sei Dank keine Wölfe mehr", sagte Mama.

„Aber wir kommen ja jetzt in den großen Wald?"

„Nein, hier sind keine Wölfe", entschied Mama.

„Dann gib mir bitte etwas zu essen, ich bin so furchtbar hungrig."

Dem schloß sich Rua an, die Kinder kramten im herrlichen Speisekorb und sprachen allerlei Lustiges. Dann wurde Rua schläfrig. Trou nahm ihre Lieblingsstellung ein, die Knie hoch heraufgezogen, die Ellenbogen aufgestützt, die Fäuste an die Wangen gepreßt. Ganz schattenhaft zogen vereinzelte, große Bäume vorüber, dann fuhren sie tief in den großen Wald herein. Hoch und schneebedeckt standen die Tannen. Trou hoffte sehr, daß die Wölfe von ihrer Seite aus kommen sollten.

„Hast du hier wirklich nie einen Wolf gesehen, Mama?" fragte sie.

„So?" sagte Mama.

Trou beugte sich zu Rua, zu Mamas Vertrautem und Liebling, und fragte leise: „Woran denkt sie eben?"

„An Mozart", flüsterte Rua.

„Was ist das?"

„Ach. Ein großer Komponist doch."

„Hm. Sind viele Wölfe dort bei ihm, wo er lebt?"

„Ach, er ist doch tot."

Trou senkte die Augen, sie kam sich immer ausgeschlossen vor, wenn sie mit Mama und Rua zusammen war. Sie wandte sich wieder ihren Wölfen zu. Dort würden sie hervorkommen, eine zottige Wölfin mit langem Fell und goldglühenden Augen, sie fletscht die Zähne und läßt die lange, rote Zunge heraushängen . . .

„Rua, hör!“ rief sie aufgeregt, „da ist sie schon, ich höre ihr Heulen!“

„Stör mich nicht, Trou, ich schlaf doch.“

„Wie, du sitzt ja?“

„Indem ich mich anlehne, überkommt mich der Schlaf. Sprich doch mit deiner Leonore.“

Trou schielte auf Leonore hin, aber die schien gleichfalls schlafen zu wollen. Wie die großen Baumstämme vorüberhuschten! Es wurde immer dunkler, liefen die Pferde nicht jetzt unruhiger? Da — der Kutscher rief etwas, der Schlitten wurde zur Seite geschleudert. „Hurra!“ schrie Trou und trommelte maßlos erregt und triumphierend ans Fenster.

„Großer Gott!“ Mama sprang auf.

„Die Augen, die Augen!“ sagte Trou in inbrünstiger Begeisterung. Sie hob Leonore empor, damit auch sie die glühenden Punkte im dunklen Walde sehen sollte. „Siehst du, siehst du?“ flüsterte sie. Da tönte ein Schuß, der junge Kutscher mußte vom anderen Schlitten aus geschossen haben. Ein wütendes Geheul, die Pferde steilten, der Schlitten rückte hin und her, dann — hui, im Galopp sausten die Pferde davon. Die glühenden Punkte im Walde erloschen.

„Gott sei Dank“, sagte Mama und strich Rua über das erschreckte Gesicht.

Trou atmete tief auf. Sie war doch sehr befriedigt. Aber mit einemmal wurde sie müde und schlief ein. Sie war auch ganz benommen während der kurzen Eisenbahnfahrt und der Ankunft zu Hause. Mademoiselle beschäftigte sich glücklicherweise mit Leonore, sie entkleidete sie unter Ausrufen der Bewunderung.

* * *

Am andern Morgen war Trous erster Gedanke, daß sie Wölfe gesehen hatte, wirkliche Wölfe. Sie wurde noch ganz rot vor Vergnügen. Dann aber fiel ihr Leonore ein, und mit schlechtem Gewissen beugte sie sich über die große Wiege, die neben ihrem Bette stand. Doch da saß Leonore schon im vollen Staat in einem weiß und lila Seidenkleid und sah sehr zufrieden, wenn auch ein wenig gleichgültig aus. Ihr Gesicht war rund, es hatte rote Backen, eine Stumpfnase und einen etwas geöffneten Mund, der kleine Zähnchen sehen ließ. Wenn man den Kopf senkte, schlossen sich die starren, blauen Augen. Das Schönste an Leonore waren die braunen Zöpfe, die zierlich mit Bändern durchflochten waren. Heute morgen fand Trou Leonore doch recht nett, und sie schüttelte ihr kameradschaftlich die Hand. Als die Bonne ihr auch die Zöpfe geflochten hatte, ging sie mit Leonore im Arm ins Speisezimmer. Hier fand Trou aber nur Will, den großen Stiefbruder vor, der noch Ferien hatte. Sie lief auf ihn zu, hob die Puppe in die Höhe und rief: „Mach ihr einen Kratzfuß, bitte.“

Will verneigte sich tief: „Bon jour, madame la comtesse.“

Trou lachte fröhlich auf. „Das ist die berühmte Leonore, Will, wie findest du sie?“

„Ein ziemliches Monstrum.“

„Ist das etwas Böses? Dann sollst du es nicht sagen. Leonore ist durchaus keine gewöhnliche Puppe. Findest du sie hübsch?“

„Nein. Sie ist riesig elegant, aber sie sieht recht dümmerlich aus.“

„Die und dumm! Wenn du nur wüßtest!“

„Wenn ich was wüßte?“

„Ich darf es dir nicht sagen. Nur das glaub mir, daß Leonore sehr, sehr klug ist."

„Ha, ha. Wie sie protzig dasitzt und vor sich hinstarrt."

„Oh pfui. Warte nur, ich hole Asta und Fridolin, dann wirst du gleich sehen, wie herrlich Leonore ist."

Asta und Fridolin lagen halb angezogen im Puppenzimmer. Trous Herz zog sich ein wenig zusammen. Zärtlich nahm sie sie auf und brachte sie zu Will.

„Aha, die beiden Vagabunden!" Er ließ sie einen drolligen Tanz auf dem Tischtuch aufführen.

Trou brockte ihr Weißbrot in die heiße Milch. Will sah wohl, daß es ihr schwer war, etwas zu verbergen. Und so bekam er schon nach der ersten Tasse Milch heraus, daß um Leonore ein Geheimnis war. Er stellte sich natürlich ungläubig, lachte über Puppen überhaupt, insbesondere über die Phantasien der kleinen Madeleine. Trou rutschte schon sehr ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her, und als Will erklärte, alle Puppen seien nichts anderes, als mit Sägespänen vollgepfropfte Zeugsäcke, fuhr sie empört auf:

„Jetzt sei still. Leonore ist doch lebendig."

„Oho! Und wie zeigt sich denn das?"

„Sie kann sprechen."

„Haha! Welcher Sprache bedient sich denn der große Geist?"

Trou schwieg erschreckt — sie wußte das nicht. Sie hielt überhaupt nicht viel von Sprachen, denn sie fand, daß die Menschen sich am besten ohne Worte verstanden. Sie hatte mit den Vetter und Kusinen zusammen eine besondere Sprache. Wenn sie und Kara sich ihrer bedienten, hielten sie sich aber nicht immer an bestimmte Worte. Dennoch verstanden sie sich ausnahmslos. Wenn sie zum Beispiel an Kara sagte:

„Kàscha buillà! Non persàm wa pòstra sèta!" so war es doch klar, daß es bedeutete: „Hörst du, auf alle Fälle nicht das tun, was die Gouvernante sagt." Und wenn Kara antwortete: „Mia sullìna no, ma kàrlan be", so hieß das natürlich: „Ich will ja auch nicht, aber ich fürchte mich vor ihr".

Eigentlich dachte Trou, daß Leonore ja wohl auch solch eine Sprache sprechen müßte, aber als Will ihr sagte, daß es höchstens nur ein Kinderkauderwelsch sein würde, sagte sie abweisend, daß sie genau so wie Madeleine und ihre Mutter französisch spräche.

„So? Ja, das ist wirklich ein kolossales Geheimnis, Trou."

Trou wurde nun ganz rot und eifrig. Leonore sänge auch zuweilen in der Nacht. Will hörte alles ganz freundlich an, dann aber sagte er, daß er in die Manege gehen wolle. Trou nahm Leonore auf den Arm und ging in den Saal. Mama spielte wie gewöhnlich, und Rua hockte unter dem Flügel und kritzelte Noten. Er komponierte ja schon, Rua, denn Mama hatte es bestimmt, daß er ein zweiter Richard Wagner werden sollte. Trou ging auf den Zehenspitzen, um nicht zu stören. Sie machte mitten im Zimmer einen Knix. Mama nickte ihr, ohne aufzusehen, zu, und Rua legte den Finger an die Lippen. Trou nahm ihren alten Platz auf dem Fensterbrett ein und sah auf den großen Platz mit der neuen estnischen Kirche hinunter, die so langweilig und hell steif dastand mit ihren beiden gleichen Türmen. Trou drückte Leonore an sich, und beim Klang der rauschenden Musik erzählte sie ihr flüsternd allerlei, sie mußte sie doch einführen in ihr Leben ....

„Und siehst du, dann zum Frühstück kommt der Kammerherr angefahren mit zwei Pferden, er kommt schnell die Treppe herauf und küßt mich auf die Stirn. Immer auf die Stirn. Er hat natürlich keine Zeit für kleine Mädchen, er hat ja so furchtbar viel zu tun. Er hat Tausende von Beamten, glaube ich, und zwei Schreiber kommen alle Nachmittag zu ihm, und dann diktiert er seine Geschäfte. Er ist der wichtigste Mann in der Stadt, ich glaube auch, der Gouverneur steht tief unter ihm. Und dann ist er 23 Jahre älter als Mama, denk dir nur! Ja, solch ein großer Herr ist er. Er ist nämlich mein Papa, aber ich nenne ihn nur den Kammerherrn bei mir, ich spiele immer, daß er der Kammerherr ist. Er ist es auch wirklich, er hat eine wunderschöne Uniform, halb golden und weiße Hosen, und eine breite rote Schärpe um die Brust und viele, viele Orden vom Herrn Kaiser, und so geschmückt fährt er dann in die russische Kirche." Trou suchte auf Leonorens kaltem Puppengesicht einen Widerhall, aber ihr Gesicht war ganz steif, und — sah es nicht doch vielleicht etwas dümmerlich aus? Die Musik war nun so traurig und aufgeregt: „Was ist das, Mama?" fragte sie. —„Aus dem Ring der Nibelungen," sagte Mama und spielte weiter, aber sie machte ein Gesicht dazu, als meine sie, daß Trou gar nicht zu fragen brauche, weil sie doch nicht in den heiligen Musikring hineingehöre, in dem sie und Rua ständen. Trou senkte den Kopf: was war das nun wieder, der Ring der Nibelungen? Das war wohl ein wunderbar großer Ring, daß so viel Musik über ihn gemacht wurde? Es hatte niemals jemand im Hause Zeit für Trous Fragen. Mademoiselle sagte, daß die Kinder in Frankreich viel klüger wären, sie frügen nicht halb so viel wie Trou, das sei wohl nur so bei den Kindern aus dem Norden. Das gefiel eigentlich Trou, ein Kind vom Norden zu sein, aber es tröstete sie doch nicht darüber, daß sie nicht alles erfuhr, was sie wollte. Trou war so sehr viel allein in diesem großen Hause, wo doch so viele andere Menschen noch waren. Darum hatte sie sich auch so über eine lebendige Puppe gefreut! Aber Leonore machte keinerlei Anstalten, irgendwie lebendig zu werden. Trou brachte sie zu den Leuten in die Küche, die sie laut bewunderten, zu Inka, dem langhaarigen alten Jagdhund, der ihr schläfrig das Gesicht leckte, aber Leonore wurde dadurch nicht lebhafter, sondern immer nur schwerer und schwerer . . . . . Trou bemühte sich wirklich sehr um sie, aber nichts half. Schließlich brachte sie sie auch zu dem kleinen Bruder, der wie gewöhnlich an der Brust der geputzten Amme lag und schnaufte. Sehr sonderbar war dieser kleine Bruder. Trou besah ihn eigentlich heute zum erstenmal so ganz genau. Er hatte winzige rosa Fingernägel, und die ruschligen, braunen Härchen guckten unter der Haube hervor. Wirklich, er war ganz reizend, aber dann schrie er laut, und die Amme sagte ärgerlich: „Geh fort mit der großen Puppe, er fürchtet sich vor ihr." Da lief Trou davon, sie war ganz unglücklich, aber da kam Mademoiselle und sagte, sie solle sich zum Spazierengehen bereit machen. Wie herrlich war das doch, nun konnte Leonore einige Stunden schlafen! Am Abend wollte Trou sich wieder um sie kümmern. Sie nahm sich vor, in dieser Nacht nicht einzuschlafen, sondern dann mit Leonore zu sprechen.

* * *

Mademoiselle schnarchte schon ihr leichtes, ausländisches Schnarchen, als Trou unter der Decke hervorguckte. Sie tastete nach der Puppenwiege und zog sie dicht an ihr Bett heran. Vorsichtig schob sie den Schleier von Leonorens

Gesicht und setzte sie in ihren Kissen auf. „So, nun sind wir ganz allein, Leonore, nun stört dich niemand, nun kannst du ruhig sprechen. Warum bist du immer so still? Hast du vielleicht Sehnsucht nach deiner kleinen Mutter Madeleine? Vermißt du etwas bei mir? Ließ sie dich vielleicht am Abend beten? Wie betetest du? „„Ich bin zwar nur ein Puppe klein, doch will ich auch gesegnet sein?““ Oder: „„Laß ruhen Wald und Feld . . .““ — Nein: „„Laß ruhen die ganze Welt, die Puppe, Wald und Feld?““ — Liebe, kleine Leonore, verzeih, daß ich dir dein Töpfchen noch gar nicht angeboten habe." Trou kletterte aus dem Bett und setzte Leonore auf das winzige, kleine Nachtgeschirr. Mademoiselle grunzte vor sich hin. Trou stand mit ihren kahlen Beinchen auf der kalten Diele und zitterte ganz leicht. Wie, war das nicht ein Ton? Sang Leonore etwa, oder weinte sie? „Ne pleurez pas, mignonne, en pensant a votre petite mère.“ Nein, es war nichts gewesen, Leonore war noch immer ganz still. Trou kroch wieder in ihr Bett zurück, aber sie behielt die kalte Hand der Puppe in der ihren und wärmte sie. Und wieder sprach sie zu ihr, sprach von ihrem Alleinsein, von ihrer Sehnsucht nach der Kusine Kara und dem warmen, grünen Sommer. Immer, immer hatte Trou Sehnsucht nach dem Sommer, nach den Blumen, den Wiesen, nach dem Meeresrauschen. Sie sprach von ihrer und Leonorens zukünftiger Freundschaft: „. . . . immer wollen wir zusammenhalten, des Nachts wollen wir nie schlafen, sondern immer sprechen, bitte, bitte, sage nun doch endlich ein Wort?" War das nicht ein Atemzug, schlief Leonore vielleicht schon? Nein, Leonore atmete nicht, immer noch war sie ganz still, so unheimlich, so schrecklich still war sie . . . . Ein banger, schmerzlicher Zweifel zog Trous Herz zusammen, und mit einem Mal packte sie eine große Furcht vor dieser steifen, kalten und unbeweglichen Puppe, die jetzt immer in ihrem Leben sein würde! Wohl mehr um sich selbst zu beruhigen, schaukelte Trou Leonorens Wiege und begann leise zu singen:

„Malborough s'en va-t'-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine —“

„Êtes vous folle, Trou?" fuhr Mademoiselle auf. Da kroch Trou unter ihre Decke.

* * *

Bim, bam, bim, bam, die Kirchenglocken läuteten. Ach ja, es war ja heute Sonntag! So lange hatte Trou geschlafen, daß schon alle in die Kirche gegangen waren. Die Amme stand mit bösem Gesicht am Saalfenster und sah auf den großen Platz „Nicht einmal zu den Beerdigungen kann ich hinuntergehen, immer nur muß ich beim Kinde sein." — „Lauf nur hinunter," schlug Trou ihr freundlich vor, „ich werde schon auf den kleinen Bruder aufpassen," In der Amme siegte die Schaulust, sie warf ein großes buntes Tuch um und lief hinaus. Trou ging zu Leonore und brachte sie gleichfalls in den Saal. Mademoiselle hatte der Puppe heute ein noch schöneres Kleid angezogen. Trou setzte sie hin und sah sie von der Seite an. Sie hatte sie heute nicht besonders begrüßt, denn sie war ihr etwas böse. Immerhin mochte sie auch sitzen und hinaussehen, vielleicht machte es ihr, ganz wie der Amme, Freude, auf die Särge zu sehen? Viele Menschen waren unten auf dem Platz versammelt, es war eigentlich ganz schön, auf diese dunklen, traurigen Menschen hinunterzusehen. Weinten sie auch? Leonore machte ihr gewöhnliches Gesicht. Trou sah sie fest an und wollte den Entschluß fassen, sie dennoch zu lieben,

aber sie fühlte, daß es eine zu große Anstrengung sein würde. Es kam der kleinen Trou so vor, als wäre sie heute morgen krank, aber die Krankheit, die sie fühlte, an der würde sie nun immer leiden! Jetzt konnte sie Tage und Tage darauf warten, ob Leonorens lebendiger Augenblick kommen würde oder nicht! Aber was war denn das? Ein lautes, böses Schreien. Der kleine Bruder war wohl aufgewacht? Schnell lief Trou zu ihm hin. Ja, da lag er, er fuchtelte mit den Armen und schrie ganz furchtbar. Drollig war das, ganz stark war das, Trou mußte lachen. Sie faßte eine der kleinen Fäuste und hielt sie fest, aber der Kleine riß sich los und schrie nur noch lauter. Trou gefiel dies Schreien wirklich sehr, das war doch etwas, aber der Kleine tat ihr auch wieder leid. Vorsichtig legte sie die Hand um den kleinen, prallen, festgewickelten Körper und hob ihn auf. Ganz fest hielt sie das Kind in den Armen und drückte es an sich. Der Kleine wurde sogleich still. Da durchzuckte Trou ein sonderbares Gefühl, etwas wie ein sehr starkes Glück fast. Ein Gedanke kam ihr: wie, wenn sie den Kleinen auf einige Zeit ganz für sich nähme, so, als wäre er ihre eigene Puppe, als wäre er — Leonore? Wie, wenn sie ihn in Leonorens Wiege legte? Ja, das mußte sie tun. Auf den Fußspitzen trug Trou den Kleinen in ihr Zimmer; sehr behutsam legte sie das Kind in die Puppenwiege. Der kleine Bruder paßte gerade herein, sehr zufrieden lag er da und lachte. Oh, wie anders, wie anders war er doch als Leonore! Kein qualvolles Warten die lange Nacht hindurch würde es mit ihm geben, ganz, ganz von selbst lachte er, und da sprach er auch schon. Ja, ganz deutlich hörte sie es. „Hhägüh." sagte er vom Gaumen aus, und nochmals: „Hhägüh." Trou beugte sich tief über ihn, sie lachte laut auf. „Ja," sagte sie dann „bist du froh, kleiner Bruder? Reizend bist du, weißt du, nimm meinen Finger, halt ihn fest, so, ganz fest." Der Kleine griff nach Trous Finger. Sie setzte sich auf ihren Bettrand, ganz nah sah sie das Gesicht des Kleinen vor sich. Welch wunderbar blaue, strahlende Augen er doch hatte! Wie tief man hineinsehen konnte, ja, ganz tief hinein sah Trou. Da schien es ihr, als sähe sie in eine ihr wohlbekannte, geheimnisvolle und sehr erinnerungsreiche Welt. Von woher kam nur dieser kleine Bruder? Von woher war sie wohl selbst gekommen, hatten sie sich nicht vielleicht schon früher gekannt? Ja, er war ihr sehr bekannt, der kleine Bruder, und sehr lieb. Trou schloß einen Augenblick die Augen. So wohlig durchrieselte sie der Druck von Brüderchens Hand. Es war ihr so, als begriffe sie etwas, um das sie schon lange, lange gewußt. „Ja, kleiner Bruder, wir kennen uns." flüsterte sie, „du verstehst es doch sehr gut, was ich sage?" „Hhägüh", machte das Kind. „Siehst du, das denk ich auch . . . ." Und Trou sprach nun ganz leise und sehr liebreich zu dem Kleinen und war unaussprechlich glücklich. Und das Kind lachte und gackelte und jauchzte. Ja, sehr glücklich waren die Kinder. Aber da ertönten laute Rufe, eilende Schritte, Zank und erschreckte Ausrufe. Der kleine Bruder schrie, als die Amme ihn emporhob. Trou hatte den Kopf gesenkt und ließ ganz still alle Vorwürfe über sich ergehen. Aber als nun Mademoiselle kam und ihr Leonore in die Wiege warf, in der soeben der kleine Bruder gelegen hatte, da fuhr sie auf. Sie packte die große, steife Leonore und schleuderte sie auf die Diele. Dann stampfte sie mit dem Fuß auf und weinte. Wie in einer Prozession trugen sie den kleinen Bruder heraus. Trou blieb allein. Dumm waren doch diese großen Menschen, nichts verstanden sie, sie war doch so glücklich gewesen mit dem kleinen Bruder! Trou wollte jetzt nichts mehr wissen von Leonore, niemals war sie ja wirklich lebendig gewesen, eine Lüge war diese

ganze Lebendigkeit! Es war Trou so, als wäre eine Sonne ausgelöscht, ganz dunkel war es um sie, seitdem der süße, kleine Bruder fort war. Ganz ohne Besinnung ergriff sie die Puppe und schlug mit aller Kraft auf sie ein. Ein lautes Auflachen erschallte. Will stand in der Tür und schüttelte sich.

„Ah, jetzt verprügelst du sie!"

Trous Gesicht war verzogen und ganz rot. „Ich hasse sie, sie ist niemals lebendig gewesen!" rief sie.

„Unerhört, wie soll ich denn nie lebendig gewesen sein?" schnarrte eine hohe, dünne Stimme. Trou fuhr auf, da erkannte sie, daß Will sie bloß neckte. Da mußte sie lachen, weinen und lachen, alles durcheinander.

„Nun aber sei ruhig," Will strich ihr über das Haar. „Sei ganz ruhig, ich verstehe es sehr gut, aber sei nur jetzt ruhig!" Trou klammerte sich an Wills Arm, sie faßte seine weiche Hand, die einmal so vielen Kranken im Leben liebreich beistehen wollte, und küßte sie: „Ach Will, Will," sagte sie, „ich kann nicht mehr, ich bin ganz krank, ich habe die Leonorenkrankheit, hilf mir bitte, bitte!"

Da nahm Will, ganz ohne zu lachen, Leonore auf den Schoß, er sagte, er werde auch die Kommode und die Wiege fortnehmen, Leonore passe gar nicht zu Trou, er werde sie anderswo unterbringen bei sehr artigen Kindern. Trou atmete tief auf: „Ach Will," sagte sie und fiel ihm um den Hals und küßte ihn immer wieder. „Danke, danke!". Dann ging Will mit der Puppe hinaus. Trou drehte sich erst wie ein Kreisel ein paarmal herum, dann lief sie zu Asta und Fridolin, nahm sie ganz fest in die Arme, setzte sich in eine Ecke und erzählte ihnen die ganze Geschichte von Leonore und auch alles vom Brüderchen. Asta und Fridolin, die beiden Vagabunden, verhielten sich sehr still, aber sie sollten ja auch gar nicht sprechen von sich aus, sie hatten ja nie die Prätension gehabt, lebendig zu sein. Sie sollten ja nur immer gerade das tun, was Trou wollte, und jetzt eben sollten sie Zuhörer sein. Bessere Zuhörer gab es nirgendwo auf der Welt.

Damals in Weimar

Mit ungedruckten Briefen der Herzogin Luise von Weimar

von

Hermann Bräuning-Oktavio

Das Leben mancher fürstlichen Frau des 18. Jahrhunderts führt auf eine Höhe, die wir kaum mehr erleben, höchstens verehrend ahnen können. Reine Frauen sagten zu ihrer Ehe an der Seite eines Ludwig IX. oder Karl August ja. Klatsch oder Mitleid „verstehender" Zeitgenossen blieb aus ihrer Nähe verbannt; denn Geschicke werden dem Menschen auferlegt, daß er sie trage und daran wachse. Daß es hoheitsvoll geschehe, gaben sie das Beispiel. Zu den Frauen dieser Art gehört die jüngste Tochter der großen Landgräfin, Prinzessin Luise von Hessen, seit 1775 Gemahlin des Herzogs Karl August von Weimar.

1757 in Berlin geboren, kurz ehe der Vater, Ludwig IX., den Aufenthalt beim Regiment in Prenzlau aufgab und in seine Pirmasenser Militärkolonie zog, ward die Prinzessin zuerst in dem lieblichen Buchsweiler, dem „sehr schönen und wünschenswerten fürstlichen Besitz", wie Goethe es nannte, und von 1765 an in Darmstadt, dem seit jenen Tagen, dank dem ermunternden Beispiel der Landgräfin, die schönsten Gartenanlagen erstanden, erzogen. Hier lockte eine Umgebung, der Kranichstein, Fasanerie, Dianaburg, Hergottsberg, Brunnenwäldchen und Tanne soviel Anreiz gaben, daß dadurch auch freundliche Bilder der Erinnerung an die Kindheitstage immer lebendig blieben; Erinnerungen, „an das Schloß in Buchsweiler und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten; mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie, und die Reste mancher ähnlichen Anstalten."

Nach dem Tode der Landgräfin verließ Prinzessin Luise zusammen mit ihrer Schwester Amalie den verwaisten Hof. Karlsruhe, wo sich Amalie dem Erbprinzen vermählte, ward die neue Heimat auch Luisens, da die Pirmasenser Residenz des Vaters, wo grobe Kerle nach Toback und Stiefelschmiere stanken, kein Aufenthalt für ein junges Mädchen war. Der badische Hof vermittelte nach den Anregungen der Darmstädter Zeit, wo die Prinzessin Herder, Klopstock und Goethe kennen gelernt hatte — sie trug Herdersche Gedichte in ihrem Portefeuille — die Bekanntschaft mit den Künstlern, Gelehrten und Dichtern der Zeit. Klopstock lebte damals in Karlsruhe. Ende Oktober sang man dort das Stabat mater nach dem deutschen Text Klopstocks.

Als Goethe 1775 mit den beiden Grafen Stolberg und Baron Haugwitz in Karlsruhe erschien, begeisterte ihn die junge Prinzessin zu den schwärmerischen Worten in seinem Briefe vom 24. Mai 1775: „Luise ist ein Engel, der blinckende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist." Und von der Prinzessin heißt es in einem Briefe der Markgräfin vom 20. Mai an die Schwester in Homburg: „Louise est enchantée de ce que Goethe est ici."

Und doch war sie in Karlsruhe unzufrieden; an frisches heiteres Leben gewöhnt, empfand sie, wie auch Karl August, das Leben an diesem Hofe öde und langweilig und die Markgräfin, ihre Tante, als eine fürchterliche Schwätzerin.

Es nimmt uns nicht Wunder, daß Luise nach ihrer Verlobung im Dezember 1774 darauf drängte, ihren Aufenthaltsort bald mit Weimar zu vertauschen, obwohl Herzogin Anna Amalie die Heirat zu einem späteren Termin wünschte — im Interesse des Sohnes, der sich erst „austoben" sollte.

Luise war fertig; ihr Charakter war geformt. Was ihr das Leben später an Leid zutrug, konnte sie festigen, aber nicht ändern. Ich habe wohl über tausend Briefe dieser Frau gelesen; es ist erstaunlich, wie wenig sich ihre Handschrift im Laufe ihres Lebens gewandelt hat. Die markante, willensstarke, sichere, fast männliche Handschrift begegnet uns schon in den frühesten Briefen von 1774; die Schriftzüge der Siebzehnjährigen sind so geschlossen sicher wie 50 Jahre später.

Entscheidend beeinflußt hatte sie die russische Reise 1773: das Leben der Höfe, besonders die Eindrücke in Berlin und Petersburg, die stürmische Seereise mit dem Tod vor Augen, die Prozedur der Brautschau, die sie abstieß und verletzte. Der Strom der großen Welt hatte sie umbrandet; aber statt zu zerstören, hatte er alles Keusche, Reine, Heilige in diesem 16jährigen Mädchen leuchtend gehoben und mit fraulich-fürstlicher Würde anmutig geschmückt. Schwärmerei, reinstes Liebeswerben war es auch, als sich für die Siebzehnjährige der stürmende weimarische Herzog begeisterte. Niemals wieder ist eine Ehe geschlossen worden, mit solchen Garantien und Vollmachten für persönliches Glück und für das Wohl eines ganzen Landes; und niemals wieder hat die ganze literarische und höfische Welt um das Leben zweier Menschen so gebangt wie damals, da es schien, als wollten der Herzog und Goethe sich, das Land und — diese Frau zerstören.

Und niemals wieder hat eine Frau so gesiegt wie Luise, als sie trotz ihrem Leid in den 1780er Jahren darauf verzichtete, zu fliehen und, wie noch 25 Jahre später, auf ihrem Platze aushielt.

Was sie still gelitten, wie sie das Leben um sich geadelt; wie sie 1806 der Weimarer Bevölkerung aus ihrer Stille — ganz ungewollt — wie ein leuchtender Stern in ihrer inneren Größe aufging, als sie Napoleon — da alles floh — gegenübertrat und die Existenz ihres Landes und Hauses rettete; wie sie nach außen nie „Dulderin" spielte, sondern hoheitsvoll verstehend das Leben auf eine Höhe hob, daß 1825 auf der Medaille zum 50jährigen Regierungsjubiläum Karl Augusts „als dauerndes Denkmal unserer Gesinnung" die Worte „Karl August und Luise Goethen" stehen durften, zwingt uns, die wir in ihren vertrauten ungedruckten Briefen an die Schwester in Baden lesen, zu Verehrung.

Die folgenden Briefe bilden nur eine Auslese aus einer umfangreichen Korrespondenz in der Hauptsache zwischen Luise und ihrer Schwester Amalie von Baden. Der Briefwechsel wurde dem Zuge der Zeit entsprechend in französischer Sprache geführt; die Übersetzung versucht den Sinn der Originale so genau wie möglich zu treffen. Erläuterungen wurden auf ein Mindestmaß beschränkt. Zu danken habe ich dem früheren Großherzog von Hessen für die Erlaubnis zur Benutzung und Veröffentlichung der Briefe,[1]) die sich in seinem Privatbesitz befinden.

Luise an Amalie. Weimar, am 5. Mai 1780.

Der Herzog ist gestern zur Gräfin Werther[2]) gefahren. Denke Dir nur: sie ist allein zu Hause; denn ihr Mann ist verreist. Sollte sie um sein Kommen gewußt haben, so war es äußerst unüberlegt von ihr, daß sie ihn empfangen hat; wenn nicht, dann wenig feinfühlend vom Herzog. Er wollte gestern abend zurück sein; aber ich glaube, er hat die Nacht dort zugebracht. Soviel ich nämlich weiß, ist er noch nicht heimgekommen. Er ist ein rechter Leichtsinn, der Herzog, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes .... Unter meinen Fenstern singt eine Nachtigall nach Herzenslust und entzückt mich durch ihren Gesang. Morgen werden es sieben Jahre, daß wir nach Petersburg reisten. — O Gott, wie hat sich seit dieser Zeit alles verändert!

Weimar, am 21. Juli 1780.

Ich vergaß ganz, Dir zu sagen, während der Gothaer Hof hier war, wurde eine neues Singspiel von Goethe aufgeführt. Ich glaube, man wird es zu Beginn des Winters noch einmal geben. Alles was von ihm kommt, ermüdet und bedrückt nicht, ja, scheint überhaupt nicht ermüden zu können; denn man wiederholt seine Stücke immer wieder. In Ettersburg ist man eben auch dabei, ein Stück in Szene zu setzen: ich glaube, wir werden bald die erste Aufführung haben.

Belvedere, am 13. Oktober 1780.

(Gehen morgen in die Stadt zurück) ... Da der Herzog gestern von seiner Reise zurückgekommen ist, freue ich mich recht, nicht länger hier bleiben zu müssen. Wenn ich aber hätte allein sein sollen, so wäre es mir, wie ich gern gestehe, schwer gefallen, von hier wegzugehen. Die Herzogin (Anna Amalie) ist von ihrer Reise noch nicht zurück ...

Es werden auch noch Vorbereitungen getroffen zu einer Aufführung am Geburtstag der Herzogin. Es ist ein sehr nichtssagendes Singspiel, aber die Ausstattung soll hübsch sein.

1) Einige Briefstellen sind von mir bereits in der „Täglichen Rundschau" vom 30. 11. 1924 und im „Berliner Tageblatt" vom 28. 2. 1925 abgedruckt worden.

2) Jeanette Luise Werther-Neunheiligen; Goethe war mit Karl August im März 1781 längere Zeit als Gast auf dem Schlosse der schönen Gräfin. Vgl. Goethe an Frau von Stein, 11. März 1781.

Weimar, am 28. Mai 1789.

.... es ist lieb von Dir, daß Du Dich über unser Wiedersehen freuen willst. Glaube mir nur, auch ich werde eine wahre Freude empfinden, wenn sich mein Vorhaben ausführen läßt. Bis jetzt aber kann ich noch nichts Bestimmtes darüber sagen. Der Herzog trifft Sonntag oder Montag hier ein. Ich bin sehr neugierig, ob er mir von den Gores[3]) etwas sagen wird. In seinem letzten Brief nämlich, spricht er mit keinem Wort davon. Wenn er mir etwas davon sagt, werde ich ihm sagen, daß ich wünschte, eine Reise zu meinen Verwandten zu machen, und schon an Eliza geschrieben hätte, daß ich diesen Sommer nicht hier sei — ich habe das übrigens schon getan — Rede nicht über mein Vorhaben, aber sage so mehr gesprächsweise, der Arzt habe mir geraten, diesen Sommer auf Reisen zu gehen, um mich zu zerstreuen, und daß Du garnicht böse seist, wenn ich nach Karlsruhe käme. Aber ich bitte Dich, sage mir ganz offen, ob der Markgraf diesen Worten Aufmerksamkeit schenkt, und was er darüber denkt, bitte, bitte, aber ganz offen; denn ich fürchte immer, ihm zur Last zu fallen. Auf alle Fälle aber bitte ich Dich inständig um alles in der Welt, mir zu Liebe nicht auf Deine Reise nach Pyrmont zu verzichten; wirklich, auch das beunruhigt mich. Und sage mir bitte auch, ob es den Erbprinz nicht irgendwie stört, wenn ich zu Dir komme. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich Angst habe, ihn zu langweilen oder ihm lästig zu fallen.

Das was Du mir da sagst, daß die Gores im Juni hierherkommen wollen, hat mich entsetzt: hoffentlich erhalten sie meinen Brief noch rechtzeitig, ehe sie sich auf den Weg machen. Der Gedanke noch so einen Sommer, wie den letzten, zubringen zu müssen, ist mir unerträglich. Sobald ich Dir etwas Bestimmtes über meine Reise schreiben kann, werde ich es Dich gleich wissen lassen.

Ich gestehe Dir, daß mir diese Reise an sich Kopfzerbrechen macht, weil ich mir immer denke, auch in Homburg vielleicht zur Last zu fallen und in Darmstadt. Wenn ich aber nicht hingehe, werden sie vielleicht verstimmt sein.

Mein Sohn ist seit 14 Tagen in Belvedere, weil er eine ganz besondere Vorliebe für diesen Ort hat und fast vor Sehnsucht verging. Nun fühlt er sich glücklich wie ein König, daß er dort sein kann. Goethe ist mit ihm hingegangen. Ich bin so froh, daß er sich um meine Kinder kümmert; denn er hat eine ganz ausgezeichnete Art, mit Kindern umzugehen.

Luise an Christian. Weimar, am 5. März 1790.

Erinnerst Du Dich noch an ein Fräulein von Lengefeld aus Rudolstadt, die bei Frau von Stein wohnte? Es war ein hübsches junges Mädchen, die tanzen konnte wie ....[4]), so daß es Dir auffiel. Dieses Persönchen hat jetzt Schiller geheiratet, der gegenwärtig Professor in Jena ist. Es ist arg schade um das hübsche Kind .... Goethes Tasso! Mir scheint es ein ganz außergewöhnliches Werk zu sein, und das Beste, was er geschrieben hat.

Weimar, am 28. Juni 1790.

(Hofft, daß die Werke Goethes, die sie ihm bandweise geschickt hat, in seiner Hand sind.) Ich empfehle Dir ganz besonders, so schnell wie möglich, den Doktor Faust zu lesen. Wenn Du dann nicht ganz begeistert bist, nicht ganz außer Dir, nicht ganz aus allen Angeln, nicht ganz aus dem Häuschen, usw., usw., wenn Du dann nicht eingestehst, daß es ein Meisterwerk einzig in seiner Art ist, dann, mein Prinz, werde ich vor Erstaunen starr sein, in mein Nichts zurücksinken und in Ohnmacht fallen.

3) Elisa und Emilia, Töchter des englischen Kunstliebhabers Charles G., die sich 1791 dauernd in Weimar niederließen.
4) Unleserlich.

Luise an Amalie. Weimar, am 30. Oktober 1791.

Sage mir doch, ich bitte Dich inständig, was man bei euch von diesen Franzosen hält, besonders von dieser Nationalversammlung. Hat man darüber eine hohe Meinung und findet man einzig, was sie tun? Der König spielt gewißlich die erbärmlichste Rolle, die man sich nur denken kann. Wäre jemand anderes an seiner Stelle König gewesen, so wäre es nicht so weit gekommen.

Ich muß gestehen, daß die Franzosen mich nervös machen. Ich habe mir nie viel aus ihnen gemacht, und mache mir heute noch weniger aus ihnen. Ohne Zweifel handeln sie in ihrem besten Interesse, wenn sie sich die Privilegien, die sie früher besaßen, wiederholen. Aber sie sollten sich damit begnügen und jetzt nicht die Freiheit mißbrauchen. Der dritte Stand wird an die Stelle des Adels rücken und dieser an seine. Denn Gleichheit wird es doch niemals geben: die Reichen werden immer wieder mit den Reichen gemeinsame Sache machen. Auch dieser abscheuliche dritte Stand wird ganz gewiß nicht in einen Topf geworfen werden wollen mit den Klassen unter ihm. Unsere Schöngeister sind nicht besonders erbaut über die Leuchten der Nationalversammlung. Nur Knebel[5]) hat immer noch Hoffnung; aber dazu ist er schließlich verpflichtet, denn er hat ja die französische Nation bei Ausbruch der Revolution unter seinen Schutz genommen und sie gegen alle Welt mit einer unglaublichen Wärme verteidigt. Wirklich, manchmal könnte man sich darüber totlachen. Aber seit einiger Zeit bekommt er es ihretwegen ein wenig mit der Angst zu tun. Ich habe ihm bereits ein „National"-Kamisol und einen „National"-Fächer zum Geschenk gemacht. Wenn Du irgendetwas Neumodisches unter diesem Namen findest, was für einen Mann paßt, und was nicht zu teuer ist, so schicke es mir bitte. Ich möchte es ihm dann geben und ihn damit immer wieder an seine Schützlinge erinnern.

Weimar, am 6. November 1793.

Mein Gott, wie mich diese arme Königin[6]) dauert! In einem fort muß ich an sie denken! Was hat sie doch für ein gräßliches Schicksal erduldet! Vier Jahre in Kummer und Elend den abscheulichsten Demütigungen ausgesetzt zu sein. Endlich noch von der Hand dieser Henker und auf die schändlichste Art das Leben lassen zu müssen! Dazu noch die letzte Anklage, die einen vor Entsetzen schaudern läßt! Das Eine wenigstens ist gewiß, seit der Revolution hat sie eine selten zu findende Seelengröße bewiesen. Daß sie diese Charakterstärke bis zum Augenblick des Todes bewahrt hat, ist wahrlich ein Trost für alle, die ihr Unglück und Schicksal beklagen .... Wie lange sollen denn noch all diese Abscheulichkeiten und Schandtaten dauern, die dieses entsetzliche Volk begeht? Weißt Du nicht, welchen Eindruck diese Nachricht auf die französische Armee gemacht und ob sie ihre Entrüstung zum Ausdruck gebracht hat? Ist es wirklich wahr, was die Zeitungen schreiben, daß drei französische Regimenter zu den Österreichern übergegangen sind?

Weimar, am 2. September 1802.

Die Zeit, die der König und die Königin von Schweden bei uns waren, hat uns, ganz offen gesagt, viel Freude bereitet, und wir sind sehr dankbar dafür, daß sie uns besucht haben. Der Eindruck, den dieses Paar aber auch bei jedermann hier in allen Schichten der Bevölkerung zurückgelassen hat, ist der denkbar günstigste. Ich weiß sehr wohl, daß ihnen das gleich sein kann; aber ich wollte es Dir noch sagen, weil ich nicht daran zweifle, daß es in Karlsruhe und wohin sie immer kommen und sich zeigen werden, ebenso sein wird. Man sagt von ihnen, daß sie sich viel mehr als König und Königin benommen haben, als die preußischen Majestäten. Die Höflichkeit des Königs von Schweden stand in stärkstem Gegensatz zu der Unhöflichkeit

5) Karl Ludwig von K., 1744—1834.
6) Marie Antoinette, am 16. Oktober 1793 guillotiniert.

des Königs von Preußen. Denn als dieser vor 4 Jahren hier ein paar Tage verbrachte, wagte man es nicht, ihm die Damen vorzustellen; die ganze Zeit über, während diese der Königin vorgestellt wurden, stand er unter der Tür, ohne auch nur irgend jemand zu grüßen. Er erkannte die Gores, von denen er zu irgend jemand bemerkte, er habe sie oft in Berlin gesehen; aber weder näherte er sich ihnen noch grüßte er sie. Da bin ich in eine lange Auseinandersetzung über Höflichkeit geraten; aber ich muß doch noch hinzufügen, daß der König von Schweden, so sehr höflich er auch ist, immer seine Würde zu wahren weiß, was ihm auch sehr gut steht. Wenn die Königin von Preußen wüßte, daß man die Königin von Schweden für sehr, sehr viel hübscher hält als sie, ich glaube, sie würde darüber außer sich geraten, aber das ist auch wirklich wahr und ich habe sie äußerst liebenswürdig gefunden, in einem Wort, sie hat mir ganz außerordentlich gefallen.

.... Bitte, sag mir doch, ob sie etwa mit uns unzufrieden gewesen sind, aber sag es ganz offen, der Herzog und ich bitten Dich darum. Du weißt, daß mir der König von Schweden schon vor 6 Jahren gefallen hat, und er gefällt mir noch immer, denn er hat etwas so Gütiges und Zartfühlendes und ist ohne Prätensionen. Ich freue mich herzlich, daß Du endlich den Titel Markgräfin erhalten hast, und mit großer Freude werde ich ihn heute auf die Adresse setzen.

Weimar, am 30. Dezember 1803.

... Herder ist am 18. gestorben. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr mich sein Tod betrübt und wieviel Kummer er mir verursacht! Es ist ein wirklicher Verlust! Es ist schwer sich vorzustellen, daß jemals wieder ein solcher Mensch geboren wird, der soviel vorzügliche Eigenschaften in sich vereinigte mit solchem Talent und solchem Wissen. Er wollte gern noch leben. Aber gerade zu Beginn seiner Krankheit tat er sehr wenig dafür, sein Leben zu erhalten, weil er es nicht in so großer Gefahr glaubte. Als er sich endlich davon überzeugte, war es schon zu spät. Seine Familie ist sehr zu bedauern.

..... Frau von Stael ist eine ganz außergewöhnliche Frau. Es ist mir sehr angenehm, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; denn ich habe niemals eine so merkwürdige Mischung in einem Menschen gesehen, wie bei ihr. Sie hat einen äußerst durchdringenden Geist und sagt die geistvollsten, oft treffendsten Dinge. Oft fragt sie auch Sachen, die ein tiefes Gefühl verraten. Sie spricht übrigens über alles und versteht es, einen jeden mit ihren ziemlich gewöhnlichen Manieren und ihrem oft unverschämten, um nicht mehr zu sagen, Betragen auszusöhnen. Mit einem Wort, ich habe niemals ein derartiges Nebeneinander in einem Menschen gefunden. Bitte, verrate mich ja nicht mit dem, was ich Dir über ihr Äußeres gesagt habe.[7])

Prinz Christian an Landgraf Friedrich V.
von Hessen-Homburg.

Frankfurt, am 13. Januar 1806.

Meine Schwester in Baden läßt Dir durch mich sagen, aber Dir allein, daß die Sippschaft den alten Kurfürsten (Karl Friedrich) darauf festgelegt hat, seine Zustimmung zur Heirat seines Enkels, des Erbprinzen (Karl), mit einer Verwandten des ersten Gatten der Kaiserin, eines Fräulein von Beauharnais, zu geben.[8])

Napoleon hat sich von seiner guten Seite gezeigt und meiner Schwester durch die Kurfürstin von Bayern sagen lassen, er werde nicht zulassen, daß man den Erbprinzen zwinge: und daß er immer auf seine Protektion rechnen könne. Was meine Schwester am meisten schmerzt ist der Umstand, daß ihr Sohn ihr sagte, er sei recht unglücklich, doch das mit einer Miene, die ganz das Gegenteil sagte, aber daß er sich eben für sein

7) In einem nicht mehr vorhandenen Briefe.

8) Vgl. darüber Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, herausgegeben von Obser, Heidelberg 1915, Bd. 5, 483, 527 und Bd. 6, 273—276, 281—286.

Land opfern müsse. Ich habe diese letzte Entscheidung seinerseits wohl gebilligt; denn ich bin mit ihm darin einig, daß es Fälle geben kann, wo sich ein Fürst zu opfern wissen sollte, doch dürfte man diese Maxime nicht verallgemeinern.

Luise an Amalie. Weimar, am 12. Februar 1806.

Tausend Dank, liebe Schwester, für Deine Briefe vom 1. und 3., die ich heute erhalten habe, und für alle Einzelheiten, die Du mir darin über Deine so bedeutsame Unterredung[9]) gibst. Wirklich, das ist ganz entschieden. Du solltest sie niederschreiben und zwar so bald wie möglich, ehe alle Einzelheiten wieder aus dem Gedächtnis schwinden, gerade weil sie etwas so Außerordentliches und Interessantes ist. Was Du mir im letzten Brief schriebst, war ganz neu für mich, und ich bitte Dich, schreib mir noch recht oft darüber, auch auf die Gefahr hin, Dich zu wiederholen. Das würde mir gar nichts ausmachen, das kannst Du mir glauben; ich weiß genau, daß doch immer etwas Neues für mich herauskommen würde. Diese merkwürdige Unterredung läßt mich gar nicht los, und ich begreife sehr wohl Deine Angst und den Zustand, in dem Du Dich befandest. Aber wirklich, ich bewundere Deinen Mut, und es ist sehr gut, daß Du ihn aufgebracht hast und daß Du Deine Ansicht so offen herausgesagt hast. Ganz gewiß, Du hast getan, was Du tun mußtest. Bei all dem Kummer darüber, daß Du nicht erreicht hast, was Du wolltest,[10]) kannst Du Dich doch wenigstens damit trösten, daß Du Dir nichts vorzuwerfen brauchst; jedenfalls hast Du Dir durch Deine Haltung die Achtung Napoleons gewonnen. Ich war immer des Glaubens, daß man bei ihm nichts mit Kleinmut und Schwäche erreichen würde: Dein Verhalten bestärkt mich noch mehr in meiner Ansicht. Deine Offenheit hat ihm ja anscheinend sogar eine Art Zutrauen zu Dir gegeben, daß er mit Dir über seine Gefühle gegen Preußen sprach. Aber auch wie unwürdig von diesem Land, ihm wieder hinterbringen zu lassen, wovon er Dir erzählt hat. Wie verächtlich macht sich doch diese Macht in den Augen ganz Europas! Und „durch sie marschieren" wird noch damit enden, „sie zu vernichten". Was Dir Napoleon über die Zeit gesagt hat, die nötig sei, um in Deutschland wieder vollkommene Ruhe herzustellen, ist wirklich erschreckend. Lieber Gott, was soll das nur noch werden? Bitte, teile mir noch einige Einzelheiten über Deine Unterredung mit, und lasse mich nochmals wiederholen: schreibe alles so bald wie möglich nieder, denn das Ganze steht einzig da.

Hat Dir sein Anblick (ich meine den des Kaisers) Schrecken eingeflößt, wie so vielen anderen? Hat er einen bösen und falschen Blick? Ist es seine Art, die Menschen ruhig zu beobachten? Oder ist er erregt und unruhig? Spricht er gut und wie klingt seine Stimme? Entschuldige tausendmal meine ewigen Fragen; aber es ist nur darum, daß ich mir so gerne ein möglichst genaues Bild von diesem außergewöhnlichen Manne machen möchte. Und wie er gegen die Stadt Frankfurt vorgeht! Etwas ähnliches von Tyrannei läßt sich garnicht ausdenken . . . . . .

Hoffentlich erniedrigt sich mein Bruder (Ludwig IX.) in keiner Weise, um sich in seine Gunst zu setzen! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich davor Angst habe; denn seit Euren Plänen kann man sich auch darauf gefaßt machen! Ich muß Dir nochmals zu Deiner offenen Art ihm gegenüber gratulieren, und es tut mir wirklich wohl, wenn ich daran denke. Was Du mir über die Falschheit der Kaiserin sagst, erstaunt mich sehr; denn man sprach von ihr als einer wirklich lieben Frau.

Weimar, am 19. September 1806.

Wie gut ist es von Dir, liebe Schwester, daß Du Dir um uns Sorge machst! Ohne Zweifel ist die Ungewißheit, in der wir leben, nicht angenehm. Wenn es noch ein Mittel

9) Mit Napoleon am 21. Januar 1806 in Karlsruhe.

10) In der Frage der Heirat ihres Sohnes, der nach ihrem Wunsch seine Kusine Augusta von Bayern heiraten sollte.

gibt, seine Existenz zu retten und sie etwas ruhiger zu gestalten, so ist schließlich doch nur der Krieg, wenn auch eine schreckliche Geisel, das einzige dafür. Aber er muß im Vertrauen auf die gerechte Sache geführt werden, und mit Überlegung. Der Geist der preußischen Armee soll ausgezeichnet sein, und allgemein hat man auch den Eindruck, daß ein jeder den Krieg für notwendig und unabweisbar hält. Der Herzog ist gestern abgereist, um das Kommando über seine Truppen zu übernehmen. Er führt die Vorhut der Hauptarmee und ist darüber sehr glücklich. Zwar ist er dort stark exponiert, aber ich vertraue seinem guten Engel, der ihm schon oft aus noch Schlimmerem geholfen hat. Bernhard (ihr zweiter Sohn) soll auch die Feuertaufe erhalten. Er geht als Volontär zur Armee unter Befehl des Prinzen Hohenlohe. Du kannst Dir denken, daß all das nur meine Unruhe vermehrt. Aber Bernhard ist nun einmal dazu bestimmt, Soldat zu werden: einmal muß er also damit anfangen und ich mich damit abfinden. Wenn es das Unglück will, daß die Franzosen auch hierher kommen sollten, dann wird meine Schwiegertochter (Marie Paulowna, Gemahlin ihres Sohnes Karl Friedrich) vorerst nach Dresden oder Berlin abreisen, und wenn es auch da schief geht, nach Rußland. Was mich betrifft, so bleibe ich auf alle Fälle hier, mag da kommen, was da will; denn ich laufe ja doch keine Gefahr. Auch meine Schwiegertochter nicht, glaube ich wenigstens; aber da man auf dies nicht zählen kann, ist es doch besser, wenn sie fortgeht; mein Sohn (Karl Friedrich) aber bleibt hier. Offen gestanden, wäre mir der Gedanke von hier fort zu gehen, widerwärtig. Und übrigens halte ich es für Unrecht, wenn ich die verlassen wollte, die hier bleiben müssen, anstatt ihre Mühen und Beschwerden zu teilen. Ich werde darin Deinem Beispiel folgen und hoffentlich gut dabei fahren.

Weimar, am 20. Oktober 1806.

Liebe Schwester! Was habe ich nicht alles seit meinem letzten Brief durchmachen müssen! Noch nie habe ich so grausame und schmerzliche Tage durchgemacht, als seit der Ankunft der Franzosen bei uns!

Der 14. war ein rechter Unglückstag für uns. Die Franzosen drangen kämpfend hier ein. Sie plünderten die Stadt, fünf Häuser brannten während der Nacht nieder, aber kein Bürger mochte es wagen, sein Haus zu verlassen, um das Feuer zu löschen. Der Brand brach ganz in der Nähe des Schlosses aus; doch wie durch ein Wunder blieb es verschont. Alle Dörfer im Umkreis hatten dasselbe Schicksal, auch die Stadt Jena. Die preußische Armee, die vorher hier und in der Umgegend lag, hatte die ganze Gegend ausgehungert, und die Ankunft der Franzosen hat die Not noch vergrößert. Während der ersten Tage war fast nichts zu bekommen. Viele Leute aus der Stadt hatten sich in das Schloß geflüchtet, ich konnte ihnen aber fast nichts geben, kaum daß man noch einige Kartoffeln auftreiben konnte. Ich versichere Dir, ganze 24 Stunden habe ich nicht einmal einen Bissen Brot gegessen! Großer Gott, was für Zeiten müssen wir durchmachen!

Der Kaiser traf am Tage nach der Schlacht hier ein. Er scheint sehr aufgebracht gegen uns zu sein, und, in der Tat, haben wir allen Grund, für unsere Existenz zu fürchten. Glaube mir nur, ich bin jetzt alles so müde, und schreibe nur, um von uns Nachricht zu geben; denn Du nimmst gewiß innigen Anteil an unserm Geschick. Ich gewinne immer mehr die Überzeugung, daß es ein großes Unglück ist, geboren zu sein! Lebe wohl für heute, liebe Schwester!

Weimar, am 26. Oktober 1806.

Ich habe Dir dieser Tage schon geschrieben, liebe Schwester, aber ich befürchte, Daß Du den Brief[11]) nicht erhalten hast. Ich schreibe Dir deshalb aufs neue, weil sich

11) Siehe vorhergehenden Brief.

eben eine Gelegenheit bietet. Ich hoffe, daß dieser Brief ankommt und Dir ein Bild gibt von all dem, was wir durchgemacht haben. Man hat uns grausam behandelt! Ich finde tatsächlich keine Worte stark genug, um Dir zu schildern, was für Tage des Leids und der Not wir durchgemacht haben! Schon der Morgen des 14. begann mit tausend Aufregungen und Ängsten. In einem fort hörten wir Kanonendonner, und bis zum Mittag hin versicherte man uns, es stehe alles gut! Plötzlich hörten die guten Nachrichten auf, und Leute aus den Nachbardörfern kamen in die Stadt ganz entsetzt über all die Untaten, die sie von den Franzosen hätten erdulden müssen. Husaren kamen in die Stadt, und man machte uns wieder Hoffnung. Du hast gar keine Idee, in wie großen Ängsten wir schwebten. Gegen 4 Uhr rückten die Franzosen ein. Der Kampf tobte in der Stadt, und Kanonenkugeln durchschlugen einige Häuser. Prinz Murat traf ein und stieg im Schloß ab, und als ich ihn bat, die Stadt zu schonen, antwortete er mir, er hätte diese Absicht schon vor seinem Einmarsch gehabt. Viele Leute hatten sich ins Schloß geflüchtet. Als es Nacht wurde, begann die Plünderung. Nur wenige Personen wurden dabei verschont. Man erzwang den Zugang zum Schloß und nahm alles mit, was man in der Küche fand: und Prinz Murat wohnte im Schloß! Zwischen 9 und 10 Uhr wurde ein Haus in Brand gesteckt, und sieben Häuser brannten dabei nieder. Durch eine seltene Fügung — denn es war keine Wehr zur Stelle — brannten nicht mehr nieder. Die Bürgerschaft wagte gar nicht, die Häuser zu verlassen, um das Feuer zu löschen. Prinz Murat nahm es sehr ungnädig auf, daß man die Franzosen beschuldigte, das Feuer angelegt zu haben; doch man hatte in verschiedenen Häusern Pulversäcke entdeckt![12])

Der Kaiser traf am folgenden Tag zwischen 4 und 5 Uhr Abends ein. Ich empfing ihn und begleitete ihn bis zu seinen Zimmern. Aber er behandelte mich sehr unhöflich. Andern Tags früh verlangte ich ihn zu sprechen und hatte auch mit ihm allein eine ziemlich lange Unterredung; dabei äußerte er seinen Argwohn gegen mich und den Herzog. Ich antwortete ihm mit aller Offenheit; da ich keine Notwendigkeit sah, Ausflüchte zu machen. Gegen Ende der Unterhaltung wurde er etwas gelassener. Abends machte er mir seine Aufwartung. Er blieb sogar ziemlich lange und schien ziemlich guter Laune zu sein. Er sagte mir, Du seiest eine Frau von Geist und großem Verdienste. Ich fürchte alles für unsere Existenz. Er gab mir auch ganz offen zu verstehen, daß wir große Gefahr liefen, sie zu verlieren. Er verlangt, daß der Herzog den Dienst in der preußischen Armee sofort aufgibt. Ich schicke überall hin und lasse ihn suchen. Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, doch hoffe ich, ihn jeden Augenblick hier eintreffen zu sehen. Mein Gott, was für Ängste habe ich darum schon ausgestanden und stehe ich noch aus! Die Ungewißheit, in der wir leben, ist doch grausam! Jena wurde genau so behandelt wie wir. Die Brutalitäten, welche die Truppen dort sowohl wie hier begingen, übertreffen jegliche Beschreibung.

Seit ich mit eigenen Augen die Organisation der französischen Armee gesehen habe, wundere ich mich nicht mehr über ihre Erfolge. Ich wage es nicht, Dir mehr darüber zu schreiben. Lebewohl, liebe Schwester, und beklage uns, die wir in der Tat sehr zu beklagen sind!

Der Kaiser sagte mir, Dein Sohn sei in Jena.

Weimar, am 10. November 1806.

Ich danke Dir herzlich für Deine beiden Briefe, innigstgeliebte Schwester, und für Deine Teilnahme an unserm Unglück. Ich kann Dir garnicht sagen, wie wohl mir das tut. Es ist ein wahrer Trost, wenn ehrliche Seelen gutheißen, daß man durchgehalten hat. Ich glaube, ich habe nur meine Pflicht getan, als ich hier blieb, und ich bereue es nicht.

12) Vgl. Damals in Weimar, Erinnerungen von Johanna Schopenhauer, Leipzig 1924, S. 25.

Es will mir scheinen, daß diejenigen, die nicht auf dem Platz bleiben, wo sie hingehören, nicht recht tun, ja, sich sogar dann nur noch schlechter dabei befinden. Bitte, sage dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich vielen Dank von mir: ich bin ihnen für ihr Interesse herzlich verbunden. Der Sohn von Minister Studt ist noch hier und in meinem Hause, wo er sich in guter Pflege befindet. Du kannst auf mich zählen: sage es, bitte, auch seinen Eltern, daß ich mein Möglichstes tun werde, damit er die Erlaubnis erhält, nicht mehr weiter mit zu müssen. Du kannst Dir gar keine Vorstellung davon machen, was die armen Verwundeten auszuhalten haben und die Gefangenen. Ich danke Gott, daß jetzt keine mehr hier durchkommen. Vorgestern erhielt ich einen Brief vom Kaiser: er sagt mir darin, daß er uns nicht schlecht behandeln werde. Da er Dich sehr hoch achtet, werden wir das wohl in der Hauptsache Dir zu verdanken haben. Er sagte auch zu dem Boten, den er aus dem Hauptquartier hierher geschickt hat, daß er uns nur Deinetwegen schone. Der Herzog hat sein Kommando niedergelegt. Ich kann gar nicht sagen, wie leid mir der arme Herzog tut, kenne ich doch nur zu gut seine Denkweise! Er hat gar keine Lust, sobald hierher zurückzukommen; ich begreife das, und doch wäre seine Gegenwart hier oft notwendig. Viele Leute haben sich in Ansehung seiner sehr schlecht betragen, als sie ihm die ganze Schuld an dem Unglück gaben, das Stadt und Land auszuhalten hatten. Aber sie haben Unrecht; denn in Naumburg, Langensalza, Schleitz, Gera, Sondershausen und noch anderen Städten ist es fast ebenso zugegangen wie bei uns. Es scheint mir übrigens auf eins herauszukommen, ob man sein Kontingent in Truppen oder in Geld stellt. Der Herzog hat sein Bataillon ausrücken lassen, und die anderen Häuser Sachsen haben eine „Kriegssteuer" bezahlt oder waren im Begriff, sie zu zahlen. Wenn sich die Dinge zu unserem Nachteil wenden, dann fällt jedermann über einen her und findet etwas zu tadeln, und wenn das Gegenteil der Fall ist, dann lobt man und ist äußerst zufrieden mit einem! Meine Kenntnis des menschlichen Herzens hat seit 4 Wochen sehr zugenommen; aber meine Achtung für das Menschengeschlecht keineswegs. Ich kann verstehen, daß man sich am liebsten aus der Welt zurückziehen möchte, und die Erfahrung, die man in der Welt sammelt, macht durchaus nicht besser, ja, ich finde, daß sich im Herzen eine Bitterkeit festsetzt, die schon mehr an Haß grenzt.

. . . . Alles ist hier wie ausgestorben und voller Trauer. Man hört und sieht fast keine Wagen mehr. Denn sie wurden mitsamt den Pferden gestohlen. Auch alle unsere eigenen Pferde, die noch hier waren, hatten dasselbe Los. Der arme Park hat auch sehr gelitten. Der ganze Teil oberhalb des römischen Hauses ist zerstört. Die meisten Bäume auf jener Seite hat man gefällt! Welche Lust, wenn die Menschen zerstören können!

Karl August von Sachsen-Weimar
an Amalie. Berlin, am 25. November 1806.

Vielliebe Schwester und Freundin! Ihr Sohn, der Großherzog, hat sich bereit erklärt, ein paar Worte von mir an Sie mitzunehmen. Ich benutze gern diese Gelegenheit. Ihr lieber Sohn hat mich mit größter Freundschaftlichkeit empfangen und mir Ratschläge als wirklich guter Vetter gegeben: von Ihnen hat er seine Seelengüte geerbt. Ich werde ihm ewig dafür dankbar sein. Obgleich ich seiner Majestät dem Kaiser und König noch nicht vorgestellt wurde, hörte ich doch, daß sich Seine Kaiserliche Majestät günstig über uns bei Ihrer Frau Schwester ausgelassen habe und daß er sagte, nur aus Freundschaft für Sie und für das Haus Baden erweise er uns seine Gunst. Mit Freuden bin ich überzeugt, daß wir es in erster Linie Ihnen, liebe Schwester, zu verdanken haben, wenn sich das Herz des Siegers rühren ließ. Wenn Sie Seiner Kaiserlichen Majestät schreiben, haben Sie die Güte, Ihm für die huldvollen Gefühle für Ihre Schwester und die Großmut gegen uns zu danken: aber empfehlen Sie, bitte, gleichzeitig dem Kaiser unser Wohl und beschwören Sie ihn, uns neben unserer politischen Existenz auch eine

anständige physische oder doch wenigstens bürgerliche Existenz zu lassen, d. h., daß er uns auch die Mittel zum Leben läßt! Das ist zur Zeit das Wichtigste! Nachdem man uns so vollständig ausgeplündert hat, wie nur wir es sind, legt man uns jetzt noch eine Kontribution von 2 Millionen 2 Hunderttausend Franken auf: das sind ungefähr unsere Einkünfte in einem Jahre!

Wenn Sie meine eigene Person noch interessieren sollte, dann kann ich Ihnen die angenehme Mitteilung machen, daß die Mühen des Krieges meiner Gesundheit keinen Abbruch getan haben. Dieses Metier scheint ganz gesund zu sein; denn auch Ihr Sohn, der Großherzog, hat ja auch sein Glück gehabt. Ihre Schwester hat sich heroisch benommen.[13]) Leben Sie wohl, vielliebe Schwester, ich umarme Sie von ganzem Herzen. Lassen Sie es sich gefallen und tun Sie mir desgleichen.

Herzog von Weimar.

Luise an Amalie. Weimar, am 3. im Jahre 1807.

Zum ersten Male seit langem genieße ich den Trost, daß ich Dir in aller Offenheit schreiben kann, liebe Schwester. Denn seit dem 14. Oktober konnte ich ganz unmöglich wagen, dies auf dem Postwege zu tun. Ich finde keine Worte Dir zu sagen, wie sehr mich all diese unglücklichen Ereignisse niederdrücken und betrüben! Welches Schicksal erduldet doch Deutschland und in welch sklavischer Abhängigkeit leben wir doch eben! Ich kann Dir wirklich nicht sagen, wie mich das fast verzweifeln läßt.

Der Tag der Rache wird doch einmal kommen! Zwar weiß Gott wann, und wir werden ihn wohl nicht erleben. Aber er wird sicher kommen: daran ist garnicht zu zweifeln! Was meiner Ansicht nach noch das Unglück unserer Tage vermehrt, ist die Tatsache, daß wir unterjocht sind von dieser wütigen (atroce) Nation, wie geschaffen für alle Laster. Ich habe schon immer einen Abscheu vor ihr gehabt; aber seitdem ich sie aus der Nähe sah, hasse ich sie noch mehr. Ihre Eingebildetheit, ihre Unverschämtheit und Schamlosigkeit bringen mich bis zum Äußersten auf! Ich habe Dir noch nicht gesagt, welchen Eindruck Napoleon auf mich gemacht hat, weil ich es nicht wagte. Er ist ein furchtbares Wesen! Ich finde, daß er wohl Furcht einflößt; aber er hat gar nichts Imponierendes: mir wenigstens hat er nicht imponiert. Ich habe nichts von Achtung für ihn gespürt, höchstens Angst und Furcht. Seine grauen Augen haben etwas Wildes, sein Lächeln ist bitter und tut einem weh. Du kannst Dir denken, in welch unangenehmer Lage ich mich ihm gegenüber befand. Als ich ihn zu sprechen verlangte, empfing er mich mit einem äußerst zornigen Gesicht und sagte: „Was wollen Sie? Ihr habt den Krieg gewollt, nun habt ihr ihn! Gegen meinen Willen zwingt ihr mich, Kaiser des Abendlandes zu werden! Ich werde Euch alle unter meinen Fuß zwingen! Ich werde die Welt erobern, wenn ich nur will!"

Er sagte mir tausend unangenehme Dinge über den Herzog. Aber ich suchte, so gut es ging, meine Haltung zu bewahren, und verteidigte den Herzog, wie es meine Pflicht war und wie ich es ja leicht konnte. Über mich selbst sagte er auch hier und da Unangenehmes. Unter anderem, ich sei auch so ein unklarer Kopf. Da riß mir aber die Geduld, und ich antwortete ihm, daß man bis jetzt nicht diese Meinung von mir gehabt hätte. Nach und nach besänftigte er sich und sprach dann in einem fort von Politik, von sich selbst und von seinen Plänen. Ich bat ihn, uns unsere Existenz zu lassen, und er sagte mir, er wolle einmal sehen. Noch tausendmal wiederholte er mir, daß die Kleinen und Schwachen sich nicht mit den Mächtigen messen dürften, und schloß mit den Worten: „Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie zu verpflichten!" Dann begleitete er mich bis zur

13) Vgl. Karl August an Generalleutnant von Gravert, 31. März 1807: „Ohne meine Frau, die den französischen Kayser im Schlosse bewirthet und ihm auf gewisse Weise imponierte, wäre alles verlohren gewesen." Henrici, Berlin, Versteigerungskatalog XCIII, 1924; Brief Nr. 263.

Tür. Am Abend besuchte er mich, hielt wieder eine Vorlesung, wiederholte sich oft dabei, versetzte mir hier und da einen Hieb, machte Witze, sprach fast in einem fort und verabschiedete sich dann von mir. Ich dankte Gott, als diese Unterredungen glücklich zu Ende waren. Unser Friede ist geschlossen: aus diesem Grund legt sich Karl (ihr Sohn) auch Dir zu Füßen. Wir glaubten, daß es gut sei, wenn er der Kaiserin seine Aufwartung machte; denn der Kaiser sieht es gern, wenn man ihr Aufmerksamkeiten erweist, und es ist nur recht, wenn er bei dieser Gelegenheit Dir für all das Interesse dankt, das Du für uns gezeigt hast, liebe Schwester, wovon ich schon seit meiner Kindheit überzeugt bin.

Weimar, am 2. November 1813.

Da der übliche Postweg für Briefe nicht mehr offen ist, schreibe ich Dir, liebe Schwester, über Nürnberg und Heilbronn, in der Hoffnung, daß mein Brief dich erreicht. Ich bitte Dich inständig, mir sobald wie möglich Nachricht von Dir zukommen zu lassen; denn was wir jetzt durchgemacht haben, steht auch euch, fürchte ich, bevor. Wenn nur Dein Sohn und mein Bruder ihre Länder nicht verlassen, das könnte sonst schlimme Folgen für sie haben: bitte, tue Dein Möglichstes, um es zu verhindern. Die Länder derjenigen Fürsten, die sich den Verbündeten nicht anschließen, werden von einer eigens dafür eingesetzten Kommission verwaltet. Das Königreich Sachsen befindet sich in dieser Lage und das zu Gotha gehörige Land Altenburg ebenfalls. Auch Gotha selbst, wenn sich der Herzog nicht noch schnell erklärt hat. Auch wir wären in dieselbe Lage gekommen; aber der Herzog hatte sich entschieden im Augenblick, als die Kaiser hier ankamen. Inzwischeu ist unser Land vollständig zu Grunde gerichtet. Schon die Franzosen hatten uns durch ihre ungeheuren Requisitionen fast alles abgenommen und uns fast nichts mehr gelassen. Jetzt, nachdem die große Armee der Verbündeten hier durchgekommen ist, haben wir gar nichts mehr: die verbündeten Truppen ruinieren alles und nehmen alles mit. Ganze Dörfer sind von ihren Einwohnern verlassen. Die Preußen sind noch am maßvollsten. Möge Gott doch einmal all dem Unglück und all diesen großen Prüfungen ein Ende machen ..... Das Glück scheint endgültig den Kaiser Napoleon verlassen zu haben. Ich möchte gerne wissen, was jetzt in seinem Innersten vorgeht! — Ach Gott, ach Gott! Wir verabscheuen die Franzosen, aber ihr gegenwärtiges Unglück ist so ungeheuerlich, es gibt soviel Verwundete, soviel Unglückliche, die vor Hunger und vor Strapazen auf den Heerstraßen sterben, daß man ihnen tatsächlich tiefstes Mitleid nicht versagen kann, trotz all dem Übeln, das sie uns angetan haben. Es geht ein großes Gericht durch diese Menschen![14])

Weimar, am 21. Mai 1814.

... Glaube nicht, daß ich die Rückkehr der Bourbonen mißbillige. Ich behaupte nur, daß dieses Haus stark degeneriert ist. Und dann ihr Benehmen in dieser Zeit, hauptsächlich gegenüber den tapferen Vendeern, die sich doch für sie aufgeopfert haben, während auch nicht ein Bourbone sich ihnen anschloß! Dies Benehmen, meine ich, war weder schön noch gut. Bleibt nur zu hoffen, daß das Unglück, das dieses Haus getroffen hat, wenigstens einzelne Glieder besser macht, als sie seither waren, und daß ihre künftige Führung sich die Achtung der Nation erringt, obgleich diese so wenig achtunggebietende Nation im Grunde Verdienste gar nicht zu schätzen weiß! Was für ein Menschenschlag sind doch diese Pariser! Wer immer aus dieser Stadt zurückkommt, spricht von ihnen nur mit Verachtung.

Wie ich wünschte, der Kaiser von Rußland möge sich nicht durch die Phrasen dieser charakterlosen Schmeichler verführen lassen und nichts tun, was jeden anständigen Deutschen schmerzt! Diese verdammten Pariser sollen von keinem der Verbündeten auch nur belästigt werden, während die Franzosen, die doch ein jeder verachten muß,

14) Dieser letzte Satz steht im Original deutsch.

alle Länder, wo sie nur waren, bis aufs Blut gequält und ausgeplündert haben. Kaiser Alexander duldet nicht, daß die (verbündeten) Truppen auf Kosten derjenigen leben, die von den Reichtümern der anderen Nationen überfließen; aber er erlaubt und heißt gut, daß, seitdem die Franzosen Dresden geräumt haben, diese unglückliche Stadt, die durch die Franzosen, durch die Schwäche ihres Königs und durch Krankheiten zu Grunde gerichtet ist, er erlaubt, daß jetzt 12 000 Russen in dieser Stadt einquartiert werden, die auf Kosten der Einwohner zu verpflegen sind! Du mußt zugeben, daß dies sehr hart und traurig für die armen Leute ist. Aber ich bitte Dich, sage der Kaiserin nichts davon; denn sie kann doch nichts daran ändern .... Es scheint auch, daß man aus lauter Großmut dem Vize-König eine schöne Unterkunft in Deutschland zuweisen will. Welche Ehre, eine französische Dynastie in Deutschland einzusetzen und Deutsche zu zwingen, die Untertanen eines französischen Edelmannes zu sein! Verzeihe mir, bitte, wenn ich Dir das alles sage; aber wessen das Herz voll ist ....

Weimar, am 29. März 1819.

Großer Gott! Welch schreckliche Geschichte dieser Mord! Ich war ganz niedergeschlagen und, obgleich ich Kotzebue nicht schätze, mußte ich zwei ganze Tage lang an ihn denken: meine Gedanken kamen immer wieder auf sein unglückliches Ende zurück. Seine arme Mutter von 84 Jahren, seine Schwester und sein Bruder riefen aus, als man ihnen sagte, er sei an einem Schlaganfall gestorben: „Ach nein, sicherlich wurde er im Duell getötet!“ Seine Mutter war schon seit langem davon überzeugt, daß er keines natürlichen Todes sterben würde; aber daß er so umkommen werde, das hatte niemand vermutet. Seine arme Frau und seine 12 oder 13 Kinder, darunter noch ganz kleine, sind sehr zu bedauern. Sein Sohn, der Seemann, der ihn seit 7 Jahren nicht mehr gesehen hatte, reiste von hier am Vorabend seines Todes nach Mannheim ab und freute sich so sehr, ihn wieder zu sehen. Der Mörder, der in Göttingen und Erlangen und seit einem Jahr in Jena studiert hat, war dort als ein braver junger Mann von sehr verträglichem, ja selbst frommem Charakter bekannt. Halbe Tage lang brachte er in der Kirche zu. Bis jetzt glaubt man als sicher annehmen zu können, daß er seine unglückliche Absicht niemandem mitgeteilt hatte. Er sagte seinen Freunden, daß er auf Besuch zu seinen Eltern in Wunsiedel in Franken gehe und in 3 Wochen zurückkommen werde. Am Tage vor seiner Abreise verbrachte er den Abend bei einem seiner Freunde, der aussagte, er habe ihn nie so fröhlich gesehen. Als die Universität vom Stadtamt in Mannheim die bedauerliche Nachricht erhielt, legte man sofort Beschlag auf die Papiere von Sand. Man fand auch drei Briefe. Zwei waren an Studenten gerichtet, enthielten aber nichts, was sie kompromittieren könnte, und einer an die „Burschenschaft“, worin er sagt, wie sehr er ihr ergeben sei, aber doch um „seine Entlassung“ bitten müsse; denn es könne passieren, daß er sie kompromittiere, wenn sein Plan nicht gelänge und er aufs Schafott müsse. Könne er sich aber retten, dann wisse er schon, wo er sich verborgen halten könne. Ich erinnere mich nicht mehr, ob er in diesem oder einem anderen Briefe schreibt, er sei dazu bestimmt, den Landesverräter Kotzebue zu bestrafen. Verschiedene Aussprüche, die er getan hat, lassen die Art erkennen, wie er die Dinge sah und beurteilte. So sagte er einmal zu einem der Griechen, die in Jena studieren: „Sie beklagen sich über das türkische Joch; aber was ist das im Vergleich mit dem, das auf uns in Deutschland lastet!“ Er stammt aus einer angesehenen Familie, die aber zur Melancholie neigt: vor noch nicht langer Zeit hat sich ein Onkel von ihm ertränkt. Ich schreibe Dir all diese Einzelheiten, weil er zum Unglück in Jena studierte und nun die Machenschaften gegen diese Universität von neuem und natürlich mit doppelter Stärke wieder einsetzen werden. Du kannst Dir vorstellen, was für einen Eindruck dieses schreckliche Attentat auf die Professoren und alle Studenten gemacht hat, von denen die meisten außer sich und schwer bedrückt sind, weil sie finden, daß es ihrem Ruf nur Schaden bringt.

Die buddhistische Überlieferung

Von

Johannes Nobel

Nach langem vergeblichem Suchen kam dem Weisen aus dem Sakja-Geschlecht, als er eines Nachts unter dem „Baum der Erkenntnis" saß, die Erleuchtung. Er fand die Erlösung aus dem quälenden Wirrwarr der Wiedergeburten. Was er schaute, waren die vier edlen Wahrheiten, die Wahrheit vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und vom Wege zur Aufhebung des Leidens, der aus dem achtteiligen Pfade besteht: rechtem Glauben, rechtem Entschließen, rechtem Wort, rechter Tat, rechtem Leben, rechtem Streben, rechtem Gedenken, rechtem Sichversenken. Gotama Buddha war anfangs mit sich selbst nicht einig, ob er die neue Lehre den anderen Menschen mitteilen sollte oder nicht. Erst auf dringendes Bitten seiner nächsten Jünger entschloß er sich schließlich dazu, die gefundene Erkenntnis auch anderen zu offenbaren, wiewohl er sich bewußt war, daß nicht alle ihn verstehen würden. Der Gedanke der möglichst weiten Ausbreitung der Lehre stand jedoch nie im Vordergrunde seines Interesses.

Wie Christus und Mohamed hat uns auch Gotama Buddha keinerlei schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen. Ja, über viele Punkte der Lehre waren noch bei Lebzeiten des Meisters Zweifel und Unsicherheiten entstanden; vor allem waren Fragen metaphysischer Art aufgestellt worden, die Buddha jedoch unbeantwortet ließ, weil nach seiner Überzeugung solcherlei Untersuchungen nicht nur überflüssig, sondern sogar dem Streben nach der Erlösung hinderlich wären. Die buddhistische Lehre war in engster Weise mit der Persönlichkeit des Stifters verknüpft, und die Jünger, die immer um den Erhabenen waren, mußten um den Fortbestand der neuen Weltanschauung besorgt sein, wenn einmal der Meister selbst heimgegangen sein würde. Als Buddha um das Jahr 480 v. Chr. sein Ende herannahen fühlte, sprach er zu seinem Lieblingsjünger Ananda: „Es möchte sein, Ananda, daß ihr also gedenkt: das Wort hat seinen Meister verloren, wir haben keinen Meister mehr. So müßt ihr nicht meinen, Ananda. Die Lehre, Ananda, und die Ordnung, die ich euch gelehrt und verkündet habe, die ist euer Meister, wenn ich hingegangen bin."

In der Tat war ein kirchliches Oberhaupt nicht vorhanden, nachdem Gotama Buddha in das Nirwana eingegangen war. Der äußere Zusammenhang fehlte zunächst, wenn auch die buddhistische Gemeinde rasch zunahm. Zweifel und Meinungsverschiedenheiten, die schon zu des Meisters Lebzeiten aufgetaucht waren, verstärkten sich immer mehr, und als nun auch die Jünger, die Buddha noch persönlich gekannt hatten, nicht mehr waren, machte sich der Mangel einer schriftlichen Überlieferung des Buddhawortes immer fühlbarer geltend. Was der Gemeinde am meisten fehlte, war eine feste Richtschnur für das Ordensleben. Die Tradition, daß bereits einige Wochen nach

Buddhas Hinscheiden ein Konzil stattgefunden haben soll, ist zwar zweifellos unrichtig, der historische Kern aber, der dieser Legende zugrunde liegt, wird der gewesen sein, daß die älteren Mönche das Bedürfnis nach einer schriftlichen, unzweideutigen Feststellung der Regeln für die Ordenszucht empfunden und diesem Mangel auch abgeholfen haben. Jedenfalls setzt das zweite buddhistische Konzil, das etwa hundert Jahre nach dem Tode des Meisters zu Vesali stattgefunden hat, einen kurzen Kanon solcher Regeln voraus. Daß auch einige Texte über die buddhistische Lehre schon in so früher Zeit aufgezeichnet worden sind, kann als wahrscheinlich gelten, wiewohl die Überlieferung im allgemeinen nur eine mündliche gewesen sein kann. Jedenfalls ist auch dieses zweite Konzil, von dem jüngere Texte reden, für den buddhistischen Kanon von keiner großen Bedeutung, sondern es hatte im Grunde nur den Zweck, gewisse Irrlehren, die im Laufe der Zeit betreffs der Ordensdisziplin entstanden waren, zu beseitigen.

Erst das Konzil zu Pataliputra, der Hauptstadt von Buddhas Geburtsland Magadha, ist für die Geschichte der buddhistischen Überlieferung von großer Bedeutung geworden. Es fand unter günstigen Zeitverhältnissen statt. Damals war König von Magadha Aschoka, einer der bedeutendsten Herrscher, welche die Weltgeschichte kennt. Siegreiche Kriege, die er in den ersten Jahren seiner Regierung führte, dehnten den Einfluß seiner Macht weit über die Grenzen des eignen Landes aus. Als er die buddhistischen Lehren kennen lernte, war er von ihnen so ergriffen und überzeugt, daß ein völliger Wandel in seinem Charakter und seiner Lebensweise eintrat. Er bereute seine frühere Gewalttätigkeit und Grausamkeit und suchte durch zahlreiche soziale Einrichtungen und Reformen und auch durch ethische Ermahnungen auf seine Untertanen einzuwirken. Das alles verkündete er auf Inschriften, die er an vielen Stellen seines gewaltigen Reiches in Felsen und Säulen einmeißeln ließ. Im Herzen war er ein Buddhist, aber sein königlicher Gerechtigkeitssinn ließ ihn größte Toleranz gegenüber anderen Sekten ausüben und offen verkünden und anempfehlen. Von Meinungsverschiedenheiten innerhalb des buddhistischen Ordens spricht er in seinen Edikten ausdrücklich.

Die von dem Mönch Tissa Moggaliputta einberufene Versammlung von etwa tausend Mönchen fand sicherlich unter reger Anteilnahme Aschokas statt. Der Zweck des Konzils war der, einen Kanon von Texten der wahren Religion zusammenzustellen, worunter die Lehre der „Ältesten" verstanden wurde, die noch unmittelbare Schüler Buddhas genannt werden konnten. Zu dieser Schule bekannte sich auch die Sekte der Vibhadschjawadins. Kanonische Schriften waren damals schon vorhanden; denn Aschoka zählt in einer sehr interessanten Inschrift selbst eine ganze Reihe auf. Der Kanon, der auf diesem Konzil zusammengestellt worden und in der Sprache von Magadha abgefaßt war, wurde nach zeylonesischer Überlieferung von Mahinda, einem Schüler des Tissa Moggaliputta, nach Zeylon gebracht und unter König Vattagamani im 1. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet. Angeblich ist es der Palikanon, den wir heute noch vollständig besitzen. Da er aus drei (tri) großen Sammlungen (wörtlich Körben, pitaka) besteht, wird er allgemein als Tripitaka bezeichnet. Unter Pali versteht man die Sprache der südlichen Buddhisten auf Zeylon. Die Ausgabe des Palikanons, die der König von Siam 1893 drucken ließ, umfaßt 39 stattliche Bände in Großoktav. Inhaltlich befaßt sich der erste Korb mit der Ordenszucht, der zweite enthält die Lehrtexte und im dritten findet man die Schriften philosophischer und scholastischer Natur. Die einzelnen Stücke, aus denen das Pali-Tripitaka zusammengesetzt ist, sind natürlich ganz verschiedenartig. Auch die indische Poesie hat ein gutes Teil dazu beigetragen, und die buddhistische Spruchdichtung, wie das Dhammapada oder die Lieder der Mönche und Nonnen, gehört zu dem Schönsten, das die indische Literatur hervorgebracht hat.

Die zeylonesische Überlieferung ist allerdings mit einem Vorbehalt hinzunehmen. Es wird richtig sein, daß die Hauptbestandteile des Kanons auf dem Konzil zu Pataliputra festgelegt worden sind; jedoch erst die nächsten beiden Jahrhunderte haben dem

Tripitaka die endgültige Gestalt gegeben, die uns heute in der Pali-Bearbeitung vorliegt. Besonders wichtig für uns ist aber die Tatsache, daß der erhaltene Kanon doch nur der einer bestimmten Schule ist, eben der Sekte der Vibhadschjawadins. Die übrigen Schulen gingen ihre eigenen Wege. Allerdings hat der Pali-Kanon die alte buddhistische Lehre ziemlich treu bewahrt. Das wird einmal aus der Art seiner Entstehung wahrscheinlich gemacht, zweitens stellen aber auch die Vergleiche mit den in neuerer Zeit in Zentralasien gefundenen Bruchstücken aus den kanonischen Schriften anderer Schulen der Pali-Überlieferung das beste Zeugnis aus. Fast sämtliche modernen populären Abhandlungen über den Buddhismus, vor allem auch die Schriften des sogenannten Neu-Buddhismus, beruhen auf dem Kanon der Vibhadschjawadins, im Grunde also nur auf der Überlieferung einer einzigen Schule, eine Tatsache, die vielfach übersehen wird.

Der Pali-Kanon, der also im ersten Jahrhundert v. Chr. abgeschlossen vorlag, wurde nun bald das Objekt eifriger Diskussionen, und in erster Linie erheischten die philosophischen Abschnitte eine eingehende Erklärung. Es entwickelte sich daher eine überaus reiche Kommentar-Literatur auf Zeylon und später in Birma, wohin der Buddhismus im 3. Jahrhundert n. Chr. gekommen ist. Die bedeutendste Persönlichkeit war Buddhaghoscha, der im 5. Jahrhundert n. Chr. auf Zeylon lebte und sein reiches, auf ununterbrochener Überlieferung beruhendes Wissen in einer großen Anzahl von Werken niederlegte, die für das richtige Verständnis des ‚südlichen' Buddhismus von größter Wichtigkeit sind. Auch die birmanische Tradition lieferte wertvolle Abhandlungen und Kommentare, die bis in die neuere Zeit gehen und ebenfalls herangezogen werden müssen.

Die einzelnen Schulen, die sich schon bald nach Buddhas Tode gebildet hatten und die im Laufe der Zeit immer zahlreicher geworden waren, wichen in einigen Punkten der Lehre mehr oder weniger voneinander ab. Auch örtliche Geschiedenheit und die Schwierigkeit eines allgemeinen Gedankenaustausches trugen das ihre zur Bildung von Sekten bei. Immerhin hielt sie alle ein gemeinsames Band zusammen. In der Persönlichkeit des ins Nirwana eingegangenen Gotama Buddha erblickten sie alle die unbestrittene Autorität. Die große Umwälzung kam einige Zeit nach Beginn der christlichen Zeitrechnung und wurde für das gesamte Geistesleben Zentral- und Ostasiens von entscheidender Bedeutung. Leider wissen wir fast gar nichts über den ersten Verlauf der neuen Bewegung, die sich aus bestimmten Schulen heraus zu einer völlig neuen Auffassung der buddhistischen Ideen entwickelte. An der neuen Richtung hat der berühmte Aschwaghoscha, der Beichtvater des Königs Kanischka, der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert regierte, einen regen Anteil, und in den darauf folgenden Jahrhunderten, welche die Blütezeit des Buddhismus in Indien darstellen, wurde die neue buddhistische Lehre durch berühmte Philosophen wie Nagardschuna (im 2. Jahrh.), Asanga und seinen Bruder Vasubandhu (im 4. Jahrh.) und andere vertieft und zu festgefügten Systemen ausgestaltet. Dazu kam schon sehr früh eine überaus umfangreiche Erzählungsliteratur, für uns von unschätzbarem Wert, weil sie uns viel erhalten hat, was sonst verloren gegangen wäre. Auch große Dichter haben ihr Talent in den Dienst des neuen Buddhismus gestellt, wie außer dem schon genannten „Patriarchen" Aschwaghoscha Schantideva, im 7. Jahrhundert n. Chr.

Diese neue Richtung des Buddhismus bekam den Namen Mahajana, das große Fahrzeug, und im Gegensatz dazu bezeichnete man jetzt die früheren Schulen als Hinajana, das kleine Fahrzeug. Hinajana-Sekten bestanden nicht allein im Süden, wie in Zeylon und Birma, auch in Zentralasien, in Turkestan gab es nach dem Zeugnis der chinesischen Reisenden, wie Fa-hsien (um 400), Sung-yün (518) und Hsüan-tschuang (625) viele Gemeinden des Hinajanasystems, die friedlich neben Klöstern von Mahajana-Mönchen wohnten.

Es ist nicht möglich, mit wenigen Worten auf die charakteristischen Unterschiede des Hinajana und Mahajana einzugehen, weil sich dann sofort andere Probleme auf-

drängen, die ihrerseits erst wieder aus der Eigenart des indischen Geisteslebens erklärt werden müssen. Darum soll hier nur eine wichtige Idee herausgegriffen werden, in deren Auffassung die Schulen beider Systeme grundsätzlich auseinandergehen, die Idee des Bodhisattva. Die Person des Bodhisattva kennen auch die Sekten des Hinajana; er ist nach ihnen ein Wesen, das bestimmt ist, einmal ein Buddha zu werden. So war Gotama bis zu seinem 34. Lebensjahre ein Bodhisattva. Hierauf wurde er ein Buddha, erlangte schließlich für sich selbst die Erlösung und ging in das Nirwana ein, das heißt in den Zustand, in dem er von den Fesseln der Wiedergeburten für immer befreit war. Ihn konnte also die Erlösung der anderen Wesen nicht mehr kümmern. Ganz anders ist die Auffassung des Bodhisattva im Mahajana. Hier legt man den Nachdruck auf die Erlösung der im Wirrwarr der stets neu erstehenden Existenzen duldenden Wesen. Es ist garnichts damit gewonnen, daß ein Buddha in das Nirwana eingeht, weil er dann keine Möglichkeit mehr hat, für die übrigen leidenden Wesen etwas zu tun. Andererseits kann nur ein überaus reines Wesen für den Akt der Erlösung in Frage kommen. Dieses ist nun der Bodhisattva des Mahajana. Durch sein heiliges Leben in vielen Existenzen hat er schließlich die fortwirkende, immer zu neuem leidenvollem Leben treibende „Tat" (karman) vernichtet und könnte in das Nirwana eingehen. Aus überaus großer Liebe und aus grenzenloser Barmherzigkeit mit den leidenden Menschen tut er dies aber nicht, sondern bleibt in dem Zustand des Bodhisattva, bis alle Wesen mit seiner tatkräftigen Hilfe aus den Nöten des Daseins erlöst sind. So wird es verständlich, daß in den Schulen des Mahajana die Person Gotama Buddhas sehr zurücktrat, der als endgültig Heimgegangener an der tätigen Erlösung der Wesen keinen Anteil mehr nehmen konnte. Die durchaus neue Gestaltung des Bodhisattva führte ein Element ein, das dem Hinajana fremd war, nämlich das Element der Verehrung und Anrufung. Fast wie ein persönlicher Gott stand der Bodhisattva an der Pforte des Nirwana, in uneigennützigster Liebe wartend auf die Erlösung der noch im Leiden Versunkenen. Es ist selbstverständlich, daß auch die ganze Literatur der Mahajana-Buddhisten durch diese Idee ein besonderes Gepräge bekommen mußte.

Im ersten nachchristlichen Jahrhundert begannen nun die Chinesen durch Vermittlung anderer Völker mit den großen buddhistischen Ideen bekannt zu werden. Die chinesischen Kaiser zeigten für die neue Lehre ein sehr großes Interesse. Ein reiches buddhistisches Leben blühte in den nächsten Jahrhunderten in Turkestan auf, wo sich viele indische Kolonien und buddhistische Klöster befanden, über welche die schon genannten chinesischen Pilger viel zu berichten wissen. Sie und viele andere nahmen die Mühseligkeiten der Reise auf sich, nur um aus Indien buddhistische Bücher zu holen, und kehrten mit reichen Schätzen heim. Eine eifrige Übersetzungstätigkeit entfaltete sich in den Klöstern Turkestans und Chinas, und so entstand im Laufe der Zeit das sogenannte chinesische Tripitaka, eine Riesensammlung buddhistischer Texte, zumeist aus dem Sanskrit übersetzt, in der japanischen Ausgabe etwa 350 stattliche Bände umfassend. Nur ganz wenige Texte sind noch im Sanskrit vorhanden, fast alle Originale sind verschollen, geringe Reste sind bei den Ausgrabungen in Turkestan zutage gefördert worden.

Daß die nördlichen Schulen des Buddhismus, mochten sie zum Hinajana oder zum Mahajana gehören, einen Kanon in Sanskrit besessen haben mußten, war von vornherein wahrscheinlich, auch wenn davon bis in die neuere Zeit nichts bekannt war. Als nun europäische Reisende in Turkestan ganz zufällig auf sehr alte Handschriften in Sanskrit und in mittelindischen Dialekten gestoßen waren, ging man daran, die alten buddhistischen Kultstätten in Chinesisch-Turkestan systematisch zu durchsuchen. Auch die deutsche Regierung hat sich mit mehreren Expeditionen an den Ausgrabungen beteiligt. Überall kam ein über Erwarten reiches Material an Handschriften und Kunstschätzen zum Vorschein. Jetzt fand man auch umfangreiche Bruchstücke des verloren geglaubten Sanskritkanons, sowie zahlreiche Übersetzungen, einige in bis dahin völlig unbekannten

Sprachen. All diese schönen Entdeckungen zeigen, daß in den Jahrhunderten nach Christus bis zum Eindringen des Islam ein reger Verkehr der zentralasiatischen Staaten mit Indien und mit China stattgefunden hat. Ein großer Teil der Gelehrten, welche die indischen buddhistischen Schriften ins Chinesische übertrugen, setzte sich aus Mönchen zusammen, die zentralasiatischen Städten entstammten.

Um das Jahr 370 n. Chr. wurde der Buddhismus durch chinesische Mönche von Singanfu aus nach dem damals ziemlich kleinen Staate Korea verpflanzt. Korea wurde dann der Vermittler der buddhistischen Lehre nach Japan, wo sie im sechsten Jahrhundert festen Fuß faßte. In Japan war der Buddhismus einer lebensvollen Entwicklung unterworfen, zahlreiche Sekten bildeten sich, die bestimmte buddhistische Texte zum Ausgang nahmen und in geistreicher Weise auslegten. So war das berühmte Saddharmapundarikasutra der Grundtext für Nichiren, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten im religiösen Leben Japans (1222 bis 1282). Eine andere Schule, die ebenfalls heute noch in Japan eine sehr große Bedeutung hat, die im Jahre 1173 gegründete Jodo-Sekte (die Sekte vom Reinen Land) hat den Text des Sukhawatiwjuha (Beschreibung des Landes der Glückseligkeit) zur Grundlage. Es ist nämlich nicht allen Menschen gegeben, unmittelbar auf ihre endgültige Erlösung hinzuarbeiten, und für viele ist die leere Glückseligkeit des Nirwana noch nicht zu fassen. Es genügt, wenn sie zunächst durch gläubige Anrufung des Buddha Amitabha die Wiedergeburt in seinem Paradiese erlangen, um vor dieser Zwischenstation um so sicherer der endgültigen und ewigen Befreiung von den Fesseln des Daseins teilhaftig zu werden.

In Japan, wo die buddhistische Religion heute eine viel größere Bedeutung besitzt als in China, hat sich eine ungeheure Literatur herausgebildet, die neuere zumeist in japanischer Sprache geschrieben und daher für die Erforschung des Buddhismus leider nur schwer zugänglich und doch von großer Wichtigkeit, weil in dieser lebendigen Literatur vielfach ununterbrochene Tradition uns entgegentritt, ohne welche die Forschung den alten buddhistischen Schriften ratlos gegenübersteht.

So sehen wir, daß ein Strom der buddhistischen Lehre und Überlieferung von Indien über die zentralasiatischen Staaten nach China, Korea und Japan geflossen ist. Der andere führte den Buddhismus nach Tibet und von hier zur Mongolei. Es ist verständlich, daß sich auch religiöse Anschauungen bei den einzelnen Völkern nach ihren Eigenarten verschieden entwickeln müssen. So kommt es, daß der Buddhismus in Tibet wesentlich andere Formen annahm als in China und Japan. Die Religion der Tibeter war ehedem die sogenannte Bon-Religion, ein eigenartiges, auf Naturmythen aufgebautes Gebilde. Eine größere buddhistische Propaganda setzte in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zur Zeit des Königs Srong-btsan-sgam-po ein. Um dieselbe Zeit wurde auch das indische Alphabet eingeführt und für die tibetische Sprache zurechtgemacht. Man begann damit, sich buddhistische Bücher aus Indien zu beschaffen und zu übersetzen. Großzügiger war die Tätigkeit für die Ausbreitung des Buddhismus in Tibet unter König Khri-srong-lde-btsan (775 bis 797). Dieser berief den berühmten und später beinahe wie einen Gott verehrten Mönch Padmasambhava, und viele indische Gelehrte übersetzten das Tripitaka. In der Folgezeit wurden immer mehr religiöse Werke, die aus Nordindien, Kaschmir, China und bedeutenden zentralasiatischen Klöstern wie Khotan stammten, in die tibetische Sprache übertragen. Da es aber wegen der oft unsicheren und dunklen Interpretation schwierig blieb, den Buddhismus zu studieren, berief der König Ral-pa-tschan (804 bis 816) gelehrte indische Mönche. Zwei tibetische Übersetzer sahen alle Arbeiten nach einheitlichen Gesichtspunkten durch, und so entstanden im 9. Jahrhundert die Hauptbestandteile von zwei ungeheuer umfangreichen Sammlungen buddhistischer Schriften, die unter dem Namen Kandschur und Tandschur bekannt sind. Im Laufe der weiteren Entwicklung bildete sich in Tibet die eigentümliche, mit vielen anderen indischen Anschauungen vermischte Form des Buddhismus, die als Lamaismus eine große Bedeutung erlangt

hat. Wie einst das auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe stehende Tibet sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die buddhistische Weltanschauung zu eigen gemacht hatte, so wirkte nun seinerseits Tibet auf die Mongolei, als diese anfing, sich für kulturelle Güter zu interessieren. Tschubilai, der Enkel des großen Tschingis Khan, des Begründers der gewaltigen mongolischen Dynastie und des Eroberers des größten Teiles von Asien, förderte in hohem Maße die Propaganda des Buddhismus in seinem Lande. Er ließ die buddhistischen Schriften revidieren und die tibetischen Texte mit den chinesischen vergleichen. An eine Übersetzung kanonischer Stücke aus dem Tibetischen ins Mongolische konnte freilich erst etwas später gegangen werden, nachdem das mongolische Alphabet für praktische literarische Zwecke geeignet gemacht worden war.

So hat sich das Buddhawort weit über die Grenzen Indiens hinaus fortgepflanzt und hat eine ungeheuer große Literatur hervorgerufen, die man kaum noch überblicken kann. Der Buddhismus stellt heute in Asien eine gewaltige Macht dar. In Indien selbst ist er allerdings längst erloschen. Um so mehr blüht er in anderen Ländern. Gotama Buddha selbst hat bei seinen Lebzeiten nicht geahnt, daß die von ihm gestiftete Lehre von solch langer Dauer sein würde. Als die Frage an ihn gestellt wurde, wie er über die Aufnahme von Frauen in den Orden dächte, sagte er zu Ananda: „Wenn, Ananda, es Frauen nicht gewährt worden wäre, aus der Heimat in die Heimatlosigkeit zu gehen, so würde heiliges Leben lange Zeit bewahrt bleiben; tausend Jahre würde die reine Lehre bestehen. Dieweil aber, Ananda, in der Lehre und dem Orden . . . Frauen der Welt entsagen . . ., so wird heiliges Leben nicht lange Zeit bewahrt bleiben; nur fünf Jahrhunderte, Ananda, wird jetzt die Lehre der Wahrheit bestehen."

Hundertundfünfzig Jahre Burgtheater

1876 beging das Burgtheater den 100. Geburtstag seiner Begründung. Das Fest begann in dem alten Haus auf dem Michaeler-Platz, einer Stiftshütte deutscher Schauspielkunst, wie Eduard Devrient die vielberufene Stätte genannt hat, mit einem gelungenen szenischen Epilog Josef Weilens „Aus dem Stegreif". Die Komödianten der vom Pächter Grafen Koharys im Stich gelassenen Privatbühne sind ratlos: ihre, ja die Zukunft des kaum versuchten stehenden deutschen Schauspiels in Wien, ist gefährdet; der Anwalt der Hanswurstkomödie und des Hetztheaters sieht kein anderes Heil, als Rückkehr zum alten Unfug; da erscheint Sonnenfels als Sendbote Josephs II. und verkündet den Entschluß des Kaisers, die Verlassenen zu retten, mit ihnen ein deutsches Hof- und Nationaltheater in Wien ins Leben zu rufen. In heißem Dank improvisieren die Beglückten die letzte Stegreifkomödie, eine Verherrlichung Josephs, dessen Büste sie mit Lorbeer kränzen. Eine Huldigung, die heute zeitgemäßer denn je zuvor wäre: denn die Bildsäulen des Volkskaisers werden nicht nur in der Tschecho-Slowakei verbannt und zertrümmert, aus Rache für die Germanisationsbestrebungen Josephs, es wagen sich in manchen, jüngst erschienenen Wiener Gelegenheitsschriften Tadler hervor, die Joseph (buchstäblich) als „G'schaftlhuber", als voreilig, als Gegner Schröders und verständnislosen Kritiker von Mozarts Opern verkleinern. Angesichts solcher Anwürfe wirkt Karl Glossys aus neuen Quellen geschöpfte, dieser Tage veröffentlichte Schrift Das Burgtheater unter seinem Gründer Kaiser Joseph II. (Wien, Hartleben 1926) doppelt wohltuend. Kaiser Josephs Begründung des Hof- und Nationaltheaters war eine Tat, folgen- und segensreich weit über die Grenzen Österreichs für ganz Deutschland. Was er wollte und nach Umfragen bei Lessing, Weiße und anderen Sach-

kundigen mit den besten Beratern, Helfern, Darstellern und Dramatikern ins Werk zu setzen begann, war im Großen und bis in Einzelheiten mit solchem Ernst und Eifer bedacht, daß ihn Friedjung den ersten Direktor des Burgtheaters nennen durfte. Seinem Wunsch und Willen war es zuzuschreiben, daß von Anfang bedeutende Schauspieler unter guter Führung vollkommenes Zusammenwirken als erste Aufgabe ins Auge faßten.

Viel zu kurz war es Joseph vergönnt, seine Schöpfung zu pflegen. Seine nächsten Nachfolger nahmen persönlich wenig Anteil an der Hofbühne, und in den Kriegsstürmen und Geldnöten der Jahrhundert-Wende schien dem zeitweilig verpachteten Unternehmen keine Dauer beschieden. Die Tradition aus Kaiser Josephs Zeiten lebte, nach dem klassischen Zeugnis in Heinrich Anschütz' „Erinnerungen" nur noch als Sage fort. „Da fügte es sich wie durch ein halbes Wunder, daß der Mann hervortrat, der in diese stagnierenden Zustände Bewegung brachte, das Geäder des Instituts mit einem neuen Kreislauf belebte und trotz aller Hindernisse der Zeitverhältnisse binnen zehn Jahren den Ruf dieser Kunstanstalt auf eine Höhe hob, bis zu welcher sie vorher nie gelangt war." Es war Schreyvogel (West), auf dessen Grabstein Grillparzer die Worte setzte: Stand jemand Lessing nahe, so war er es. In jungen Jahren aus Österreich flüchtig, war er in Jena mit Schiller, Goethe, Humboldt in Beziehung getreten. Sein Verkehr mit diesen Meistern war nicht verloren für das Burgtheater. Ein Kenner aller Literaturen, ein geborener Kritiker und Dramaturg, ein tüchtiger Übersetzer und Bearbeiter spanischer Dramen, verstand er es, unter dem bescheidenen Namen eines „Theater-Sekretärs", einer barbarischen Zensur zum Trotz, das beste Alte der deutschen, wie der britischen und romanischen Weltdramatik auf die Bretter zu bringen, jüngere Talente, Grillparzer und Bauernfeld, zu entdecken und zu beraten und eine Truppe aus ganz Deutschland zusammenzubringen, die keiner seiner Nachfolger überlegener zu werben im stande war. Ein Erzieher seiner Leute vor und hinter dem Vorhang, hat nach Joseph II. Schreyvogel das höchste Verdienst um Werden, Wachsen und Gedeihen des Burgtheaters. Mit schnödem Undank von einem boshaften Höfling Knall und Fall aus seinem Amt weggejagt (er konnte nicht einmal seinen Regenschirm holen), starb Schreyvogel bald nach dieser verhängnisvollen Wendung.

Seine nächsten Nachfolger Deinhardstein und Holbein waren trotz ihrer Lässigkeit und Unfähigkeit nicht imstande, Schreyvogels Vermächtnis völlig zu vergeuden. Die Meister der Schauspielkunst, die er dem Burgtheater gewonnen, fanden in dem empfänglichen Logenpublikum, dem Hochadel aller österreichischen Lande, und den Theatergängern des Bürgertums und der Studentenschaft Hörer, für die das Burgtheater der einzige Ort der Monarchie war, auf dem das Wort „Gedankenfreiheit" laut werden konnte. Und während sonst konfessionelle Bedenken die Zulassung von „A-Katholiken" in den meisten Berufen erschwerten oder unmöglich machten, war die Mehrheit der Mitglieder der Burgtheater-Truppe protestantisch. Zudem führten sich die Besten unter ihnen so vorbildlich, daß sie von der Aristokratie gesellschaftlich gesucht, im Wiener Leben auch sonst eine große Rolle spielten; so hat den in Wien verschollenen Brauch des „Christbaums" erst Anschütz' Weihnachtsfeier wiederum in Schwung gebracht.

Das Jahr 48 bewirkte Lockerung einer wahnwitzigen Zensur, und die böse Reaktion der Fünfziger Jahre fand an leitender Stelle Heinrich Laube, der seine Berufung vor allem zwei hilfreichen Schauspielerinnen, Amalie Haizinger und Louise Neumann, zwei Hauptdarstellerinnen in seinen „Karlsschülern", zu danken hatte. Was er in diesem Amt geleistet, gehört der deutschen Theatergeschichte an: ein „Marschall Vorwärts" der deutschen Bühne, hat Laube 18 Jahre lang seine Witterung für schauspielerischen Nachwuchs, sein Finderglück für jüngere Dramatiker bewährt und sein in den Vierziger Jahren verkündetes Programm, daß die Schöpfung Josephs auch politische Bedeutung für die Führerrolle Österreichs in Deutschland habe, nicht aus den Augen gelassen.

Das Burgtheater war und ist bis zur Stunde ein Vorposten deutscher Kunst. So war es im alten Groß-Österreich. So bleibt es in unserem verkümmerten Klein-Österreich. Unter Dingelstedt, der die Shakespearischen Historien cyklisch, „Goetz“, „Weh dem, der lügt“, „Bruderzwist in Habsburg“ usw. in prächtigen, den Meiningern und Reinhardt vorauseilenden Inszenierungen vorüberziehen ließ, wie unter Wilbrandt, dem literarisch höchststehenden der Nachfolger Schreyvogels, wurde in gleichem Geist gewirkt. Unter all diesen Dramaturgen war das Burgtheater eine hohe Schule des Geschmackes für Alt und Jung, für Marie Ebner, wie für den Kronprinzen Rudolf, und für zwei Bürschlein, die da vom Paradies ihre Meister bewunderten und hernach unter den Namen Josef Kainz und Max Reinhardt bekannt wurden.

Diesen Gipfel seines Ruhms überschritt das Burgtheater mit der Übersiedlung in das neue Haus. Schon Gustav Freytag hat es als Gefahr und Ruin der Schauspielkunst angesehen, daß an Stelle der alten gemütlichen Auditorien überladene riesige Prunkräume traten. Ein Mißstand, der auch in dem akustisch trotz Umbauten fragwürdig gebliebenen neuen Burgtheater stört. Die magyarischen, slavischen und romanischen Adelsgeschlechter hatten ihre Logenabonnements schon seit Jahrzehnten aufgegeben. Die Betriebskosten wuchsen unablässig, und nur die Freigebigkeit Franz Josephs, der nach Joseph II. in den 68 Jahren seiner Regierung als der hilfreichste Schutzgeist des Burgtheaters zu rühmen ist, konnte in der Zeit von 1889—1916 für diese Schäden Deckung ermöglichen. Eine weitere Gefährdung des Burgtheaters kam aus der Neuerung, an die Spitze nicht wie vorher Leute vom Bau, Dramaturgen oder Dramatiker, sondern Beamte zu stellen. Um Alfred Berger nicht berufen zu müssen, wählte man einen sehr begabten Juristen, Max Burckhard, der im Unterrichts-Ministerium sich hervorgetan hatte. Der vielgewandte Mann arbeitete sich langsam in das Technische seiner Aufgabe ein; er hatte das Verdienst, Mitterwurzer und Kainz zu gewinnen, für Ibsen, Hauptmann, Anzengruber zu kämpfen. Ein innerliches, künstlerisches Verhältnis zu den großen Alten, der Wolter, Sonnenthal, Baudius-Wilbrandt, Hohenfels, die Fähigkeit, selbständig als Werkmeister vom Regietisch aus einzugreifen, war ihm nicht eigen. Was nach ihm kam, Schlenther, Millenkovich, Wildgans usw. bewegte sich in absteigender Linie: Berger wirkte nur als vorzeitig gealterter Lenker kurze Zeit; es war versäumt worden, ihn, der im Hamburger Schauspielhaus zeigte, was er für Wien hätte werden können, zu rechter Zeit zu ernennen.

So ist einer Vergangenheit, deren Größe für die deutsche Dichtung und Kultur nicht nur Österreichs kaum hoch genug anzuschlagen ist, eine zweifelhafte Gegenwart gefolgt, und zu ahnen, welche Zukunft dem Burgtheater beschieden sein wird, geht über Prophetengabe. Wer weiß, ob nicht unvermutet dichterische und schauspielerische Genies ungeahnte Wendungen heraufführen können? Noch immer berühmt sich das Burgtheater, die erste deutsche Bühne zu sein. Die Comédie française wird noch selbstbewußter la première scène du monde genannt. In Wirklichkeit ist solcher Ruhm nicht an Ort und Zeit gebunden. Die „erste Bühne der Welt“ war zu Athen, als Aristophanes die Vögel spielen ließ; dann das Globe-Theater bei der Uraufführung des *Hamlet*; im 18. Jahrhundert Weimar, als Schiller seinen Wallenstein auf die Bretter brachte. Wer weiß, was noch kommen mag? Anton Bettelheim.

Literarische Rundschau

Gegen die Parteien

Die Bücher*) von Moeller van den Bruck und Hans Schwarz müssen nicht nur deshalb zusammen genannt werden, weil sie der nämliche Verlag herausgebracht hat, sondern weil sie aus einem einheitlichen Impuls der Zeit heraus geschrieben sind und auch das nämliche wollen. Moeller van den Bruck hat in einem Vorwort den Zweck seines Werkes eindeutig umschrieben: „Es bleibt nur übrig, die Parteien von der Seite der Weltanschauung her zu zertrümmern." Demgemäß ist „Das dritte Reich" ein Buch der Kritik der Parteien. Öfter ist ihm der Vorwurf allzustarker Negation gemacht worden, den ich mir nicht zu eigen machen kann. Aufbau neuer Ideologien bedingt die Zerstörung alter. Ganz selbstverständlich ist daher, wenn Moeller van den Bruck sich zunächst mit der Vorfrage auseinandersetzt, ob die deutsche Revolution die Merkmale einer echten Revolution trägt, ob sie ein neues geistiges Prinzip zur Herrschaft gebracht hat. Die restlose Verneinung dieser Frage führt ihn zur Kritik an der Revolution, an dem von ihr geschaffenen Staate und der politischen Organisation des deutschen Volkes schlechthin, d. h. insbesondere an den Parteien und deren Ideologie. Nacheinander werden die Begriffe „Sozialistisch, Liberal, Demokratisch, Proletarisch, Reaktionär, Konservativ" kritisch beleuchtet. Die Art der Kritik ist aber ganz und gar nicht negativ; er zerschlägt Götzen, um Gott wieder in seine Rechte einzusetzen. Er beweist, wie jene Begriffe von den Parteien umgedeutet und mißbraucht worden sind, er sucht sie in nackter Wahrheit zu zeigen. Und so entsteht, in lauter Kritik eingebettet, das Ideal des wahrhaft „Konservativen", des Lebendigen im Ewigen, wie er sich selbst ausdrückt. Seine Kritik mündet in der positiven Forderung, aus der Revolution der Geistlosigkeit eine solche des Geistes zu machen, die Revolution „zu gewinnen" und so das Zeitalter eines ruhmvollen „Dritten Reiches" heraufzuführen.

Moeller van den Bruck war Literat und wurde aus der Not seines Volkes heraus Politiker. Es ist die Tragödie des deutschen Volkes, daß es sich von einem Deutschen aus Wahl, nämlich H. St. Chamberlain, die Grundrichtung seiner geistespolitischen Entwicklung erst aufzeigen lassen mußte. Oswald Spengler ist dann auf diesem Wege weitergegangen. Von der Literatur her kam während des Krieges eine Hilfe in den „Betrachtungen eines Unpolitischen" von Thomas Mann. Damals spürte Mann dunkel, als einer der ganz Wenigen, den geistigen Protest, den das Deutschtum in dem großen Kriege gegen das Westlertum durchfocht. Aber so unklar war das Gefühl in ihm, daß er — genau wie das ganze deutsche Volk — nach dem verlorenen Kriege nicht mehr wußte, für was er gekämpft hatte, und seitdem verleugnet er wohl sein einziges Werk, worin er hätte den Deutschen Führer sein können. Anders Moeller van den Bruck. Er ist zum Führer geworden in einem Maße, wie der mittlerweile leider Dahingeschiedene es wohl nie geahnt hat. Auf dem hier angedeuteten Wege ist er so weit fortgeschritten, daß dem Suchenden über die weiterhin einzuschlagende Bahn kein Zweifel kommen kann. — Wohl spürt man vielleicht zu oft den Literaten und zu selten den Politiker. Aber die Not wird

*) Das Dritte Reich von Moeller van den Bruck; Europa im Aufbruch von Hans Schwarz. Berlin, Ring-Verlag.

bei ihm zur Tugend, und ich weiß nicht, ob dem Politiker so wunderbare Wortprägungen geglückt wären, wie sie „Das Dritte Reich" aufweist. Wenn er den Geist der Aufklärung und dessen verhängnisvolle extreme Wirkung mit dem Wort geißelt „die Vernunft verlor den Verstand", so kann nur gesagt werden, daß hier das Wortspiel zum Epigramm wird. Oder wie scharf ist die Prägung: „Es ist die Selbstlosigkeit des konservativen Menschen, daß er an der Heiligkeit einer Sache haftet, die nicht mit ihm stirbt. Es ist die Selbstsucht des liberalen Menschen, daß er die Dinge, denen er lebt, der Sintflut überläßt." Aber gar ein Wort wie „die Zukunft gehört nicht dem Problematiker, sondern dem Charakter" könnte beanspruchen, in jedem deutschen Schulzimmer als Wandspruch mahnend zu wirken.

„Am Liberalismus gehen die Völker zugrunde." In diesem Worte liegt das ätzende Urteil, mit welchem er den westlichen Geist tödlich trifft. Mancher Politiker liberaler Vergangenheit wird sich dagegen auflehnen und den Fortschritt preisen, den Moeller van den Bruck verneint. Er wird aber das historisch richtige Urteil so wenig angreifen können, wie etwas einzuwenden ist gegen die vernichtende Kritik des „Mugwump" in Carthills „Verlorener Herrschaft". Es handelt sich ja auch weniger um Begriffe als um Inhalte, und die verurteilt M. v. d. Bruck mit Recht. Wenn auch von der Metapolitik des „Dritten Reiches" erst der Weg gefunden werden muß zur politischen Wirkung, also zur reinen Politik, so ist doch richtig, daß der Deutsche zunächst weltanschaulich neu orientiert werden muß, damit neue Kräfte erschlossen und in Tat umgesetzt werden können. Dies ist das große Verdienst des Verstorbenen, und sein Werk wird noch lange nachwirken, wird erziehend und wegweisend bleiben für eine ganze Generation. Zwischen „Fortschritt" und „Reaktion" führt es die Jungen zukunftwollend zu einem neuen Deutschland.

Begnügte sich M. v. d. Bruck damit, in Geschichte und Literatur nur so weit einzudringen, wie es zum Verständnis der Gegenwart unbedingt notwendig erschien, so brachte Schwarz den Gegensatz „Seele und Intellekt" in ein historisches System mit stark morphologischem Charakter. In sechs großen Kapiteln spannt er den Bogen seiner Betrachtungen von der Antike bis zum Bolschewismus und weist dabei dem „Mythos" seine geschichts- und kulturbildende Rolle zu, der immer abgelöst wird von einem zerstörenden Intellektualismus. Manches mag dabei etwas umgebogen und als zu starke Konzession an die Grundidee erscheinen, ich erinnere z. B. an Sokrates, der doch sicher als Wegbereiter des Christentums etwas anders zu betrachten ist wie die klassische deutsche Philosophie. Überhaupt wären grundsätzliche Bedenken zu erheben gegen eine allzu morphologische Betrachtungsweise, und ich verweise hier nur auf die biologische Herkunft dieser Methode, die also eigentlich zu den Requisiten der Aufklärungsphilosophie gehört, welche Schwarz gerade bekämpfen will. Im ganzen ist aber der gewaltige geschichtliche Raum nicht nur richtig gesehen, sondern das Gesamtbild auch von Schlaglichtern belebt, für welche der Ausdruck geistvoll ein viel zu geringes Lob wäre. Insbesondere gilt dies von der Reformation und ihrer kalvinistischen Entwicklung, ein Kapitel von erstem Range. Weniger klar erscheinen die Rückblicke auf die Antike und die Herausarbeitung des nordischen Gedankens gegenüber der westlichen Zivilisationsidee. In Einzelheiten mag hier M. v. d. Bruck glücklich ergänzt sein, aber in der Übersichtlichkeit ist er nicht erreicht.

In diesem Zusammenhange muß gerade bei dem hohen Werte des ausgezeichneten Buches ein ernstes Wort gesprochen werden. M. v. d. Bruck ist in reifen Jahren von der Literatur zur Politik gegangen und hat dortselbst sein heißes Herz bewiesen. Schwarz ist ein junger Mann an der Schwelle des Lebens, das bestimmt sein sollte von dem gewaltigen Erlebnis seiner Jugend; er müßte also eigentlich noch mehr Politiker sein als M. v. d. Bruck. Oft spricht er dies auch aus, und sein ganzes Werk ist eine einzige Anklage gegen den deutschen Literaten. Leider ist nun aber seine eigene Methode sehr stark literarisch, angefangen vom Titel des Buches und durchklingend durch dessen Sprache, die oft hübsch aphoristisch, aber auch oft bis zur Unverständlichkeit gesucht ist. Schwarz erkennt die politische Bedeutung der französischen Literaten. Beruht diese nicht mit auf der Klarheit ihrer Sprache? Eine weitere Frage: Sind die großen Exkursionen in die Literaturgeschichte immer notwendig und wenn ja, wäre es dann nicht besser, Inhalte statt Namen zu geben? Soll die junge Generation, die Schwarzens Buch liest, jahrelang Bibliotheken bevölkern, um es zu verstehen? Mit anderen Worten: Schwarz muß sich entscheiden, ob er Literaturhistoriker

oder Politiker sein will. Wir brauchen gewiß geistige Bücher, aber wir brauchen auch pädagogische Wirkung. Deshalb mußten einmal diese Dinge ausgesprochen werden, da wir Leute wie Schwarz in der nationalen Arbeit nicht vermissen können. Wollen wir „Beseelung", so darf nicht vergessen werden, daß die großen Triebkräfte des „Mythos" auf höchst einfache Art sich denken lassen und durch allzuviel Intellekt nur verschüttet werden. Edgar J. Jung.

Die Geschichte des deutschen Glaubens

Wir haben heute ein besseres, tieferes Verständnis für die schöpferisch quellenden Kräfte des Volksgeistes. Wir nehmen überall das geheimnisvolle Weben der Volksseele, die gestaltenden, formenden Wirkungen, die von ihr auf alle Lebensgebiete ausgehen, wahr und haben so auch ein schärferes Auge dafür bekommen, wie gerade die Religion in weitestgehendem Maße von dem Volkstum, in dessen Mitte sie wirksam und lebendig ist, bestimmt und geprägt wird. Religion und Volkstum, Religion und Nationalität sind nun einmal nicht voneinander zu trennen. Das gilt von jeder Religion, und auch das Christentum macht da keine Ausnahme. Die christliche Religion nimmt von dem Volksboden, auf dem sie sich entfaltet, fortgesetzt die vielfältigsten Keimkräfte auf, die bis in den Kern hinein die christliche Frömmigkeit, das christliche Glaubensleben bestimmen, ihm einen eigenen individuellen Gehalt geben. Was wird also christlicher Glaube aus dem deutschen Volkstum empfangen haben, seitdem das deutsche Volkstum diesen Glauben aufgenommen? Welche Geschichte hat das religiöse Leben auf dem deutschen Volksboden gehabt"? Die Beantwortung dieser Fragen ist eine lockende Aufgabe. Man wundert sich nur, daß sie nicht schon längst angefaßt worden ist. Der Heidelberger Kirchenhistoriker Hans von Schubert[1]) hat sich nun an diese Aufgabe gewagt und uns die christliche Frömmigkeitsentwickelung in dem Bereich deutschen Volkstums und deutscher Kulturnationalität mit all den Einflüssen und Einwirkungen, die sich hieraus ergeben, aufzuzeigen versucht.

Als ein Import kam das Christentum in die germanische Welt. Die Kluft zwischen dem naturhaften, den ungebändigten, rauhen, trotzigen Germanengeist widerspiegelnden deutschen Glauben und der auf Selbstüberwindung und Erlösungsbewußtsein beruhenden Demutsreligion Christi war ungeheuer. Anderseits bestanden auch wieder manche Berührungspunkte zwischen den christlichen Lehren und gewissen tiefsinnigen altgermanischen Vorstellungskreisen und Mythen. Aber der geheimnisvolle Zauber der von dem Glanz der hierarchischen Kirche und ihren schönen Gottesdiensten ausging, das unmittelbare Vorbild des entsagenden, ganz dem Dienste Gottes geweihten Mönchlebens, das hat die Masse überwunden. Es ist die römische Form des Christentums, die siegte. Bonifazius' Tat war die Unterwerfung des deutschen Christentums unter die Ordnungen und Lebensgesetze der römischen Kirche. Aber wie unausrottbar germanischer Volksgeist trotz alldem war, beweist das ein Menschenalter dauernde Ringen des vom Christengott bezwungenen niedersächsischen Edeln Gottschalk wider die Hierarchen römischer Ordnung und das erste große deutsch-christliche Literaturdenkmal des Heliand. Wir bemerken hier Schritt auf Schritt, wie das Evangelium mit germanischen Augen angeschaut, mit germanischem Vorstellungsmaterial wiedergegeben ist. Das Evangelium ganz auf deutsche Erde gestellt. Trotz der ihm von Rom gegebenen Formen wird seit den Glanzzeiten des deutschen mittelalterlichen Reiches und seiner großen Kaiser die katholisch-römische Kirche in ihrer äußeren Struktur, in ihrem ganzen Aufbau von den staatlichen, kulturellen, politischen Lebensbedingungen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bestimmt. Die deutsche Nationalkirche tritt immer deutlicher in Erscheinung. Aber dann kommt der Rückschlag. Das Papsttum, gerade dank dem Schutze des mittelalterlichen deutschen Kaisertums, steigt sieghaft empor und fügte das deutsche Kirchentum seiner machtvollen Organisation ein. Und doch bleibt das deutsche Kirchentum ein wesenhaft anderes als das romanisch-wälsche: Unablässig strömt

1) Die Geschichte des deutschen Glaubens. Leipzig, Quelle & Meyer.

in die deutsche Kirchenwelt aus den Quelltiefen deutschen Gemüts, deutscher Geistigkeit und Seelenkraft schöpferisch Neues und Wertvolles. Davon zeugen die Stätten der Anbetung, die deutschen Dome, gerade die romanisch genannten Bauwerke, die herrlichen Denkmale frommer Dichtkunst auf der Höhe des Mittelalters, wie Parsival, die Volksberedsamkeit eines Berthold von Regensburg, die Innerlichkeit und die Tiefsinnigkeit der deutschen Mystiker, Ekkehard, Tauler, Suso. Aber mit überwältigender Kraft kam das Deutsche doch erst in der Persönlichkeit *Luthers* zum Durchbruch, daß es die ganze Nation mit fortriß und sich zum zweitenmal die Möglichkeit bot, daß eine *deutsch-evangelische* Kirche Wirklichkeit ward. Aber wiederum ist das Fremde stärker: Das Verhängnis ist der Kaiser aus spanischem Blute, die Nation wird gespalten, und in der Reformation Luthers blieb man im Halben stecken, Landeskirchentum, lutherische Scholastik legen sich als belastende Kruste über das ehemals blühende, quellende Leben. Aber unter der Kruste doch wieder aus dem heimischen deutschen Boden wieviel zukunftsreiches Knospen und Treiben: Das Frömmigkeitsleben so echt deutscher Grübler und Sinnierer wie Sebastian Frank, Schwenkheld, Jakob Böhme, die Bachsche Musik, das Kirchenlied Paul Gerhards, die aus der Tiefe deutscher Gemüter aufgebrochenen Ströme frommen, religiösen Lebens im deutschen Pietismus. Und wenn dann die deutsche Aufklärung die Verbindung mit den religiösen Werten festhielt im Unterschied von der englischen und französischen Entwickelung, wenn der deutsche Idealismus in Philosophie und Dichtkunst, den ewigen Dingen verhaftet blieb, und Bildung und Religion bei uns nicht so unheilvoll auseinander traten, so ist das eine spezifische Leistung deutschen Geistes. Daß der Katholizismus unter der starken Anregung und Befruchtung des also aus deutschem Geiste stets genährten Protestantismus ein anderer geworden ist als der ausländische, besonders romanische, ist dann die naturnotwendige Folge. Mit einem ergreifenden Kapitel über den Durchbruch deutschen Glaubens unter den überwältigenden Eindrücken der deutschen Not im August 1914 schließt das prächtige Buch, das man mit höchster Spannung von Anfang bis zu Ende liest . . . Man hätte nur da und dort nur noch etwas schärfer die Linien des Deutschen im Glauben gezogen gesehen, und vielleicht ließe sich noch weitergehend zeigen, wie die deutsche Sprache, die deutschen Wortsymbole, das deutsche Lied, die Lutherbibel, auch auf die Substanz der Frömmigkeit bestimmend einwirken. Aber diese problematischen, subtilen Dinge gehören nicht mehr in ein Buch, das für die breiten Kreise der Gebildeten bestimmt ist. Möchte es hier viele Freunde finden und den Glauben an das angestammte Volkstum wie an die überlieferten Werte der christlich-deutschen Religion stärken und vertiefen.

Wilhelm *Kapp*.

Goetheana

Der treueste Diener am Goethe-Wort, *Hans Gerhard Gräf*, hat im Mai letzten Jahres seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Dies Leben war erfüllt von hingebendster und mühevollster Kleinarbeit, die so oft von den Unwissenden verspottet zu werden pflegt. Sorgsam wurden Steine und Steinchen herbeigetragen, und siehe, auf einmal stand neunbändig das Monumentalwerk: „Goethe über seine Dichtungen" da, ein unentbehrliches Fundament der Goethe-Forschung. Wenn wir heute langsam die Gipfelhöhe goethescher Weisheit zu ahnen beginnen, so haben wir es den unermüdlichen Kleinarbeitern zu danken, und wenn dieses beispielhafte Leben bis auf das letzte durchforscht sein wird, dann wird die Mount-Goethe-Expedition auch durch die letzten Nebel gedrungen sein. Man schelte die Waschzettel-Philologen nur immerzu, nicht soll man sie im Falle Goethe verspotten, in dessen Werden nichts unwichtig ist. Denn es ist das Vorbild künftiger Jahrhunderte, und wenn wir goethisch zu leben gelernt haben werden, dann mag der nächste Lichtgott die Menschen zu neuen Taten führen. Gräf, auf den der Ausdruck eines Waschzettel-Philologen nicht im geringsten anzuwenden wäre, hat nichts für gering erachtet. Er hat sich liebevoll in Großes wie in Kleines versenkt. Neben seinem Hauptwerke verdanken wir ihm den Text der schönen Faustausgabe der Insel, ebendort erschienen die Gedichte in zeitlicher Reihenfolge, die jetzt,

ebenfalls von Gräf bearbeitet, ihr mächtiges Gegenbild in den künftigen Publikationen der Maximilians-Gesellschaft finden sollen. Als Assistent des Goethe-Archivs hat er eine große Anzahl Bände der Sophien-Ausgabe redigiert und wurde dann, nachdem er das fürstliche Gehalt von — irre ich nicht — 1600 M. jahrelang bezogen hatte, für seine Verdienste mit rascher Entlassung von dem durchlauchtigsten Protektor der Goethe-Gesellschaft belohnt, als das Geld in Deutschland teuer zu werden begann (ähnlich geschäftstüchtig handelte nur noch ein Berliner Kunsthändler, der mit Kriegsausbruch den jungen Künstlern die Rente kündigte). Was mögen zur Mitternacht der große Herzog und sein Enkel Carl Alexander in der Fürstengruft zu Weimar einander vom Verfall der Zeiten gesprochen haben! Nach solchem Undank brach Gräf zusammen, doch waren Freunde Goethes zur Hand, die dem Nimmermüden zu neuer Tätigkeit verhalfen. Nun schafft er wieder dem alten Ziele zu. Daß aber Gräf nicht wie etwa Düntzer sich im Dienst am Wort die Frische der Anschauung verdorben hat, das zeigt jetzt ein stattlicher Sammelband seiner Goethe-Aufsätze (Goethe, Skizzen zu des Dichters Leben und Werken. Leipzig, H. Haessel.) Gräf kann sehen. Seine Charakteristiken Merks oder Heinrich Voßens und gewiß nicht zuletzt der liebevolle, wehmütige Nekrolog auf unsern lieben alten Max Morris, beweisen es, und daß man die ominösen Themata: „Goethe und . . .“ lebensvoll und fruchtbringend gestalten kann, dürfen wir hier erfahren. Zwischen den vollgewichtigen Arbeiten stehen allerliebste Kleinigkeiten. Ganz ausgezeichnet belehrend wie anregend und mehr als das: belebend ist die Abhandlung: Das letzte Jahr in Goethes Leben. Gräf schildert hier aus den Tagebüchern und läßt sich im allgemeinen über diese Zeugnisse aus. Gräf kann nicht nur sehen, er kann lesen. Und so verwandelt sich ihm die vielgescholtene Öde der Goetheschen Tagebücher in eine heitere Aue. Was andern geheimrätlich hölzern erscheint, das sieht er im hellen Gefunkel achtzigjähriger Schelmerei: „Inzwischen war (die vierjährige) Alma bei mir, betrug sich sehr artig auf dem Wege einer sittlich-socialen Kultur.“ — Und wahrhaft rührend ist es, wenn Gräf ein tiefstes Geläute dieser reinsten aller Glocken vernimmt und schreibt: „Wahrhaft rührend aber ist folgende Notiz (20. September 1831) „Mittag Wölfchen; dessen Geburtstagsdiner. Auch Dr. Eckermann. Ich war mit meinen tieferen Naturbetrachtungen beschäftigt und konnte nur freundlich sein.“ Hier offenbart sich der Diener am Wort am schönsten und wird gesegnet, denn wo andre registrierend Daten buchen oder uninteressiert darüber hinlesen, spürt Gräf in den drei Buchstaben dieses „nur“ die unendliche Güte und die menschlich-arme Beschränkung des größten Überwinders. Wer noch nicht ganz richtig lesen kann, der nehme diesen Aufsatz zur Hand. Er wird viel daraus, vielleicht sogar wirklich lesen lernen. Darum dem gehaltvollen Buche guten Weg, dem übrigens 12 interessante z. T. unveröffentlichte Bilder beigegeben sind, dem Forscher noch manches Jahrzehnt so froher Arbeit, und uns wünschen wir, daß bald noch andere Aufsätze Gräfs so angenehm vereint vorgelegt werden möchten!

Sei hier bei guter Gelegenheit noch eines frisch-fromm-fröhlichen Buches gedacht, des Faust-Kommentars von P. Expeditus Schmidt, (Kempten, Kösel und Pustet). Der rüstige Franziskaner hat hier ein rechtes Volksbüchlein geschaffen, das man gern verbreitet sehen möchte. Als Jünger des joculator Dei geht er mit Lust an sein Werk, und mich dünkt, in früheren Jahrhunderten hätte der gelahrte Mönch sich wohl, wenns drauf ankam, ein Schwert umgegürtet. Hin und wieder sausen ganz gemütliche Hiebe, bezeichnenderweise gegen die finstre Goethe-Biographie der Jesuiten Baumgarten-Stockmann. Unser Pater aber freut sich der lebendig reichen Schöne, auch wenn sie ein alter Heide über die Menschenkinder hinstrahlen läßt — freilich ganz gewiß im tiefsten Sinne des augustinischen Wortes, das der Bischof Spalding von Peoria auf Goethe anwandte: Wer immer die Wahrheit gesagt hat, der hat sie mit Hilfe dessen gesagt, der die Wahrheit selber ist. Darum ist denn in diesem Buche von konfessioneller Borniertheit nicht ein Hauch; es ist in einem schönen Sinne christlich, wie sich's versteht. Und mag man auch hier und da andrer Meinung sein, man steht doch jedes Mal gut begründeter Ansicht gegenüber. Unerklärlich bleiben mir immer nur zwei Punkte, die alle unsre Faustanalytiker nicht sehn. Erstens, daß es ein grandioser Witz Goethes ist, den sofortigen Austrag der Wette im Moment, wo Faust und der fahrende Scholast zum ersten Mal zusammentreffen, nur an Fausts armem Menschentum scheitern zu lassen; erinnern wir uns nur eines

der feinsten Faust-Kommentatoren, Joseph Kainz, wie der als Mephisto sinnlos vor wütender Nervosität in dieser Szene an der Hinterwand stand, ein dummer Teufel, der aber genau weiß: Jetzt ist alles verloren, wenn der da vorne mir noch ein paar Minuten standhält. Der wundervoll heitre Herr ist in dieser Szene, stumm zur Unsichtbarkeit zwar, doch noch lebendiger als im Prolog zu spüren. Zweitens, daß auch hier wieder der Doctor marianus mit irgend einem ganz gleichgültigen Heiligen anstatt mit Faust identifiziert wird. Solange man das nicht einsehen will, ist alles Gerede um die künstlerisch-dramatische Notwendigkeit der letzten Szene eben nur Gerede. Erst wenn wir diese Gleichung anerkennen, wird der Schluß zur Notwendigkeit, schnellt zur ungeheuerlichsten Fanfare des Riesenwerkes auf und wird nicht nur zum clavicula, sondern zum rechten, echten clavis des Ganzen.

Wolfgang Goetz.

Dichtung als Stimme der Zeit

Wenn Dichtung als Stimme der Zeit, ja, als Tat der Zeit hervortritt, so dürfen wir nicht daran vorübergehen. Freilich haben uns die Literaten von heute mißtrauisch gemacht: in dem an sich richtigen Bestreben, dem bloßen Ästhetentum zu entgehen, dem geistigen Epikurismus, der sich vor der Wirklichkeit der Welt und Gegenwart vornehm in den Künstlerwinkel verkriecht, verwechselten sie doch das Zeitliche im dichterischen Sinne, das immer im Endlichen Unendliches, immer Stimme des Ewigen ist, mit dem Aktuellen, der Tendenz, der Predigt und Rhetorik, dem Fortschritt. Und diese lyrische oder dramatische Menschheitsbeglückung mit ihrem Pazifismus, ihrer Weltanschauungs- und Verbrüderungsdeklamation gleicht genau dem sozialen Naturalismus, den sie für überwunden hält, ja, der politischen Dichtung, der „patriotischen" so gut wie der liberalen, und merkt nicht, wie „bürgerlich" sie im Grunde ist, wie moralisierend und aufklärerisch, wie optimistisch, wie advokatenhaft in der Art ihres Anklägertums und ihrer Rechtfertigungen, und wie sehr das Ideologische und Pharisäische ihres Prophetentons nur eine andere Form des Ästhetentums, einen vielleicht nur desto krasseren und dünkelhafteren Selbstgenuß bedeutet. Die Angst, nur ja ein Zeitgenosse zu sein, macht noch nicht den wahren Zeitdichter. „Zeitgenosse" ist man ganz von selber, und eine Zeit erlangt ihr dauerndes Gepräge meist von denjenigen, die im einsamen Kampf mit ihren Mächten standen, und nicht von denjenigen, die sie anschrien oder verherrlichten.

Da erscheint ein schmales Bändchen „Sonette" von Hans Reiser*), der bisher vor allem durch seine Erzählungen „Cherpens Binscham der Landstreicher" bekannt wurde. Hier ist das Zeitliche von Anfang bis zu Ende in das Ewige eingebettet. Ein Hauch von verlorener Kindheit weht uns entgegen, und zuletzt ein noch stärkerer aus dem wiedergewonnenen Paradies. Dazwischen breitet sich die Manneskl age um die ewige Vergänglichkeit aus, aber aus ihr gipfelt auch der Mannesstolz des ewigen Werdens und Zeugens empor, des ewigen Bleibens: „Leb, wenn ich tot bin, erst im Weltenlauf." Wenn nun dieser Dichter schreckliche Bilder beschwört, so fühlen wir sofort, daß sie im ewigen Grunde alles wahren Dichtertums, in den Tiefen des Gemüts, verankert sind, und wir glauben es ihm, daß „nichts so fürchterlich war" von allem, was er litt, „als sein Gesicht von diesen Tagen." Es sind Gesichte, und sie wirken mit der Gewalt und Dämonie, die nur Visionen haben: diese Bilder von der Pest unserer Zeit, von der uns allen sich verbergenden Gottheit, von dem großen Markt, wo jeder Götter schnitzt und ausstellt, von den Menschen, die ein „billiges Verstehen aufbläht", von den wandelnden Leichnamen, „geboren im Sarkophag." Überallhin dringt diese Stimme des Gerichts, „die Besten sind die ersten, gehts ans Sterben," und nichts ist schneidender und schriller, aber auch wahrhaftiger und stolzer, als wenn sie mit lapidarer und symbolischer Wucht die gräßliche Dreifaltigkeit dieser entgötterten Welt brandmarkt und dabei in eigener Reinheit fragt: „Geh ich zur Börse, ins Bordell, ins Parlament?" Diese Reinheit ist das Element des Gemeinschaftsgeistes, der heute im Munde mancher Jungen, Gott sei es geklagt, zu einer pastoralen und impotenten Floskel zu werden droht, und sie darf von sich sagen:

*) Leipzig, H. Haessel.

„Doch wer bei mir kehrt eine Stunde ein,
muß mir aus tiefem Grund verbunden sein."

Solch wahre Gemeinschaft ist Menschlichkeit, die keine Verantwortung von sich abwälzt, aber weder dem Ich noch der Menge dient:

„Ich glaube nicht, ich sei allein,
ich glaube an der anderen Ziele,
ich glaube nicht an mich allein,
an alle glaub ich nicht, an viele.
... So glaube ich, geb Jedem froh die Hände,
und lerne, daß ich es allein vollende."

Wer so an einem Ende steht, muß zugleich an einem Anfang stehen. Mitten aus der Götterdämmerung, aus dem Chaos und den hoffnungslosen Nebeln, die hier brauen, entringt es sich immer wieder wie Licht und Verheißung, wie schüchterner Vogellaut. Gerade die Trostlosigkeit des Gesichtes, das der Dichter erleidet, und gerade sein Verschmähen aller Tröste und Ausflüchte ist Kehrseite und Vorbedingung einer Zuversicht, die nun erschütternd wirkt: „Es kommt der Tag, er wird die Gottheit bringen," einer Zuversicht, bei der man, wenn das Wort nicht bis zum Ekel abgegriffen wäre, von einem religiösen Erlebnis sprechen möchte, und die am Ende zu der völligen Gewißheit und angeschauten Schöpferwirklichkeit wird:

„Stunde du, erste, die Welten erschuf,
wieder gebar dich der göttliche Ruf."

Das einzige Vorbild, das Reiser über seine Sonettendichtung stellte, ist das höchste, das es auf diesem Gebiete gibt: dasjenige Shakespeares. Er ist ihm auch in der äußeren Form gefolgt und hat die italienische vermieden, deren gehäufte Gleichklänge in den reimärmeren germanischen Sprachen leicht zu artistischem Spiel verführen oder oft zur Künstelei sogar zwingen. Aber er verwendet auch sein Vorbild frei und baut es aus, indem er als das einzig verpflichtende Wesen des Sonetts nur dessen Vierzehnzeiligkeit anerkennt, dem Reim und dem Takt jedoch Spielraum läßt. Es bleibt genügend Strenge übrig, zumal Reiser das Einzelne zum Ganzen, die Gedichte zum Zyklus zwingt. Nicht auf Harmonie unter allen Umständen kommt es ihm an — sie ist ihm nur das äußerste Ziel: „Himmlische Heiterkeit ist letztes Wesen." Niemand ist maßvoll, „der nie Unmaß kannte." Aber auf dem Wege zu Maß und letzter Heiterkeit kämpft bei ihm das harmonische Prinzip mit dem des Ausdrucks, und auf diesem echt deutschen polaren Gegensatz beruht die Lebendigkeit seiner Form. „Wenn jeder Liebende die Wollust spürte, wie ich auf Schritt und Tritt, bei jedem Ding!" sagt er und gelangt dann in dem Schlußgedicht endlich zur Heiligsprechung alles Lebens, zu einem einzigen großen, schlichten „Ich bete an." Diese Schlichtheit ist auch das Merkmal seiner Form, die keine andere, keine formalistische Schönheit kennt, einer Form, zu deren Strenge so gut wie die Lieblichkeit auch die Sprödigkeit und Rauhigkeit, das volkhaft und natürlich, sogar mundartlich gesprochene Wort, die Dissonanz im Reim gehört, einer Form, die nie in Eitelkeit, Prunk und Deklamation verfällt und lieber verhalten, nackt und fast widerwillig ihrer keuschen Feierlichkeit dient.

Hans Brandenburg.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

XIX

Die Italiener für ihren Anschluß an die Entente nachdrücklich zu strafen, nachdem sie Jahrzehnte hindurch die Vorteile der Zugehörigkeit zum Dreibund genossen hatten, war ein heißes Verlangen weiter österreichischer Kreise. An ihrer Spitze wollte der Chef des Generalstabes des Heeres, der General Conrad von Hötzendorf, ihnen brennend gern eine gehörige Niederlage bereiten.

Die Italiener hatten sich vom Juni 1915 an vergeblich bemüht, die österreichische Isonzofront zu durchstoßen, im Gegenangriff sie zu schlagen, war wenig aussichtsreich. Der General Conrad bekannte sich deshalb zu dem Plan, aus Südtirol die italienische Front von der Flanke einzudrücken, zu um-

klammern und dann, wie ein beliebter Ausdruck, aber selten gelungene Absicht sagt „aufzurollen.“ Bei der Widerstandskraft der Defensive im neuzeitlichen Kriege „rollte“ es sich nicht so leicht wie zur Zeit der alten Stoßtaktik. Aber der Versuch einer Flankenbewegung gegen die Italiener war wohl berechtigt, da man nichts besseres an seine Stelle glaubte setzen zu können. Der Plan hat in der militärischen Kritik als Stein der Weisen eine stellenweise überschwengliche Anerkennung gefunden, so naheliegend er an sich auch war. Leider sollte sich aber zeigen, daß er mit den tatsächlichen Verhältnissen, und zwar weder mit der großen strategischen Lage noch mit der Stoßkraft und Stärke der verfügbaren Truppen noch endlich mit den Schwierigkeiten des Geländes und dem Wetter, genügend rechnete, daß ihm also die Hauptelemente des Gelingens abgingen.

Die österreichische Heeresleitung stellte zwei ansehnliche Armeen in Südtirol zum Angriff bereit, nicht nur der Zahl, sondern auch dem inneren Werte nach, allerdings auf Kosten der russischen Front. Diese mußte gute kampfkräftige Divisionen abgeben und erhielt dafür minderwertige Verbände. Das sollte sich schwer rächen. —

Der österreichische Plan war der deutschen Obersten Heeresleitung gegenüber geheim gehalten, vielleicht weil zu befürchten war, daß Bedenken darüber zur Sprache kämen, wenn zugunsten des Unternehmens die russische Front stark geschwächt würde. Falkenhayn hatte nur allgemein und mehrfach darauf hingewiesen, daß Gefahren für die Gesamtkriegslage durch österreichische Sonderunternehmungen nicht entstehen dürften. Er hatte dabei vor allem die Verwirklichung von Plänen der Monarchie auf dem Balkan im Auge. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat sich nicht gescheut, wie aktenmäßig feststeht, den General v. Falkenhayn für die verunglückte Unternehmung gegen Italien verantwortlich zu machen. Falkenhayn hätte sie gebilligt und unterläge deshalb der schärfsten Kritik bei unserem Bundesgenossen, während tatsächlich die deutsche Oberste Heeresleitung erst, als die Vorbereitungen weit fortgeschritten waren, der Plan mindestens feststand, davon unter der Hand Kenntnis erhielt, auch an sich gar keine Berechtigung hatte, den Österreichern Vorschriften zu machen. In kaum einem zweiten Fall während des Weltkrieges sind die Nachteile des Fehlens eines gemeinsamen Oberbefehls augenfälliger und bedenklicher in die Erscheinung getreten als in den ersten Monaten des Jahres 1916. Der vom General Conrad durch Tirol über die Hochflächen von Vielgereuth und Lafraun vorbereitete Angriff sollte planmäßig Mitte April losgelassen werden. Es trat indessen starker Schneefall ein, der diese Absicht durchkreuzte, weil er der Bewegung der Truppen unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellte. Ganz ähnlich, wie vor Verdun mußte der Angriff hinausgeschoben und dadurch den kampfbereiten Truppen eine harte Geduldsprobe auferlegt werden. Nur hätte man wohl im Hochgebirge diese entstehenden Schwierigkeiten eher voraussehen können als in Lothringen, wo gerade im Februar ganz unsichtiges Wetter weniger wahrscheinlich war.

Den Italienern war die Verzögerung sehr zu statten gekommen. Schon der österreichische Aufmarsch war ihnen nicht zu verheimlichen gewesen, sie hatten deshalb ihre Tiroler Front erheblich verstärkt, schließlich wurden sie sogar zweifelhaft, ob die Österreicher nicht überhaupt ihre Angriffsabsicht aufgegeben hätten. Weil die Verzögerung des Angriffsbeginns erheblich geschadet hat, sind noch Anfang Mai von Falkenhayn Bemühungen gemacht, die Österreicher zur Aufgabe des ganzen Planes zu veranlassen; ein schlagender Beweis, wie wenig Falkenhayn mit dem Unternehmen einverstanden war. Die Bemühungen blieben erfolglos. Denn am 15. Mai, nachdem vorher mehrere Tage warmer Regen gefallen war, brach der Angriff vor: Er hatte zunächst, wie es bei selbst gut befestigten Stellungen die Regel zu sein pflegt, sehr bemerkenswerte Erfolge. Allmählich versteiften sich aber die Kämpfe, und von einem durchschlagenden Erfolge, wie es der Zweck des ganzen Unternehmens gewesen war, blieb der Angriff weit entfernt. Es entstand ein mühsames Ringen um einzelne Punkte. Gegen Anfang Juni trat ein starker Umschwung in der Lage an der russischen Front ein, der zum Abbruch der Kämpfe in Südtirol führte. Österreichische Quellen versichern, daß die Stoßkraft der Truppen keineswegs sich erschöpft hätte, daß vielmehr nur die Notwendigkeit, der Front gegen Rußland Verstärkungen zuzuführen, zur Einstellung des Unternehmens gezwungen hätte, eine Ansicht, die weder zu widerlegen noch zu beweisen ist.

Im Februar 1916 hatte Deutschland den U-Bootshandelskrieg mit der Einschränkung wieder eröffnet, daß unbewaffnete Passagierdampfer, auch feindliche, geschont

werden sollten. Als am 24. März der französische Dampfer Sussex durch ein U-Boot versenkt wurde und dabei amerikanische Bürger ertranken, entstand zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland ein Notenwechsel, der im Mai zur Einstellung des U-Bootskriegs führte. — Dagegen errang die junge deutsche Marine am 31. Mai und 1. Juni einen glänzenden Sieg am Skagerak gegen die englische Flotte, einen Sieg, der zum ewigen Ruhme der deutschen Flotte beitragen wird. Allerdings war bei den beiderseitigen Stärkeverhältnissen eine Ausnutzung des Sieges, eine Beeinflussung der großen Lage nicht gegeben, denn eine, wenn auch nur vorübergehende Ausschaltung der Blockade trat nicht ein. Die Hungerblockade wirkte sich weiter aus und führte schon zu Ausschreitungen in einzelnen großen Städten der Heimat. —

Anfang April 1916 begann in Deutsch-Ostafrika der umfassende Angriff gegen die Besatzung unserer Kolonie zunächst unter dem Oberbefehl des Burenführers Smuts, später unter Deventer. Bis zum Kriegsende hat das große Kesseltreiben vielfach überlegener Streitkräfte, bestehend aus Südafrikanern, englisch-indischen Regimentern, Eingeborenen-Regimentern, Belgiern, Portugiesen gegen die schwachen deutschen Truppen angedauert. Mit immerwährendem Ruhm haben die Deutschen die Kämpfe bestanden, in weitestem Maße ihre Schuldigkeit getan. Aber nicht deshalb allein darf Deutschland mit Stolz seiner Afrikakämpfer gedenken. Es ist auch erwiesen, daß wir mindestens ebenso gut, vielleicht besser kolonisieren konnten als irgend eine andere europäische Macht, sonst hätten unmöglich die Eingeborenen die jahrelangen Kämpfe hindurch uns unverbrüchlich unter den größten Gefahren und Anstrengungen die Treue bis zum Tode gehalten.

General a. D. v. Zwehl.

Berliner Theater

I.

Der Ausgang des Winters ist außergewöhnlich matt, und von wirklichen Ereignissen auf der Bühne kann nicht die Rede sein. Für die künftige Entwicklung des Berliner Theaterlebens dürfte die Vereinigung von Reinhardt, Barnowsky und Robert von wesentlicher Bedeutung werden, wenn allerdings auch noch nicht abzusehen ist, ob diesem großzügigen Zusammenschluß Dauer beschieden sein wird, und wer von den vereinigten Direktoren dabei die maßgebende Rolle spielen wird. Für die erste Zeit des kommenden Winters wird Reinhardt zweifellos ausfallen, da er sich dem amerikanischen Film für längere Zeit verpflichtet hat. Im Theaterleben pflegt jede Neugründung bei dem leicht beweglichen Temperament des Völkchens und den an sich schwierig gelagerten Verhältnissen vorerst nur Verwicklungen zu bringen. Zu ablehnender Haltung scheint uns jedoch keinerlei Grund vorzuliegen. Das Elend des Berliner Theaterlebens ist zu groß, als daß man nicht jedem Versuch zu einer Änderung abwartend und mit Aufmerksamkeit gegenüberstehen sollte.

Die Aufführung deutscher Stücke auf den Berliner Bühnen in der letzten Zeit mutet fast an wie ein Kursus des Vereins für Theatergeschichte. Nachdem man das „Weiße Rößl" munter hat springen lassen, kam im Staatlichen Schillertheater die anscheinend unsterbliche Posse „Kyritz-Pyritz" von Wilken, Justinus und Michaelis, inszeniert von Emil Rameau heraus, und es war erstaunlich, welchen Erfolg die sehr frische Aufführung, in der Jakob Tiedtke und Leopold von Ledebur in tragenden Rollen mitwirkten und Maria Paudler Gelegenheit hatte, in der viel begehrten Hosenrolle des Emil Thülecke großen Charme und flottes Spiel zu zeigen, auch bei einem leidlich skeptischen Zuhörerkreis fand. Es wird doch einmal einer eigenen Untersuchung bedürfen, warum wir diese Sachen wieder „können". Die entwaffnende Harmlosigkeit und gute Laune, mit der das alte Spiel erneuert wird, wie abenteuerlustige Ehemänner in dem Sündenbabel Berlin von ihren Frauen ertappt werden und alles sich in Wohlgefallen löst, kann's allein nicht machen. Es geht doch wohl um tiefere

Gründe (musikalische Freunde sagen, man „könne“ sogar wieder Rienzi). Nicht aber können wir eine zweite, sehr antiquierte Aufführung, wenigstens was das Stück angeht, vertragen „Mieze und Maria“, Georg Hirschfelds Berliner Komödie (Theater am Kurfürstendamm), die vor 25 Jahren mit Ida Orloff in der Titelrolle einen schwachen Erfolg hatte. Schon wegen der zweifellos sehr kitschig anmutenden Diktion und der uns völlig fernen Problemstellung nicht einmal mehr theatergeschichtlich. Ein Gutes hatte der Abend: Blandine Ebinger bekam Gelegenheit, einmal zu zeigen, ob sie ihre sehr eigene Gabe der Darstellung halbwüchsiger Berliner Mädels, deren Stärke allerdings mehr nach der Seite des Nuttentums geht, auch in einer Rolle, die den Abend füllt, bewähren konnte. Sie hatte Momente und Bewegungen von eindringlicher Kraft, und doch blieb der Gesamteindruck fraglich. Die Regie führte Emil Lind.

Sonst haben wir uns wieder mit ausländischen Stücken unterhalten dürfen. Das Chanson in drei Akten von Marcel Achard „Marlborough zieht in den Krieg“, in dem er in der Art Shaws, aber mit viel leichteren und vielleicht auch feineren Mitteln unter Zuhilfenahme der Musik das alte Volkslied „Marlborough s'en va t'en guerre“, dazu umgestalten wollte, den Begriff des Heldentums wieder einmal totzuschlagen, kann man sich in einer musikalischem Geiste und beschwingter Laune geöffneten Regie sehr wirksam und auch lustig denken. Die Aufführung der Volksbühne unter der Regie von Erwin Kalser im Theater am Schiffbauerdamm schlug alle Möglichkeiten des Chansons schon allein durch das ordinäre Spiel des Hauptdarstellers, Leo Reuß, tot.

Das Gegenteil war der Fall bei der Komödie von Edouard Bourdet „Der Rubicon“ (Tribüne), dessen an sich lustiges, etwas heikles und für 3 Akte zweifellos nicht ausreichendes Thema nur ertragen wurde und zu einem vollen Erfolge führte durch das feine Zusammenspiel von Ralph Arthur Roberts und Carola Toelle, die von einer so berückenden Anständigkeit war, daß sie auch schlimmere Dinge ruhig hätte sagen können, als das Libretto ihr zumutete. Ein junges Ehepaar ist von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, ohne daß der Rubicon überschritten ist, d. h. klar gesprochen: die junge Frau kommt als Mädchen wieder, da sie von der Ehe eine ganz andere Vorstellung gehabt hatte, als die Wirklichkeiten ihr bestätigten. In die unmögliche, gespannte Situation der beiden Gatten platzt der Freund hinein, dem sie sich geben will, der aber, wie nun einmal Männer sind, zu feige ist, die Verantwortung der primeurs auf sich zu nehmen, und ihr zur Bedingung macht, daß er sie erst nach dem Gatten besitzen will. Der Erfolg bleibt nicht aus. Nachdem sie seine Bitte erfüllt hat, hat sie natürlich der Gatte, und der Liebhaber darf mit langer Nase abziehen. Wenn aber in drei Akten dauernd von diesen Sachen geredet wird, wird's auf die Länge doch recht peinlich.

Nach allem, was wir über Luigi Pirandello sagten, wollen wir uns und unseren Lesern ersparen, auf sein Schauspiel „Die Nackten kleiden!“ (Kammerspiele) noch einzugehen. Wenn uns uralte Weisheiten, daß alle Menschen lügen müssen, und keiner für den anderen wahres Erbarmen hat usw. usw., in drei Akten in einer sehr verzwickten und nicht einmal am Schluß ganz klar gewordenen Handlung auseinandergesetzt werden sollen, so erscheint uns das mehr Mühe vom Zuschauer zu verlangen, als Pirandellos Gegengabe beanspruchen darf. R. P.

II.

Der klassische und der moderne Mord.

(Hebbels „Herodes und Mariamne“ und Hasenclevers „Mord“).

Eifersucht hier und Eifersucht dort — aber welcher Fortschritt, welche Verfeinerung des Gewissens! Nach der robusten Mordgeschichte Hebbels nun das vergeistigte Drama Hasenclevers, in dem auch nur noch im Geiste gemordet wird. Das ist der neue Gesinnungsadel, der sich selbst moralisch hinrichtet in der Erkenntnis, daß gedachte Tat ebenso lebendige Schuld ist wie die Ausführung, in der sich der Cäsarenwahnsinn eines Herodes oder anderer klassischer „Helden“ erschöpft.

Man muß freilich zugeben, daß die Gedankensünde nicht erst von Hasenclever entdeckt worden ist. Der Dichter stützt sich auf einen Ausspruch Buddhas, hätte aber ebenso gut aus dem Neuen Testament und vielen anderen Quellen schöpfen können. Und wenn man genauer hinsieht, ist ja auch die Tragik des Herodes durchaus nicht in die Tat hineinverlegt, sondern in seelische Bereiche, deren ungeheure Spannungen die Ausführung der Tat für die tragische Entwicklung des Ge-

schehens nebensächlich erscheinen lassen. Aber Hasenclever gebärdet sich moralisch und abgeklärt zugleich, und einer Geste halb Apostel halb Weltmann kann der gebildete Mensch von heute nur schwer widerstehen, während Hebbel zu dieser Aufführung seines „Herodes" im staatlichen Schauspielhaus wieder den traurigen Vermerk hätte machen können: „Das Publikum ist durchgefallen". Denn der an sich schon spärliche Beifall galt dem Schauspieler Kortner als Herodes, nicht dem Werk des Dichters. Der Begriff des Helden hat sich auf der Bühne sehr gewandelt. Diese königlichen Menschen mit ihrem starren Sinn für letzte Konsequenzen sind historische Kuriosa geworden. Das Menschenleben in jeder Form und Fassung ist heilig gesprochen und hat absolut über alle Leidenschaften und seelischen Vorurteile zu herrschen. Die seelischen Rudimente aus sagenhafter Vorzeit, Ehre und Liebe, sind durch Ehrgeiz (Rekordtrieb) und allgemeine Sexualempfindung mit allerlei Komplexen ersetzt worden.

So kommt es, daß die „Tragödie unbedingtester Notwendigkeit" durchaus nicht mehr so überzeugend notwendig erscheint, wie sie Hebbel selbst empfand, und daß man vor der unerhört sich steigernden Selbstzermarterung der beiden maßlos Liebenden unberührt wie vor einer unverständlichen fremdartigen Erscheinung steht. Man liebt jetzt vernünftiger und mordet also auch vernünftiger: entweder mit schöner Zweckabsicht oder aber man kostet den Mord nur noch in Gedanken aus.

Hier also setzt Hasenclever mit tiefem Verständnis ein. Er empfindet fein, daß der Gedankenmord ein amüsanteres Thema sei als der schon allzu oft auf die Bretter bemühte vulgäre Mord. Auch bietet er so schöne Gelegenheit, moralisch gegen die Verlogenheit der Gesellschaft zu Felde zu ziehen, und man merkt es dem Stücke an: er spuckt sich ordentlich in die vergeistigten Hände, um es den gesellschaftlichen Einrichtungen wieder einmal rechtschaffen zu geben. Und man muß es ihm lassen, er ist manchmal gar nicht unwitzig. Dabei glaubt er listig ablehnende Presseurteile von vornherein unwirksam zu machen: er beschimpft nämlich die Presse, um ihr Urteil als befangen abzulehnen und behaupten zu können, seine kritische Verurteilung entstamme nur gekränktem Journalistenstolz.

Der moderne Herodes Hasenclevers, in schöner Verallgemeinerung „der Mann" genannt, beschränkt seine berechtigte Eifersucht auf die Gegenwart und sucht sie in den Armen der unvermeidlichen Dirne ausreifen zu lassen. Es gelingt ihm dabei sogar, sich bis zu dem Wunsche, seine Frau zu erwürgen, zu ereifern. Die Trösterin Dirne aber hat nun tatsächlich in dem Doppelbett ihrer gemeinsamen Freuden ihren ermordeten Zuhälter verborgen, und „der Mann" nimmt bei seinem unfreundlichen Erwachen, durch die noch unerfreulicheren Mordumstände überrumpelt, eingedenk seines Gedankenmordes an seiner Frau reu- und edelmütig die Rolle des Mörders auf sich, das heißt „des Mörders" (im allgemeinen) und nicht dieses Mörders (man beachte die psychologisch feine Problemstellung!). Dabei bieten sich nun für Hasenclever die glücklichsten Momente, über die Plumpheit der Rechtsprechung und der bürgerlichen Moral herzuziehen, die er aufs eifrigste ausnutzt. Um nun aber auch etwas von der ungeheueren dämonischen Wucht in das Stück hineinzubekommen, die dem urgewaltigen Liebeskampf der Hebbelschen Menschen innewohnt, versucht sich Hasenclever auch etwas im Symbolisieren, kommt dabei aber nicht über die billigsten Theatermätzchen hinaus. Daß die moderne Mariamne in den Armen ihres Jünglings auftaumelnd den schüchtern aufkeimenden Mordgedanken ihres Mannes erahnt, genügt dem Dichter, um seelische Verbindungen und die reale Macht der Gedanken anzudeuten.

Wenn schließlich der ganze hohle Lärm, mit dem Hasenclever das tiefe Wort Buddhas zu übertönen versucht, verklungen ist und der bunte Reigen der Bilder: Gerichtsverhandlungen, Tanzbars im 5. Stock, Boudoirs und Spielklubs ihren allzu flüchtigen Eindruck verloren hat, so bleibt nur ein stilles Verwundern darüber, wie wenig ein Mensch, der Dichter genannt wird, mit so viel Aufwand an Personen und Zeit aus einem tiefen Gedanken zu machen verstand.

Die meisterhafte Aufführung unter der Regie Erich Engels im Deutschen Theater versöhnte mit manchem. Die Bühnenbilder, namentlich die drei Zimmer in einem Hotel, mit denen Neher mit glücklichstem Sinn für Farbe und Raum die Bühne aufteilte, verdienen volle Anerkennung. Klöpfer, „der Mann", verschwendete seelische Aufgewühltheit an leere Worte und Handlungen.

W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Im vergangenen Jahre erzielte die Staatsoper mit einer Neueinstudierung der „Afrikanerin“ einen bedeutenden Publikums- und Kassenerfolg; vielleicht hat diese überraschende Tatsache den Anstoß gegeben, den „Rienzi“ aufs neue herauszubringen. Und es ist in der Tat seltsam: als vor etwa 20 Jahren Wagners Jugendwerk auf derselben Bühne in verjüngter Gestalt erschien (mit Wilhelm Grüning in der Titelrolle, der hauptsächlich stolz darauf war, im Schlachtenakt mit seinem Schimmel in korrektem Rechtsgalopp auf der Bühne zu erscheinen), erschien die Banalität dieser Musik so horribel, daß man sich entsetzt von ihr abwandte. Jetzt aber ist man schon wieder so weit, daß man sich über die Trivialität lächelnd hinwegsetzt und sich an ihrer dramatischen Kraft, ihrer unbekümmerten Frische, ihrem derben Zupacken zu freuen vermag. Vornehmheit und Zurückhaltung darf man in der Rienzi-Partitur nicht suchen; aber der Aufbau der Finale, die Lebendigkeit der musikalischen Diktion und die große Anzahl gesangvoller italienischer Melodien, die meist von Bellini sein könnten, bringt uns in eine höchst vergnügliche musikalische Stimmung und veranlaßt uns, den Schritt des späteren Meisters zum „Holländer“ in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen. Das berühmte „Santo spirito, cavaliere“ hat nichts von seiner Wirkung eingebüßt; nicht die heroisch-dramatischen sondern die sentimental-lyrischen Szenen der frühen Wagnerschen Werke (mit Ausnahme des Holländers) mit ihrer an die schaudervolle Neugotik derselben Zeit erinnernden Romantik sind verblaßt, wie im Rienzi der Chor der Friedensboten.

Die Aufführung war unter Blechs Leitung von hohem Niveau; Herr Soot brachte die Effekte seiner Rolle zum besten Klingen, Frau Schulz-Dornburg wurde dem Adriano stimmlich und darstellerisch vollkommen gerecht. Die Chöre klangen voll und frisch; die glänzenden Aktschlüsse leuchteten in den hellsten Farben. Die Bühnenbilder zeigten gute Qualität; nur wie im Jahre 1367 eine Quattrocentohalle, die in Rom frühestens um 1440 gebaut sein könnte, vor die Kirche des ersten Aktes kommt, wird stets ein ebenso unlösbares kunsthistorisches Rätsel bilden, wie das Auftauchen von reinen Renaissance-Fenster-Formen der Profangebäude (im ersten und dritten Akt) zu so früher Zeit.

Die Städtische Oper setzte mit „Cosi fan tutte“ die Reihe ihrer Mozart-Neueinstudierungen fort. Ich kann, was Bruno Walter anbetrifft, nur wiederholen, was gelegentlich der „Entführung“ hier gesagt worden ist: die Leistung des Dirigenten war schlechthin vollkommen. Die musikalische Dramatik und Ironie der Oper liegt im Orchester; man kann das den ewigen törichten Klagen über die Dummheit des Textes nicht oft genug entgegenhalten. Gewiß hat da Ponte die Idee des Stückes ohne allzu große Bemühung seines (nicht zu unterschätzenden) Geistes mit einiger Breite ausgeführt; aber die Idee ist gut, und enthält so außerordentlich viel Wahrheit, daß es den meisten, im Grunde sich nicht frei von Fehlern fühlenden Zuhörern allerdings schwül zu Mute werden mag: was sich im Schimpfen auf das Textbuch äußert. Es wäre besser, die Hörer konzentrierten sich mehr auf das Orchester (allerdings ist eine genaue Kenntnis des Klavierauszuges, wenn nicht der Partitur notwendig), um die ungeheuere Kunst Mozartscher Charakteristik zu erkennen. Die Bläserpartien allein sind ein Wunderwerk; wenn die Klarinetten in heuchlerisch-schmeichlerischen Terzen die Auftritte der Schwestern vorbereiten, wenn die zynisch-lachenden Oboen Don Alfonsos Reden begleiten, die spottenden Fagotte die enttäuschten Liebhaber verhöhnen, oder die Hörner Fiordiligis gute Vorsätze (in der Gartenarie des zweiten Aktes) im richtigen Licht erscheinen lassen. Die Musik zu Cosi fan tutte ist fast durchgängig ironisch —

das einzige Beispiel dieser Art der gesamten Opernliteratur. Nur ein Genie wie Mozart konnte sie schaffen; es ist notwendig, musikalisch denken zu können, um ihr zu folgen — und das können allerdings sehr wenig Menschen. Die musikalischen Schönheiten des Werkes bieten sich nicht so offen dar, wie die Höhepunkte im Don Juan oder im Figaro, mit Ausnahme etwa des Abschiedsquintettes im ersten oder der Serenade und des Tischkanons im zweiten Akt; aber gerade die Einheitlichkeit der Stimmung, die Trauer, die in der Musik über die an Don Alfonsos Fäden tanzenden Marionetten ausgesprochen wird, die Nachdenklichkeit über die tragikomische Tatsache des „Cosi fan tutte" — oder besser „tutti" — im Orchester zu verfolgen, ist von höchstem Reiz. Allmählich scheint es sich herumzusprechen, daß sich Publikum, Kritik und „Bearbeiter" (Bearbeiter! Mozart und Bearbeiter! Dieser eminenteste aller Musikdramatiker hat sehr genau gewußt, was er für Texte komponierte!) recht lange Zeit hindurch mit der Ablehnung oder Änderung des Werkes entsetzlich blamiert haben; wenn man nun noch so weit kommt, Don Alfonsos Philosophie, der Offiziere und der Schwestern Torheit und Wankelmut zugleich mit dem verstehend-melancholischem Lächeln Mozarts in der Musik zu entdecken, so wird „Cosi fan tutte" endlich die Stellung an unseren Bühnen bekommen, die dem Werke gebührt.

Die Aufführung mit Frau Stückgold, Frau Olszewska, Frau Schöne und den Herrn Gutmann und Zador, war vorzüglich; besonders Frau Olszewska traf die Parodien der Opera seria mit sicherster Komik.

Über die Operette „Cavalier Jack" im Central-Theater, Musik von einer Dame, ist nur zu sagen, daß erstens der Komponistin absolut nichts eingefallen, dieses aber mit vollendeter Unoriginalität instrumentiert ist; zweitens der Text von einer geradezu unbeschreiblichen Dummheit überquillt, und drittens die Aufführung bis auf Herrn Poremski, Josefine Dora und Herrn Marlow durchaus provinziell war. Es wäre innig zu wünschen, daß deutsche Regisseure endlich einmal englisches Milieu nicht durch permanentes Whisky-Trinken bezeichneten; der Regisseur des Central-Theaters möge sich merken, daß in England zum Tee wenn überhaupt Schnaps, dann französischer Kognak, aber kein Whisky, und vor allem nicht pur getrunken wird. Ferner trägt man nachmittags keinen Smoking, wie zwei der Darsteller im ersten Akt; vor Abend um 7 zum Dinner oder zum Theater ausgeschlossen! Wenn schon Operette und Gesellschaftsmilieu, dann bitte korrekt, und nicht wie man sich in Neukomischel einen „Salon" vorstellt.

In der Dresdener Oper wurde der „Protagonist", ein Opernakt von Georg Kaiser, vertont von Bruno Weill aufgeführt. Der Text bietet eine besondere musikalische Möglichkeit, die der Komponist auszunutzen nicht imstande war: die Handlung bringt es mit sich, daß (von einer Schauspielertruppe der Shakespeare-Zeit) ein Stück erst als Groteske, dann als tragische Pantomime agiert wird. Ein lockender Vorwurf, zu dessen Ausführung der Musiker allerdings Humor haben muß. Der fehlt nun Herrn Weill gänzlich; die Begleitung der Groteske ist mit so schaudervollen Dissonanzen gespickt, daß von dem grämlichen Getöne nicht die geringste Heiterkeit ausgeht — die nachfolgende Tragik ist gar nicht viel anders. Die Vertonung des Ganzen ist von verblüffender Ungleichheit: einiges ist fraglos talentvoll, wie die Führung der Frauenstimme im ersten Duett des Protagonisten mit seiner Schwester, das Singen der Schauspieler hinter der Szene, die paar Takte, in denen die plötzliche Wendung zum Tragischen zwischen den beiden Pantomimen vor sich geht. Daneben steht einfacher Kitsch — wenn er auch atonal ist: das greuliche Hochreißen der Frauenstimme auf die Worte — natürlich! — „mitten ins Herz" — atonaler Neßler — oder die unsäglich banale Melodie des Liebesduettes. Zur tragischen Pantomime verlangt der Protagonist vom Begleitorchester „eine Cantilene" — was darauf folgt, dürfte der Vorstellung des kleinen Moritz von einem solchen Fabelwesen entsprechen. Gut der Unisono-Crescendo-Effekt aus „Wozzek"; bei Alban Berg ist er noch eindrucksvoller. Das am besten Gelungene ist wohl die erste Anrede des herzoglichen Hofmeisters in einem skurrilen Walzertakt, eine Stelle, die stark an Weills Lehrer Busoni erinnert. Das Orchester leidet an bedenklicher Hypertrophie; Ruhepunkte fehlen gänzlich: vermutlich bringt dies unsere motordurchstampfte Zeit so mit sich. Aber auch der beste Motor läuft sich heiß und versagt, wenn die Kühlung nicht funktioniert.

Zwei unerhört raffinierte Klangwirkungen kommen allerdings vor: der Eindruck ist eminent. Sie bestehen in — man denke — zwei ganz reinen Dreiklängen, der eine am

Ende der Groteskpantomime, der andere als Schlußakkord der Oper; wenn meine Ohren noch fähig waren, richtig aufzunehmen, Es-dur und c-moll. Aber ich kann mich da irren; jedenfalls würde ich in diesen Momenten dem Komponisten, hätte er neben mir gesessen, voller Dankbarkeit die Hand geschüttelt haben.

Die Aufführung unter Fritz Busch hatte hohes Niveau; Herr Taucher als Protagonist und Frl. Stünzner als Schwester verdienten den ihnen ostentativ gespendeten Beifall redlich.

Bach und Mozart haben gezeigt, wie man Prosatexte komponiert. Herr Weill hat sich in dieser Beziehung an Richard Strauß gehalten; der Protagonist deklamiert etwa wie Herodes in der Salome, trotzdem zwischen einer englischen Grafschaft und der schönen Stadt Jerusalem doch nur verhältnismäßig schwache Beziehungen zu bestehen scheinen.

Konzerte

Die Wintersaison geht allmählich zur Rüste; aber trotzdem waren auch im vergangenen Monat noch eine Anzahl wichtiger Konzerte. Der Amerikaner Henry Cowell enttäuschte im Bechsteinsaal die von seinem Programm erweckten Erwartungen; das Spiel auf den Saiten des Flügels, das Anschlagen ganzer Tastenkomplexe, ja selbst die indianische „Donnerkeule“ als Begleitinstrument stellten sich als recht äußerliche Zutaten heraus, die mit der musikalischen Qualität der gespielten Kompositionen nichts zu tun hatten. Und auch diese Qualität war nur gering. Walter Rummel hörte ich nur Chopin spielen, eine angenehme kosmopolitische Selbstverständlichkeit wurde einige Male durch absichtliches Hervorheben von Nebensächlichem gestört. Jan Chiapusso spielte mit ausgezeichneter Gleichmäßigkeit eine Orgelfuge von Bach in eigener Bearbeitung; weniger gut gelang ihm die h-moll-Sonate von Liszt, deren geistiger Gehalt ihm vorläufig noch nicht ganz aufgegangen ist; eine gewisse Unsicherheit war wohl auf das Deprimierende eines leeren Saales zurückzuführen. Carl Flesch spielte an seinem Violin-Abend im Beethovensaal zu Anfang die Bachsche g-moll-Sonate für Violine allein mit bekannter und vollendeter Meisterschaft klassischen Tones; dann aber brachte er eine Anzahl moderner Kompositionen zum Vortrag, deren Wahl mit einer Ausnahme nicht unwidersprochen bleiben möge. Die „romantische Suite“ von Dvorak hatte vielleicht vor 30 Jahren ihre Berechtigung; heute ist sie langweilig und antiquiert. Dann folgte die Ausnahme: Paganini-Fleschs Octaven-Etüde, ein Wunderwerk der Violintechnik. Ernst Blochs „Baal Shem“ wimmert teils chromatisch, teils versucht das Stück eine Synthese zwischen Israel und Norwegen (Grieg), die nicht gerade erquicklich ist. Ganz schlimm aber war Wilhelm Grosz' „Jazzband“ — nicht etwa wegen des Café- oder Cabarett-Einschlages, sondern weil dem Autor nichts eingefallen ist. Eine Jazzband, die nicht mehr Humor, Erfindungsgabe und Vitalität zeigt, als diese hier, wird überall sofort fristlos entlassen werden.

Ein Konzert Oscar Frieds, in dem moderne Musik aufgeführt wurde, mußte ich leider versäumen; so sei nur zugleich mit der Freude über Frieds Programm der Erfolg von Kompositionen Weberns, Kreneks und Prokoffieffs festgestellt. — Kleiber brachte im letzten Symphoniekonzert der Staatsoper Bruckners Neunte und Tedeum zu Gehör. Beide Werke haben ihren Platz in der Musikgeschichte erobert; die großen Schönheiten der Neunten, denen nur im Adagio Längen hindernd in den Weg treten, ihr Ringen mit Gott und Ewigkeit, ihr gefaßtes sich Ergeben, und die weiten Ausblicke auf sonniges Land, die sie gibt, erschüttern; der Eindruck war, ebenso wie die Wirkung des Tedeums, gewaltig. Die Kunst Bruckners, nach dem mächtigen Anfang des Werkes noch eine Steigerung zu erzielen, ist bewunderungswürdig; die „Non confundar in aeternum“-Fuge und der Schluß des Ganzen reißt Chor, Orchester, Solisten und Hörer in die gleichen Höhen hinauf, zu denen Kleiber ein guter Führer war. Einige Tage später spielte Erika Morini in der Philharmonie mit Kleibers Begleitung das Beethovensche Violinkonzert in vollkommen hinreißender Weise; besonders das Larghetto erklingt selten so beseelt. Die Außensätze, nicht im klassischen Joachimstil, sondern ganz frei musikalisch aufgefaßt, waren von lebendigster Kraft erfüllt. Schuberts c-dur-Symphonie kam in prachtvoller Nuancierung und ununterbrochenem Schwung zu Gehör. Im gleichen Saale sang die aus Amerika zurückgekehrte Sigrid Onegin eine second-

hand Wagnerei von Bruch und grenzenlos langweilige Lieder von Berlioz unter Bruno Walters Leitung; die machtvolle Altstimme hat während der Abwesenheit der Künstlerin nichts eingebüßt. Walter dirigierte die Sommernachtstraum-Musik, die trotz allem Programmatischen reine Musik, und den Straußschen Don Quixote, der trotz allen musikalischen Einfällen reines Programm bleibt.

Der einzige Abend des Böhmischen Streichquartettes in der Singakademie brachte das E-moll-Quartett von Smetana, in dessen Vortrag die Böhmen unerreicht bleiben. Haydn (Lerchenquartett, dessen virtuos gespielte Finale lauten Jubel weckte) und Schuberts D-moll-Quartett, dessen Längen besonders im ersten und letzten Satz recht fühlbar werden, vollendeten das Konzert dieser klangschönsten aller Kammermusikvereinigungen. Anton Mayer.

Politische Rundschau

Die Probleme, die während des Genfer Kongresses und kurz nachher die Welt beschäftigten, sind inzwischen etwas in den Hindergrund getreten. Sie sollen daher nur insoweit gestreift werden, wie sie von den großen Ereignissen der letzten Zeit im Mittelmeer beeinflußt werden können, die einer besonders aufmerksamen Beobachtung wert sind.

Mit der dem Faszismus eigenen theatralischen Aufmachung, diesmal noch durch ein mißlungenes Attentat auf Mussolini besonders dramatisch wirkend, wurde das außenpolitische Expansionsprogramm des neuen Italien verkündet. Vor der pomphaften Reise nach Afrika, die stark an unangenehme Vorgänge in Verbindung mit dem Namen Agadir erinnert — zufällig fielen ja auch ein paar Worte von der „Zukunft auf dem Wasser" — hatte Mussolini bekanntlich diplomatische Verhandlungen mit Jugoslawien und Griechenland gepflogen. Die ersteren endigten mit einem diplomatischen Mißerfolg für Italien, an dem Frankreich, nicht ganz unschuldig sein dürfte. Bekanntlich ist der französische Einfluß in Belgrad sehr stark. Auch sind noch Kredite für Waffenlieferungen aus Frankreich offen.

Mit mehr Erfolg wurde in Griechenland operiert. Es ist eine Annäherung zwischen Rom und Athen zustande gekommen, die eine teilweise Kräftebindung Jugoslawiens bedingt, also eine Art Sicherung der Adria darstellt. Im Mittelpunkt dieser Kombination scheint Albanien zu stehen, ihre Zielrichtung ist im übrigen das östliche Mittelmeer.

In der Türkei ist die Reaktion auf diese italienisch-griechische Annäherung prompt eingetreten. In Angora herrschte starke Nervosität. Als Antwort auf die griechisch-italienische Geste wurde teilweise mobilgemacht. Als stiller Teilhaber bei dem Geschäft der beiden Diktatoren vermutet man in der Türkei England und sieht in der Bedrohung durch Italien-Griechenland ein Druckmittel in der Mossulfrage. Hier scheint sich allerdings eine Entspannung vorzubereiten. Man spricht von einer Kompromißlösung, bei der die Türkei noch ganz gut abschneiden dürfte.

Große Beunruhigung hat die Afrikareise Mussolinis in Frankreich hervorgerufen, und das mit Recht. Die große Aufmachung der Fahrt, die ja von sehr munteren Reden begleitet war, kann nur als direkte Bedrohung des französischen Kolonialreiches in Afrika, in erster Linie von Tunis, die Flottendemonstration als die Anmeldung der italienischen maritimen Vorherrschaft im Mittelmeer aufgefaßt und verstanden werden. Sofort hat man denn auch in Paris fester an den Degen gegriffen und von der Notwendigkeit einer raschen Aufbesserung der eigenen Rüstung gesprochen.

Mussolini hat den ersten Hieb geführt und das Duell mit Frankreich eröffnet. Ob es diplomatisch bleiben oder auch militärisch ausgefochten werden wird, dürfte von der inneren Triebkraft des Faszismus abhängen, dessen letzte Entwicklungsstufe nun erreicht ist. Die dem Diktator ergebene Presse hat nach der Feststellung, daß seine Reden in der ganzen Welt nachhaltigen Eindruck gemacht haben, beschwichtigende Kommentare losgelassen. Die einmal eingeschlagene Richtung bleibt trotzdem, sie muß bleiben, denn sie hat — das kann ein objektiver

Beobachter nicht übersehen — schon zu tiefliegende Gründe. Seit Jahr und Tag werden die südfranzösischen Grenzgebiete Italiens durch Italiener unterwandert. Deren Ansiedlung vollzieht sich nach Plan und System, offenbar von der Heimatbehörde ausgearbeitet und dann praktisch gefördert. Wenn sich diese Entwicklung wie bisher weiter vollzieht, wird in einigen Jahren eine eventuelle Volksabstimmung an der französischen Riviera zugunsten von Italien ausgehen. Ähnlich liegen die Dinge in Tunis, wo die Mehrheit der nichteinheimischen Bevölkerung schon vor dem Krieg aus Italienern bestand. Nun sprach Mussolini davon, Schwarzhemden in größeren Mengen als bisher nach Tripolis zu ziehen. Man will dann offenbar nach dem beliebten System der Irredenta eines schönen Tages in Tunis einen Putsch loslassen, die Schwarzhemden aus Tripolis kommen herein, die Trikolore flattert und die berühmten vollendeten Tatsachen sind da. Es gibt ja Vorbilder! Und ob Großbritannien eine solche Entwicklung so ungern sehen würde? Eine italienische Kolonie vor den Toren Ägyptens ist unangenehmer als eine mächtige französische. In London denkt man nicht mit herzlichen Gefühlen an die Zeiten zurück, in denen ein gewisser Bonaparte am Nil den Seeweg nach Indien bedrohte! Hat man sich doch auch mit Italien wegen der in unmittelbarster Nähe des indischen Seeweges gelegenen Gegenden verständigt, in denen, wie es so schön heißt, gewisse wichtige Wasseradern liegen, die zur Versorgung der Niltalsperren gebraucht würden! In Paris glaubt man anscheinend nicht recht an diese Wasserkünste. Man spricht dort von einer Besetzung Abessiniens und wird nicht ganz ohne Sorge vielleicht vermuten, es könnte das zwischen Eritrea und Britisch-Somaliland gelegene Französisch-Somaliland, dessen maritim wichtige Lage am Ausgang des Roten Meeres bekannt ist, durch eine englisch-italienische Aufteilung Abessiniens von rückwärts her unterhöhlt werden. Der Inhalt der Protestnote, die Frankreich losgelassen hat, als die italienisch-englische Verständigung am Roten Meer bekannt wurde, ist bisher nicht im Wortlaut veröffentlicht worden. Aber aus der Tatsache dieses Protestes ersieht man so mancherlei.

Ein weiteres beunruhigendes Element für die englisch-italienischen Beziehungen zu Frankreich liegt in der plötzlich mit großem Eifer von Frankreich betriebenen Beendigung des marokkanischen Feldzuges. Die Annahme, daß finanzielle Gründe dafür sprachen, jetzt rasch mit Abd el Krim endgültig abzurechnen, hat viel für sich. Übersehen werden darf aber auch nicht, daß ein neuer Feldzug während des Sommers vielleicht doch nicht hätte zum Abschluß gebracht werden können. Eine zweite Winterkampagne aber müßte schwersten Prestigeverlust Frankreichs bei seinen Kolonialvölkern zur Folge haben, und den kann man sich bei der sonstigen politischen Inanspruchnahme schlecht leisten. Spanien hätte es lieber gesehen, wenn in den nächsten Wochen Abd el Krim erst vernichtend geschlagen worden und man dann an den Verhandlungstisch geschritten wäre. Der General Primo kennt seine maurischen Gegner und will begreiflicherweise für alle Zukunft diesen ständigen Unruheherd austreten. Die ersten Nachrichten über Frankreichs Absichten, zu einem raschen Frieden zu kommen, hatten eine ernste diplomatische Spannung zwischen Madrid und Paris zur Folge, die indessen beigelegt sein dürfte. Der Zank wird erst wieder beginnen, wenn man die Beute teilen soll. Inzwischen hat auch Italien seine Ansprüche sehr deutlich angemeldet. Eine gewisse Besorgnis in italienisch-englischen Kreisen ist ebenso verständlich wie der Wunsch, bei der Teilung der Beute mit dabei zu sein. Seit Monaten hat Frankreich große Mengen an Kriegsmaterial und Truppen gegenüber von Gibraltar zusammengezogen. Die Eingeborenen-Stämme sind, wenn Abd el Krim tatsächlich, wie man es vorhat, verbannt werden sollte, führerlos und ohne brauchbare Waffen. Wie leicht hat es da ein geschickter französischer General, in entscheidenden Momenten mit einem Handstreich Tanger und die neutrale Zone zu besetzen und dort eine beherrschende Stellung für den Eingang zum Mittelmeer zu errichten! In England hat man diese Tatsache nicht übersehen. Wie man versuchen wird, die Situation zu regeln, dürfte interessant werden.

Für Deutschland gibt es bei all diesen Dingen nur die Möglichkeit stiller Beobachtung. Die mit Frankreich gepflogene Politik zielt auf Verständigung ab. Sie sollte nun aber von Paris her mit mehr Sinn für die realpolitische Lage Frankreichs durchgeführt werden. An die Stelle der vor 1914 bestehenden deutsch-französischen Gegensätze sind ganz andere Fragen getreten, die für Frankreich Lebensfragen sind. Vom Rhein her ist keine Bedrohung zu erwarten, im

Mittelmeer aber ist sie eklatant. Daß Jules Sauerwein im „Matin“ dafür eintritt, Locarno außerhalb des Völkerbundes zum Abschluß zu bringen, ist angesichts der engen Beziehungen, die er zu Briand unterhält, recht interessant. Es ist hoffentlich als die Absicht der französischen Regierung zu deuten, nun mit allem Nachdruck alle Differenzen mit Deutschland zu beseitigen. Dazu würde eine rasche Räumung des besetzten Gebietes in erster Linie gehören. Ist es denn realpolitisch gedacht, wenn ein Land, wie Frankreich, dessen Schwerpunkt in den reichen Kolonien liegt, ohne deren Menschenmaterial die Großmachtstellung verloren wäre, rein kontinentalen Ideen nachläuft, die doch ins Land der Träume gehören? Die Rheinpolitik Poincarés, die schwerste Opfer gekostet hat, ist gescheitert, der Separistenspuk verscheucht, die erste Rheinlandzone geräumt. Wozu nun noch auf einem Gelände Kräfte verbrauchen, die man in wirklich bedrohten Gebieten viel besser verwenden kann? Locarno war eine ehrliche deutsche Offerte. Herr Briand hat sie zögernd angenommen und durch ein unehrliches Spiel mit Polen verwässern wollen. Die Methode war falsch. Zu einer Verständigungspolitik mit Deutschland gehört auch, daß die mit Polen gespielte Komödie endlich aufhört. Wie vertragen sich die Reden des Herrn Paul-Boncour mit einer Politik der Entspannung? Warum wird die Umklammerungs-Entente mit Polen und der Tschechoslowakei noch immer so liebevoll gepflegt? Eine aufrichtige Verständigung Paris — Berlin — und so war bei uns Locarno gemeint — macht Techtelmechteleien mit Warschau und Prag überflüssig! Man denke doch an die Zeit, wo Paris unter der Rückendeckung durch Bismarck sein Kolonialreich ausbauen konnte. Jetzt, wo eine ernsthafte Bedrohung in nahe Zukunft rückt, wäre eine analoge Sicherung vielleicht am Platze.

Die Sorge einiger Interessenten in Frankreich, Polen könnte, wenn es von Paris aus nicht mehr beschützt wird, von Deutschland angegriffen werden, ist ganz unnötig. Es wäre schade um jeden Reichswehrsoldaten, der vor dem weißen Adler bluten müßte. Die öffentliche Meinung der Welt ist überzeugt davon, daß die Korridorfrage nur in dem Sinn gelöst werden kann und muß, daß das an Deutschland begangene Unrecht so rasch wie möglich beseitigt wird. Das Gleiche gilt für die Deutschland geraubten Gebiete von Oberschlesien.

Wer die Entwicklung des Zloty-Kurses in den letzten Wochen verfolgt hat, wird festgestellt haben, daß er trotz vorübergehender Stützung immer mehr sinkt. Teuerungsunruhen und Arbeitslosenkrawalle sind an der Tagesordnung. Die durch beispiellose Korruption charakterisierte Verwaltung ist gar nicht in der Lage, ruhige Verhältnisse zu schaffen. Ist denn so ein Land, in dem die weißrussische und ukrainische Minderheit immer mehr als revolutionäres Element betrachtet werden muß, überhaupt in der Lage, auf die Dauer einen Faktor von Bedeutung in der europäischen Politik darzustellen? Die Frage ist zu verneinen. Darüber sollte man auch in Paris nicht länger im Zweifel bleiben.

Bei dem tschechischen Trabanten liegen die Dinge genau so. Der fromme Wunsch des Grafen Skrzynski in Mitteleuropa eine slawische Entente aufrichten zu wollen, wie er in Prag kürzlich erklärte, entbehrt nicht einer gewissen grotesken Komik. Zwei Staaten, die den Nachweis ihrer Existenzberechtigung in ihrer jetzigen Form bisher nicht erbringen konnten, nicht einmal in der Lage sind, im Sinne europäischer Zivilisation zu verwalten, was sie zusammengerafft haben, wollen nun auch noch eine slawische Entente in Mitteleuropa, natürlich gegen Deutschland, errichten! Solche Kombinationen kann man, europäisch gedacht, nur als groben Unfug bezeichnen; vom deutschen Standpunkt stellen sie eine Bedrohung dar, gegen die mit aller Schärfe Einspruch erhoben werden muß. In Prag ist ein Abkommen zwischen Polen und der Tschechoslowakei unterzeichnet worden. Man spricht von einer Sicherung gegenüber Rußland und Deutschland. Warum wird es geheimgehalten, wo doch sein Zweck von dem polnischen Außenminister mit der Rede über die tschechisch-polnische Entente verkündigt wurde? In Prag, wo man jetzt öfter über eventuelle Nachfolger des Präsidenten Masaryk spricht und Diktaturgelüste nationalistischer Heißsporne ruchbar geworden sind, sollte man doch endlich aufhören, durch die innen- und außenpolitische Deutschfeindlichkeit seine eigene Basis zu untergraben. Die weltpolitische Lage entwickelt sich so, daß die Tschechen in absehbarer Zeit stark auf eine ganz andere Haltung gegenüber dem Deutschtum angewiesen sein werden.

In den Kreisen, die an die Mission des Völkerbundes glauben, ist man der Ansicht, die Frage der Ratserweiterung durch die alleinige Aufnahme Deutschlands werde

durch die Kommission nach einigen Schwierigkeiten doch noch gelöst werden. Offenbar übersehen diese Optimisten, daß manche Mächte gar kein Interesse daran haben, den Völkerbund voll aktionsfähig zu sehen. Man wird mit aller Skepsis an die Arbeiten der Kommission herangehen und abwarten müssen.

Das Gleiche gilt für die Entwaffnungskonferenz. Herr Tschitscherin hat einen wahren Kübel von Sarkasmus hart und lieblos über die sonst so pikfeine Völkerbundsgesellschaft ausgeschüttet, die alle Künste der nichtssagenden Redensarten meisterhaft beherrscht und nun in Folioformat gefaßte Freundlichkeiten entgegennehmen mußte. Es wird bald die Parole ausgegeben werden, Rußland sabotiere den Entwaffnungsgedanken, na und da könnte man doch auch nicht gut. Halt! Hier liegt eine Bestimmung des Versailler Vertrages vor! Wer ihn nicht erfüllt, indem er sich vor der Entwaffnung sträubt, begeht ein schweres politisches und moralisches Unrecht. Wenn jemals die Pazifisten eine Gelegenheit hatten, ihre Aufgabe zu erfüllen, hier ist sie. Wir fordern gleiches Recht für alle! Redensarten, wie Paul-Boncour sie in Polen geprägt hat von dem polnischen Soldaten an der Ostgrenze Europas, sind merkwürdige Einleitungstöne für eine Entwaffnungskonferenz. Noch deutlicher vernahm man im französischen Senat den Ruf nach Rüstungsverstärkung. Soll so mit Bestimmungen eines Vertrages umgegangen werden, den man in Frankreich die magna charta Europas nennt? Das wäre zu viel der Heuchelei. Wir hoffen, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Plattform für die rücksichtslos offene Erörterung aller Sabotageversuche der Entwaffnungskonferenz zu finden sein wird.

Recht still ist es bei diesen eigenartigen Dingen in England geworden. Allerdings muß man zugeben, daß andere Sorgen die dortige Öffentlichkeit jetzt mehr beschäftigen. Die Kohlenkrise ist in ein akutes Stadium getreten, man spricht von einem bevorstehenden großen Streik der Bergarbeiter, der von anderen Gruppen der Arbeiterschaft unterstützt werden soll. Eine internationale Solidaritätserklärung der sozialistischen Bergarbeiter-Organisationen liegt vor. Ob eine Kompromißlösung gefunden wird oder erst gestreikt werden muß, eins ist doch auch als politisch bedeutsame Tatsache festzustellen, daß eine Erschütterung der innerpolitischen Macht der konservativen Regierung nicht eintreten dürfte. Man muß also mit dem jetzigen Kabinett und seiner außenpolitischen Führung noch weiter rechnen. Und das ist vom deutschen Standpunkt aus betrachtet gut so, denn man weiß, wen man vor sich hat.

Die „Times" brachten als erste in großer Aufmachung die Nachricht von den schon seit langer Zeit schwebenden Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland. Seither lassen andere Blätter des Auslandes zahlreiche Versuchsballons los und versuchen, durch technische Kniffe mehr zu erfahren. Aber da scheint kein Rätselraten zu helfen. Man muß schon den auf diplomatischem Wege gemachten Mitteilungen vertrauen und damit rechnen, daß Deutschland nicht in eine westliche Kombination einzufangen ist, wie es ebenso eine reine Ostorientierung ablehnt. Es enthält sich, wie ein Offiziosus sagt, jeder einseitigen Orientierung. Das ist der Sinn der kommenden Vereinbarungen mit Rußland.

Dieses hat inzwischen in starker diplomatischer Aktivität mit den Randstaaten Verhandlungen über den Abschluß von Garantieverträgen eingeleitet. Es hofft anscheinend, dadurch englische Kombinationen in der Ostsee zu zerstören. Nach dem bisherigen Verlauf nicht ohne Erfolg. Polen gerät so in eine isolierte Stellung. Seine Sicherung durch ein Gegenseitigkeitsabkommen mit Rumänien zu suchen und bei der in fremder Abhängigkeit stehenden kleinen Entente Bindungen einzugehen wie die „slawische Entente" in Mitteleuropa, dürfte sich als ein folgenschwerer Irrtum erweisen.

Während sich so in Europa allmählich klarer erkennbar eine neue Linie in den einzelnen Kraftfeldern herausarbeitet, sind die Verhältnisse in Asien wieder verwirrter und ungeklärter geworden. Die rivalisierenden Generäle Wu pei fu und Tsang so lin liefern sich bei Peking Gefechte, wo gleichzeitig in verschiedenen Staatsstreichen kleinere Machtgruppen Vorteile mehr persönlicher Art zu erreichen suchen. Das Ganze ist ein Gärungsprozeß. Ein stärkeres und von ausländischen Einflüssen allmählich noch mehr freiwerdendes China dürfte daraus entstehen. Uns kann es nur recht sein, da wir mit allen Sympathien auf Seiten des chinesischen Volkes stehen. Das muß immer wieder betont werden. Denn die Zahl derer, die unseren wachsenden Handelsverkehr mit China neidisch verfolgen, wächst.

Martellus.

Literarische Notizen

Fridericus oder Das Königsopfer. Von Werner Hegemann. Hellerau, Jakob Hegner.

Ein bekanntes Wort, auf den Helden umgeändert, müßte lauten: „Wo und wann es keine Helden gibt, müßte man sie erfinden." Das ungebrochene Heldentum und seine Verehrung ist jedem Volke eine Notwendigkeit, und wer dem Volke seine Helden nimmt, verwundet es an der Wurzel. Was Ibsen lieblos die Lebenslüge nennt, ist eine psychologische Notwendigkeit: das Bedürfnis der Phantasie, die dem Menschen ebenso notwendig ist, sich eine höhere Welt zu bauen, wie er des bloßen Verstandes bedarf, um sich in dieser Welt zurechtzufinden.

Ich überlasse es nur zu gern dem Geschichtsschreiber, mich zu widerlegen, aber ich will einmal rein theoretisch zugeben, daß vor dem Kriege die Auffassung von Fridericus Rex unter dem Gesichtswinkel hohenzollerischer Haushistorie gestanden haben mag und der alte Fritz bestenfalls ein großer Vorläufer für noch immer gesteigertere Herrscherpersönlichkeiten hätte sein dürfen. Tatsache ist jedenfalls, daß nach dem Weltkriege Fridericus Rex bei uns nicht als dynastische, sondern als Volksidee lebt, in der ein großer Teil unseres zerschmetterten Volkes alle Wünsche und Möglichkeiten der Wiedererneuerung verkörpert sieht — ja, man erschrecke nicht! — in dem es die alte kriegerische Kraft verehrt, ohne die der Selbsterhaltungswille letzten Endes nicht bestehen kann. Die Gestalt des Fridericus ist unser Halt gegen ein schwächliches Abgleiten in Pazifismus und Völkerversöhnung, gegen ein Kriechen vor unseren Besiegern, die uns mit Fußtritten lohnen.

Unser Lebensbedürfnis hat jetzt die Gestalt des Fridericus uns neu geschaffen und fragt nicht das Geringste danach, ob das Bild dieser legendären Gestalt nun auch dem kritischen Blick des Geschichtskenners und Forschers standhält. Zwei Auffassungsmöglichkeiten gibt es von jeder geschichtlichen Persönlichkeit, deren Andenken Legende fortpflanzt: die aus zeitgenössischen Quellen stets neu zu erforschende und in verschiedenen Zeitaltern schwankende Auffassung des gelehrten Historikers und die gegenwärtig in der ungelehrten Allgemeinheit des Volkes lebendige mythische. An zeitgenössischen Belegen vom historischen Christus gibt es nur ein paar zerstreute Sätze. So schwankt die historische Auffassung von Christus, von Paulus und den Evangelien bis zu unseren Kirchen und theologischen Fakultäten. Der unhistorische Christus allein, wie wir ihn mit dem Herzen sehen, als lebendige Gegenwart ist erlösend. Die Gestalten der Jungfrau von Orleans aus den Federn Shakespeares, Voltaires, Schillers, Shaws widersprechen sich nicht im geringsten, denn sie entspringen vollständig verschiedenen Zeitideen, und deren historische Verkörperung ist nur zufällig identisch.

Zweifellos, die mythische Gestaltung zieht ihre Nahrung aus dem Boden der Geschehnisse, aber sie verarbeitet ihr geschichtliches Material weder mit wissenschaftlicher Vollständigkeit noch Zuverlässigkeit. Sie will Persönlichkeitswahrheiten aufstellen, keine wissenschaftlichen. Sie entspringt aus der Parteien Gunst und Haß, nicht aus objektiv akademischen Erwägungen. Aber eben weil sie mit der Geschichte zusammenhängt, ist sie gegen Korrekturen aus der geschichtlichen Forschung empfindlich, und so sehr das Volk den Mythos braucht, so leicht wirft es ihn allzugern fort, wenn man ihm „Aufklärung" bringt. Nicht als ob Aufklärung schlechthin verderblich wäre, aber es kommt auf den psychologischen Zusammenhang an: „Seine

Fesseln zerreißt der Mensch, der Beglückte, zerriß er mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham . . . . ." Und gerade die größten Idealisten pflegen gefährliche Psychologen zu sein.

Werner Hegemann, Städtebauer von Ruf, hier und in Amerika, glaubt seinem deutschen Vaterland zu dienen damit, daß er in seinen „Sieben Gesprächen über das Königsopfer" an der Gestalt Friedrichs II. Züge junkerlicher Kulturlosigkeit und politischen Egoismus aufdeckt und das, was die Jetztzeit in ihm sieht, als ein Überbleibsel des Hohenzollernkultus beleuchtet. Mit verblüffender Belesenheit und fanatischem Scharfblick waltet er seines Klägeramtes, und der Historiker von Fach wird diese Umwertung aller Werte durchaus ernsthaft widerlegen müssen. Aber eben Hegemann ist nicht Historiker, sondern Politiker, ein Gregers Werle des deutschen Empfindens. Er will den Friedrich unserer Zeit, dessen politischer Gegner er ist, durch ein getreueres „historischeres" Bild des Fridericus, das er für richtiger hält, verdrängen. Aber wenn der Städtebauer auch nicht davor zurückzuschrecken braucht, eine geschichtlich gewordene Stadt um der modernen Bedürfnisse willen ihrer Romantik zu entkleiden, so ist ein Unterschied zwischen der geschichtlichen Sache und dem geschichtlichen Menschen. Wir schätzen am Helden nicht so sehr das qualitativ Ethische, als das Überragende, auch im Fehlerhaften — auch letzteres für Friedrich nur theoretisch zugestanden. — Der Held nämlich ist eine Geburt des Volkes, das eben mehr quantitativ als qualitativ urteilt und dessen Bedürfnisse modern sind, wenn sie romantisch sind!

Der Geist Potsdams schneidet hier gegenüber dem Geiste Weimars schlecht ab, und daß Goethe auch gelegentlich gegen die Literarhistoriker geschützt wird, sei nicht verschwiegen. Dem vermeintlichen ethischen Manko Friedrichs aber, der, was er einsetzte, als egoistischer Unternehmer verteidigte, statt sich für Ideen zu opfern, für die seine Zeit gar kein Organ hatte, stellt Hegemann das Königsopfer Christi gegenüber. Wohlgemerkt, Hegemann glaubt, von sich aus ein geschichtliches Bild Friedrichs zu geben, aber er kritisiert es am Maßstabe des Mythos!

Nun aber das psychologische Moment! Wäre dieses Buch vor dem Kriege als eine Kritik des Wilhelminischen Zeitalters erschienen, so wäre es eine Tat gewesen, die dem Verfasser möglicherweise eine Märtyrerkrone hätte einbringen können oder aber den Schmachfrieden — vielleicht — mitaufgehalten hätte! So jedoch ist es ein Geschenk an unser Nachkriegsdeutschland. Nicht, als ob Hegemann seine Einsichten erst nach Deutschlands Fall von rückwärts her aufgereiht hätte, aber er sieht Deutschland mit den Augen eines Amerikaners, von dem gleich zu reden sein wird, und zwar eines solchen, der in Ethik und Weltverbrüderung lebt. Es muß wohl dergleichen geben. —

Und so wird denn dies Buch aus der gegenwärtigen politischen Lage heraus zu werten sein, und hier ist zu wiederholen: wer in einer Zeit politischer Schwäche und erschlaffter Kräfte einem Volk das Symbol seines Selbsterhaltungswillens rauben will, den müssen wir mit Schärfe bekämpfen. Real- und Gefühlspolitik müßten sich an sich ergänzen. Hegemann aber spielt sie einseitig gegeneinander aus. Sachliche Argumente können also wenig helfen, wo man sich gar nicht überzeugen lassen **darf**. Dies Buch verträgt sich nicht mit ringendem Staatsbewußtsein; es würde uns in Kürze auch geistig zu einer amerikanischen Kolonie machen, nachdem wir es wirtschaftlich schon fast sind. — Nur eines sei noch gesagt: der Autor nimmt die glänzend gelungene Maske eines amerikanischen Krösus von fabelhafter Bildung und Lebenskunst vor. Dieser Manfred Ellis behandelt in märchenhafter Umgebung sein Thema mit Vertretern feinster Geistigkeit in blendendem Dialog. Volkstümlich kann das Buch mit seiner Hochkultur nicht werden; es wird auch dem Fridericus nicht schaden, wenn es nicht in Auszügen der Parteipresse verwässert wird; aber wer dem Schriftstellerischen dieser Leistung als Leser gewachsen ist, der wird der Tendenz gegenüber kritisch bleiben, und infolgedessen ein Mißverhältnis von Zweck und Mittel bedauern.

Wilhelm Böhm.

Kant als Philosoph der modernen Kultur. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Von Heinrich Rickert. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Das Buch ist als Beitrag zum Kantjubiläum gegen die in der Zeitphilosophie herrschende Meinung geschrieben, daß für die aktuellen Aufgaben der Philosophie Kant nicht mehr produktiv sei. Man kann bezweifeln, ob es geeignet ist, jemanden von dieser Meinung zu bekehren; und zwar gerade

dann kann man es bezweifeln, wenn man mit dem Verfasser grundsätzlich übereinstimmt.

Der Gedankengang ist kurz folgender: Das Abendland übernimmt das dreifache Erbe der intellektualistischen Wissenschaft der Griechen, des römischen Staatsrationalismus und des irrationalen Christentums. Im Mittelalter sind diese drei Erbgüter zu einer autoritativen Einheit zusammengefaßt, bei der aber jedes von ihnen sein innerstes Wesen einbüßt. Die Neuzeit stellt die Autonomie von allen dreien wieder her (Bruno-Machiavelli-Luther), zerreißt aber eben dadurch die Kultureinheit. Kants Bedeutung beruht nun darauf, daß er den Intellektualismus der griechischen Wissenschaft zerstört und dadurch zum ersten Male theoretisch für die atheoretischen und irrationalen Lebensgebiete Raum schafft. Die Frage für uns ist nun aber: ist eine höhere Einheit wieder zu gewinnen — ist sie vielleicht gerade im Anschluß an Kant wieder zu gewinnen? Rickert widmet dieser Frage ein ganz kurzes Schlußkapital, das sich geradezu qualvoll liest, weil es die entscheidende Antwort einfach schuldig bleibt. Wiederholte methodische Betrachtungen, warum die Antwort fehlen müsse, trösten über ihr Fehlen nicht. Rickert nimmt seine Zuflucht zu Fichtes Ethisierung der Theorie als einem ersten Versuch der Synthese — d. h. zu einer Sache, die heute erst recht keinen Glauben findet. Überhaupt sollte bei einer Wiedereinführung Kants (die schon wegen des Neukantianismus und seines offenbaren Fiaskos heute auf sehr große Schwierigkeiten stößt) Fichte schon aus dem Grunde gänzlich ausgeschaltet bleiben, weil mit ihm die idealistische Fälschung Kants beginnt, und gerade auf dieser beruht die hartnäckige Ablehnung Kants von seiten der Katholiken. Wie aber will man ohne die Katholiken zu einer neuen Synthese kommen? Gerade der Objektivist Kant ist es, der ganz eindeutig herausgearbeitet werden muß, wenn Kant bei dem künftigen Neubau in Frage kommen soll.

Es gibt eine Möglichkeit neuer Synthese. Sie liegt in der überall aus der Tiefe hervorbrechenden und uns durch den Krieg wieder sehr nahegerückten Tatsache, daß der Sinn des Lebens die Tragödie ist. Ihn gilt es also auch der sublimsten Form des Lebens, dem Denken, ja gerade ihm abzugewinnen, und Kants System ist wie geschaffen als Grundlage für dieses Verfahren! Die Überwindung der Tragödie liegt bei der Religion: die tragisch gegeneinander gestellten Kräfte sind Polaritäten.

Ein seiner Aufgabe gewachsener Verlagsberater mußte selbst einem so angesehenen Autor gegenüber schlechterdings darauf bestehen, daß die beiden ersten Drittel des Buches, in denen von Kant noch gar nicht die Rede ist, auf das Notwendigste zusammengestrichen wurden. Der Sachverhalt ist einfach, und die treffliche Unterscheidung der intellektualistischen, atheoretisch-rationalistischen und irrationalen Sphäre ließ sich in wenigen Sätzen gewinnen. Vor allem mußten die unendlichen methodischen Erwägungen, die besonders in diesem ersten Teil die natürliche Spannung des schönen Stoffes gänzlich zugrunde richten, samt und sonders verschwinden. Sie sind vor der Niederschrift anzustellen, das Buch selbst hat nur stillschweigend nach ihnen zu verfahren. Schon in seinem jetzigen Aufbau würde der Text durch den Rotstift erstaunlich gewinnen. Dagegen mußte das entscheidende Schlußkapitel so reich wie möglich sein. Der Gang durch die nachkantische Philosophie würde durchaus nichts schaden, ja erst zum rechten Heldenlied auf Kant werden.

Unnötig zu sagen, daß in einem Buch von Rickert immer eine Menge lehrreicher Dinge steht. Sehr erfreulich ist z. B. der Begriff des negativen Intellektualismus oder Paradoxismus, mit dem Kierkegaard und seine modernen Nachahmer richtig eingeordnet werden. **Kriton.**

Ludwig Klages. Vom kosmogonischen Eros. 2. Auflage. München, Georg Müller.

Als vor vier Jahren dies Werk mit seinem unerhörten Reichtum an Gedanken und seelischen Entdeckungen erschien, nannten es ernste und gewichtige Stimmen das bedeutendste Buch der letzten Jahre, ja auf dem Gebiet der schöpferischen Philosophie das erste große Ereignis seit Nietzsches „Geburt der Tragödie", wofür die Verleihung des Nietzschepreises nur der innerlichst begründete Ausdruck war. In der Neuauflage erscheint, bei geringfügigen Änderungen, der Hauptbestand des Werkes unangetastet: nämlich die Lehre von den Urbildern als dem letzten elementar Wirklichen des Lebens und der Welt, die Entlarvung der platonischen und christlichen Erosverfälschung, die in der europäischen Denkgeschichte beispiellose Erleuchtung und Erschließung der Seelenuntergründe aller echten Religion und alles echten künstlerischen Schaffens, die Deutung des antiken Ahnenkultes und die metaphysische

Bewertung des Vergangenen („Ergötze Dich am längst nicht mehr Vorhandenen!"), zuletzt die Enthüllung des mörderischen Wesens alles in die Zukunft drängenden „Fortschritts". — Daneben bringt die Neuauflage eine Anzahl bedeutender Zusätze. Bei der Beschwörung des gewaltigen Seelenphänomens des urbildgebärenden erotischen Rausches war unterschieden worden zwischen dem einsamen (idiopathischen) Erregungszustand, der das Kindheitsalter kennzeichnet, und dem gemeinsamen (sympathetischen) Rausch. Diese Unterscheidung wird nun auf Völker und Rassen übertragen, wobei in die dunkle Geburtszone der Kultur überraschendes Licht fällt: Kultur wird erst nach dem Übergang zur sympathetischen Stufe des Fühlens möglich. Ein noch wichtigerer Zusatz klärt eines der quälendsten und verworrensten Probleme des gegenwärtigen Menschen: das Verhältnis von Sexus und Eros und bietet damit zum ersten Male eine haltbare Metaphysik der Sexualität. Die Irrlehre von der Liebe als sublimiertem Sexus wird aufgelöst: beide sind wesensverschiedene Regungen, wodurch gegenseitige Störungen begünstigt werden. Werner Deubel.

Geschichte Schleswig-Holsteins. Von Otto Brand. Ein Grundriß mit 1 Stammtafel, 1 schwarzen und 1 farbigen Karte. Kiel 1925, Walter G. Mühlau.

Der Kieler Universitätsprofessor Dr. Otto Brandt gibt uns ein fast anmutiges Buch. Auf 192 Seiten läßt er die wechselvolle Geschichte seiner Heimat, der deutschen Nordmark an uns vorüberziehen. Auf Grund der neuesten Forschungen werden die Schicksale der Herzogtümer in ihren Zusammenhängen mit den großen Ereignissen der deutschen und europäischen Geschichte dargestellt. Der reiche Stoff ist in kurze Abschnitte gegliedert und dem Handgebrauche (Taschenformat) angepaßt. So wird es allen, die sich rasch über schleswig-holsteinische Geschichte unterrichten wollen, willkommen sein. Wir heben besonders lobend die sorgfältige Prüfung der dänischen Thesen und ihr Zurückweisen hervor. Es wäre unser Wunsch, daß auch die übrigen Grenzgebiete so handliche und dabei gründliche Heimatgeschichte erhalten möchten. Bei einer Neuauflage sollte die Karte der Abstimmungsgebiete umgezeichnet und bereichert werden. Wir haben als Folge der Notzeiten so große Fortschritte in der Weiterbildung der Schwarz-Weiß-Zeichnung gemacht, daß leicht Besseres gegeben werden könnte. v. Loesch.

Niederdeutsches Balladenbuch. Herausgegeben von Albrecht Janßen und Johannes Schräpel. Mit einer Einleitung von Börries Frhr. von Münchhausen. München 1925, Georg D. W. Callwey.

Über hundert Balladen von mehr als fünfzig niederdeutschen Dichtern sind hier in einem geschmackvollen Bande, mit Buchschmuck von Bernhard Winter, zusammengestellt, alte und neue, ernste und heitere. Die Grenze ist nicht pedantisch eng gezogen; weder um den Begriff „Ballade" noch in Hinsicht auf die Sprache; es sind auch hochdeutsche Gedichte aufgenommen, soweit sie den Geist der niederdeutschen Ballade atmen. Wer wollte leugnen, daß Hebbels „Heideknabe" und Liliencrons „Pidder Lüng" echter niederdeutsch sind als die künstlichen Verse manches plattdeutschen Neutöners, dessen Satzbau und Wortformen verraten, daß er gewohnt ist, in hochdeutscher Sprache zu denken! Unter diesen Letztgenannten könnten die Herausgeber vielleicht bei einer zweiten Ausgabe strengere Auswahl treffen. Im übrigen ist das Erscheinen des Buches freudig zu begrüßen. Es wurde Zeit, daß den nicht endenwollenden Herausgaben von Döntje- und Spruchsammlungen, die der plattdeutschen Sprache die Rolle des Hanswurstes zuweisen, endlich eine Sammlung an die Seite gesetzt wurde, in der unsere „ol Moderspraak" als die ebenbürtige Schwester des Hochdeutschen zu Ehren kommt.

Franz Fromme.

Der Künstlerkreis Kaiser Maximilians. Von Ludwig Baldaß. Mit 100 Abbild. Wien, Kunstverlag Anton Schroll & Co.

Maximilian I. war unter den deutschen Kaisern der erste Kunstförderer großen Stils, wenn man von Karl IV. absieht, in dem die reich entwickelte französische Kunstpflege des 14. Jahrhunderts einen Vorposten nach dem deutschen Osten entsandt hatte. Karls IV. vielseitige, rührige und fruchtbare Kunstpolitik pflegt man gern als eine jener „Protorenaissance"-Erscheinungen in Anspruch zu nehmen, durch die man den Lebens- und Schaffenbereich des Mittelalters zu unrecht verkürzt; sie gehört in Wahrheit dem Mittelalter zu (wie denn z. B. Karl immer ein Bekennen der Scholastik gewesen ist). Auch in Maximilians Kunstpflege findet sich —

dem langsameren Tempo der deutschen Entwickelung gemäß — noch mancher mittelalterliche Zug; im ganzen aber trägt sie nun allerdings das Gepräge der Renaissancegesinnung. Ludwig Baldaß hat ihren Charakter, ihre Reichweite und ihre Ergebnisse klar und treffend geschildert; in Wort und Bild entfaltet sein Buch ein treues und fesselndes Bild der ausgebreiteten und glänzenden kunstpolitischen Wirksamkeit des Kaisers, zu der unsere vaterländische Geschichte auf lange hinaus kein Seitenstück liefert. Seine Kunstpolitik war wie seine Politik: voll von großartigen Plänen und Ansätzen, aber arm an Stetigkeit. Doch hat sie im „Teuerdank" das schönste deutsche Buch ins Leben gerufen, hat Meister wie Peter Vischer, Hans Burgkmair, Bernhardin Strigel, Hans Baldung Grien, Schäuffelein, Leonhard Beck und vor allem Dürer, zum Teil mit bedeutenden Aufträgen, beschäftigt. Sie hat wenig für die Architektur getan; der Bildnerei, der Malerei und der Buchgraphik gehörten Maximilians lebendigste künstlerische Interessen. Im Mittelpunkt des von ihm angeregten und geförderten Kunstschaffens steht bezeichnenderweise durchaus seine Person (nebst Familie). Sie erscheint auf Gemälden, Miniaturen, Medaillen; zu Innsbruck in der Hofkirche hat er sich das riesenhafte Grabmal setzen lassen, Burgkmair entwarf für ihn ein Reiterdenkmal, Dürer schuf für ihn den bekannten Triumphwagen und schmückte sein Gebetbuch mit den unvergleichlichen Randzeichnungen; der „Teuerdank" wie der „Weißkunig" sind Romane aus dem Leben des Kaisers. Wie viel von seinen Plänen auch unvollendet geblieben ist — in dem Vollendeten hat er sich dennoch ein ganz großartiges Denkmal gesetzt, und der Künstlerkreis Kaiser Maximilians ist und bleibt eine der merkwürdigsten, anziehendsten und glänzendsten Erscheinungen der deutschen Kunstgeschichte. — Die gepflegte Form des Buches, die würdig zum Gegenstande paßt, verdient rühmend hervorgehoben zu werden. Albert Dresdner.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Fogazzaro. — Das Geheimnis des Dichters. Roman von Antonio Fogazzaro. 160 S. München 1925, Kösel & Pustet (1,50 M.).

Franck. — Mutter, Tod und Teufel. Fünf legendäre Novellen aus dem deutschen Osten von Hans Franck. 165 S. Danzig 1925, Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H. (brosch. 3,— M., geb. 4,— M.).

Frentz. — Der Sonderling. Ein Buch aus der Zeit des Übergangs von Hans Frentz. 511 S. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg (geh. 6,— M., geb. 8,— M.).

Gandhi. — Ein Wegweiser zur Gesundheit von Mahatma Gandhi mit einer Einleitung von Ettore Levi. Reden und Aufsätze zur Hygiene und Moral. 196 S. München 1925, Rotapfel Verlag (geb. 4,— M.).

Geley. — Vom Unbewußten zum Bewußten von Dr Gustave Geley. 268 S. Stuttgart 1925, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Gemmer u. Messer. — Sören Kierkegaard und Karl Barth. Von Anders Gemmer und Universitätsprofessor Messer. 307 S. Stuttgart 1925, Strecker und Schröder (Kart. 5,— M., Halbleinen 6,50 M.).

Gerhardt. — Arbeitsrationalisierung und persönliche Abhängigkeit. Ein Beitrag zur Wirtschaftspsychologie von Dr Johannes Gerhardt. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr (4,20 M.).

Gerschel. — Antiquariats Katalog Nr. 114. Deutsche Geschichte, herausgegeben von Oskar Gerschel. 117 S. Stuttgart 1925, Oskar Gerschel.

Ghambaschidse u. Wesendonk. — Der Neue Orient, Zeitschrift für die Interessen des gesamten Orients mit besonderer Berücksichtigung des wirtschaftlichen Lebens. Herausgegeben von D. Ghambaschidse u. O. G. v. Wesendonk. Berlin 1925, Verlag „Der Neue Orient".

Glasenapp. — Indische Gedichte aus vier Jahrtausenden in deutscher Nachbildung von Otto v. Glasenapp. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Helmuth v. Glasenapp. 208 S. Berlin 1925, G. Grote sche Verlagsbuchhandlung.

Glossy. — Aus der Briefmappe eines Burgtheaterdirektors (Franz von Dingelstedt). Mit einer biographischen Skizze und Anmerkung von Karl Glossy. Wien 1925, Anton Schroll & Co. (geh. 10,— M. geb. 12,50 M.).

Goebel. — Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgegeben von Dr Julius Goebel, Jahrgang 1922—23. 308 S. Chicago 1924, The University of Chicago Press.

Göhre. — Deutschlands weltpolitische Zukunft von Staatssekretär z. D. Paul Göhre 176 S. Berlin-Grunewald 1925, Kurt Vowinckel (br. 4,50 M., L. 6,— M.).

Goldschmidt. — Wie ich Moskau wiederfand. Von Alfons Goldschmidt. 72 S. Berlin 1925, Ernst Rohwolt.

Goetz. — Das Reich ohne Raum. Eine Chronik wunderlicher Begebenheiten von Bruno Goetz. 186 S. Konstanz, See-Verlag.

Golz. — Zwei schwäbische Erzähler Melchior Meyr und Hermann Kurz von Dr Bruno Golz. 72 S. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt.

Gracian, Baltasar. — Pages caractéristigues. Présédées d'une Étude Critique par André Rouveyre Traduction Originale et Notices par Victor Boullier. 322 S. Paris 1925, Mercure de France.

Grant. — Der Untergang der großen Rasse. Die Rassen als Grundlagen der Geschichte Europas. Von Madison Grant. Ins Deutsche übertragen von Prof. Dr Rudolf Polland. 172 S. u. 4 Karten. München 1925, J. F. Lehmann (geh. 6,—, geb. 7,— M.).

Grelling. — La Campagne „Innocentiste" En Allemagne et le Traité de Versailles von Richard Grelling. 320 S. Paris 1925, Alfred Costes.

Griese. — Alte Glocken. Roman von Friedrich Griese. 260 S. Trier 1925, Friedrich Lintz.

Grimm. — Hindenburg. Sein Horoskop und diejenigen von Marx, Hellpach, Ludendorff, Thälmann, Jarres, Held, Hitler. 75 S. Bad Tölz 1925, A. M. Grimm.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Gesamtausgabe mit 90 Holzschnitten v. L. Richter. 838 S. Freiburg i. Br., Pontos-Verlag.

Grundriß der Sozialökonomik. — Abteilung 4, Teil I/VII und 420 S. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr.

Grundriß der Sozialökonomik. — Abteilung V, Teil I von Heinrich Sieveking. VII und 68 S. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr.

Güntert. — Grundfragen der Sprachwissenschaft von Prof. Dr Hermann Güntert. 149 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (1,60 M.).

Gurk. — Meister Eckehart von Paul Gurk. 229 S. Trier 1925, Friedr. Lintz.

Haebler. — Die Geschichte des Menschen Ernst Drach. Roman von Rolf Haebler. 273 S. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg (geh. 2,50 M., geb. 4,— M.).

v. Haebler. — Die Vogelrepublik. Ein politisches Frühlingsmärchen von Hans von Haebler. 15 S. (1,— M.). — Vom glückhaften Sterben. Sechs kurze Geschichten für solche, denen auch heute noch die Ehre mehr gilt wie das Leben. Von Hans von Haebler (4,— M.). — Weihnachtsmärchen aus fünf verschiedenen Welten von Hans von Haebler. 56 S. (geb. 4,— M.). Leipzig 1925, Theodor Weicher.

Hagmann. — Wachsen und Werden. Erinnerungen von Prof. Dr Hagmann. 162 S. Breslau 1925, M. u. H. Marcus (4,— M.).

Hajek. — Bulgarien unter der Türkenherrschaft von Dr Alois Hajek. 330 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt (12,— M.).

Hake. — Frankreich im Rheinland. Der Versailler Vertrag ein Fetzen Papier von Dr von Hake. 122 S. Berlin 1925, Der Deutschenspiegel (2,— M.).

Hampe. — Kaiser Friedrich II. In der Auffassung der Nachwelt von Karl Hampe. 79 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Handbuch der Politik. — Außenpolitik. Erstes Buch, erste Lieferung. Dr W. Schotte: Außenpolitik und Innenpolitik. 16 S. Berlin 1925, Ring-Verlag.

Hayek. — Safed der Weise. Parabeln aus dem Amerikanischen von Max Hayek. 150 S. München 1925, Albert Langen. (geh. 3,— M., geb. 5,— M.).

Hefele. — Die Reise. Novelle von Hermann Hefele. 79 S. München 1925, Kösel u. Pustet (Ganzl. 1,— M., Ganzleder 2,— M.).

Heim. — Das Wesen des evangelischen Christentums von Prof. Dr Karl Heim. 115 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (1,60 M.).

Hell. — J. Robert Mayer und das Gesetz von der Erhaltung der Energie von Bernhard Hell. 165 S. Stuttgart 1925, Fr. Fromanns Verlag (4,— M., geb. 5,— M.).

Herwig. — Sterne fallen und steigen. Zwei Novellen von Franz Herwig. 55 S. München 1925, Kösel u. Pustet.

Hofmann. — Das religiöse Erlebnis. Seine Struktur, seine Typen und sein Wahrheitsanspruch von Prof. Paul Hofmann. 88 S. Charlottenburg 1925, Pan-Verlag Rolf Heise.

Hofmann. — Gestaltende Volksbildung von Walter Hofmann. 19 S. Leipzig 1925, aus dem Archiv für Erwachsenenbildung.

Holl. — Schiller und die Komödie. Rede zur Schillerfeier im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main am 10. Nov. 1924 von Dr Karl Holl. 31 S. Leipzig 1925, J. J. Weber (1,25 M.).

Homann-Herimberg. — Die Kohlenversorgung in Österreich während des Krieges von Dr Mont. H. C. Ing. Emil Homann-Herimberg. 206 S. Wien 1925, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Hoetzsch. — Die weltpolitische Kräfteverteilung nach den Pariser Friedensschlüssen von Prof. Dr Otto Hoetzsch. 39 S. Berlin 1925, Zentralverlag G.m.b.H.

Houben. — Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz von H. H. Houben. 173 S. Dessau 1925, Karl Rauch.

Houben. — Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart von H. H. Houben. 622 S. 2. Auflage. Dessau 1925, Karl Rauch.

Jahns Erbe. — Wege des jungen Deutschen. 98 S. Augsburg 1925, Bärenreiter Verl.

Jobst. — Antinoos Gedichte von Hans Jobst. Dessau 1925, Karl Rauch. 52 S. (Edelpappbd. 3,20 M.).

Kaden. — Privatrecht des Friedensvertrages von Erich Hans Kaden. 129 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt.

Kanner. — Der mitteleuropäische Staatsbund. Ein Vorschlag zum Frieden von Heinrich Kanner. 15 S. Wien 1925, Wilhelm Braumüller (1,— M.).

Keller. — Ethik als Wissenschaft. Ein methodologischer Versuch von Dr phil. Martin Keller. 148 S. Zürich, Orell Füßli (Brosch. 4,40 M., Leinwandbd. 6,40 M.).

Kleinlogel. — Nordamerikanische Betonstraßen. Übersicht über den heutigen Stand des Betonstraßenbaues in den Vereinigten Staaten von Prof. Dr.-Ing. A. Kleinlogel. Charlottenburg 1925, Zementverlag G. m. b. H.

Knesebeck. — Das Leben des Obersten Christian Ludwig August. Reichsfreiherrn von und zu Massenbach von Ludolf Gottschalk von dem Knesebeck. 220 S. Leipzig 1925, Baustein-Verlag (Halbl. 2,50 M., Ganzl. 3,— M.).

Koch. — Notes on the German Book Exhibit With Impressions and Interviews Set down by Theodore Wesley Koch. 63 S. Chicago 1925, Privately Printed.

Köhler. — Die getreuen Füße. Eine Erzählung von Willibald Köhler. 51 S. München 1925, Kösel u. Pustet (Ganzl. 1,— M., Ganzleder 2,— M.).

Koenig. — Die deutschen Westlande von Dr Fr. Koenig. 20 S. Charlottenburg, Verlag Hochschule und Ausland.

Kosch. — Deutsche Dichter vor und nach 1813. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. 171 S. mit 4 Bildtafeln. Stuttgart 1925, Strecker u. Schröder (3,50 M.).

Kramrisch. — Grundzüge der indischen Kunst von St. Kramrisch. 144 S. und 48 Bildtafeln. Hellerau-Dresden, Avalun-Verlag (28,— M).

Kraze. — Der Freier. Novelle von Friede H. Kraze. 99 S. München 1925, Kösel u. Pustet.

Kreidolf. — Bergblumen. Studien von Ernst Kreidolf. Zweite Folge. 7 Blätter. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag.

Lambert. — Die okkulten Tatsachen und die neuesten Medienentlarvungen von Rudolf Lambert. 97 S. Stuttgart 1925, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Landenberger. — Wanderjahre in Mexiko von Emil Landenberger. 304 S. Mit 86 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus (geh. 6,50 M., geb. 8,50 M.).

Leibholz. — Die Gleichheit vor dem Gesetz. Eine Studie auf rechtsvergleichender und rechtsphilosophischer Grundlage von Dr phil. et jur. Gerhard Leibholz. 161 S. Berlin 1925, Otto Liebmann.

Lenz. — Deutschland im Kreis der Großmächte 1871—1914 von Max Lenz. 100 S. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte (2,— M.).

Lerch. — Pestilenz. Eine Vision von Hans Lerch. 256 S. Dresden-Wachwitz 1925, v. Kammerstätt u. Schobloch (geh. 3,60 M. geb. 4,60 M.).

Levy. — Der deutsche Arbeiter und die internationale Wirtschaft von Prof. Dr Hermann Levy. 50 S. Berlin, Fr. Zillessen.

Linzen. — Hochzeitsspuk von Karl Linzen. 71 S. München 1925, Kösel u. Pustet (Ganzl. 1,— M., Ganzleder 2,— M.).

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr Paul Mohr, Berlin. — Ibrahim J. Yousseff, Berlin. — Friedrich Griese, Stralendorf. — Hermann Mark, Berlin. — Theophile v. Bodisco, Reval. — Dr H. Bräuning-Oktavio, Auerbach a. d. B. — Dr Johannes Nobel, Berlin. — Professor Dr Anton Bettelheim, Wien. — General a. D. v. Zwehl, Berlin. — Dr Edgar Jung, München. — Prof. Wilhelm Kapp, Freiburg. — Wolfgang Goetz, Berlin. — Hans Brandenburg, München.

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)



Querschnitt durch Sowjetrußland

Von

Herbert Stegemann

Der dichte Schleier, der trotz zahlloser, in ihrem Werte wie in ihrer Tendenz sehr verschiedenartiger Veröffentlichungen heute noch über Sowjetrußland liegt, wird allem Anschein nach nicht so bald gelüftet werden. Schon das zaristische Rußland war uns Europäern bis zu einem gewissen Grade fremd. Denn es war eben ein eurasisches, d. h. zwischen Asien und Europa stehendes Land, wobei das Schwergewicht trotz aller Europäisierungsversuche des Zarentums von Peter dem Großen bis auf die neueste Zeit denn doch mehr auf der asiatischen Seite lag. Freilich barg diese, auf dem Fehlen der bürgerlich-rechtlichen Weltanschauung des Westens beruhende Fremdheit einen geheimen Zauber in sich: den Zauber asiatischer Weite, Grenzenlosigkeit, Unbekümmertheit. Sie stellte das rettende Gegenstück zu der seelenlosen Mechanisierung, zu der öden Nützlichkeitsanbetung, zu der smarten Geschäftsgewandtheit dar, die sich von Amerika her wie eine Seuche über Europa verbreiten, und vor denen gerade der tiefere Europäer nur zu leicht in das andere Extrem, das des Russentums, flüchtet. Diese im russischen Wesen selber begründete, in dem eben angedeuteten Sinne allerdings magisch anziehende Fremdheit hat nun durch den bolschewistischen Kommunismus noch eine erhebliche Steigerung erfahren. Die letzten Grundlagen europäischen Denkens und Fühlens, die uns bisher mit Rußland verbanden, sind durch den Bolschewismus unterhöhlt worden. Der historische Materialismus und die Mehrwerttheorie des Marxismus haben in der russischen Seele eine dem Westen durchaus unbegreifliche Widerstrahlung gefunden. Die russische Intelligenz, die, im Gegensatz zu den breiten Massen des Volkes, bereits seit einem Jahrhundert bolschewistisch und marxistisch orientiert war, hat den letzten entscheidenden Schritt getan und sich, in jauchzender Selbstvernichtung, in das Chaos der marxistischen Geheimlehre hineingestürzt. Eine psychologische Entwicklung, die nicht sonderlich überraschen kann, wenn man den Kultus bedenkt, den die russische Intelligenz von jeher mit dem nebelhaften Begriff des Proletariats getrieben hat, und sich beispielsweise die uns so seltsam anmutende Rolle des „reuigen Edelmanns" in der russischen Literatur vergegenwärtigt. Der europäische Marxismus ist eine verhältnismäßig belanglose Angelegenheit und in jedem Falle rein intellektuell begründet, während er in der so besonders für ihn prädisponierten russischen Psyche eine dämonische Durchschlagskraft gefunden und aus Sowjetrußland ein politisch-soziales Gebilde gemacht hat, das uns Europäern, die wir weder Russen noch russische Marxisten sind, überaus schwer verständlich ist.

Gewiß unterscheidet sich, eben weil die nüchterne Wirklichkeit immer stärker ist als Theorie und Dogma, das äußere Leben dieses Landes in mehr als einer Hinsicht nicht allzu sehr von dem anderer Länder, und viele wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen vollziehen sich automatisch in einer durchaus antimarxistischen, antikommunistischen Linie. Diese Dinge aber, die den Berichterstattern aller Sorten mehr Stoff zu selbstzufriedenen Feststellungen der Infallibilität bürgerlicher Weltanschauung, als zu kritischen Abwägungen und psychologischen Analysen geben, kommen doch für das Verständnis Sowjetrußlands erst in zweiter Linie in Frage, und wenn man einen Querschnitt durch das Rußland von heute ziehen will, wird man zunächst die Psyche der herrschenden Kaste ergründen, sowie ihre Ziele und Methoden feststellen müssen. Es wird aber dabei nötig sein, die beiden Begriffe Kommunismus und Bolschewismus, die man bei uns im Westen nur selten zu trennen weiß, in ihren inneren Zusammenhängen miteinander, sowie in ihrem Gegensatze zueinander klarzulegen; denn wenn der marxistische Kommunismus auch der russischen Seele, vor allem der der Intelligenz, in besonderem Maße entspricht, so bestehen doch auch hier grundsätzliche Verschiedenheiten und Widersprüche, die man nicht übersehen darf.

Bolschewismus und Kommunismus gelten gewöhnlich als Synonyme und werden noch heute in Rußland mehr oder minder als solche gebraucht. Der Name „Bolschewistische Partei" ist bekanntlich entstanden, indem sich auf dem Parteitage der russischen sozialdemokratischen Partei im Jahre 1903 der radikale Kreis von dem gemäßigten Minderheitsflügel absonderte und eine eigene Gruppe bildete, eben die „Mehrheitspartei". Nachdem diese Partei im Oktoberaufstand 1917 die in der zeitweiligen Regierung vertretene gemäßigte sozialistische Partei gestürzt und die Gewalt endgültig in die Hand bekommen hatte, nahm sie offiziell den Namen der „Kommunistischen Partei" an, aber noch lange hernach wurde der populär gewordene und der breiten Masse allein bekannte Name der „Bolschewistischen Partei" auch offiziell gebraucht. In diesem Sinne sind Bolschewismus und Kommunismus auch heute in der russischen Volkssprache Synonyme.

Demgegenüber ist es charakteristisch, daß der volkstümliche Sprachgebrauch an der andern Seite diese beiden Begriffe scharf trennt. Man trifft auch heute noch nicht selten in Rußland Leute besonders aus den unteren Volksschichten, die sich selbst mit Stolz Bolschewisten nennen, während sie die kommunistischen Herrscher mit Haß und Verachtung betrachten, wie denn auch die unter dem Zeichen der grünen Fahne auftretende Bauernbewegung, deren bekanntester Führer der Bauernvater Machnow war, ganz gewiß bolschewistisch-radikalen, aber durchaus anti-kommunischen Charakter trug. Ja, man begegnet bisweilen sogar der Auffassung, es sei im Oktober 1917 eine ruhmreiche und hoffnungsvolle Bolschewistenrevolution vollbracht worden mit dem Ziele, eine wirkliche Bauern- und Arbeiterregierung einzusetzen, diese Revolution sei aber durch das Dazwischentreten geschickter kommunistisch-jüdischer Elemente um ihre Wirkung gebracht und die erhoffte Bauern- und Arbeiterherrschaft durch eine jüdische kommunistische Diktatur ersetzt worden. Unter dieser seltsam anmutenden Legende verbirgt sich die zweifellose Tatsache, daß das russische Volk von der Revolution insofern enttäuscht ist, als es statt der von ihm gewünschten volkstümlichen Regierung eine seinem innersten Wesen fremde kommunistische Herrenkaste erhalten hat, die sich, besonders in ihren Anfängen, durch einen vor nichts zurückschreckenden Terror verhaßt machte und

sich erst insofern einzubürgern und mit der Psyche der Nation zu verschmelzen beginnt, als sie die kommunistischen Elemente ausscheidet und sich verbürgerlicht. Offen bleibt demgegenüber das Problem, wie es möglich war, daß gerade ein Bauernvolk, wie es das russische ja zu 90% ist, seine Unterstützung einer kommunistischen Herrschaft leihen, daß eine überall als tiefreligiös bekannte Nation sich plötzlich von einem patriarchalischen und konservativen Regierungssystem mit einer fanatischen Begeisterung dem extremsten politischen Radikalismus zuwenden und sich radikale Sozialisten, zum Teil sogar westeuropäischer Herkunft, zu Führern und Regierern wählen konnte. Die Beantwortung dieser Frage dürfte in besonderem Maße geeignet sein, den tiefen Gegensatz zwischen der russischen und der westeuropäischen Psyche, der für die Gesamtuntersuchung ausschlaggebend ist, zu beleuchten und zu vertiefen.

Die beiden wesentlichen Faktoren, die das politische und geistige Leben der westeuropäischen Völker entscheidend beeinflußt haben, sind das römische Recht und die katholische Kirche. Vor allem die katholische Kirche war es, die, als universalistische Erbin des völkerversöhnenden und ausgleichenden römischen Weltreiches, die Völker Europas zu einer großen geistigen Gemeinschaft zusammenschloß, zu dem Augustinischen Gottesreich, zu einer mächtigen, stark fundamentierten Theokratie, die von entscheidender Bedeutung für die gesamte innere Entwicklung der europäischen Nationen wurde. Der Glaube an absolute, an ewige, an metaphysische Werte ward durch die zur Weltmacht aufgestiegene römische Kirche ein für allemal in die Seele der Völker Europas hineingepflanzt, und dieser Glaube ward zugleich zur Norm des gesamten staatlichen und bürgerlichen Lebens im Mittelalter. Diese Durchdringung des bürgerlichen Daseins mit religiösem, mit transzendentem Gehalte bildet das wesentlichste Kennzeichen des europäischen Geistes bis auf den heutigen Tag. Die seit Mitte des 18. Jahrhunderts eingetretene Aufklärung hat lediglich an Stelle der rein *religiösen* Ideale solche *weltlicher* Natur gesetzt, wie die der persönlichen Freiheit, des Eigentumsrechtes, des moralisch Guten und andere ähnliche, aber der ideologische Grundcharakter des gesamten abendländischen Denkens ist unverändert geblieben. Selbst weitgehende Erschütterungen des religiösen Fühlens haben im Abendlande niemals zu einem Zusammenbruche aller seelischen Werte, zu einem eigentlichen Nihilismus führen können, weil eben an Stelle des religiösen sofort ein weltliches Ideal vorhanden war.

Durchaus anders haben sich die Dinge in Rußland entwickelt, und man versteht die gesamte russische Geschichte nur, wenn man sich gerade diese völlige Verschiedenheit der Entwicklung vergegenwärtigt. Der *griechischen* Kirche fehlt von vornherein jenes Element, das der römischen als Erbin des römischen Weltreiches schon in den ersten Anfängen eigentümlich war — der Anspruch und der Wille, ordnend und leitend auch in die Gestaltung des bürgerlichen und staatlichen Lebens einzugreifen, wie das dem durchaus aufs Praktische gerichteten Sinne der Römer entsprach, und wie es bei der Weltgeltung des römischen Imperiums psychologisch ganz selbstverständlich war. Die orthodoxe Kirche blieb demgegenüber mystischer, weltabgewandter, metaphysischer, sie gewann keinen nennenswerten Einfluß auf das politische und wirtschaftliche Dasein des Volkes, und es konnte daher keine Rede von einer allmählichen Umformung der rein-religiösen zu weltlichen Idealen sein, wie sie sich in Westeuropa vollzog. Auf der andern Seite

bedingte freilich die Konzentrierung der russischen Religiösität nach innen ihre besondere Vertiefung und Verstärkung: der wirklich gottesfürchtige Russe zeigt vielfach Spuren einer religiösen Verklärung und Erhabenheit, die dem rationalistischen Westen mehr oder minder fremd ist, und es ist vielleicht gerade mit Rücksicht auf diese eigenartige Verinnerlichung keine bloße Legende und keine Überheblichkeit, wenn sich die Russen gern als das einzige wirklich christliche Volk bezeichnen. Aber wo diese religiöse Weihe fehlt, da erscheint der Russe nicht selten als ein Nihilist im verwegensten Sinne, als ein Mensch, dem nichts heilig ist, als ein Entwurzelter, als ein Barbar, als ein Verbrecher. Bolschewismus, d. h. Maximalismus, alles oder nichts ist auch hier seine Losung, die mittleren Tugenden der Bürgerlichkeit fehlen ihm vollständig, wie es ja auch kennzeichnenderweise kaum einen Bürgerstand im europäischen Sinne, eine Mittelschicht in Rußland gegeben hat. Das ganze russische Rechts- und Staatsleben beruhte eben auf dem religiösen Glauben an den gottgesalbten Zaren, als dem Vertreter der höchsten Wahrheit, und keinen Kenner der Verhältnisse konnte es daher überraschen, daß mit dem Zusammenbruche des Zarentums sämtliche Grundlagen des bürgerlichen Daseins in Rußland zusammenstürzten. Eben weil dieser jahrhunderte alte Einfluß der römischen Kirche, die im Westen die Grundlage des ganzen staatlichen und bürgerlichen Lebens gebildet hatte, in Rußland wegfiel, konnte die russische Revolution niemals zu irgendeiner liberal-demokratischen oder humanitären Lebensauffassung führen, und es ist in diesem Sinne bezeichnend, daß das russische Volk das ihm innerlich in mehr als einem Sinne durchaus nicht übel angepaßte Zarentum einige Jahrhunderte, den bürgerlichen Liberalismus dagegen kaum sechs Monate ertragen hat. Sobald der Damm, den die Orthodoxie der chaotischen russischen Volksseele gezogen hatte, einmal eingerissen war, mußte sich die Sturmflut mit jener grausigen revolutionären Gewalt ergießen, die alle anderen Revolutionen übertrifft, und die wir verbürgerlichten und ganz mit Moral erfüllten Westeuropäer nur so schwer verstehen. Die Bahn war frei für die Explosion der russischen Seele, für den Anarchismus, für die Zerstörung. „Wir Russen", so hat Saltykow einmal gesagt, „sind in der Tat natürliche Anarchisten. Der Anarchismus ist unsere uralte Religion und unsere ureigene Philosophie: wir hassen jede Gewalt, jede Ungleichheit, selbst die der zielbewußten Arbeit und des wahren Talentes. Alles hassen wir, was sich über die Flachheit des urzuständlichen Chaos erhebt. Ja, im Grunde verachten wir die Arbeit selbst, wie wir auch Ruhm und Heldentum verachten. Hat nicht selbst ein Dostojewski gesagt, daß das verführerischste Recht für uns das Recht auf Unehrenhaftigkeit ist?" Wie der Funke ins Pulverfaß, so fiel damals in die Seele des russischen Volkes, dem alle bisherigen Werte und Ideale entglitten waren, die düstere Losung Lenins: „Raubt das Geraubte!" Der Kommunismus war nichts als eine oberflächliche theoretische Formulierung dieser aus dem Unterbewußtsein hervorbrechenden, parallel dem Zerfall religiöser Grundanschauungen gereiften dunklen Urinstinkte. Es handelt sich bei der russischen Revolution nicht um Marxismus, sondern um Raub und Rache, nicht um Sozialismus, sondern um Plünderung und Totschlag. In den Jahren des Bürgerkrieges brach die asiatische Bestie, die in jeder russischen Brust neben dem Engel der Güte und Heiligkeit in ganz seltsamer Weise schlummert, gewaltig aus, und der Bauer, der „bon Mustik Russe", den man bisher so gern mit einem sentimentalen Heiligenscheine vergoldet hatte, gab sich mit leidenschaftlicher Wollust dem bolschewistisch-

tartarischen Rausche des Mordens und Raubens hin. Wir wissen verhältnismäßig wenig von den Einzelheiten der russischen Revolution, über die wir als das beachtenswerteste Geschichtswerk die vier ausgezeichneten Bände „La Révolution Russe" des Schweizers Claude Anet besitzen. Aber das läßt sich schon heute sagen, daß die so unblutig begonnene russische Revolution an Blut und Terror alle Revolutionen der Welt weit hinter sich gelassen hat: Bilder, wie sie Kraßnow in seinem großen Roman „Vom Doppeladler zur Roten Fahne" und Naschiwin, der Volksdichter, in seinem Werke „Rasputin" gezeichnet haben, sind im wesentlichen wahrheitsgetreu und die Berichte über Kannibalismus in den Hungergebieten — um nur eins herauszugreifen — dürften keineswegs übertrieben sein. Als Entfesselung dieser lang zurückgehaltenen urrussischen Triebe, als Zusammenbruch aller bisherigen staatlichen und sittlichen Grundsätze, die nur durch den immer brüchiger werdenden religiösen Kitt des Zarentums zusammengehalten werden, erscheint der Bolschewismus und keineswegs als eine fremdländische Exportware. Gewiß, der westliche Sozialismus, der Marxismus, ist aus seiner Entwicklung nicht fortzudenken, er ist vielleicht seine Mutter, aber sein Vater ist die wilde Asiatenseele Rußlands, die in der ganzen russischen Geschichte immer wieder ihr Haupt erhebt, und die zu bändigen das westeuropäische Zarentum seit dem Großen Peter immer wieder ohne rechten Erfolg versuchte. Im Gegensatz zum westeuropäischen Sozialismus, der typisch akademischen und doktrinären Charakter trägt, und dessen Wortführer, sobald sie an die Macht gelangen, sich unverzüglich verbürgerlichen, ist das Wesen des Bolschewismus die reale Machtergreifung auf der einen, der typisch russische Maximalismus, d. h. der Drang nach dem Unendlichen, Fanatismus, Selbstaufopferung, Zerstörung, düstere Konsequenz bis ins Letzte, das Prinzip „alles oder nichts", auf der anderen Seite. Inwiefern bei dem allen die kommunistische Ideologie nur ein Exponent des national-russischen Gedankens ist und die dritte Internationale ein Werkzeug traditionell russischer Großmachtpolitik bzw. des panslawistischen Gedankens, das ist eine sehr interessante Frage, die hier nur im Vorübergehen angedeutet werden kann.

So zeichnet sich uns das Bild des Bolschewismus immer klarer ab. Er ist eine ursprüngliche Volksbewegung, deren allmähliches Ansteigen man in den letzten Jahrhunderten der russischen Geschichte deutlich verfolgen kann. Er war bereits zweimal in Rußland tatsächlich da: im Aufstand des Stenka Rasin 1665 bis 1667 und Semeljan Purgassew 1773 bis 1775, und beide Male hat er lange vor 1917 durch Losungen, die völlig den heutigen entsprechen, wie Befreiung der Bauern, Aufteilung des adligen Grundbesitzes, Absetzung aller Regierungsbeamten, und als Regierungssystem den Kosakenkreis (d. h. das Sowjetsystem) mit Hilfe der untersten Schichten des Volkes in Territorien erobert, das beträchtlich größer war als das heutige Deutschland. Dieser revolutionäre Funke, immer wieder unterdrückt, glimmt stets aufs neue in der russischen Bauernschaft auf, und er ist im Grunde etwa dasselbe, was in den europäischen Ländern die demokratische Bewegung war. Die Bauernschaft nahm in Rußland eine ganz besondere Stellung ein, sie trug die Fesseln der Leibeigenschaft selbst nach ihrer Aufhebung insofern weiter, als man es versäumt hatte, den Bauern ein rechtlich geschütztes freies Privateigentum an seinem Grundstücke zu gewähren: ihre einzige Verbindung mit dem Staate war die religiös fundamentierte Zarengewalt. Je mehr diese

religiösen Grundlagen erschüttert wurden — sie wurden es besonders nach dem japanischen Kriege mit erstaunlicher Schnelligkeit — desto schärfer trennte sich das russische Volk in zwei scharf auseinanderfallende Hälften, man könnte fast sagen, in zwei völlig verschiedene Nationen: in die Bauernmasse und in die westlich gebildete Herrenklasse, die aus Beamten, Offizieren, Gutsbesitzern, Großkaufleuten bestehende Oberschicht. Das Streben der Bauernschaft, sich aus diesem Zustande der Minderwertigkeit, der Entrechtung emporzuheben und sich einen eigenen, ihr angepaßten Lebensstil zu schaffen, ein Streben, dem die niemals völlig abgestellte materielle Not, das Hungerdasein weiter bäurischer Schichten einen immer neuen Impuls gaben, ist eben das, was man mit Bolschewismus im Gegensatz zum Kommunismus bezeichnen darf, und es stellt ein genaues Gegenstück zu der demokratischen Bewegung in den europäischen Ländern dar, die in langem Kampfe gegen den Feudalismus Schritt für Schritt auf religiös-ethischer Grundlage die Menschheitsrechte zu erringen wußte.

Erscheint der Bolschewismus in dem hier skizzierten Sinne als die eine Komponente des heutigen Rußland, so ist der Kommunismus die andere. Über den rein tatsächlichen Zusammenhang zwischen den beiden Faktoren wurde oben das Notwendige gesagt. Während die Wurzeln des Bolschewismus in Rußland selbst liegen, sind die des Kommunismus natürlich im Westen zu suchen. Der Kommunismus wurde im Jahre 1848 in dem berühmten „Manifest der Kommunistischen Partei“ mit höchster Folgerichtigkeit und Logik und mit einer Sprachgewalt, die heute noch mit sich fortreißt, von Marx und Engels verkündet. Der Kommunismus ist nichts anderes, als der konsequent und mutig ausgeführte Gedanke eines rein revolutionären, gewaltsamen Sozialismus, und nichts ist lächerlicher, als die in sozialdemokratischen Kreisen oft geäußerte Meinung, der russische Kommunismus sei eine Fälschung des marxistischen Sozialismus, eine Art Ketzerei gegenüber seiner reinen und unverfälschten sozialistischen Lehre. In dem Streit um den echten Ring des Sozialismus, der seit Jahren zwischen der Mehrheits-Sozialdemokratie und den Kommunisten tobt, haben selbstverständlich die Kommunisten recht. In ganz Westeuropa hat der anfangs so radikale Sozialismus überraschend schnell die Tendenz gezeigt, sich innerlich den Grundlagen des bürgerlich-demokratischen Rechtsstaates anzupassen: kein Wunder angesichts des oben eingehend beleuchteten religiös-ethischen Charakters der gesamten politischen und geistigen Kultur Westeuropas. Die westeuropäischen Sozialisten waren bezeichnenderweise stets Sozialdemokraten, will sagen, in erster Linie Demokraten — Helmuth v. Gerlach hat das kürzlich in einer kleinen Studie in der „Welt am Montag“ sehr klar am Beispiel Eberts gezeigt — und die Idee eines radikalen Umsturzes der bestehenden Gesellschaftsordnung, einer konsequenten sozialistischen Revolution im russischen Sinne mit totaler Vernichtung von Staat, Nationalität, Familie, Eigentum rückte diesen behaglichen Kleinbürgern in immer weitere nebelhafte Ferne, ungefähr so, wie dem braven Durchschnittspfarrer die überschwengliche, mystische Phantasie der Apokalypse nur eine Quelle der Verlegenheit und des scheuen Verschweigens zu sein pflegt, und wurde höchstens einmal an Sommerfesttagen zu Paradezwecken aus der Mottenkammer der offiziellen Parteiideologie hervorgeholt. Aber mit einem konsequenten Sozialismus, mit einer fanatischen Hingabe an die Interessen des Proletariats hat das alles nichts zu tun, und es begreift sich, daß sich die verbürgerlichten Gewerkschaftsführer der europäischen Länder der Leidenschaftlichkeit

der russischen Kommunistenführer gegenüber nicht recht zu behaupten vermögen. Von der russischen Psychologie des Maximalismus aus, der stets alles oder nichts will und in düsterer Konsequenz, mit dem Atem wilder, vor nichts zurückschreckender Energie bis an die äußersten Grenzen geht, ist es wohl verständlich, daß z. B. bei dem großen Moskauer Prozeß der Sozialrevolutionäre der belgische Sozialist Vanderwelde, als er sich in tadellos gebügeltem Cut als der Vertreter von zehn Millionen Proletariern vorstellte, von einem allgemeinen, schallenden Gelächter begrüßt wurde. Es lohnt sich kaum mit der Betrachtung dieses westländischen Sozialismus die Zeit zu verlieren. Der russische Kommunismus dagegen ist, gleichviel wie man ihn sonst bewerten mag, als zerstörende dämonische Kraft oder vielleicht als ein unentbehrlicher Gärungsstoff in der Geschichte der Menschheit, in jedem Falle des höchsten Interesses wert, und seine psychologische Analyse führt uns tief in das russische, sonst so rätselhaft, ja unlösbar erscheinende Problem hinein.

Wir haben als den ausschlaggebenden Gegensatz zwischen dem abendländischen Sozialismus und dem Bolschewismus bereits verschiedentlich die Tatsache der realen Machtergreifung bezeichnet, und diese Tatsache ist denn auch von weit größerer Bedeutung als die größere Logik und Konsequenz in der Auffassung des marxistischen Systems, die dem russischen Kommunismus im Vergleich zum westlichen Sozialismus eigentümlich ist: richtiger, die logische Konsequenz und die faktische Machtübernahme sind beides Reflexe der maximalistischen, durch keine religiös-ethischen Hemmungen beschränkten russischen Psyche, wie sie uns aus der gesamten Literatur Rußlands in so seltsamer Weise entgegentritt. Diese Verschmelzung von Theorie und Wirklichkeit, diese Identität von Logik und Tat-Phänomenen, die jeden Hegelianer höchlichst interessieren müssen, sind in Wirklichkeit das vornehmste Charakteristikum des Bolschewismus. Dem hat vielleicht am besten Trotzki Ausdruck verliehen, als er in seinem Lenins 50. Geburtstage gewidmeten Aufsatze den Gegensatz zwischen diesem und Karl Marx folgendermaßen formulierte: „Marx geht gänzlich in dem „kommunistischen Manifest“, in der Vorrede zu seiner „Kritik“, im „Kapital“ auf. Auch wenn es ihm nie beschieden gewesen wäre, der Begründer der ersten Internationale zu werden, so bliebe er dennoch für alle Zeiten der, als welcher er heute vor uns steht. Dagegen geht Lenin ganz in der revolutionären Tat auf. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind nur eine Vorbereitung zur Handlung. Auch wenn er kein einziges Buch bis jetzt veröffentlicht hätte, so würde er dennoch in der Geschichte so fortleben, wie er jetzt in sie hineingegangen ist, als der Führer der proletarischen Revolution, als der Schöpfer der „Dritten Internationale“. So ist in der Tat Lenin als die lebendige Verkörperung der bolschewistischen Weltanschauung anzusehen, ja, er ist dies in einem Maße, daß man bereits von einem „Leninismus“ als einer weiteren Phase des Bolschewismus spricht, ein geistesgeschichtlicher Prozeß, über den weiterhin noch einiges zu sagen sein wird.

Der russische Kommunismus stellt sich also, ganz anders als der auf selbem Wege stehenbleibende westliche Sozialismus, als ein völlig konsequenter, in riesenhaftem Ausmaße unternommener Versuch dar, den revolutionären materialistischen Sozialismus in seiner vollen Tragweite zu verwirklichen, und eben durch diese Verwirklichung, die in keinem andern Lande der Welt auch nur unternommen worden ist, erhält er sein besonderes Gepräge. Wir Europäer haben, so

scheint es, keinen zureichenden Begriff von der Kraft einer fixen Idee, wie sie dem Russen eigentümlich ist: wir vermögen uns durchaus nicht jene fanatische Brutalität vorzustellen, mit der ein Volk von 130 Millionen durch eine kleine Gruppe zielbewußter Machthaber rücksichtslos in eine beliebige, ihm selbst völlig fremde Form des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens auf das Prokustesbett des Kommunismus gezwängt wird. Für den Kenner der russischen Geschichte freilich hat dieser bolschewistische, d. h. bis aufs äußerste gehende Kommunismus, allerdings kaum etwas Überraschendes. Vom Anfang ihrer Geschichte her sind die Russen immer Bolschewisten, d. h. ihre Ziele und Pläne sind stets großartig, unbegrenzt, absolut gewesen, sie verschmähen Kompromisse, wollen nichts von besseren Entwicklungen und bedächtiger Kleinarbeit wissen, sie verneinen die Möglichkeit, sie bejahen das Unmögliche, und ihre Träume und Sehnsüchte machen vor nichts halt. Der Anspruch auf geistige und physische Weltherrschaft, von andern Völkern kaum erwogen, geschweige denn laut ausgesprochen, ist dem Russen seit Iwan dem Schrecklichen fast etwas Selbstverständliches, und die Geste, mit der die ausschlaggebenden politischen und religiösen Führer Rußlands, von denen hier nur Dostojewski genannt sei, den „verfaulten Westen" ablehnen und das Licht einer neuen Menschheitskultur im Osten aufgehen lassen, ist auch bei uns genügend bekannt, obwohl sie sicher nicht immer so ernst genommen wird, wie sie es verdient. Ist bei diesem Pathos der Leidenschaft, das Moskau als das dritte Reich, als die Erfüllung der höchsten menschlichen Ideale betrachtet, die Schwungkraft des bolschewistischen Kommunismus, der auch eine neue Religion gründen will und über alle Mittel äußerer Macht dazu verfügt, denn etwas so Neues und Erstaunliches? Der russische Kommunismus erscheint uns in diesem Sinne einfach als eine historische Form des die russische Geschichte seit Jahrhunderten beherrschenden Maximalismus, d. h. Bolschewismus, als eine Form freilich, die an leidenschaftlicher Energie alles Frühere übertrifft und einen vollständig neuen Aufbau des gesamten geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebens anstrebt. Es ist ein neuer Islam, den wir hier vor uns haben, eine Religion, die sich mit Feuer und Schwert ausbreitet, und die in echt russischer Mißachtung der Realitäten mit drakonischen Gewaltmaßnahmen das Bestehende zermalmt und Neues an seine Stelle setzt. Ein Experiment, bei dem die typisch mongolisch asiatische Wildheit der russischen Seele, die seit Jahrhunderten von der dünnen Decke westeuropäischer Zivilisation nur notdürftig verborgen wurde, sich furchtbar auszutoben Gelegenheit hat, und das mehr Blut und Tränen gekostet hat, als irgendeine andere Revolution. Dieses Experiment ist charakteristischerweise dem Russen selber nicht einmal unangenehm, und die Bewunderung, die Lenin in Rußland selbst in nichtbolschewistischen Kreisen genießt, beruht im wesentlichen darauf, daß er, um den Ausdruck eines bekannten neuen Bolschewisten zu gebrauchen, „Rußland so gründlich auf den Kopf gespuckt hat, wie noch kein Mensch auf der Welt".

An die laue Temperatur des westlichen Sozialismus gewöhnt, mit dem seelischen Maximalismus des russischen Volkes unbekannt, werden wir uns in Deutschland kaum jemals eine zureichende Vorstellung von der völligen Verschiedenheit des russischen kommunistischen Staatswesens von unseren eigenen staatlichen Einrichtungen machen können, die ja gewiß — leider — auch nicht ganz unberührt von sozialistischen Einflüssen und Gedankengängen sein mögen, und in denen gelegentlich

„kalt“ oder „hinten herum“ sozialisiert wird, die aber doch ausnahmslos auf den religiös-ethischen Grundsätzen aufgebaut sind, auf denen seit Jahrhunderten unsere gesamte europäische Kultur beruht. In Rußland sind diese Grundsätze ein für allemal, und zwar offiziell aufgehoben: eine Tatsache von ungeheurer, grundsätzlicher Tragweite, die man sich seltsamerweise fast niemals vergegenwärtigt, obwohl sie von ausschlaggebender Bedeutung für unser inneres und äußeres Verhältnis zu Sowjetrußland ist oder doch sein sollte. Im kommunistischen Rußland sind alle Grundlagen der bürgerlichen Ordnung, mindestens als Rechtsprinzipien, abgeschafft. Es gibt keinen Nationalstaat mehr: das ehemalige Rußland ist durch einen Bund von sozialistischen Republiken verschiedener Volksstämme abgelöst, dessen Politik in erster Linie internationalen Zwecken, nämlich der Weltmission des Kommunismus dient. Es existiert juristisch auch kein Privateigentum mehr: im Anfange machte man bekanntlich mit höchster Energie und Konsequenz den Versuch, nach streng marxistischen Rezepten sämtliche Produktionsmittel zu sozialisieren und die gesamte Volkswirtschaft systematisch von oben herab zu verwalten. Dieser Versuch, der später kurz beleuchtet werden wird, mußte natürlich aufgegeben und das Privateigentum, hie und da zum mindesten, tatsächlich wiederhergestellt werden. Aber rechtlich gibt es, wie gesagt, kein Privateigentum in dem Sinne wie in den andern europäischen Staaten, in denen es den Grundpfeiler der gesamten Rechts- und Staatsordnung bildet. Das Eigentum ist in Sowjetrußland kein unabänderliches Grundrecht, wie bei uns, es wird sozusagen im Wege von Konzessionen und Verpachtungen von der Alleineigentümerin aller Güter und Produktionsmittel, der Staatsgewalt, gelegentlich verliehen, aber diese Verleihung ist durchaus prekär und der staatlichen Willkür preisgegeben, und der Ausspruch, den Lenin beim Beginn der zweiten neuen Wirtschaftspolitik tat, daß die Regierung zwar Häuser und Fabriken in private Hand gebe, daß aber jeder wissen solle, dieser Besitz werde nur so lange dauern, wie es der Staatsgewalt gefalle, nicht einen Augenblick länger, dieser Ausspruch hat auch heute, trotz einer nicht hinwegzuleugnenden Konsolidierung der Verhältnisse im bürgerlich-privatkapitalistischen Sinne, seine volle Berechtigung und erklärt jenes uns Europäern so schwer verständliche Gefühl unendlicher Unruhe und Unsicherheit, das über dem heutigen Rußland lastet. Dem kommunistischen Staate fehlen — es ist wichtig, das hier gleich noch vor Darlegung irgendwelcher Einzelheiten zu betonen — die bürgerlich-rechtlichen, geschichtlich auf religiöser Grundlage ruhenden Prinzipien der europäischen Staaten durchaus: der Begriff des Rechtes als solches ist abgeschafft: — ein Recht als eine über den Individuen stehende und den Gesetzgeber ebenso wie die einzelnen Staatsangehörigen gleichmäßig bildende Instanz, die dem einzelnen Staatsbürger bestimmte subjektive Befugnisse garantiert und ihn vor gewaltsamen Eingriffen der Obrigkeit schützt, ein solches Recht gibt es nicht, und an seine Stelle ist einfach die Idee der Klassendiktatur, das Interesse der Proletariatsherrschaft getreten. Ist in sämtlichen europäischen Staaten das Recht der Regierungsgewalt durch bestimmte Verfassungsnormen eingeschränkt, so herrscht allein in Sowjetrußland die regierende Klasse, d. h. die sich als Vetreterin des Proletariats gebärdende kommunistische Partei, absolut und schrankenlos. Es gibt in Sowjetrußland im Grunde nur Verwaltungspolitik: die für die Struktur der europäischen Staaten maßgebende Montesquieusche Dreiteilung der Gewalten, in die voll-

ziehende, die ausübende, die richterliche, ist in Sowjetrußland unbekannt. Alles Recht ist unter dem bolschewistischen System einfach eine Verwaltungsnorm, die jederzeit abgeändert werden kann und abgeändert wird, sobald es das Interesse der kommunistischen Machthaber erfordert. Natürlich kann die Politik der Regierung schwanken, sie kann der Einzelpersönlichkeit größere oder geringere Freiheiten auf politischem oder wirtschaftlichem Gebiete zubilligen, sie kann sogar den abgeschafften Privatkapitalismus unter Regierungsaufsicht als ein „Mittel zum Aufbau der sozialistischen Ordnung" wieder einführen: aber das alles ist durchaus der Regierungswillkür überlassen, die in jedem Augenblick sämtliche Rechtsnormen zu ändern befugt ist — und noch dazu mit rückwirkender Kraft — und die überdies grundsätzlich nicht an Rechtsnormen gebunden, sondern berechtigt ist, in jedem Falle gegen diese und so zu handeln, wie das die politischen Zweckmäßigkeitsgründe vorschreiben. Ein in seiner Art großartiges Bekenntnis zu einem zynischen Macchiavellismus, wie es die Geschichte bisher kaum kennt. Ein besonders charakteristisches Beispiel für diese Befugnis der Regierung, außerhalb des Rechtes zu handeln, dürfte u. a. die Tatsache sein, daß die im Jahre 1920 feierlich verkündete Abschaffung der Todesstrafe in der Regierungs- und Gerichtspraxis einfach überhaupt nicht berücksichtigt worden ist, eben aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit.

Man muß, ohne sich den Blick durch unausbleibliche Milderungen dieser Grundsätze in der Praxis verwirren zu lassen, hier mit aller Entschiedenheit das Prinzipielle, die jedem subjektiven Freiheitsempfinden der europäischen Nationen ins Gesicht schlagende Ausschaltung der Persönlichkeitsrechte, die Herabwürdigung des freien Individuums zu einem willenlosen Objekte subjektiver Willkür einer bestimmten Klasse ins Auge fassen, wenn man das heutige Rußland richtig beurteilen will. Gewiß ist auch bei uns in Europa nicht alles Gold, was auf dem Gebiete des bürgerlichen Liberalismus und der modernen Demokratie glänzt, und feierlich gewährleistete subjektive Rechte erweisen sich nicht selten, besonders angesichts der wirtschaftlichen Lage, als mehr oder minder handgreifliche Illusionen, — Illusionen, wie sie vor allem Stirner in den unsterblichen Partien seines „Einzigen" über Liberalismus und Demokratie mit glänzendem Spott bloßgelegt hat. Aber die prinzipielle Verneinung dieser Grundsätze ist denn doch eine gefährliche Sache, wenn es heute auch in rechts- und linksradikalen Kreisen zum guten Tone zu gehören scheint, mit der Verhöhnung bürgerlich-rechtlicher Prinzipien zu kokettieren und die Freiheit mit Lenin als „ein bourgeoises Vorurteil" zu bezeichnen. Solche Redewendungen sind verhältnismäßig billig und werden bei uns insbesondere von Leuten, die das Unglück gehabt haben, Stirner und Nietzsche mißzuverstehen, mit mehr oder minder Geist massenweise produziert. Die Wirklichkeit sieht leider anders, und zwar trüber aus, und die kommunistische Diktatur in Sowjetrußland ist keineswegs nur eine geistreiche Redensart, sondern eine düstere und grauenvolle Wirklichkeit, die nicht nur der Russe empfindet, der ihr mit seinem Eigentum, seinem Leben, mit jedem Atemzuge unterworfen ist, sondern sogar der Ausländer, der die Psychologie des Landes mit wachen Sinnen studiert. In der Tat, mit dem „bürgerlichen Vorurteil" der Freiheit haben die kommunistischen Machthaber gründlich aufgeräumt, und mit jener Kraft, wie sie nur eine fanatisch festgehaltene fixe Idee verleiht, ein lückenloses System der Versklavung, der Entrechtung aller Untertanen geschaffen, das nicht einmal mit den extremsten Formen des asiatischen Despotismus verglichen werden kann, der es weder je versucht hat,

das gesamte Leben seiner Untertanen so radikal in seine Machtsphäre einzubeziehen und nach einheitlichen Richtlinien von oben herab zu verwalten, noch sich dabei mit solcher zynischen Unbekümmertheit von allen ethischen und religiösen Grundsätzen emanzipiert und den reinen Machtgedanken als einzige Daseinsnorm proklamiert hat, wie das der materielle Kommunismus tut.

Man liebt es bei uns, darauf hinzuweisen, daß der Prozentsatz der Kommunisten in Rußland verhältnismäßig gering ist, und läßt sich dadurch hin und wieder zu dem Trugschlusse verführen, daß es sich hier um eine verhältnismäßig bedeutungslose Clique handelt, die, nur oberflächlich im Volksbewußtsein verwurzelt, in absehbarer Zeit wieder von der Bildfläche verschwinden werde. Daran ist natürlich soviel richtig, daß auch der Russe im allgemeinen kein Kommunist ist, so wenig wie sich das von irgendeinem anderen Volke sagen läßt, denn der Kommunismus ist kein Grundinstinkt der menschlichen Natur, er ist eher das Gegenteil davon. Aber man kann unmöglich seine Augen vor der Mächtigkeit verschließen, mit der der Kommunismus Rußland beherrscht, man kann nicht an der Tatsache vorübergehen, daß die Kommunistenführer bei weitem die stärksten seelischen und geistigen Kapazitäten Rußlands sind. Der russische Intelligent im Stile Kerenskis, um nur den bekanntesten Typus voranzustellen, mit dem festen Glauben an die Verbindlichkeit ethischer kategorischer Imperative auch in der Politik, mit dem völligen Mangel an Sinn für politische Realitäten, mit dem Pathos (das Wort im eigentlichen Sinne, dem des Krankhaften, genommen) leidenschaftlicher Beredsamkeit, er ist abgelöst durch stahlharte Revolutionsmänner, durch Typen, in denen die Kälte der materialistischen Weltanschauung eine seltsame Verbindung mit dem Glauben an das kommunistische Ideal und der kampfesmutigen Entschlossenheit zu seiner Verwirklichung eingegangen ist. So trägt das gesamte Leben Rußlands bis in seine Einzelheiten hinunter durchaus den Stempel kommunistischer Orthodoxie, und es zeugt von keinem besonderen psychologischen Takte, wenn Besucher Rußlands sich nicht genug darin tun können, die Verbürgerlichung des Landes trotz aller kommunistischer Dogmatik und Verwaltung zu betonen, eine Verbürgerlichung, die natürlich vorhanden, aber kaum das eigentlich Entscheidende und Charakteristische im Bilde des heutigen Rußlands ist. Das Charakteristische und Einzigartige Sowjetrußlands, wodurch es in einem ganz seltsamen schroffen Gegensatze zu jedem anderen Staatsgebilde der ganzen Welt steht, ist eben die *Herrschaft eines ganz bestimmten Dogmas* (daß es gerade das des Kommunismus ist, scheint nicht so wichtig), eine Herrschaft, die von oben her mit eisernen Händen festgehalten wird, und die sich, anders als in allen anderen Staaten, bis auf Weltanschauung und Lebensgewohnheiten erstreckt. Der erst bereits kurz angedeutete Versuch, die Freiheit des Individuums, die für unser euroäpisches Denken eine gar nicht mehr ausdrücklich betonte Selbstverständlichkeit ist, zugunsten kollektivistischen Empfindens grundsätzlich auszuschalten und trotz einer gelegentlichen Lockerung der Zügel die Einheitlichkeit des Fühlens und Handelns aller Staatsbürger sicherzustellen: dieser Versuch ist es, der das eigentliche Charakteristikum Sowjetrußlands bildet. Wir Europäer sind ohne Frage durch bestimmte allgemein religiöse und ethische Werturteile und Grundanschauungen miteinander verbunden, aber von der Herrschaft eines einheitlichen Glaubens, einer einheitlichen Weltanschauung kann denn doch kaum die Rede sein, und eben auf dieser individuellen Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen beruht der besondere

Charakter der europäischen Kultur. Die einzige Macht, die jemals in der Lage war, das ganze seelische und geistige Leben der Völker von oben her zu durchdringen und neu zu formen, war die katholische Kirche des Mittelalters, und bis zu einem gewissen Grade kann die Herrschaft des Kommunismus mit dieser verglichen werden. Auch er tritt mit dem Anspruche auf Weltherrschaft auf, auch der durchdringt das gesamte Privatleben mit seinem Fluidum. Rußland von heute ist Mittelalter, dieser Begriff nicht als Werturteil, sondern lediglich als Tatsachenfeststellung verstanden. Darüber darf man sich durch die zahlreichen Parallelen, die sonst zahlreich zwischen Rußland und anderen Staaten bestehen, niemals hinwegtäuschen lassen. Gelegentlich scheint es, als verwische sich der Charakter dieser geistigen Diktatur, als suche er sich in harmonischere Formen aufzulösen, und hin und wieder ist das äußere Bild der Parteidiktatur in Rußland mehr oder minder verschwunden. Das kulturelle Leben geht seinen Gang, ohne sich allzu sehr von dem anderer Länder zu unterscheiden, in den staatlichen Verwaltungsorganen überwiegen die Parteilosen, der Wirtschaftsapparat wird zu einem erheblichen Teile gleichfalls von Parteilosen bedient, und ganz Europa konstatiert mit Genugtuung wieder einmal eine „Neue Ökonomische Politik (Nep), bis dann plötzlich wieder ein extrem kommunistischer Umschwung eintritt und alle scheinbaren bürgerlichen Reformen über den Haufen wirft. In Wirklichkeit ist die Herrschaft der Partei immer gleich stark geblieben, und es hat sich nichts anderes begeben, als daß sich diese aus Gründen der Opportunität zeitweilig bis zu einem gewissen Grade von der Führung der Geschäfte zurückgezogen hat, um in dem geeignet scheinenden Augenblick wieder mit erneuten Kräften auf den Plan zu treten.

Auf der anderen Seite darf man allerdings, wenn man es unternimmt, einen Querschnitt durch das heutige Rußland zu ziehen, auch nicht die bereits erwähnten, zwangsläufig vor sich gehenden Entwicklungen des russischen Lebens im antimarxistischen, antikommunistischen Sinne außer acht lassen. Zunächst ist der von den Kommunisten unternommene Versuch einer Beherrschung des gesamten Wirtschaftslebens in Stadt und Land, die man im Anfang der Revolution mit überaus primitiven Mitteln zu erreichen suchte, heute als im wesentlichen gescheitert zu betrachten. Bereits im Frühling 1921 mußte bekanntlich Lenin dem immer gefährlicher werdenden Drange des Bauerntums nach freiem Handel nachgeben und unter Aufhebung des seit November 1917 eingeführten Vollkommunismus (von den Bolschewisten schamhafterweise Kriegskommunismus genannt) den Kapitalismus in Rußland wiederherstellen. Lenin hielt diesen Kapitalismus freilich nicht für gefährlich, „da wir doch in unseren Händen die Fabriken, den Transport und den Außenhandel behalten" und schuf von diesem Gesichtspunkte aus seine Theorie der wirtschaftlichen „Kommandohöhe", deren Besitz es der Partei ermöglichen sollte, den unvermeidlichen Kapitalismus in die richtigen Bahnen zu lenken, d. h. ihn, seltsames Paradoxon, der Verwirklichung der marxistischen Theorie dienstbar zu machen. Die Theorie hat bei Lenin und seinen Nachfolgern verschiedene Wandlungen durchgemacht und mündete schließlich in den Versuch aus, die sozialisierte Großindustrie bis zu weitgehender Selbstversorgung des ganzen Landes weiter zu entwickeln und auf dieser Basis den für das Sowjetsystem lebenswichtigen Zusammenschluß zwischen der Arbeiterklasse und dem Bauerntum zu bewirken. Das war fraglos an sich kein übler strategischer Plan, denn eine gut organisierte und billig produzierende Staatsindustrie hätte durch

Stillung des nach dem Bürgerkriege und der Herrschaft des Vollkommunismus besonders starken bäuerlichen Warenhungers sehr wohl den Bauern dem Sozialismus und der proletarischen Diktatur in der Stadt günstig stimmen können. Allerdings hätte eine reine Passivität des Bauerntums nicht genügt, um eine Weiterentwicklung des Landes in der Richtung der Sozialisierung zu ermöglichen, sondern es wäre eine aktive Mitarbeit desselben im Sinne des Bolschewismus erforderlich gewesen, eine Mitarbeit auf der Grundlage gemeinwirtschaftlicher und kollektivistischer Produktion. Nachdem die Versuche, diese Entwicklung durch Sozialisierung der Landwirtschaft zu erzwingen, gescheitert waren, versuchte man es mit friedlicheren Mitteln, vor allem mit den Kooperativen, die allerdings früher bereits in ausgedehntem Maße in Rußland bestanden hatten, die aber jetzt, unter der Herrschaft des Proletariats, nach dem bekannten Worte Lenins „direkt ein Stück Sozialismus" darstellen, und die als ein ungeheures Netz von Konsumgenossenschaften das ganze Wirtschaftsleben des Landes durchdringen, die gesamte Bauernschaft mit planwirtschaftlichen kollektivistischen Elementen durchsetzen und so endlich die zur dauernden Stabilisierung des Sozialismus erforderliche Kooperative zwischen Landwirtschaft und sozialisierter Industrie sicherstellen sollten. Diese Theorie der „Kommandohöhen", der auf sozialisierter Großindustrie, Genossenschaftswesen und proletarischer Diktatur beruhende strategische Plan zur Beherrschung des gesamten Wirtschaftslebens, ist vom Jahre 1921 bis zum heutigen Tage unverändert von der Sowjetregierung festgehalten worden, und seine Auswirkung läßt sich heute, durch die ganze buntscheckige und widerspruchsvolle ökonomische Struktur des ungeheuren Landes hindurch, mit einiger Klarheit überblicken.

Welcher Art sind nun diese Auswirkungen? Inwieweit hat sich — denn gerade unter diesem Gesichtspunkte muß die eben aufgeworfene Frage beantwortet werden — die bolschewistische Regierung als fähig erwiesen, die wirtschaftliche Produktivität des Landes wiederherzustellen und, sozialistischen Gedankengängen entsprechend, neue und bessere Methoden als die des Privatkapitalismus zu finden?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Die Ankündigungen der Sowjetregierung, daß spätestens im Jahre 1926 auf den wesentlichen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens der Friedensstand wiederhergestellt sein werde, hat sich als irrig erwiesen, selbst wenn man die Angaben der Zentralen Statistischen Verwaltung zugrunde legt. Der beschränkte Raum verbietet hier ein Eingehen auf Einzelheiten: aber an der Tatsache, daß der durchschnittliche Ertrag der gesamten russischen Wirtschaft auch heute noch, da der Bürgerkrieg kaum mehr zur Entschuldigung herangezogen werden kann, wesentlich hinter dem Frieden zurückbleibt, ist nicht zu zweifeln. Und was hätte man in der Tat auch anders erwarten können von dem planlosen Durcheinander der bolschewistischen Wirtschaftspolitik, die paradoxerweise in den wesentlichsten Punkten nur eine Kopie der Kriegswirtschaft, insbesondere der deutschen, bedeutet? Über die geistige Originalität des Kommunismus mögen noch Zweifel gestattet sein: über die Unoriginalität und Primitivität gerade des bolschewistischen Wirtschaftsprogrammes, das mit der marxistischen Theorie sehr wenig zu tun hat, sondern in opportunistischer Weise immer wieder vor den harten Tatsachen kapitulieren mußte und in der Theorie der Kommandohöhe nur einen recht mageren Ersatz für den Vollkommunismus fand, ist jede Debatte überflüssig. Man lese, um das besonders deutlich auch von der subjektiven Seite her zu empfinden, Lenins sämtliche Reden einmal durch, und

man wird erstaunt sein von dem Gegensatz, der zwischen den eigentlichen Revolutionsreden und den sich mit der Wirtschaft befassenden Ansprachen besteht. Hier düstere Größe, fortreißende, bezwingende Kraft, die sich zu dem Pathos Kerenskis verhält wie Granit zu Wachs, dort unoriginelle Phrasen und müde Wiederholungen. Lenins Größe bestand in seinem revolutionären Heldentum, in dem dämonischen Zerschlagen einer Welt: sobald Aufgaben positiver aufbauender Staatskunst an ihn herantraten, sobald sich ihm wirtschaftliche Probleme darstellten, versagte der alte Revolutionär. Und eben darin liegt die tragische Schwäche des ganzen Bolschewismus, so stark er sonst auch in mehr als einer Hinsicht sein mag. Die widernatürlichen Sowjetmethoden lähmen die ungeheure Produktivkraft des Riesenlandes, und es läßt sich bis in die kleinsten Einzelheiten nachweisen, daß alle wirtschaftlichen Fortschritte — und sie sind gerade in letzter Zeit den letzten Nachkriegsjahren gegenüber zu verzeichnen gewesen — in Sowjetrußland ziemlich genau in dem Maße erzielt worden sind, als sich die Sowjetregierung dazu bereit fand, auf kommunistische oder staatssozialistische Experimente zu verzichten und der privatkapitalistischen Initiative Spielraum zu gewähren. Es bleibt unerfindlich, inwiefern man diese Abfolge von Kapitulationen und Kompromissen, die ja gewiß für die bolschewistische Geschwindigkeit und Überlegenheit zeugen, als die Schaffung neuer wirtschaftlicher und sozialer Formen auszugeben vermag.

Die einzige wirtschaftliche Entwicklung größeren Stils, die wir in Sowjetrußland vor uns haben, ist die des Bauerntums, das dort die letzten Endes ausschlaggebende Instanz bedeutet, und das sich allmählich aus seiner Abhängigkeit von der Stadt befreit hat, um zu individueller Produktion zurückzukehren. Die bolschewistische Agrargesetzgebung besonders des Sommers 1925, die auf eine völlige Freigabe der ländlichen Privatwirtschaft hinauskommt, hat nur den letzten Siegel unter diese Entwicklung gedrückt, wie es denn auch zuvor groteskerweise gerade der Bolschewismus war, der durch die Landaufteilung das bisher in Rußland bestehende Privateigentum der Bauern am Grund und Boden begründet hat, denn was auf Grund des Dekrets vom 26. Oktober 1917 geschaffen wurde, war nicht etwa eine Form kollektivistischen Landeigentums, sondern, um mit Rosa Luxemburg zu reden, neues Privateigentum, und zwar Zerschlagung des großen Eigentums in mittleren und kleinen Besitz mit neuen Gegensätzen. Die bolschewistische Regierung ist demnach mindestens auf dem Lande zu den kapitalistischen Wirtschaftsformen zurückgekommen, nachdem sie auch in der Städtewirtschaft den Kommunismus völlig über Bord geworfen und sich auf die Aufrechterhaltung nicht etwa des Staatssozialismus, sondern höchstens staatskapitalistischer Prinzipien beschränkt hat.

Wir haben also das Schauspiel vor uns, daß sich als Gegengewicht gegen den ganz Sowjetrußland beherrschenden Kommunismus auf dem Lande eine Opposition von außerordentlicher Bedeutung erhebt, eine Opposition, der gegenüber selbst die mit höchster psychologischer Geschicklichkeit arbeitende kommunistische Propaganda mehr oder minder machtlos ist. Der Bauer meldet sich zum Wort: er ist müde, als Anhängsel der sozialisierten Staatsindustrie und der Industriearbeiterschaft behandelt zu werden, und er macht sein Lebensrecht auf überaus einfache Weise geltend, indem er sich mehr oder minder weigert, der Sowjetregierung sein Getreide zu verkaufen, was natürlich auf die Durchführung der großangelegten

russischen Ein- und Ausfuhrpläne von entscheidendem Einfluß ist. Charakteristischerweise ist es bei dieser Entwicklung der **Großbauer**, der im Vordergrunde steht, in dessen Händen sich der überwiegende Teil der Anbauflächen befindet, und der als die neue Großmacht des Dorfes von den bolschewistischen Machthabern immer mehr gefürchtet wird. Man darf sich allerdings das Verhältnis zwischen Bauernschaft und Sowjetregierung durchaus noch nicht als das einer schroffen und gewaltsamen Opposition vorstellen: dazu ist der Bauer mit der Regierung, der er den Besitz seines Landes verdankt, denn doch zu sehr auf Gedeihen und Verderben verbunden. Aber er mißbilligt den Sozialismus und hält grundsätzlich alles für minderwertig und schlecht, was irgendwie mit diesem zusammenhängt. Diese seelische Strömung verbreitet sich naturgemäß vom Dorfe aus, das gerade in Rußland ja weit engere Berührung mit der Stadt hat, als in jedem anderen Lande, unmerklich aber sicher immer tiefer auch in diese hinein, so daß das antisozialistische Bauerntum allmählich auch in der Stadt Bundesgenossen gewinnt. Die Sowjetregierung nimmt dieser ländlichen Opposition gegenüber eine vorsichtig abwartende Haltung ein, wie sie von vornherein, in richtiger Erkenntnis der überragenden Bedeutung des Dorfes, diesem gegenüber niemals so weitgehende terroristische Methoden angewandt hat, wie in der Stadt. Aber die Tendenz der Bauernschaft geht doch unverkennbar in immer stärkerem Maße auf eine unter dem Sowjetregime begrifflich unmögliche Selbstverwaltung, auf eine Ausschaltung der Sowjetbürokratie, kurz auf die Souveränität des Bauerntums, auf die absolute Herrschaft desselben im ganzen Lande. Daß der russische Bauer heute noch nicht entfernt fähig ist, dieselbe auszuüben, liegt auf der Hand, und zum Teil daraus erklärt sich die bis heute trotz aller Gegenströmungen ungebrochene Macht der kommunistischen Machthaber. Daß das erstarkende Bauerntum in diesem Kampfe die Träger des neuen städtischen Kapitalismus als Bundesgenossen findet, ist klar. Aber auch diese Gruppen zusammen werden schwerlich in der Lage sein, in der Art demokratischer Staaten auf parlamentarischer oder ähnlicher Grundlage zu regieren, ganz abgesehen davon, daß die antidemokratische Diktatur in der Tiefe des russischen Volkscharakters sitzt und zudem durch die Bolschewisten zu einem fast selbstverständlichen politischen Prinzip geworden ist. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß sich die weitere Entwicklung in der Richtung eines antidemokratischen, antisozialistischen Faschismus vollzieht, und aus den Reihen des Bauerntums ein russischer Mussolini aufsteigt. Natürlich sind das Dinge, die in der Ferne liegen, denn vorläufig ist der Kommunismus, der, wie wir sahen, urrussischen Instinkten entspringt und zum mindesten die eine Hälfte der russischen Psyche darstellt, sicher fest genug fundamentiert, um, vor allem infolge der überragenden geistigen Kapazität seiner Führer, noch geraume Zeit an der Macht zu bleiben.

Wir sehen also in Sowjetrußland höchst widerspruchsvolle Strömungen und Richtungen in wechselseitigem Kampfe miteinander: auf der einen Seite nahezu die gesamte Staatsmacht in den Händen der kommunistischen Partei, auf der anderen das allmählich erstarkende und nach eben dieser Staatsmacht greifende Bauerntum mit den Trägern des neuen städtischen Kapitalismus. Man darf aber über dieser letzteren Entwicklung nicht die ungeheure Mächtigkeit und Lebenskraft der kommunistischen Partei vergessen, in der sich so ziemlich die gesamte Intelligenz Rußlands vereinigt, eine Intelligenz, die gegenüber der alten russischen Kerenski-Intelligenz einen ganz neuen Typus, den des harten Willensmenschen

darstellt, und die es trotz aller Unzulänglichkeiten, insbesondere bei der wirtschaftlichen Führung des Landes, meisterhaft verstanden hat, zum mindesten die Mehrzahl der Industriearbeiterschaft für sich zu gewinnen, sich in der Roten Armee einen zuverlässigen Hinterhalt zu schaffen und vor allem auch den geistig heranwachsenden Generationen den Stempel ihrer Weltherrschaft aufzudrücken. Dieser russische Marxismus erscheint uns schon heute, längst bevor wir in der Lage sind, die geistige Entwicklung Rußlands aus der Vogelperspektive historischen Geschehens zu überblicken, als ein notwendiges Durchgangsstadium der russischen Psyche, d. h. der Psyche der russischen Intelligenz, nicht des russischen Volkes im ganzen: denn insbesondere die Vergötterung des Proletariats, wie sie der Kommunismus statuiert, ist natürlich nicht vom Blickfelde des Proletariats selbst, sondern dem der Intelligenz aus gesehen. Von bleibenderer Bedeutung ist dagegen der eigentliche, längst vor Eindringen marxistischer Theorien in der russischen Seele schlummernde Bolschewismus d. h. Maximalismus, die durch das Wegfallen westlicher Hemmungen verursachte Lust der Auflehnung, der Zerstörung, die, ganz außerhalb aller kommunistischen Theorien und Tendenzen, beim Zusammenbruche des Zarentums so fürchterlich emporflammte, und die beim Bauern zugleich den Drang zu einer seinem eigenen Wesen entsprechenden, vom bürokratischen Zwange freien und unabhängigen Lebensgestaltung bedeutet. Es wäre nicht einmal ein Paradoxon, wenn sich dieser Bolschewismus eines Tages gegen die Bolschewisten richten würde.

Das eine aber, und das ist für die ausländische Betrachtung das ausschlaggebende, steht heute schon fest: nach den Irrungen und Wirrungen des Bürgerkrieges, nach dem zeitweilig fast völligen Verfall des russischen Reiches ist es der Sowjetregierung gelungen, seine staatliche Einheit wieder herzustellen, trotz Ablehnung des kommunistischen Dogmas durch die Mehrheit der Nation bereits wieder ein einheitliches russisches Nationalgefühl zu schaffen, wobei der Kommunismus als Welteroberungsidee sehr geschickt mit dem Panslavismus verbunden und so auch Gegnern unmerklich psychologisch nähergebracht wurde, ein Nationalgefühl, das sich im polnischen Kriege bereits in überraschender Weise zeigte und heute keinem kritischen Beobachter Rußlands mehr entgehen kann. Unter der Decke des Kommunismus pulst bereits heute wieder das Leben eines 180 Millionenvolkes mit einer Intensität, die Europa erschreckt und die Ententestaaten immer wieder aufs neue beunruhigt, nicht etwa, weil man der Sowjetregierung unmittelbar kriegerische Absichten zutraut, sondern eben weil das russische Volk schon durch seine Masse und vielleicht noch mehr durch seine oben angedeutete Undurchsichtigkeit als eine Gefahr erscheint. In welcher Form sich im einzelnen Rußland diese Auseinandersetzung zwischen den kommunistischen Machthabern und dem antisozialistischen Bauerntum vollziehen wird, ist natürlich schwer zu sagen, und nur soviel dürfte gewiß sein, daß die weitere Entwicklung geistig und wirtschaftlich in der Richtung einer Abkehr vom Sozialismus und in einer stärkeren Betonung des Individualismus liegen wird, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß gewisse soziale Grundgedanken des Marxismus latent fortleben und ein Gegengewicht gegen das westliche Manchestertum bilden werden. Denn letzten Endes bedeuten selbst die Irrtümer der Menschheit Samenkörner auf dem Boden geschichtlichen Geschehens.

Braucht es unter diesen Umständen noch einer besonderen Rechtfertigung

der deutschen Außenpolitik, die von Rapollo bis heute von dem selbstverständlichen Grundgedanken geleitet war, daß Sowjetrußland nun einmal da sei, und daß man sich mit ihm, trotz aller Verschiedenheit der Grundsätze in Staats- und Weltanschauung, als mit einem der wichtigsten Faktoren der europäischen Politik auseinandersetzen müsse? In seiner etwas schmockhaften, aber immer geistreichen Art hat Radek einmal zur Frage der deutsch-russischen Beziehungen bemerkt, „ob man denn jemanden, dem man Unterhosen verkaufen will, nach seiner Weltanschauung fragen müsse?“ Gewiß erschwert uns die totale Verschiedenheit der psychologischen Grundlagen im heutigen Rußland die Verständigung bis zu einem gewissen Grade, aber die geographische und wirtschaftliche Schicksalsverbundenheit Deutschlands und Rußlands ist denn doch zur Überbrückung dieser Gegensätze stark genug. Man sollte sich aber bei uns bemühen, wie das im vorstehenden versucht wurde, den russischen Marxismus in aller Objektivität als eine historisch notwendige Phase des russischen Seelenlebens zu betrachten, anstatt in krampfhaftem Bemühen ihn zu einer neuen Menschheitskultur umzudichten, was er in keiner Weise ist, und insbesondere sollte man sich über seine Unoriginalität und sein Dilettantentum auf wirtschaftlichem Gebiete klar werden. Über diese zeitlich begrenzten psychologischen Entwicklungen hinaus bleibt das große russische Volk für uns Deutsche gerade in der gegenwärtigen politischen und geistigen Weltlage ein Faktor, dessen überragende Bedeutung wohl noch erst in der Zukunft liegt.

Der Garten*)

Erzählung

von

Konstantin Fedin

Die Baumblüte im Garten fiel stets mit den Frühlingsüberschwemmungen zusammen.

Der Garten lag auf einem Hügel und glitt sanft den Abhang zum Ufer hinab; hier zog sich ein Lattenzaun hin und standen Weiden in einer Reihe, ein Baum neben dem andern, und sahen wie Bubiköpfe aus. Durch das Gewirr der Zweige flimmerte der Brokattalar des Wassers, während über den Gipfeln ein strahlender Streifen hing: es war vielleicht der Abglanz des Flusses, des Himmels oder der Luft, jedenfalls etwas Körperloses und Blendendes.

Flußaufwärts lag ein zweiter Garten, hinter diesem ein dritter, vierter.

Auf der anderen Seite, flußabwärts, breitete sich eine Wiese aus, in die sich eine flache Schlucht einschnitt; um die lockeren Wände der Schlucht wucherten die lustigen Schößlinge des Zwergahorns.

*) Vom „Dichterhaus“ in Petersburg preisgekrönt. Berechtigte Übertragung von Wolfgang E. Groeger.

Das war die ganze kleine Welt. Dahinter ruhte Ödland, bewachsen mit glatzköpfigem Wermut, mit Federgras, kleinen Büschen leichenhafter, weißer Immortellen und längs der Gartenhecken und Flechtzäune mit Kornblumen und Winden.

Eine dünne Schicht weißlichen Staubes bedeckte das ganze Ödland, und zwei oder drei Wege mit tiefen Räderspuren liefen in nachlässigen Windungen von hieraus in die Ferne.

In diesem Jahr war der aus den Ufern getretene Fluß bis an den Lattenzaun herangekommen, und unter dem Einfluß der übergroßen Feuchtigkeit standen die Weiden ganz erschöpft da; fettig glänzte ihr junges Laub. Der Flechtzaun hatte hier und da Blüten getrieben, kahle Baumstümpfe mit abgebröckelter Borke wurden von duftigen Sprößlingen umkräuselt. Die trübgelben Wellen der Überschwemmungsflut schnurrten wie Katzen und rieben sich an den Hängen des Hügels.

Der ganze Hügel aber hatte einen buntgetupften Schleier aus weißen und rosafarbigen Blüten übergeworfen. Ein sonnenheller Saum aus blühenden Kirschbäumen, darunter die Umzäunungshecken fast verschwanden, faßte den Garten mit einer üppigen Verbrämung ein.

Mit zartem Rosa hüllten die Blütenbüsche jeden Zweig, jedes Ästlein, hatten all die Bäume in den Flockenbluſt ihrer Umschlingungen aufgelöst. Es war, als hielt alles in hingegossener Unbeweglichkeit den Atem an, traumverloren in das Geheimnis des Frühlings versunken.

Der Garten blühte . . .

Sonst war um diese Jahreszeit immer die alte Herrin aus der Stadt eingetroffen und hatte in dem Landhaus oben für den Sommer Wohnung genommen. Von einer breiten Veranda umgürtet, erhob sich das Landhaus fast unmittelbar auf dem Gipfel des Hügels, und von dem Holzturm auf dem Dache des Gebäudes sah man den Fluß, das Ödland hinter dem Garten und die Kreuze des Klosters in dem fernen Flecken.

Die alte Dame war schon lange an den Beinen gelähmt und wurde in einem Rollstuhl gefahren. Des Morgens ließ sie sich auf die Veranda herausrollen und verbrachte hier den ganzen Tag damit, daß sie ihre ruhigen, aufmerksamen Augen umherschweifen ließ.

Ihr Sohn, der Besitzer des Gartens, ein stiller, schweigsamer Mensch, besuchte nur selten seine Mutter; wenn er einmal kam, pflegte er den Gärtner Silantij herbeizurufen und mit ihm durch den Garten zu streifen; oft blieb er stehen, bald vor den Erdbeerbeeten, bald vor einem wunderbaren Apfelbaum, über den der Gärtner eine begeisterte Geschichte erzählte, bald vor dem Warmhaus, wo Silantij Hyazinthen und Rosen züchtete.

Die Freundschaft zwischen Herrn und Gärtner war alt, sie stammte noch aus der Zeit, da der Eigentümer mit der Anpflanzung des Gartens begonnen und den gesunden, arbeitsfreudigen, unermüdlichen Bauern Silantij in seinen Dienst genommen hatte. In einiger Entfernung von dem herrschaftlichen Landhaus hatte er ihm ein festgefügtes, geräumiges Blockhaus errichten lassen.

Die gegenseitige Achtung, welche die beiden einander entgegenbrachten, beruhte vielleicht darauf, daß beide wortkarg waren und nichts, was sie einmal getan hatten, wieder zu ändern pflegten. Beide befolgten das Wort: gesagt, getan.

Und was die beiden taten, taten sie gründlich, und es war dauerhaft, gediegen, hatte Hand und Fuß.

Als das junge Wachstum anfing sich zu entfalten, ergingen sich weder Arbeiter noch Besitzer in nutzlosen Mutmaßungen, sondern schritten bloß von einem Bäumchen zum andern, kniffen die Lider vor der schneeigen Weiße der Blüten zusammen, die das magere Gezweig übersäten, und warfen einander aus den Augenwinkeln verstohlene Blicke zu.

„Der macht sich wohl," fragte, halb bejahend, der Herr.

„Warum auch nicht," stimmte der Arbeiter prüfenden Blicks bei.

Sie waren damals beide jung und stark, und in den Garten steckte jeder von ihnen ein gutes Stück seines Lebens hinein.

Der ließ sich denn auch gut an, schoß einig in die Höhe und reckte und streckte mit jedem neuen Frühjahr seine mächtigen Schultern weiter und breiter in die Gotteswelt. Zu einem gemeinsamen Knäuel verschlangen sich die krausen Wurzeln der Apfel-, Birn- und Kirschbäume, und durch lebendige Fühler mit ihnen verknüpft, war das Leben des Gärtners zusammen mit den Wurzeln ins Erdreich hineingewachsen.

Er lebte wie ein Bär. Den ganzen Winter über währte sein langer Winterschlaf. Längs der Hecken häuften sich ganze Schneeberge, und so drohte dem Garten keine Gefahr, weder von Menschen, noch Vieh, noch von Schneegestöber. Silantijs Frau heizte vom Morgen bis zum Abend den Ofen, während er oben auf dem Ofen*) saß oder lag und auf den Frühling wartete.

Langsam, schwerfällig wälzte er sich vom Ofen an den Tisch, einem moosbewachsenen, stummen, kalten Granitblock gleich.

Wenn aber der duftige Frühling ins Land gezogen kam, stieg es unversehens warm in dem Granitblock auf, und unter dem Einfluß dieser inneren Wärme nahm er allmählich wieder die Gestalt an, die ihn mit dem letzten Herbstsonnenstrahl verlassen hatte.

Der Bär erwachte zugleich mit dem Garten . . .

In diesem Frühjahr war der Gärtner von einer unbestimmten Unruhe erfaßt worden. Im Herbst hatte der Herr Türen und Fenster des Landhauses mit Brettern vernageln lassen, die übriggebliebenen, eben erst von den Bäumen heruntergeholten Äpfel verkauft, und war fortgefahren, ohne zu sagen wohin und auf wie lange.

Von seiner Frau und den Nachbarn hatte der Gärtner gehört, daß alle Gutsbesitzer und Kaufleute geflüchtet waren, und daß in den Städten und Dörfern ein Aufstand ausgebrochen sei; doch liebte er es nicht, darüber zu reden und hatte auch seiner Frau befohlen, Schweigen zu bewahren.

Als die durchweichten Wege wieder hart gefahren waren, stellten sich im Garten plötzlich einige unbekannte Leute ein, rissen das Schildtäfelchen mit dem Namen des Besitzers von der Pforte ab und gaben dem Gärtner den Befehl, in der Stadt bei ihnen vorzusprechen.

„Ich wunderte mich auch schon lange darüber, wozu wohl das Täfelchen mit dem Namen des Besitzers noch da hing, da der Garten ja den Sowjetleuten

*) Der große Ofen in der russischen Bauernstube füllt gewöhnlich etwa dreiviertel der Höhe des Zimmers; die so entstehende höhlenartige Vertiefung zwischen Rauchfang, Längs- und Querwand dient, besonders im Winter, oft der ganzen Familie als Schlafstätte.

gehört", bemerkte Silantij, indem er ein ironisches Lächeln in seinem Bart verbarg und das Täfelchen an sich nahm.

„Darum wollen wir es auch übermalen," antwortete einer der Städter.

„Dazu muß man schon ein neues Täfelchen nehmen, dieses taugt nichts mehr, ist ganz verfault."

In die Stadt aber ging Silantij nicht. Er hoffte, die Sache würde einschlafen, in Vergessenheit geraten. Es kam aber anders.

Die Blüten begannen abzufallen, die buschigen Sträußchen der Fruchtkeime sich schimmernd zu entfalten, junge Blättchen schlüpften eilig hervor, suchten das Versäumte nachzuholen und sogen gierig die Säfte auf, die bisher den blaßrosa Blütenschleier gespeist hatten.

Die Erde im Garten mußte jetzt mit Hacke und Schaufel bearbeitet werden; es war aber niemand aufzutreiben, der arbeiten wollte. Früher wurde aus allen umliegenden Dörfern eine ganze Heerschar von Bauernweibern und Mädchen zusammengetrommelt.

Bog man sich ein wenig nieder, so sah man, wie zwischen den Baumreihen die nackten Füße und Waden der Arbeiterinnen die Erde rund um die kurzen Stämme feststampften, wie die blinkenden Hacken hochflogen und hinabsanken, wie die roten Schwänze der geschürzten Frauenröcke den Takt dazu schlugen. Die Erde dröhnte dumpf unter den emsigen Schlägen der Hacken, die Frauenstimmen hüpften von Ast zu Ast und tauchten in das dichte Gezweig der Kirschbäume wie Glockengeläut:

„Ma—a—scha, hu—u! Geh ma—al, hol Ba—ast!" . ."

In diesem Jahr blieb alles still und stumm.

Mit jedem Tag stieg die Sonne höher und höher, am Treppenabsatz vor dem Gärtnerhaus hatte die Erde einen Riß bekommen, schwüle, windstille Nächte waren eingetreten; der Garten wartete auf Bewässerung.

Einer allein konnte das nicht schaffen. Aus der Stadt ließ sich niemand blicken; dem Gärtner sanken die Hände, und er strich vom Morgen bis zum Abend mürrisch und grimmig umher. Auf seine Frau schimpfte er ganz unflätig, fluchte und wetterte wie niemals in seinem ganzen Leben, und als er sich endlich entschloß in die Stadt zu gehen, verprügelte er sie sogar.

Unterwegs kam ihm der Gedanke, bei seinem Gevatter einzukehren, einem gewandten, sorglosen Bauern, der es liebte, den Dingen auf den Grund zu gehen; er war seit langen Jahren Wächter auf einer Ziegelbrennerei.

Silantijs Gevatter saß an einem durch Schrubber und Messer weißgeriebenen Tisch aus Lindenholz und trank aus einer buntgemalten Untertasse Apfeltee.*) Während der verstopfte Wasserhahn des Samowars gluckend siedendes Wasser in die dickbäuchige Teekanne spuckte, sprach der Gevatter verschmitzt und mit höhnischer Gebärde:

„Auch eine Obrigkeit, mit Verlaub gesagt! Die eigenen Mütter vergießen wohl verzweifelte Tränen über solche Söhne! Keinen blassen Schimmer von nichts! . . Geh nur hin, sieh dir ihren Sowjet an — du erlebst dein blaues Wunder . . ."

*) Während der ersten Jahre der Revolution herrschte in Rußland großer Mangel an Lebensmitteln und Produkten; so wurde statt Tee siedendes Wasser mit einem Stückchen Apfel oder zerriebenen Blättern darin getrunken.

Durchs Fenster sah man die breite, weit offen stehende Pforte. Dahinter lagen die grauen Brennerei- und Lagergebäude, ebenso lang und langweilig wie die Trockenscheunen.

„Nimm etwa unseren Betrieb hier," räsonierte der Wächter, „es ist doch wahrlich keine große Kunst, Ziegel zu machen! Aber selbst das können sie nicht einmal schaffen! Gestohlen wird Tag und Nacht, dabei aber ist niemand der Dieb. Sie haben das Spielchen so weit getrieben, daß auf dem ganzen Gelände kein einziger Ziegel mehr aufzutreiben ist. Nichts mehr, nicht einmal so viel, um nach einem Hunde damit zu werfen! . ."

Aus der Stadt kehrte Silantij erst gegen Abend zurück, als die Dämmerung schon angebrochen war. Nachdem er stumm sein Abendmahl verzehrt hatte, streckte er sich in der Mitte des Zimmers zur Ruhe aus — er liebte es, im Sommer auf dem Fußboden zu schlafen, da roch es erfrischend nach fettem Teer, und durch die Spalten wehte es kühl vom Keller herauf.

Noch vor Morgengrauen weckte er seine Frau, lief in die Scheune nach Spaten und Hacke, rupfte aus den gedrungenen Ballen einen Armvoll Werg zusammen, band sich einen neuen Teerpinsel, füllte den Pecheimer und rief schließlich seiner Frau zu, während er sich die Hemdärmel aufkrempelte:

„Bete nach Osten! Gott ist barmherzig, vielleicht schaffen wir's alleine."

Er bekreuzigte sich, weit mit dem Arme ausholend, berührte bei der tiefen Verneigung mit dem Finger die Erde, raffte Spaten, Hacke und Werg zusammen, befahl seiner Frau, den kleinen Eimer mit Pech mitzunehmen und schritt den Abhang zum Fluß hinab; kräftig holte er im Gehen mit den nach Bauernart in den Knien geknickten Beinen aus.

Am Ufer ragte ein plumpes, riesiges Wasserhebewerk*) mit gespreizten Gliedmaßen in einem Gewirr von Stangen und Balken empor, die die ungeschlachte Maschine wie Ellbogen stützten, ein harmloses und gutmütiges Ding trotz der ganzen Ungereimtheit seiner Triebräder und ungefügen Walzen. Nach dem langen Winterschlaf stand es noch ganz duselig da und stach zwischen dem friedlichen Laub der herausgeputzten Weiden unverständlich und fragwürdig hervor.

Silantij blickte in das Gewirr der Rinnen, die hoch oben auf dem Trog nach allen Seiten ausgingen, blickte in den Brunnenschacht, setzte sich krächzend auf die Erde, zog die Stiefel aus und wickelte die Fußlappen ab. Darauf erhob er sich und knüpfte den Gürtelknopf seiner Pluderhosen auf, die so ungeheuer weit und bauschig waren wie die der Schiffsverlader an der Wolga; sie glitten, sich zur Harmonika faltend, hinab und legten sich in einer üppigen Acht um seine Füße.

Seine Frau sah schweigend zu, wie seine sehnigen, behaarten Beine und Füße das wirre Brombeergestrüpp durchschnitten und das ungemähte fette Gras im Gehen niederbogen und zerdrückten.

Tiefe Stille herrschte ringsum. Vom jenseitigen Ufer kroch das himbeerfarbene Morgenrot heran, und der unbewegliche Wasserspiegel des Flusses warf die gleiche Farbe zurück. Wie erschöpfte Arme hingen die Gerten des Weiden-

*) Eine Bewässerungsmaschine, die aus einem Paternosterwerk besteht, welche das Wasser aus einem Brunnen in einen Trog gießt, aus dem es in die durch die Obst- und Weingärten gezogenen Rinnen und Kanäle fließt.

gebüschs hernieder und erschauerten schreckhaft, wenn ein Vogel in ihrem Blätterdickicht erwachte.

Silantij stieg vorsichtig in den Brunnenschacht hinab, der voll von Holzspänen, kleinen Zweigen und Schmutz war — die Überschwemmung hatte das alles hineingespült —, stützte den einen Fuß auf einen Querbalken, den anderen auf die Leiter und machte sich daran, all den Unrat hinauszuwerfen.

Als er damit fertig war, rief er kurz und schallend nach oben:

„Her damit!"

Die Gärtnersfrau stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen den Drehbalken, vor den gewöhnlich ein Pferd gespannt wurde — und den Garten, die Weite des Flusses, den ganzen Himmel durchschauerte plötzlich ein fürchterliches Knirschen, Wimmern und Stöhnen. Die Schöpfeimer schlugen schmatzend aneinander, die Zahnräder knirschten mit den Zähnen, die ungefügen langsamen Walzen kreischten, und die ganze friedliche Maschine begann unwirsch zu brummen, wie unzufrieden darüber, daß man sie aus ihrer Unbeweglichkeit aufgestört hatte.

Als hätte die stumm im Gebüsch verborgene Vogelwelt nur auf dieses Zeichen gewartet, ergoß sich als Antwort auf das Gestöhn der Hebemaschine ein vielstimmiges Geschmetter durch den ganzen Garten, rieselte über die Sträucher hin und stieg in unendlichem Jubel zum Himmel empor, hier verharrte es, wie verzaubert von der ungeheuren roten Kugel, die am Himmelsrand aufgetaucht war.

Durchnäßt stieg Silantij aus dem Brunnen heraus, das Hemd an den Körper geklatscht, vor Erschöpfung vornüberhängend, dabei aber guten Muts und zufrieden.

„Die Schöpfeimer sind heil, Gott sei gelobt . . ."

Er kletterte nach oben, teerte den Trog, kroch auf den Rand einer wagerechten Walze, prüfte das Zahnradgetriebe, zog sich darauf wieder an, schickte die Frau heim, und machte sich nun daran, die Rinnen zu teeren und die grasumwucherten Bewässerungskanäle zu reinigen.

In ihm war plötzlich die Hoffnung erwacht, daß sich noch alles einrenken ließe, man müßte sich nur rechte Mühe geben, gründlich arbeiten, und so grub und schaufelte er denn, hieb mit der Axt drauf los, verstopfte die Ritzen der Rinnen mit Werg, und tat das alles mit solch einem Feuereifer, als wollte er all das nachholen, was während der endlos langen Wochen aufreibender Untätigkeit versäumt wordenwar.

Eine geschwätzige Grasmücke, die über dem Kopfe des Gärtners saß, erzählte in großer Hast etwas äußerst Wichtiges, und Silantij, der sich mit dem Rockärmel gerade den schweißbedeckten Hals abtrocknete, brummte gutmütig:

„Ja, du plapperst da, Flatterhans! Himmel, welche Geschäftigkeit! Na los, plappre nur, plappre nur . . ."

Ein Pferd mußte beschafft werden, um die Bewässerung zu ermöglichen. Das Wasserhebewerk war in Ordnung, das Gras in den Kanälen würde er mit Hilfe seiner Frau ausrupfen, nur zum Hacken und Umgraben des Bodens war niemand da. Aber gibt man ihm ein Pferd, so würde man ihm auch Arbeiter geben . . .

Einer schwarzen Wolke gleich kam eine Schar Stare herangeschwirrt, ließ sich in dichtgedrängten Reihen auf den Apfelbaum nieder und lärmte und tobte aufgeregt in dem Ästegewirr. Silantij ließ einen durchdringenden Pfiff erschallen,

schwenkte seine Hacke hin und her und stürzte schreiend und fluchend den aufgeschreckten Vögeln nach, bis der letzte Star über den Flechtzaun in den Nachbargarten geflogen war.

Während des Mittagessens sagte er zu seiner Frau:

„Man muß eben laufen und betteln und all diese Scherereien auf sich nehmen; ohne dem geht's halt nicht, wenn man will, daß eine Sache zustande kommt. Und ehrlich gesagt, hat's ja auch genügend Scherereien gegeben, als die Herrschaft noch da war. Nur daß sich da alles glatter abwickelte. Es ist halt so 'ne Zeit jetzt . . ."

Am nächsten Tage machte er sich wieder nach der Stadt auf. Hier erhielt er aufs neue die Versicherung, daß man ihm sowohl ein Pferd als auch Leute senden würde.

Ein Tag nach dem andern aber ging dahin, die Sonne stand sengend am Himmel, alles Laub wurde schwarz und verdorrte, doch niemand erschien, als hätten es alle vergessen, daß der auf einem Hügel ausgebreitet daliegende Garten nach Wasser dürstete.

Silantij geriet in eine fieberhafte Erregung. Er eilte nach der Ziegelbrennerei, lief ins nächste Dorf, sprach bei befreundeten Gärtnern vor, doch nirgends gelang es ihm, ein Pferd aufzutreiben, und niemand wollte arbeiten.

Als er wieder einmal mit leeren Händen aus der Stadt zurückgekehrt war, stieg der Gärtner zum Fluß hinab, betrachtete prüfenden Blicks das schweigende Wasserhebewerk, ging eine Weile am Ufer auf und ab, riß ein paar grüne Äpfelchen von einem dürren Baume und brachte sie seiner Frau.

„Hast du so was schon gesehen? Dies hier, das habe ich von dem guten Anisapfelbaum gepflückt . . ."

Er warf die steinharten runzligen Äpfel auf den Tisch und fügte hinzu:

„Und der Baum sieht jetzt ganz wie ein Wildling aus . . ."

Er ließ sich auf die Bank nieder und blieb so bis zum Abend sitzen, ohne ein Glied zu rühren, die Augen starr auf das Fenster gerichtet, vor dem der sonnüberflutete Garten reglos dalag.

Und als es dunkel geworden war, seufzte er und sprach zu sich selber:

„So mag er denn zugrunde gehen! Für wen sollte man ihn auch bewahren . . ."

* * *

Zu dem Gezwitscher und Getummel der Vögel hatten sich durchdringende Kinderstimmen gesellt. In das Landhaus, in dem des Sommers früher die alte Herrin gewohnt hatte, waren Schuljungen aus der Stadt gezogen, ein Dutzend flinkäugiger und flinkfüßiger Buben mit einer Lehrerin an der Spitze, einem jungen, kläglichen Geschöpf aus Haut und Knochen.

Die hellstimmige Schar der Eindringlinge veranstaltete auf der einst so stillen, lautlosen Veranda allerlei Spiele, kullerte erbsengleich den Hügel hinab, kroch in die Baumkronen, verbarg sich hinter den Scheiben der Warmhäuser, unter den Bohlen der Veranda, auf dem Boden, in den Winkeln und Verschlägen der Obstscheunen und zwischen den Reihen der verdorrten Himbeersträucher. Es gab keine noch so versteckte Stelle, kein noch so dichtes Dickicht, daraus nicht die Rufe junger Stimmen geklungen wären, als ob ihrer Hunderte, Tausende und nicht bloß ein Dutzend da wären . . .

Bald erschien die Kinderschar auch vor dem Gärtnerhause, und die Lehrerin erklärte in geschäftsmäßigem Tone:

„Stellen Sie uns zwei Beete zur Anpflanzung zur Verfügung."

„Was wollen Sie denn anpflanzen?" fragte der Gärtner.

„Bohnen, Radieschen . . . überhaupt allerlei Gemüse."

„Es ist ja auch gerade die beste Zeit dazu!"

Über der Pforte wurde ein Lappen angenagelt, darauf in krausen Buchstaben die Aufschrift gemalt war: „Kinderheim."

Vom Turme, von dem man die Stadt und die ganze Umgebung übersehen konnte, hing ein Stück roten Stoffes herab, das im Winde hin und her fuhr und Tag und Nacht herausfordernd mit seinem langen Ende klatschte.

Des Abends ertönten auf der Veranda abgerissene, hartklingende Worte sonderbarer Lieder und strichen über die Baumwipfel hin, und aus diesen Liedern sprach etwas dem Garten so Fremdes und Fernes, etwas so Freches, so wenig Gutes, daß Silantij die Hände gegen den Kopf preßte und seinen Körper hin und her schaukelte, wie ein Hund, der Glockengeläut nicht ertragen kann.

Stumm und mit verfinsterter Miene, tat er den Mund nur auf, wenn seine Frau ihr Herz vor Weh und Einsamkeit vor der Köchin des Kinderheims ausschüttete und ihr von den „Kaiserzapfen", dieser herrlichen Apfelsorte, erzählte, darunter ehemals die Lagerscheune schier brechen wollte.

„Und sieh doch nur, wie's heuer damit steht", klagte sie und wiegte schmerzlich den Kopf, „die Würmer haben alles schon im Keim zerstört!"

„Heuer!" stieß Silantij unwirsch hervor. „Heuer könnte man meinen, es sei alles absichtlich ausgerottet worden . . ."

„Da sind die Herrschaften fortgefahren, und es ist so, als hätten sie alles mit sich genommen! . ."

„Und obendrein noch diese wilde Schar, diese Galgenstricke!" bekräftigte die Köchin, und die Entrüstung der drei ergoß sich in einen gemeinsamen Strom von Seufzern, Vorwürfen und bedauernden Ausrufen, bis es Zeit wurde, schlafen zu gehen . . .

Drei Jungen — barfüßig, in zerrissenen Hemden — waren auf einen langen Zweig eines alten Apfelbaums geklettert, hingen daran mit dem Kopf nach unten, schaukelten darauf wie auf einem Trapez, setzten sich schließlich rittlings auf den Ast und rutschten immer weiter vom Stamm weg. Der Zweig wippte wogend auf und ab, schnellte die ungewohnte Last federnd in die Höhe, dann knirschte etwas, brach, und langsam beugte sich das Geäst zur Erde herab.

Die Akrobaten stimmten ein wildes Kriegsgeheul an und brachen in ein triumphierendes Lachen aus, das überall im Garten freudige Widerhalle weckte. Plötzlich aber verstummte das Geschrei jäh und unerwartet, und die drei Jungen stoben Hals über Kopf zwischen den Bäumen dem Landhause zu.

Ihnen nach stürzte Silantij. Vornübergebeugt, um mit dem Kopf nicht gegen die Zweige zu stoßen, setzte er über die Gräben hinweg, stieß sich im Laufe mit den Händen von den Stämmen ab, jagte hastig dahin, wie ein junges Raubtier seine Beute verfolgt, wich, mit angehaltenem Atem, geschickt allen Hindernissen aus, um seinen Opfern durch keinen Laut seine Nähe zu verraten. Blitzschnell überlegte er selbst die geringste seiner Bewegungen und fühlte, wie jeder Sprung seine Wut noch wilder entfachte.

Die Angst beflügelte die Kinder. Die Gefahr verzehnfachte ihre Kräfte, sie jagten dahin, ohne einen Blick zurückzuwerfen, warfen sich kurze, warnende Rufe zu, stürzten achtlos durch Nesselwucherungen und Stachelbeerdickichte, knickten in ihrem wilden Laufe Äste und Zweige, prallten hier und da an, stürzten zu Boden, waren im Nu wieder auf den Beinen und hasteten Hals über Kopf weiter.

Als Silantij, ihnen hart auf den Fersen, auf die Veranda sprang, schlüpften die Jungen in die Zimmer hinein, während vor dem atemlosen, schweißbedeckten Gärtner plötzlich die kleine, zürnende Jammergestalt der Lehrerin aufwuchs.

Sie hob die haarlosen Augenbrauen und äußerte verwundert:

„Wie kann man Kinder so erschrecken? Sie sind wohl verrückt!"

So unsinnig erschienen dem Gärtner ihre Worte und so kläglich und verdreht die magere kindliche Lehrerin, daß seine ganze Wut sich in die leise, abgerissene Drohung entlud:

„Hinausräuchern will ich euch von hier wie Ratten . . ."

Am gleichen Tage wanderte das ganze Heim aus irgendeinem Anlaß nach der Stadt, und das Landhaus stand wie in früheren Zeiten wieder still und friedlich da.

Um Mittag trat Silantij vor die Pforte.

Ehemals fuhr um diese Jahreszeit Wagen um Wagen, schwerbeladen mit frühreifen Äpfeln und Körben voller Beeren, aus dem Garten hinaus. Nun aber hatte Gras die Radspuren überzogen und nirgends wackelte auch nur einer der altbekannten langen Wagen über die Wege heran.

„Als hätten sie alles mit sich genommen", dachte Silantij und sah träge zu, wie aus der Ferne, von der Ziegelbrennerei her, zwei Arbeiter allmählich näherkamen.

Als sie schließlich da waren, fragten sie ihn, wem der Garten gehöre.

„Warum fragt ihr danach?"

„Man hat uns hergesandt, zu Hackarbeiten . . ."

„So früh im Jahr?" entgegnete Silantij ironisch. „Jetzt gehören ja alle Gärten den Sowjetleuten . . ."

Er fragte sie eingehend aus, und als er sich überzeugt hatte, daß die Arbeiter zu ihm geschickt waren, erklärte er:

„Da seid ihr wohl falsch gegangen! Von so einem Garten habe ich hier nichts gehört . . ."

„Wo sollen wir denn nun hin?"

„Ich weiß ja nicht, wohin ihr geschickt seid! Hier bei uns ist jedenfalls alles in Ordnung: gestern sind wir mit der zweiten Bewässerung zu Ende gekommen. Jetzt hacken . . .! So was!"

Er sandte den sich entfernenden Arbeitern ein kurzes Gelächter nach, kehrte in sein Haus zurück und schickte seine Frau unter dem Vorwand einer dringenden Wirtschaftsangelegenheit in die Stadt.

Als das Vogelgezwitscher verstummt und abendliche Stille auf die Erde herabgesunken war, stieg Silantij auf den Heuboden, raffte so viel Stroh zusammen, als er fassen konnte, und trug es nach dem Landhaus.

Während er den Zündstoff unter der Veranda ausbreitete, fiel ihm das Aushängetäfelchen mit dem Namen des Besitzers in die Hände, das im Frühjahr von der Pforte entfernt worden war und das er auf dem Heuboden versteckt hatte. Er wog das Täfelchen eine kurze Weile in den Händen, drehte es hin und

her, steckte es schließlich tief ins Stroh hinein und ging noch einen Armvoll Stroh holen.

Auf dem Rückweg zum Landhaus raffte er dürre Zweige auf, warf alles auf der anderen Seite der Veranda auf den Boden und strich ein Zündholz an. Das trockene Stroh flammte bald lichterloh, und lustig knisterte das dürre Reisig.

Nachdem er das Landhaus in Brand gesteckt hatte, trat Silantij langsam beiseite, setzte sich auf die Erde nieder und schaute zu, wie der helle Rauch in Ringeln an den Holzsäulen emporkräuselte, die das Dach der Veranda und die Balkons stützten. Gleich schwarzen Spitzen erzitterte das Schnitzwerk der Holzverzierungen, und rosa Flammen schlugen aus den tausend Schnörkeln hervor.

Rußdichter Rauch stieg in Schraubenwindungen bis zum Himmel empor. Plötzlich aber, wie durch eine jähe Anstrengung, warf der auflodernde, rote mächtige Scheiterhaufen die dunkle Rauchmütze von sich ab.

Das Haus brannte wie eine Kerze.

Silantij saß unbeweglich da, die sehnigen, arbeitsgestählten Arme um die Knie geschlungen, und starrte stumm in die Flammen.

So saß er da, bis plötzlich über seinem Ohr herzzerreißendes Weibergeheul erscholl.

„Siluschka!*) Gott steh dir bei! Was hast du getan? Wie sollen wir das verantworten, wenn die Herrschaft zurückkommt?!"

Da löste er seine Blicke aus den Flammen, schaute seine Frau streng an und sprach — mehr zu sich selbst als zu ihr —:

„Eine Närrin bist du, Frau! Als ob die je zurückkehrte! . ."

Da wurde sie ganz still und starrte gleich ihrem Manne mit nichts sehenden Augen ins Feuer.

Über ihre alten Gesichter irrte zuckend der rosafarbene Widerschein des erlöschenden Brandes.

Lübeck
Ein Brennpunkt deutscher Kolonisation

Zur Siebenhundertjahrfeier der Stadt

Von

Franz Fromme

Es ist keine neue Erkenntnis, daß die Bezeichnung „das finstere Mittelalter" ein ebenso oberflächliches Schlagwort ist wie die meisten Prägungen der Aufklärungszeit. Nicht nur die deutsche Seele hat sich dagegen empört, als sie sich in die Romantik flüchtete. Auch findige Forscher, die in ihrer Nüchternheit alles

*) Koseform von Silantij.

andere sind als Romantiker, entdecken immer wieder neue Beweise für die überlegene Geistigkeit, für die schöpferische Kraft, für die glänzende Organisation jener Zeit. Mag sie der unsern unterlegen sein, wenn wir die Maße der Quantität, der Mechanik, der Technik anlegen, so können wir das Wort „rückständig" in bezug auf die Qualität fast nirgends anwenden, sondern müssen zugeben, daß wir heute weit hinter dem zurückbleiben, was sie in überschäumender Fruchtbarkeit hervorgebracht hat. Und wohl kein Zeuge jener Tage spricht beredter zum Volk der Gegenwart als die gewaltigen Bauten, die jenes Geschlecht im Kolonialgebiet östlich der Elbe errichtet hat. Die Kraftentfaltung des deutschen Volkes, von der sie zeugen, scheint uns um so größer, als sie fast zu gleicher Zeit stattfindet wie die letzten starken Vorstöße der Kaisermacht deutscher Nation gegen Rom, gegen den Süden.

Im Gegensatz zu diesen, die in allem das Gepräge des Oberdeutschen trugen, war der mächtige Vorstoß nach dem Norden und Osten niederdeutsch. Der Stoß gegen den Süden mußte ohne Dauerwirkung bleiben, denn er wurde gegen ein Volk geführt, das seine eigene Kultur besaß — seine bodenständige Kultur und fast schon seine Zivilisation. Der gegen den Osten aber mußte zu einem dauernden Erfolge führen, denn er richtete sich gegen Völkerschaften, die noch nicht allzulange — seit der Völkerwanderung — auf diesem Boden seßhaft waren und eine starke, erdgetragene Kultur wohl kaum besaßen.

Der Brennpunkt dieser Ausstrahlung — der stärksten, die unserm Volke, wenigstens seinem niederdeutschen Teile, beschieden gewesen ist — war **Lübeck**. Diese Stadt war die erste Dauergründung von großer politischer und wirtschaftlicher Bedeutung, die auf damals slawischem Boden an der Ostsee entstand. Sie wuchs mit einer Schnelligkeit, die man fast „amerikanisch" nennen möchte. Hundert Jahre dauerte es, bis ein Netz von Städten und anderen Ansiedlungen die Südküste und zum größten Teil auch die Ostküste der Ostsee unter deutschen Einfluß gebracht hatte; und weitere hundert Jahre genügten, um die „dudesche Hanse" unter Lübecks Führung zur ersten Großmacht Nordeuropas zu machen.

Vergegenwärtigen wir uns die Daten. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lag eine kleine slawische Siedlung am Unterlauf der Trave, dort wo die Schwartau hineinfließt, eine Ortschaft, die den slawischen und nordgermanischen Seeräubern keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Westwärts davon bis an die Kieler Föhrde, südwärts bis an die Elbe wurden slawische Mundarten gesprochen. Nach Osten hin, den weiten, weiten baltischen Strand entlang, Mecklenburg, Pommern, Preußen — alles noch nicht deutsch.

Da gründet 1143 Adolf von Schauenburg flußaufwärts, auf einer von der Natur besser geschützten Halbinsel, eine neue Stadt, auf die der Name Lübeck übertragen wird. Nach einer vorübergehenden Umsiedlung erneuert **Heinrich der Löwe** 1158 oder 59 die Gründung und stattet sie mit allerlei Vorrechten aus. Unternehmende Männer aus Niedersachsen, besonders Westfalen, aber auch Rheinländer und Vlamen, ziehen in dies Neuland und tun sich zu einer Vereinigung zusammen. Die Umgrenzung der Stadt ist von der Natur bestimmt: Im Westen und Süden die Trave, im Osten ein Nebenfluß, die Wakenitz. Die so umflossene Halbinsel wird als Ganzes besiedelt. Die Ansiedler haben Raum genug. In der Mitte liegt der Markt. Im Norden ist militärischer Schutz für die Landenge nötig. Und da die Geistlichkeit, zumal inmitten des noch meist heidnischen Landes,

zu solcher Zeit nicht fehlen darf, siedelt sie sich im Süden an; hier entsteht der Dom, zunächst aus Holz; aber schon 1173 legt Heinrich der Löwe den Grundstein zu dem romanischen Bau.

Die deutsche Uneinigkeit, verkörpert in den Fehden der Fürsten, hemmt nur kurze Zeit die Entfaltung dieser jungen Kräfte. Die Stadt, dem Welfen verpflichtet, hält zu Heinrich dem Löwen, muß sich aber dem Hohenstaufen schließlich doch ergeben. Friedrich Barbarossa bestätigt die Vorrechte. Aber die Uneinigkeit der Deutschen hält an und trägt dieselben Früchte wie zu allen Zeiten der Weltgeschichte. Während der innere Krieg zwischen Philipp dem Staufer und Otto dem Welfen wütet, triumphiert der Nationalismus der Ausländer. Der Dänenkönig Waldemar der Siegreiche macht sich die Ostseeküsten untertan, erobert einen großen Teil des Baltikums und bringt auch Lübeck in seine Gewalt. Friedrich II. tritt ihm die Stadt ab. Der Däne hat Lübeck nicht grausam unterdrückt, aber doch eine nationalistische Politik befolgt, die überall den Deutschen zurücksetzte, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht.

Ein kecker Handstreich lehrt uns in diesem „finstern Mittelalter", daß es meist die Persönlichkeit ist, mit der alles im Leben steht und fällt. Ein Mecklenburger Fürst nahm 1223 durch einen frisch-fröhlichen Überfall den mächtigen Dänenkönig nebst seinem Sohne gefangen. Diesem Streich folgte die Entscheidung von Bornhöved. Holsten, Lübecker und im entscheidenden Augenblick noch Dithmarscher Bauern, mit einem Worte: Deutsche besiegten die Dänen. Das war im Jahre 1227.

Und durch keinen Zwang des Auslandes mehr gehemmt, entfaltet sich die unverbrauchte Kraft deutscher, fast ausschließlich niederdeutscher Stämme in gewaltigem, seit der Völkerwanderung nicht mehr erlebtem Ausmaß.

Es war um dieselbe Zeit, als der kaiserliche Brief für die Stadt Lübeck erneuert wurde, und zwar unter Beteiligung des Ordensmeisters Hermann von Salza. Es ist wahrscheinlich, daß der größte Teil seiner Unternehmungen nach Preußen über den Lübecker Hafen gegangen ist. Da sind in einer Frist von kaum zwanzig Jahren über zwanzig Städte, deutsche Städte, innerhalb des slawischen Gebietes entstanden.

In Mecklenburg, wo das Jahr 1160 für Schwerin überliefert ist, wurden dicht nacheinander, nachdem die Klöster Doberan (1171) und Dargun (1172) vorangegangen waren, die Städte Rostock (1218) Gadebusch (1225), Parchim (1225/26), Güstrow (1228), Wittenburg (vor 1230) Wismar (um 1230), Plau (1235), Malchin (1236) und Goldberg (1248) gegründet. Von den pommerschen heben wir Stralsund (1230), von den preußischen nur Danzig (1224), Thorn und Kulm (1233) und Elbing (1237) hervor. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, welch ein umfangreiches Siedlungsgebiet es ist, das in diesen wenigen Jahren mit deutschen Städten besetzt wurde. Es ist ein Vorstoß von etwa hundert Meilen, über 700 Kilometer, der dem Deutschtum in dieser kurzen Zeit gelingt!

Wer heute diese Städte sieht — oder auch die Dörfer, die zwischen ihnen liegen, mit ihren Dorfkirchen — der gewahrt auf den ersten Blick, was sie untereinander gemeinsam haben und was sie von den Ortschaften auf dem alten deutschen Stammesboden trennt, schon rein architektonisch.

Trifft er in den alten deutschen Landschaften die Hausteinkirchen romanischen und sandsteingotischen Stiles, so leuchten ihm hier die roten Backsteinbauten ent-

gegen, in ihrer Gotik so ganz anders als die Gotik des Westens und Südens, der es in ihren letzten Schöpfungen gelang, den Stoff zu überwinden und so aufzulösen, daß die Kunstform schließlich nur noch eine Verkörperung des himmelanstrebenden Gedankens schien. So weit hat sich die Backsteingotik in ihrer Erdenwucht nie verstiegen.

Aber ehe sie sich überhaupt diese künstlerische Ausdrucksform erkämpfte, hatte diese jugendfrische germanische Welt auf ihrem Neuland noch gewaltige politische und wirtschaftliche Arbeit zu leisten. Sie hatte sich vieler Feinde zu erwehren. Sie stand auf einem Posten, der für den Handel mit den nordischen und östlichen Völkern günstig war. Gerade Lübeck lag an der Stelle, die wie gegeben schien zur Vermittlung zwischen dem Westen, der schon eine ansehnliche gewerbliche Schaffenskraft entfaltete, und dem Osten und Norden, der mehr Rohprodukte lieferte. Aber der Wettbewerb mit den älteren Städten, insbesondere mit Köln, warf ihm noch manchen Stein in den Weg. Es dauerte lange, bis es in England, wo die Kölner längst festen Fuß gefaßt hatten, als gleichberechtigt anerkannt wurde. Noch schwerer war der Kampf mit einigen Fürsten. Zwar erlangten die Städte in Schweden, wo Birger Jarl sie begünstigte, schnell eine bevorzugte Stellung. Aber schwieriger war die Auseinandersetzung mit den dänischen Gewalthabern.

Nie hätten sie diese bestanden, wenn sie sich nicht aus eigener Erkenntnis und freiem Willen enger zusammengeschlossen hätten. Zwischen Lübeck, Wismar und Rostock, und in der Folge auch mit den übrigen „wendischen" Städten, kam es schon im 13. Jahrhundert, in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" zu einem festeren Zusammenschluß. Diese drei Städte sind zusammen mit Stralsund lange Zeit so recht der Kern der Hanse gewesen. Lübeck als die älteste und reichste hatte die Führung; aus den vereinigten Unternehmern, die sie erbaut, wuchs allmählich eine Regierung, und nicht mit Unrecht wird betont, daß dies organische Werden bessere Staatenlenker erzeugte als alle Methoden des heiligen Bürokratius, mit denen unsere Zeit gesegnet ist.

Eine der ersten ständigen Unternehmungen, bei denen diese „wendischen" Städte enger Hand in Hand gingen und auch mit den holländischen (Campen, Stavoren usw.) in Fühlung traten, war ja die Schonenfahrt. Gerade im 13. Jahrhundert erschien der Hering in großen Schwärmen an Schwedens südlichster Spitze, die damals zu Dänemark gehörte, und hier sicherten sich die Städte unter Lübecks Führung ihre Rechte auf einzelne Strandbezirke, die sogenannten „Witten".

Zur Zeit, da die Schonenfahrt organisiert war, hatte Lübeck wohl Wisby schon überflügelt, dessen weiße Mauer- und Kirchtürme noch heute von jener Blütezeit reden. Damals besaßen die Lübecker bereits ihr eigenes Haus in Riga und spielten in Nowgorod, im Handel von und nach Rußland, die erste Rolle; hier fiel ihnen bald die Befugnis zu, namens der verbündeten Städte zu verhandeln, für die immer mehr die Bezeichnung „dudesche Hanse" aufkam. Ein halbes Jahrhundert später, um 1350, wurde auch das Brügger Kontor dem Bunde unterstellt.

Aber wenn dies Bündnis auch allmählich die meisten niederdeutschen Städte in seinen Bereich zog und überall schützend auftrat, wo deutsche Kaufleute saßen (sie machten an fast allen nordischen Handelsplätzen einen erheblichen Teil der Bevölkerung aus), so bedurfte es doch erst einer neuen, großen, gemeinsamen Gefahr von außen, um alle Beteiligten aneinander zu binden. In dem tatkräftigen,

ehrgeizigen Dänenkönig Waldemar Atterdag erstand der Hanse ein Feind, dem es beinahe gelungen wäre, ihr die Herrschaft über die Ostsee wieder abzujagen. Er eroberte und brandschatzte Wisby, und der erste Krieg, den der Bund mit ihm führte, wurde noch nicht von genug Städten gefördert; sie verloren ihn 1362. Aber mit ungebrochner Tatkraft erweiterten sie ihre Bündnisse und begannen einen neuen Krieg. Auch hier hatte Lübeck den Oberbefehl und führte ihn siegreich durch. Der Friede von Stralsund brachte der Stadt im Jahre 1370 das dominium maris Baltici in wirtschaftlicher und teilweise auch in politischer Hinsicht.

Dieser Stralsunder Friede wird als der Höhepunkt hansischer Macht und Kolonialtätigkeit angesehen. Es wird darauf hingewiesen, daß nach diesem Friedensschluß die lübschen Staatsmänner eine bedächtigere, schwerfälligere Politik führten, daß nicht mehr ein solcher Wagemut, solche jugendfrische Stoßkraft die Unternehmungen der Stadt beseelten. Der ganz auf sich gestellte Unternehmer wird in jungen Gemeinwesen stets mehr wagen und leisten als dort, wo sich schon Verfassungen, starrere Formen und Beamte eingestellt haben.

Immerhin macht sich dieser Wandel nur langsam geltend. Noch manches Schiff, dem der moderne Mensch auf großer Fahrt sein Leben wohl kaum anvertrauen würde, fuhr die nordischen Küsten entlang oder gar, dem Verbot der dänisch-norwegischen Könige zum Trotz, quer über die stürmische See nach Island. Mancher Seekampf wurde gewagt, manch ein Handel mit Einheimischen, den der hanseatische Kaufmann von heute, auch der wagemutigste, wohl schwerlich eingehen würde. Mochte auch manche Einrichtung der Sicherheit bestehen, die uns modern anmutet, die letzte und gründlichste Versicherung lag damals im frommen Glauben, im Gottvertrauen.

Und dies ist es, was man bei einer Betrachtung jener Entwicklung nicht den wirtschaftlichen Faktoren unterordnen sollte, was uns die schöpferische Kraft jener Tage so wundervoll erscheinen läßt: Daß Hand in Hand mit der Bejahung dieser Welt und der freudigen Tatkraft im Diesseits ein Kunstschaffen geht, das vom Jenseitsglauben durchglüht ist. Der Schiffer und Kaufmann, der sein Leben auf gebrechlichem Fahrzeug den Stürmen und Meeren anvertraute, tat sein Gelübde zu Gott und stiftete Kirchen, Kapellen und Altäre, um der Hilfe Gottes in allen Fährden sicher zu sein. Und wer sonst bedachte, wie rasch der Tod den Menschen antritt, der setzte in seinem Testament ansehnliche Summen für kirchliche Zwecke aus. Elisabeth Weeren hat in einer aufschlußreichen Dissertation*) über die baukünstlerische Entwicklung in den Hansestädten die noch vorhandenen Testamente jener Jahrzehnte bis kurz nach dem Stralsunder Frieden daraufhin geprüft, in welchem Umfang darin Kirchen mit Stiftungen bedacht sind. Wir finden da z. B. im Jahre 1367, als alles von Pestilenz und schwarzem Tode sprach, in 260 letztwilligen Verfügungen 67 Stiftungen für Kirchen. Nicht nur der Reiche gab ansehnliche Summen, wir sehen auch, daß ein Diener sein „grünes Unterkleid" oder daß eine arme Witwe ihren „besten blauen Mantel" für den Bau der Marienkirche stiftet. So lebte in diesem Volk auf dem deutschen Neuland gerade bei dem großen Wagemut ein opferwilliger, religiöser Sinn.

*) Die Epochen der hansischen Geschichte in ihren Beziehungen zur baukünstlerischen Entwicklung in den Hansestädten. — Erster Teil: Lübeck und die wendischen Städte bis zum Jahre 1380. Inaugural-Dissertation der hohen philosophischen Fakultät der Universität Berlin zur Erlangung der Doktorwürde vorgelegt von Elisabeth Weeren. 1923.

Gewiß sind der Ursachen für den späteren Rückgang der Hanse gar viele. Die Entdeckung Amerikas und die westliche Verschiebung von Handel und Verkehr werden meist an erster Stelle genannt, damit im Zusammenhang das Erstarken Englands und Hollands, an zweiter das Emporblühen der nordischen Königreiche, ihre zunehmende nationale Selbständigkeit und wirtschaftliche Mündigkeit. Aber wir sollten das Schwinden von Wagemut und Religiosität, die meist innig zusammenhängen, wir sollten dies seelische Moment nicht zugunsten des wirtschaftlichen zu niedrig einschätzen. Auch dies ist daran schuld, daß sich heute von jener großartigen Kolonialbewegung nur ein kleiner Teil noch zur deutschen Sprache bekennt und zu Deutschland gehört, daß die hervorragenden deutschen Kolonien in Wisby, Stockholm, Åbo, Malmö, Bergen längst in anderm (wenn auch verwandtem) Volkstum eingeebnet sind, obzwar noch manches Bau- und Grabdenkmal von jener großen Zeit erzählt.

Und es sollte uns eine Warnung sein, daß die allwirtschaftliche Anschauung, der man vielfach in jenen Hansestädten der Vergangenheit gerade heute huldigt, Hand in Hand mit der Verbeamtung noch tieferen Niedergang zu bedeuten pflegt, der nur überwunden werden kann durch den Wagemut und restlosen Einsatz der Persönlichkeit, wenn er überhaupt noch aufzuhalten ist.

Die Bedeutung von Quebec in der Weltgeschichte

Von

Josef Aquilin Lettenbaur

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat es der englische Historiker Sir Edward Creasy unternommen, den Verlauf der Weltgeschichte nach Entscheidungsschlachten darzustellen. In der Vorrede seines vom Schicksalsgedanken getragenen, durch historische Perspektive und prächtige Synopsis ausgezeichneten Buches (the fifteen decisive battles of the world from Marathon to Waterloo) verwahrt sich der gelehrte Autor gegen eine Geschichtsbetrachtung, die den Gang des Weltgeschehens nach Kriegführung und Gewaltanwendung bemißt — „Methoden, denen in unserer Zeit unter den zivilisierten Nationen eine allmählich wachsende Abneigung begegnet". Man könne indes nicht übersehen, daß kriegerischen Ereignissen und zumal bestimmten Schlachten die Bedeutung von Abschnitten zukomme, von denen eine neue Weltepoche datiere „teils wegen der Dauer ihrer Nachwirkung, teils wegen ihres tatsächlichen Einflusses auf unsere sozialen und politischen Zustände, deren Umgestaltung man unmittelbar auf das Ergebnis solcher Waffengänge zurückverfolgen könne". Welchen unter den tausenden von Schlachten der Geschichte man diese Tragweite zuerkenne, sei natürlich Sache individueller Anschauung und Auswahl. Wahrscheinlich gäbe es nicht zwei Historiker, die in der Aufstellung von wirklichen Entscheidungsschlachten völlig gleicher Meinung sind. Creasy ist, wie man sieht, äußerst sparsam in der Auswahl; er hat offenbar nur Schlachten aufgezählt, deren Ausgang ganz großen Umschwung in der Weltgeschichte bedeutet, von

denen es vielfach abhing, welche neue Weltmacht eine alte verdrängt und an ihrer Stelle eine neue Herrschaft aufgerichtet hat, nicht nur des Schwertes, sondern auch der Ideen, der überlieferten Gewohnheiten, der gesellschaftlichen und politischen Institutionen.

Die Entscheidungsschlacht hat wenig mit ihrer strategischen Bedeutung und nichts mit ihrer Größe und Ausdehnung zu tun. Kleine, unbedeutende Treffen (wie die „Kanonade von Valmy", die durch Goethes Anwesenheit und seine Prophezeiung am Abend des Schlachttags über ihre Tragweite einen Namen erlangt hat), waren ebenso berufen, wie Massenschlachten. Und daß nicht Schlachten, bei denen Feldherrngröße entfaltet wurde, gegenüber Schlachten, die auf beiden Seiten eine solche vermissen lassen, Ausschlag geben, wissen wir seit Tannenberg, dieser glänzenden Aktion, die für den Ausgang des Weltkriegs nichts entschied, und der Marneschlacht, die eher als eine von den Deutschen verlorene, als eine von den Alliierten gewonnene Schlacht anzusprechen ist, über die aber der große Krieg nicht mehr hinweggekommen ist. Es ist nämlich eines der Kriterien, daß eine Schlacht, klein oder groß, eine Lage schafft, bei der wie beim Schachspiel durch den „Gewinnzug" (oft nur ein Bauernzug!), der Moment gegeben wird, über den hinaus trotz aller Anstrengungen die Partie regelrecht nicht mehr gewonnen werden kann. Nicht immer steht daher die Entscheidungsschlacht (wie bei Waterloo) am Ende des Ringens; selten am Anfang (Hastings); zumeist vielmehr in der Mitte, und es mag als ein Verdienst Creasys betrachtet werden, gewisse Schiefheiten (nicht Zama hat den punischen Krieg entschieden, sondern die Schlacht am Metaurus, wo Hasdrubal fiel!) mit dieser Festlegung korrigiert zu haben.

Kommen zwei Schlachten in Betracht, die eine große Wende nach sich zogen und miteinander in Zusammenhang stehen, so fällt die Wahl schwer. Wir fühlen, daß der geschichtskundige Engländer selbst geschwankt haben mag, welcher von zwei Entscheidungsschlachten, von denen unmittelbar die Rede sein wird, er die Stelle zuzumessen habe, die in Nr. 13 (14-Valmy, 15-Waterloo) seines Schemas gehört — Saratoga oder Quebec? Zum Ende mag aber das Ereignis, bei dem England als Staat der Verlierer war, für ihn schwerer gewogen haben, als jenes, bei dem England als Stamm und Volk die Palme über den französischen Rivalen davontrug — freilich am Vorabend des Abfalls seiner Kolonien in Nordamerika.

Nach der Richtlinie, die Creasy sich selbst gegeben hat, daß nämlich „eine Schlacht, die lediglich irgendeine große Tendenz oder Hangrichtung (bias) bestätigt, die durch eine frühere Schlacht bereits geschaffen war, von sekundärer Bedeutung sei", darf es in Frage gestellt werden, ob Saratoga oder Quebec jener Drehpunkt war, von dem die Entscheidung ausging, nämlich der Übergang der Herrschaft eines Machtkomplexes an den anderen. „Die große Tendenz", ohne die es kein Saratoga gab (wo der englische General Bourgogne vor den Kolonisten die Waffen streckte) war gegeben durch den Sieg Wolfes über den französischen General Montcalm bei Quebec; denn erst mußte Frankreich ausgeschaltet sein, ehe die Auseinandersetzung zwischen den Stammesgenossen erfolgen konnte, welche diese zwar politisch geteilt, aber nichts daran geändert hat, daß Nordamerika nunmehr den Angelsachsen zugefallen war. Der Schlachttag von Quebec mit seinen Folgen war — um mit den Worten Goethes über den Schlachttag von Valmy zu sprechen — „der Beginn einer neuen Epoche in der Weltgeschichte" geworden.

Amerikas Schicksal hat sich vor und in Quebec entschieden. Denn große Entscheidungen fallen nicht unvermittelt in die Geschichte. Sie sind bedingt durch Prozesse der Sammlung oder der Zersetzung, die dann durch die Katalyse einer Entscheidungsschlacht ausgelöst und manifestiert werden, nicht blindes Ungefähr, das außerhalb dieser Zusammenhänge eintritt. An die Vorgeschichte haben wir daher anzuknüpfen, die sich natürlich vor allem in der Politik und dem Regierungssystem des Stammlandes Frankreich, zu einem nicht unwesentlichen Anteil aber auch in Quebec selbst abgespielt hat, und die Katastrophe unvermeidlich machte.

Die Schlacht, auf deren (nach den verläßigsten englischen und kanadischen Quellen geschilderte) Einzelheiten in Vorbereitung und Verlauf wir später noch einmal zurückkommen, sei hier vorweg mit einigen Strichen skizziert, bevor wir Charakter und Vergangenheit dieser so wenig gekannten historischen Stätte näher ins Auge fassen.

Am Morgen des 13. Septembers 1759 gegen 10 Uhr standen sich in den „Fluren des Abraham" vor Quebec insgesamt nicht ganz 10000 Mann französischer und englischer Truppen in Schlachtaufstellung gegenüber. Kaum eine halbe Stunde später und Alles war entschieden. Der Führer des englischen Belagerungsheeres, der General James Wolfe, lag sterbend auf dem Grund, doch er sah und wußte noch, daß er gesiegt hatte. Sein Gegner, der Marquis de Montcalm, war beim Rückzug, den er zu dämmen versuchte, tödlich verwundet worden und starb am Tage darauf. Am 18. September kapitulierte Quebec den Engländern, denen es von da ab nicht mehr entrissen werden sollte. Damit war der Kampf zweier Nationen um die Herrschaft in Amerika, der an hundert Jahre mit wechselndem Glück gewährt hatte, im Effekt ausgekämpft. Die Franzosen haben den Boden, den sie mit der Niederlage vor Quebec verloren, in den nun noch folgenden Jahren des Krieges nicht wieder erobert und haben im Frieden von Paris (am 10. Februar 1763) „Kanada mit allen seinen Dependenzen" an England abgetreten. Die Geburtsstunde der englischen Welt in Amerika war angebrochen.

Möglich, daß die unermeßlichen Folgen dieses Entscheidungskampfes noch wie Ahnung durch die Seele des sterbenden Siegers zogen, der sich stets an den Großtaten der Alten berauscht und nun selbst ein Marathon oder Hastings geschlagen hatte; denn wenn die Schlacht in den Plains of Abraham auch eine der kürzesten der Weltgeschichte, und den gegeneinanderstehenden Truppenkörpern nach technisch nur als ein Gefecht zu bezeichnen war, so hat sie doch ebenso entschieden, wer auf einem Kontinent herrschen soll, wie jene große Schlachten der alten Welt. Im Königreich Frankreich Ludwigs XV. hat man vor Nachbarkämpfen und Hofinteressen diese Folgen vielleicht nicht voll übersehen oder nicht sehen wollen, und das Voltaire zugeschriebene Wort als geistvoll belacht: „was denn daran liege, daß man einige Tausend Acker Schnee da drüben in Amerika fortgegeben habe". Montcalm aber, dessen Römersinn und militärischer Genius selbst den Zusammenbruch nicht mehr aufhalten konnte, hat es sterbend noch erfaßt, daß mit dem Verluste Quebecs diese Schlüsselveste der französischen Kolonialmacht nunmehr für Engländer gegründet worden war und daß ein jahrhundertlanges Ringen um ein Herrschaftsbereich von der Mündung des St. Lorenzstromes bis zum Golf von Mexico hier sein Ende gefunden hatte. Und wer die volle Tragweite des Sieges momentan würdigte, das war der Leiter der englischen Politik, William Pitt, als er im Unterhaus erklärte, Wolfe habe mit einer Hand voll Mann ein ganzes Reich der englischen Herrschaft angegliedert.[1])

* * *

Quebec, die im Jahre 1608 von dem Seefahrer Samuel de Champlain auf felsiger Höhe über dem breiten St. Lorenzstrom gegründete französische Niederlassung, war von der Natur ausersehen, ein strategischer Stützpunkt erster Ordnung auf dem neuen Kontinent, und, wie z. B. Syrakus im Altertum, eine jener Stätten zu werden, um deren Besitz ein stetes Ringen ist. Man ist verblüfft, in der neuen Welt Nordamerikas, in der man an das melancholische Wort des Historikers James Bryce gemahnt wird, daß die Städte, die man dort durchwandle, keine Geschichte hätten und vielleicht keine haben werden, einen Ort zu finden, dessen Wesen ganz Geschichte ist. Nicht nur die Geschichte einer Kolonie, sondern die Geschichte von Frankreich selbst. Neben dem Zauber landschaftlicher Schönheit, mit dem wohl nur wenige Städte des europäischen Festlands sich messen können, ist es jener undefinierbare Zauber geschichtlicher Weihe, der Quebec

1) With a handful of men he has added an Empire to English rule.

umgibt. Nicht nur die Steine sprechen aus Bauten und Monumenten in dieser gleichsam von der Neuzeit unberührt erhaltenen Burgenstadt des alten Regimes, sondern auch Menschenart und Idiom zu uns aus Zeiten, die jahrhunderteweit zurückliegen. Der Geist Voltaires oder Dantons scheint an diesem Franzosentum vorübergegangen zu sein. Und wir beschauen dieses Bild und forschen wie in den Zügen eines alten Porträts, aus denen wir Art und Wesen einer Person zu enträtseln suchen, um dem Walten der Geschichte in Quebecs Aufstieg und Fall und seinen Folgen näher zu kommen.

Noch hält an den Schwellen der Prunkbauten wie an den zerschlissenen Vorhängen armer Leute die bourbonische Lilie die alte Treue; in der Grabstätte Montcalms in der Kirche der Ursulinerinen, ursprünglich ein von einer englischen Kanonenkugel ausgehöhlter Raum, brennt noch die Lampe der Répentigny; an der Stelle, wo General Wolfe sein Leben aushauchte, ragt die Gedenksäule mit der Inschrift: „Here died Wolfe victorious“ und das Obeliskenmonument für die beiden in derselben Schlacht gefallenen Heerführer trägt die Römerinschrift:

MORTEM VIRTUS COMMUNEM,
FAMAM, HISTORIA,
MONUMENTUM, POSTERITAS
DEDIT.

Auf der Dufferin-Terasse, die den Strom beherrscht, erhebt sich das Standbild Champlains, und das dahinterliegende Hotel, das nach der großen Feuersbrunst an der Stelle des alten Chateau St. Louis im Zeitstil Colberts dort errichtet worden war, trägt den Namen Frontenacs, des Gouverneurs von Neu-Frankreich, der die königlich gelegene Stadt zur Capitale des französischen Imperiums in der neuen Welt ausersehen hatte, das ihm vor Augen schwebte.

Die französische Kolonisation hat sich in der Hauptsache nicht aus Flüchtigen oder Ausgestoßenen rekrutiert, sondern von Anfang an mehr einen feudalen Anstrich getragen. Vielfach begegnen wir auf Erwerbs- und Abenteurerpfaden Namen der ersten Geschlechter Frankreichs und schon zu Richelieus Zeiten der Absicht der Patrone der Kolonie, eine eigene kanadische Nobilität zu schaffen. „Neu-Frankreich“ sollte eine durch strenge Auswahl der Einwanderer gesichtete militärisch-agrarische Siedelung rein katholischer Färbung werden, im Gegensatz zu den englischen Kolonien im Süden und an der Küste, über die sich ein zweifach stärkerer Einwandererstrom ergoß, ganz gleichgültig welchen Standes und Bekenntnisses, wenn nur die Hände zur Urbarmachung des Landes und Gewinnung seiner Schätze vorhanden waren.

Eine Herrenepoche mit all ihrer Romantik und ihren inneren Schwächen war für Quebec angebrochen, während in den Stätten der englischen Kolonisation sich der Geist der kommunalen Selbstbestimmung entfaltete. Kanada war eine aristokratische Gründung, und aristokratischen Gründungen sollte in Amerika, wie auch die spätere Geschichte zeigt, kein Glück beschieden sein.

Ludwigs XIV. großangelegte Eroberungs- und Weltmachtspläne liegen in ihrer europäischen Tragweite im spanischen Erbfolgekrieg enthüllt.[2]) Er wollte aber Spaniens

2) Ranke scheint sich die französische Auffassung zu eigen gemacht zu haben, die in Ludwig XIV. weniger den Eroberer sieht („wer wollte ihn mit den großen Eroberern irgendeiner Epoche vergleichen?“), als den „Befehlshaber einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Umgriffe nach allen Seiten über die Grenze derselben ausdehnt“ (Ranke, Französische Geschichte). Die Auffassung und Darstellung des Engländers Creasy im Kapitel „die Schlacht bei Blenheim“ (Höchstädt) deckt sich mit der generellen deutschen Auffassung von dem Eroberungsgeist des Sonnenkönigs und scheint mir überzeugender. Heute, wo der Eroberungsgeist Ludwig XIV. noch unter dem Franzosentum umgeht, würde vielleicht auch Ranke sein Urteil revidieren. Nicht auf die Motive und Mittel der Expansion kommt es an, sondern auf die Tatsache. Das „Sicherungsmotiv“ kann man, wenn man will, auch aus den Napoleonischen Unternehmungen herausfinden.

Erbe nicht nur in Europa, sondern in dem Sinne auch über See antreten, daß der Glanz seiner Sonne auch in der neuen Welt nicht untergehen sollte. Alle Vorbedingungen erschienen hierzu gegeben. Zur Zeit schon, als der König den Charter der großen Kompanie des Westens zeichnete (24. Mai 1664), schien es, als ob die vielfach noch unerforschte Welt von der Hudson-Bay bis Florida dem Lilienbanner untertan werden sollte. Nordamerika lag gewissermaßen bereits in der Besitzsphäre des Königs. Was bedeuteten damals die Engländer mit ihren Ansiedlungen an der Ostküste! Frankreich gebot über das Hinterland. „Louisiana“ nannte man nach Louis XIV. die noch ungemessenen Strecken an den Ufern des Mississippi und Missouri nordwärts bis zu deren Quellengebiet. Die Ansiedelungen von Quebec bis zur Mündung des Mississippi (la nouvelle Orléans) bildeten Glieder einer Kette, welche im Hintergrund der englischen Küstenkolonien sich schließen sollte. Dabei lagen die Einfuhrhäfen am St. Lorenz und am Golf von Mexiko im Bereich der französischen Seemacht. Die große Kompanie des Westens wurde in Kanada ursprünglich mit halber Souveränität ausgestattet, indem sie das Recht erhielt, den Gouverneur und die Zivilbeamten selbst zu wählen und in eigenen Sold zu stellen. Diese Gerechtsamen nahm indes der König schon im Jahre 1665 an sich, behielt aber eine Zweiteilung der Regierung in Gouverneur (Lieutenant Général en Canada) und Intendant (Intendant de la Justice, police finances etc. en Canada) bei, die zum Unsegen einer gedeihlichen Verwaltung werden sollte.

Mit dem Generalgouverneur, dem Marquis de Tracy, war im Jahre 1665 eine Schar junger Edelleute ins Land gekommen, zumeist als Offiziere des Eliteregiments Carignan-Salières, von denen nach Beendigung des Iroquois-Feldzuges eine genügend große Zahl in Kanada verblieb und zu Stammvätern späterer kanadischer Adelsgeschlechter wurde. Alte Adelsnamen und -träger des neuen kanadischen Adels erscheinen von nun an in der Geschichte der Kolonie. Die bekannteste dieser kanadischen Adelsfamilie ist wohl die der Beauharnais, die europäischen Thronen später ihre Herrscher gegeben hat.

Die Besiedlung und Aufteilung der Kolonie von Kanada vollzog sich vornehmlich unter Gesichtspunkten der Feudalherrschaft. Die sogenannten Seignorien wurden großenteils verabschiedeten Offizieren des Regimentes Carignan-Salières zugeteilt, zu freiem Herrenbesitz unmittelbar von der Krone. Neben ihnen standen als freie Landbesitzer oder als Vasallen der Seignors die Landbauern, les habitants, wie sie sich nannten, und noch heute nennen, die Bezeichnung „paysans“ verschmähend. Eine dritte Klasse von Ansiedlern war die der abhängigen censitaires, die den Herren, von denen sie das Land erhielten, Zins zu entrichten und gewisse Verpflichtungen zur Urbarmachung des Landes zu erfüllen hatte. Der Seignor genoß aber nicht nur die Rechte des Feudalherrn, sondern hatte auch die Pflichten, den ihm unterstellten Farmern, die vielfach verabschiedete Soldaten waren, Schutz zu gewähren, besonders gegen Indianerangriffe, vermöge seiner militärischen Stellung und Schulung. So fußte die ganze Kolonisation teils auf patriarchalischen, teils auf militärischen Gesichtspunkten — „wie bei den Römern“, wie der genialste Intendant, den die Kolonie besaß, Talon, sich mit bewußtem Stolz aussprach. Ein dritter Grundgedanke endlich, von dem die französische Kolonisation getragen war, war der der christlichen Missionstätigkeit. Es versteht sich von selbst, daß aus dem Körper des französischen Königreichs heraus nur die Mission der katholischen Kirche in Frage kam und neben ihrer segensreichen Tätigkeit jene Machtposition einnehmen konnte, die noch zu den Merkmalen des heutigen Kanada gehört. Oftmals sehen wir die Orden, insbesondere die Jesuiten, hart mit den Organen der Regierung aneinander geraten und in mannigfachen Interessenkonflikten letztere unterliegen. Unselig wirkte, wie erwähnt, die faktische Zweiteilung der Regierungsgewalt, die sich im Generalgouverneur und im Intendanten verkörperte. Wenn auch der Gouverneur, zumeist ein Offizier und Edelmann, nominell an der Spitze stand, so übte der Intendant, ein Beamter, der dem „gens de robe“ entstammte, tatsächlich die größere Macht aus. Der Gouverneur,

dem im wesentlichen die Angelegenheiten der Landesverteidigung unterstellt waren, hatte rein zeremoniell allerdings den Vorrang vor dem Intendanten; dieser aber hatte ebenfalls das Recht, unmittelbar an den König zu berichten, besonders in Finanzsachen, die sein eigentlicher Bereich waren. War der Intendant, was nicht selten vorkam, bei Hofe oder — um die letzten Tage der Kolonie zu beleuchten, bei der Marquise de Pompadour — besser angeschrieben, so hatte er zu seiner und seiner Freunde Bereicherung, zum Ruin der Kolonie, freies Spiel. Das Schlimmste an der Stellung der beiden Gewalthaber zueinander war aber wohl das legalisierte Spionagesystem, vermöge dessen der Intendant faktisch eine Art geheimer Überwachung über den Gouverneur ausübte, wodurch der Gouverneur in seinen Aktionen halb lahm gelegt wurde. Die hundertfachen Urkunden, die uns erhalten sind, zeigen, daß der Gouverneur den Intendanten mehr zu fürchten hatte, als umgekehrt.

Diese Abschweifungen waren hier nötig, um zu zeigen, auf welcher Unterlage die Kolonie im Ganzen ruhte, ehe um und vor Quebec die Würfel fielen.

* * *

Wir stehen nunmehr vor jener Epoche der Geschichte Quebecs, die ich mit einem Symbol, das später erläutert wird, das Zeitalter des „Chien d'or" nenne: es ist dies jene Zeit, in der äußere Macht und innere Schwäche ihre größte Entfaltung zeigten.

Durch glückliche militärische Operationen war die französische Besitzsphäre von Kanada aus bis in die Täler des Ohio und die Alleghany-Berge getragen worden. Die heutige Stadt Pittsburg erhebt sich an der Stätte, wo die Franzosen im Jahre 1754 das Fort Dusquesne gegründet hatten, eines jener Sperrforts an der Gabelung des Ohioflusses in der Kette der Defensivanlagen, in denen die französische Nation von jeher so stark gewesen ist. Der Gedanke drängt sich dem Betrachter unwillkürlich auf, wie es kam, daß die französischen Befehlshaber im Gegensatz zu dem wiederholten offensiven Vorgehen der „Bostoner" (wie man die englischen Kolonisten nannte) niemals einen ernsthaften Vorstoß gegen Boston und New York unternommen haben? Die französische Kolonialmacht ruhte tatsächlich auf militärischer Okkupation, die sich vom St. Lorenzstrom und den Wasserstraßen der großen Seen bei Detroit und Sault St. Marie bis St. Louis und zum Golf von Mexiko erstreckte, und entbehrte des Untergrundes einer zahlreichen und wohlhabenden Koloniebevölkerung. Zählte Kanada mit seinen Dependenzen um diese Zeit etwa 60000 Weiße, so besiedelten deren $1\frac{1}{2}$ Millionen damals bereits die englischen Kolonien. Die englischen Kolonisten waren leichter besteuert und nahmen an Wohlstand zu; die Kanadier fielen aber um jene Zeit hilflos der Ausbeutung der großen Handelsgesellschaft und des Intendanten anheim.

Im Jahre 1748 war Francois **Bigot**, ein Günstling der Pompadour, als Intendant ins Land gekommen, eine ebenso brillante wie skrupellose Persönlichkeit. Man hat berechnet, daß er mit seinen Freunden und Helfern in den Jahren 1757 und 1758 allein den König und die Kolonie um etwa 5 Millionen Dollar beraubt habe. Des Königs Feinde vor Quebec konnten kaum schlimmer gewesen sein, als die innerhalb der Mauern, die Vorräte und Steuern, Sold und Kriegsschatz zum eigenen Vorteil verwendeten. Stets wird ein dunkler Fleck auch auf dem letzten Gouverneur von Quebec, dem Kanadier Marquis de Vaudreuil, lasten bleiben, daß er zum mindesten Bigots Durchstechereien nicht gehindert, wenn nicht gar geteilt hat. Bigot hat den Fall von Quebec erlebt und seine Strafe erlitten, als es zu spät war.

Das Wahrzeichen von Quebec, der goldene Hund, knüpft unmittelbar an diese Epoche an.

Über dem Portal eines Herrenhauses in der Rue Buade war eine Steintafel in die Mauer eingelassen, auf der ein vergoldeter Hund zu sehen ist, der an einem Knochen

nagt. (Die Steintafel befindet sich heute über dem Eingangstor des Postgebäudes.) Um dieses Relief herum findet sich eine Inschrift, die im heutigen Französisch lautet:

Je suis un chien qui ronge l'os
En le rongeant je prends mon repos
Un temps viendra qui n'est pas venu
Que je mordrai qui m'aura mordu.
Quebec 1736.

Ein Kranz von Sagen und Legenden schlingt sich um dieses Steinbild. William Kirby hat in englischer Sprache (1877) einen historischen Roman „The golden Dog" geschrieben, der in bezug auf den Gegenstand keine geschichtliche Erklärung gibt, im übrigen aber ein recht gutes Bild von den damaligen Zuständen und den handelnden Personen, vom Intendanten der Kolonie Francois Bigot und der ihm verbündeten Grande Compagnie (der „Friponne", wie sie im Volksmunde genannt wurde), von Bigots Spießgesellen Cadet, Varin, Péan, und wie sie alle hießen und ihren Orgien in Chateau Beaumanoir, von dem hochgebildeten und edlen, aber sehr einflußlosen Gouverneur la Galissonière, von den königstreuen, erbitterten und ausgesaugten habitants, von Edelleuten, denen die Hand stets locker am Degengriff sitzt und — was in einer Schilderung der letzten Tage des französischen Regimes nicht fehlen darf — von schönen Frauen, die im Guten wie im Bösen die Geschicke beeinflußten, zum Mord anstacheln oder ihrer Jugend Blüte als Opfer auf den Altar der Himmelskönigin legen. Die Erklärung in bezug auf den goldenen Hund versagt. Wir dürfen aber hieraus dem Romandichter keinen Vorwurf machen; denn was ihm zu enträtseln nicht gelungen, haben selbst berufene Forscher vergeblich gesucht, und so wird es wohl auch in alle Zukunft bleiben.

Das Hündchen, das an dem Knochen nagt und die Rache kalt genießen will, ist vielleicht gerade wegen des Mysteriums, das es umgibt, ein symbolisches Zeichen von Quebec und seiner Geschichte geworden, und eine recht ansehnliche Literatur um dieses Denkbild zeigt, daß man es nicht als Schrulle, sondern als ernstes Symptom aufgefaßt und seinen historischen Sinn zu deuten versucht hat.

Wir wissen von ihm, daß ein angesehener Bürger Quebecs, Nicolas Jacquin, dit Philibert, der später in einem Raufhandel erstochen wurde, die Tafel gesetzt hat. Wir wissen allerdings nicht, gegen wen sich die drohende Inschrift richtete. Aber es mag uns zu denken geben, daß in einer Stadt von vielleicht 8000 bis 10000 Einwohnern, auf die der Feind seit langem begierig die Augen gerichtet hat, an exponiertester Stelle auf einem Patrizierhause eine solche offene Drohung angebracht werden konnte, die zweifellos nicht gegen äußere Feinde (die Engländer oder Indianer), sondern gegen einen Feind im Innern gerichtet ist. Bigot konnte der Feind nicht gewesen sein, da die Jahreszahlen hiermit nicht übereinstimmen. Der Geist, den uns dieses Denkmal kundgibt, ist es, der es beachtenswert macht; denn er spricht wahrlich nicht für Eintracht und Geschlossenheit, die so not gewesen wären. Hader und Haß, sei es unter Regierenden und Regierten, sei es unter den Bürgern selbst, spricht vielmehr aus diesem Stein, kein gutes Omen für eine Veste, nach deren Besitz der Feind lauert. Das scheint das Einzige zu sein, was dem Historiker jene Tafel mit Bestimmtheit kündet.

Wir wenden nun den Blick wieder nach Europa zurück, wo inzwischen die Sonne des Königs von Frankreich im Sinken war.

* * *

Nach einer der längsten und an äußerem Glanze reichsten Regierungen, welche die Geschichte kennt, hatte Ludwig XIV. das Reich seinem Urenkel, Ludwig XV., hinterlassen, mit den Bedingungen, die ihm der Frieden von Utrecht auferlegte, und einer Schuldenlast von 3000 Millionen Livres, wobei alle Einnahmen auf 2 Jahre voraus

verpfändet waren. Frankreich hatte in diesem Friedensschlusse Neuschottland (Acadien) und Neufundland an England abgetreten und damit den ersten Schritt zur Preisgabe von Kanada gemacht. Nicht lange sollte der Friedenszustand währen. Streitigkeiten über die Abgrenzung des Kolonialbesitzes von Neuschottland und Reibereien zwischen den englischen und französischen Niederlassungen am Mississippi und am Ohio führten zu einer Erneuerung des Kolonialkrieges in der neuen Welt, der zeitlich mit dem unter diesem Namen bekannten siebenjährigen Krieg in Europa zusammenfiel.

Den Zusammenhang und die Parallele dieser beiden siebenjährigen Kriege in zwei Weltteilen findet man in deutschen Geschichtswerken zu wenig hervorgehoben. Zwei Staaten erscheinen gleichzeitig und in gewissem Umfang als Verbündete jeweilig im Kampf um die Vormacht. Der eine um die Vorherrschaft im alten Reich, der andere um die Vorherrschaft über See. Beide gingen siegreich daraus hervor, Preußen zu Land, England in den Kolonien. Was in den Kolonien passierte, scheint aber lange Zeit als Ereignis zweiter Ordnung angesehen worden zu sein.[3]) Der Verlust seiner Kolonien in Amerika hat die allerschwersten Folgen für Frankreich, seine Weltmachtstellung und seine innere Entwicklung nach sich gezogen. Die unglücklichen Kriege Ludwigs XV. gegen England und Preußen haben viel zum Ausbruch der Revolution unter seinem Nachfolger beigetragen; England hat in Kanada aber den Eckstein seiner Kolonialmacht gewonnen, der ihm auch den Halt gab, den nordamerikanischen Freiheitskrieg zu überstehen, ohne aus Amerika verdrängt zu werden. Und der französische Kanadier, einmal unter britische Herrschaft gebracht, ist zum loyalsten Verteidiger der englischen Flagge geworden.

Wohl scheint den Franzosen bei Wiederausbruch des Kolonialkrieges noch einmal dessen Bedeutung bewußt geworden zu sein; denn sie sandten einen ihrer fähigsten und bewährtesten Militärs als Oberbefehlshaber über See, den Generalmajor Louis de St. Veran Marquis de Montcalm und mit ihm tüchtige Unterfeldherrn und kriegsgediente Truppen. Die Anfänge seiner Operationen ließen sich durchaus glücklich für die Franzosen an, während die Kriegsführung der Engländer unter dem Earl of Loudoun und General Abercromby schwächlich und defensiv war. Im Jahre 1757 aber löste das Ministerium Pitt das unfähige Ministerium Newcastle ab. Neben seinen großen staatsmännischen Eigenschaften besaß William Pitt die Fähigkeit, den richtigen Mann zu finden und die noch größere, ihn über Günstlinge und Kreaturen hinweg auch an die rechte Stelle zu bringen. Ferner flößte er der Kriegsführung neues Leben dadurch ein, daß er das Vertrauen des englischen Volkes gewann zur Bewilligung von Truppennachschub, Ausrüstung von Schiffen und Kriegsbedarf, indes Frankreich seine Tapferen in Kanada auf sich selbst stellte und es an weiterer Unterstützung Montcalms fehlen ließ. Geld, das England seinen Verbündeten auf dem Kontinent zuführen konnte, war in Frankreich knapp geworden; Bigots Taschen hatten schon zu viel davon verschlungen. Die Führung des Feldzuges in Kanada übertrug Pitt den Generälen Amherst und Wolfe, von denen der erstere das Oberkommando führte, während der junge Brigadier-General Wolfe ihm zwar unterstellt, aber mit speziellen Instruktionen des Königs (5. Februar 1759) ausgerüstet war und vor Quebec eine durchaus selbständige Stellung einnahm. James Wolfe war der Sohn eines bürgerlichen Offiziers, seit seinem 15. Jahre in der Armee, erst 32 Jahre alt, als ihm das Kommando zufiel, aber bereits auf den Schlachtfeldern von Dettingen, Culloden und anderen erprobt. Zweifellos war er eine außergewöhnliche Persönlichkeit; tapfer, wie einer, der das Leben nur als Weg zur Glorie liebt, von ungestümem Tatendrang, zur Kränklichkeit neigend, etwas schwärmerisch-phantastisch veranlagt und von leicht erregbarem Temperament.

3) Selbst Macauly hat in seiner fünfbändigen Geschichte Englands, die den Zeitraum von 1685 bis 1702, also die Periode der kolonialen Entfaltung der Engländer in Amerika behandelt, nur flüchtige Hinweise auf die Kolonien.

Dabei ein Mann, den die Truppen vergöttern, der das volle Vertrauen des gemeinen Soldaten besitzt — geradezu ein providentieller Partner des heroischen Montcalm in der Tragödie, in der gemeinsamer Tod und gemeinsamer Ruhm sie vereinen sollten.[4]

Im Juni 1758 war die englische Streitmacht in Gabarus Bay gelandet. Noch schwankten Sieg und Kriegsglück hin und her. Die Veste Louisburg an der Ostseite von Neu-Schottland, die bereits einmal vor 13 Jahren von den Engländern erobert worden war, aber den Franzosen wieder zurückgegeben werden mußte, fiel wieder in die Hände der Engländer zurück. Dagegen nahm Montcalm Ticonderoga, den starken Inlandsposten des Feindes. Mehr und mehr wurden jedoch die Franzosen von ihren Forts nach der letzten Verteidigungslinie am Lorenzstrom zurückgedrängt. General Amherst, ein tapferer, aber etwas pedantischer Führer fand im Sommer 1759 seinen Weg am Champlainsee versperrt; er mußte Schiffe bauen. Das Wetter wurde rauh und stürmisch, und der Sommer begann sich zu Ende zu neigen. Der Obergeneral, der die Linien schulgerechter Kriegsführung nicht zu verlassen wagte, beschloß an der Stelle, wo er lag, sich zu verschanzen und zu überwintern. Inzwischen unternahm Wolfe den Sturm auf Quebec und wendete damit das Geschick.

Die befestigte Stadt Quebec war für die Belagerungskriegsführung der damaligen Zeit eine Art Fluß-Gibraltar. Auf felsigem Grund von drei Seiten umschlossen, vom St. Lorenz- und St. Charlesfluß, und im Besitz der Verbindung mit dem Hinterland, war die Festung regelrecht nur durch ein Bombardement von der Wasserseite her anzugreifen. Einen Bundesgenossen besaß die Verteidigung in dem kanadischen Winter, der die Belagerer zum frühen Rückzug zwingt, falls ihnen nicht ein Schicksal zuteil werden will, wie später einem niederländischen Admiral, dessen eingeeiste Schiffe der französische General Pichegru mit einigen Schwadronen Husaren kaperte. Frankreichs Seemacht war bereits vor den Tagen der siebenjährigen Kriege tiefer und tiefer gesunken und tatsächlich außer Ansatz gekommen, als es sich um die Behauptung von Kanada handelte. Ohne Widerstand zu finden und in Ausführung einer staunenswerten Pilotenleistung war die englische Flotte unter dem Kommando des Kontreadmirals Sir Charles Saunders den St. Lorenzstrom hinaufgefahren und hatte sich am 26. Juni bei der Insel Orléans vor Quebec gelegt. Eine stattliche Anzahl von Schiffen, wenn auch nicht gleichwertig: 39 Linienschiffe, 10 Hilfskreuzer, 76 Transportschiffe und 152 kleinere Fahrzeuge, welche 13000 Mann seemännische Besatzung, 9000 Mann Landtruppen und daneben 5000 Mann Handelsseeleute führten. Dieser Angriffsstreitmacht hatte Montcalm alles in allem 17000 Mann Waffentragender entgegenzustellen; 4000 Mann hierunter waren reguläre

4) Die Auswahl Wolfes für diese verantwortungsvolle Mission war ein Wagnis Pitts vielleicht ebenso groß wie das Wagnis, das Wolfe selbst vor Quebeck vollbrachte. Englische Historiker (u. a. Lord Mahon, History of England, Graf Stanhope) überliefern uns eine Geschichte, die sich am Vorabend der Einschiffung Wolfes zugetragen haben soll. Pitt hatte den jungen General noch bei sich eingeladen, um ihm die letzten mündlichen Instruktionen zuteil werden zu lassen. Lord Temple (der Gewährsmann der Erzählung) war der einzige weitere Gast. Als der Abend vorrückte, brach Wolfe, vielleicht vom Wein erhitzt und beirrt durch die ungewohnte Umgebung in Großtuerei aus, zog seinen Degen und schwang ihn um sich, dabei von den mächtigen Taten redend, die dieses Schwert vollbringen sollte. Die beiden Minister saßen wie erstarrt über diese Aufführung. Pitts Meinung schien für einen Augenblick, als Wolfe sich verabschiedet hatte und man das Fortrollen des Wagens hörte, erschüttert zu sein und er rief Lord Temple zu: Großer Gott, daß ich die Geschicke des Landes und der Expedition in solche Hände legen mußte! Der Historiker Graf Stanhope bemerkt hierzu jedoch sehr treffend, daß Wolfes Benehmen bei dieser Gelegenheit sein eigenes Geständnis bestätigt habe, daß er sich nicht vorteilhaft in gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens bewegen könne; dieser Vorfall zeige, wie Blödigkeit zuweilen, um sich zu verstecken, in das Gegenteil umschlage. Auf alle Fälle hat Wolfe vor Quebec gehalten, was er mit dem Renomierdegen in der Hand verheißen hatte.

Truppen, 11000 Mann Miliztruppen, der Rest Kolonisten und Indianer. Gegenüber Wolfes 9000 Mann gedienter Truppe fühlte sich Montcalm trotz numerischer Überzahl im Nachteil, und er suchte daher die offene Schlacht zu vermeiden, den Gegner zu ermüden und Zeit bis zum Einbruch des Winters zu gewinnen. Die Flotte patroullierte, nachdem Versuche, sie durch Feuerschiffe zu zerstören, fehlgeschlagen waren, den Strom auf und ab und übte eine fast uneingeschränkte Kontrolle über die Zufuhr von der Wasserseite aus. Die Proviantierungsbasis der Franzosen lag nur noch in dem Farmland zwischen Quebec und Montreal. Truppennachschub zur See war ausgeschlossen.

Der Plan der englischen Kriegsführung, erst Montreal und alsdann von der Landseite Quebec zu nehmen, war rationell. Allein Amherst würde mit dem Herannahen des Winters seinem Ziele fern geblieben sein, wenn nicht Wolfe den letzten kritischen Moment erfaßt hätte mit einer Aktion, an der Verzweiflung und Genialität wohl ihren gleichen Anteil hatten. Kränkelnd, an Fieber leidend und von glühender Hast verzehrt, den ihm durch eigene Königliche Order gewordenen Befehl auszuführen, Quebec noch in diesem Jahre zu nehmen, hatte er den erfolglosen Versuch gemacht, das französische Lager bei Montmorency im Sturm zu nehmen, in dem das Gros der französischen Truppen etwa 12000 bis 14000 Mann verschanzt war. Er wurde aber mit empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen.

Die Hoffnung stieg in der belagerten Stadt, als die ersten Vorboten nahten, die der kanadische Winter mitunter schon in klare sonnige Septembertage hinein vorentsendet.

Auch auf dem europäischen Kriegstheater stand Alles auf des Messers Schneide. Der König von Preußen, Englands alleiniger starker Verbündeter auf dem Kontinent, war bei Kunersdorf geschlagen und schien nunmehr Österreich und Rußland preisgegeben. Frankreich hatte auf dem Kontinent freie Hand erlangt. Davon wußte man jedoch in Quebec noch nichts. Jeder Frontangriff auf die Stadt war bisher abgeprallt; der Belagerer mußte sie also von der Seite fassen von einer Stelle, die man bisher für unangreifbar hielt. Die steilen felsigen Ufer am oberen St. Lorenzstrom schienen jede Landung zu verbieten. Sie waren mit einer Handvoll Leuten zu verteidigen; übrigens war Bougainville beauftragt, die Höhe stromaufwärts bis Cap Rouge zu überwachen. Doch die unglückliche Hand des Gouverneurs, des Kanadiers Vaudreuil, hielt im entscheidenden Momente diesen tapferen und fähigen Offizier zu weit ab von der Festung, da der Gouverneur zu sehr auf die Unerklimmbarkeit der Höhen baute. Lange hatte Wolfe den Plan, den Franzosen von hier aus in die Flanke zu fallen, in seinem Haupte hin und her gewälzt, und nun ward es ihm klar. Der Plan war der seine ganz allein; nur der Admiral wurde eingeweiht, denn auf seiner Mitwirkung beruhte das Wagnis. Wenn dieser Plan fehlschlug, willigte Wolfe ein, die Belagerung aufzuheben. Eine Bucht, Anse-au-Foulon genannt (heute Wolfes Cove), kaum 2 Meilen von den Wällen von Quebec entfernt, bietet eine Möglichkeit der Landung; von da ab führt ein steiler Zick-Zack-Pfad aufwärts zu dem Hochplateau, das in einer Breite von etwa drei Viertel Meilen ein offenes Schlachtfeld bietet. Durch Scheinmanöver getäuscht, waren die Franzosen nichtahnend, daß 4000 bis 5000 Mann auf dem gegenüberliegenden Ufer stromaufwärts geschafft worden waren, um in dunkler Nacht mittels der Flotte, die zur Verfügung lag, an jener Stelle gelandet zu werden. In einer sternenlosen Nacht, vom 12. auf den 13. September wurde das Wagestück ausgeführt. Während eine furchtbare Kanonade gegen die alte Kampfesfront die Wälle Quebecs erschütterte, glitten die Boote mit den auserlesenen Truppen lautlos den Strom hinab, der General und sein Stab in dem ersten Boot, mit 24 Mann Freiwilliger, die bereit waren, sich zu opfern. Es ist bekannt und erhöht den dramatischen Reiz des Augenblicks, wie Wolfe in jener ahnungsvollen Stunde Grays Elegie zitierte:

The boast of Heraldy, the pomp of power,
And all that beauty, all that wealth e'er gave,

Await alike th'inevitable hour;
The paths of glory lead but to the grave.

Als die Boote näher kamen, rief sie die französische Wache an: „Qui vive!“ „La France“ scholl es zurück aus dem Munde eines Hochländer Offiziers, der französisch sprach. Doch die Wache war mißtrauisch: „A quel Regiment?“ „De la Reine“, erwiderte derselbe Offizier, der sich in rascher Fassung erinnerte, daß einige Kompagnien dieses Regiments unter Bougainville standen und Proviantzufuhr von ihnen erwartet wurde. „Passez!“ Noch einmal rief eine andere Wache, der die Grabesstille auffiel: „Pourquoi ne parlez-vous pas plus haut?“ Und der kecke Schottländer gab mit gedämpfter Stimme herrisch zurück: „Tais-toi, nous serons entendus!“ Wenige Minuten später waren die Schildwachen überwältigt, die Boote, eines nach dem andern, stahlen sich in die Bucht hinein und der Aufstieg begann. Oben wiederholte sich das Spiel. Das Detachement, das die Höhe besetzt hielt, ward überrumpelt und der Kommandant, Vergor unseligen Rufes, entfloh im Nachtgewand. Gegen 6 Uhr, als der Tag sich hellte, hatte Wolfe seine Truppen, nicht ganz 5000 Mann in Allem, auf dem Plateau aufgestellt, vor sich Montcalm, im Rücken Bougainville und keine andere Wahl als Sieg oder Vernichtung. Und nun stehen wir noch einmal vor jener kleinen denkwürdigen Schlacht in den Plains, die so vieles entschied.

Groß war Montcalms Überraschung, als er in der Morgensonne die Ebene mit Rotröcken besetzt fand. Der unermüdliche Verteidiger Quebecs hatte, obwohl er die Nacht über im Lager von Beauport, einen Angriff von jener Seite befürchtend, wach gewesen war, den Kopf nicht verloren, sondern sammelte unverzüglich an Truppen, was ihm verfügbar war, dem Feind entgegen zu rücken; denn das eine schien ihm sicher, daß er durch einen Angriff zuvorkommen müsse, ehe Wolfe sich verschanzte und weiterer Nachschub (von englischen Seesoldaten) zu gewärtigen war. An Zahl der Kombattanten war Montcalm Wolfe etwas überlegen. Der erste, aber entscheidende Akt des Kampfes wurde von etwa 4500 Franzosen gegen 3100 Engländer geführt; im ganzen Verlauf des Gefechtes waren auf beiden Seiten je etwas unter 5000 Mann engagiert. Montcalm rückte dem Feind in die Fluren des Abraham (so genannt nach einem königlichen Lotsen Martin Abraham, der vor langen Zeiten einmal diesen Grund auf dem Plateau besessen hatte), entgegen.

Drei Momente von strategischer und psychologischer Bedeutung hat Wolfes Charakter dieser Schlacht aufgeprägt: das Bewußtsein, siegen zu müssen, die Ordre, nicht zu schießen, bevor der Feind nicht auf 40 Schritt nahe gekommen sei, und die zum erstenmal von einem Engländer angewandte, nur zwei Glieder tiefe Gefechtsreihe in offener Feldschlacht. Mit ungestümer Tapferkeit drangen die französischen Regulären auf die dünne Linie des Feindes ein, der das Feuer nicht erwiderte, bis das Kommando erscholl und die erste volle Salve der bisher stummen Kolonne aus 40 Schritt Entfernung die feindliche Linie niederwarf. Ein rasches Vorrücken und eine zweite Salve folgte, aus nächster Nähe und hierauf ein Handgemenge: die Formation der Franzosen war gebrochen. Was nun folgte, war nur noch ein Hin- und Zurückwogen des weichenden Gegners und der Heldentod der beiden Führer. Zweimal bereits leicht verwundet, der Wunden nicht achtend, hatte Wolfe in der Front seiner Grenadiere stehend das Kommando zu allgemeinen Bajonettangriff gegeben, als ihn, das Ziel kanadischer Scharfschützen, die tödliche Kugel mitten in die Brust traf. Der Schlag des schweren Geschosses aus einer Büchse von etwa drei Viertel Zoll Kaliber damaligen Gebrauches, warf ihn bewußtlos nieder. Doch noch einmal, als er die Rufe hörte: „Sie fliehen, sie fliehen“, hob er das Auge und fragte: „Wer flieht?“ Und auf die Antwort: „Der Feind, Sir“, atmete er schwach: „Dann sterbe ich zufrieden“. Nicht lange nachher ereilte auch Montcalm die Todeswunde, an der er am Morgen des folgenden Tages verschied, „glücklich, den Fall von Quebec nicht überleben zu müssen“. Der letzte Akt des sterbenden Generals war ein

Schreiben, das er „an den unbekannten Nachfolger des Generals Wolfe" diktierte, in welchem er die Übergabe Quebecs voraussetzend, die Kranken und Verwundeten seiner Schonung und Pflege anempfahl.

Der Kampf war entschieden. Bougainville war zu spät angelangt, um die Schlacht noch zu retten, und zog sich geordnet zurück. Vaudreuil verließ die Stadt kopflos und überstürzt. Ramsey, der mit 2000 Mann als Kommandant der Festung zurückgeblieben war, kapitulierte am 18. September. Die französischen Truppen erhielten den Abzug mit militärischen Ehren bewilligt, und das Lilienbanner wich für immer der roten Flagge Englands über Quebecs Mauern.

Noch einmal, im folgenden Jahre konnten die französischen Truppen unter Montcalms Nachfolger, dem Chevalier de Lévis, der von Montreal vor Quebec heraufgezogen kam, sich eines Sieges erfreuen; doch die Stadt selbst wurde dem Gegner nicht mehr entrissen, und als Verstärkungen in englischen Schiffen anrückten, mußte Lévis abziehen und später vor Montreal selbst die Waffen strecken. Auch die Amerikaner, oder „Bostoner", wie sie damals noch genannt wurden, deren Führer bereits während der Kämpfe zwischen den Engländern und den Franzosen an die Tore der Geschichte pochten, und die bald darauf in das Welttheater eintreten sollten, haben Quebec später nicht zu nehmen vermocht.

So fiel mit Quebec Kanada und mit Kanada das französische Kolonialreich in Nordamerika. Der Friede wurde erst im Jahre 1763 (am 10. Februar zu Paris) abgeschlossen. Kanada wurde an England, Louisiana an Spanien abgetreten. Der militärische und staatsmännische Traum Montcalms, die Stationen an den kanadischen Seen mit den Forts in Louisiana zu verbinden, war ausgeträumt. Bekanntlich ist dieses große Kolonialgebiet später wieder an Frankreich zurückgefallen, aber von Napoleon unter der Präsidentschaft Jeffersons an die Vereinigten Staaten verkauft worden (um 60 Millionen Franken).

Die politischen Folgen des Übergangs der französischen Herrschaft an die englische sind vielleicht von den zivilen, sozialen und ökonomischen Folgen dieses Umschwungs noch überschattet worden.

An Stelle eines auf Feudalherrschaft gegründeten Systems sind die demokratischen Institutionen des englischen Gemeinwesens in das Land gekommen; an Stelle der stark militärisch beeinflußten Organisation — die ausschließlich bürgerliche; an Stelle des bevormundenden französischen Geistes, der zu allem obrigkeitliche Genehmigung verlangte und die geschäftliche wie die gesellschaftliche Entwicklung hemmte und der sich, nebenbei bemerkt, auch über die große Revolution hinaus bei dieser Nation erhalten hat[5]), — die britischen Grundsätze und Privilegien der Selbstverwaltung; an Stelle der Unterordnung unter behördliche Schematik — die munizipalen und kommunalen Freiheiten; an Stelle einer noch das heutige Frankreich charakterisierenden zentralisierenden Verwaltung — die Heranziehung des Einzelnen zur Teilnahme an den staatlichen und gesellschaftlichen Funktionen; an Stelle des in inquisitorischen Methoden befangenen französischen Rechts und der französischen Polizeibevormundung (Testierkontrolle, Paßzwang usw.) — die freien Institutionen des englischen Privatrechts (Testierfreiheit, Paßfreiheit); an Stelle der (ebenfalls dem heutigen Frankreich noch erhalten gebliebenen) Beamtenarmee — der bekannte kleine Beamtenapparat, mit dem der Engländer auskommt; an Stelle der Sprachengeteiltheit — die linguistische Einheit auf dem ganzen nördlichen Kontinent; an Stelle der Steuerprivilegien für bevorzugte Stände — der Grundsatz der Gleichheit der Lasten; an Stelle der Monopole — das Spiel der freien Konkurrenz; an Stelle der staatlichen Bureaus — die Privatgesellschaften; an Stelle der staatlichen Einmischung in Alles — die Erziehung zur Gewohnheit, die Schwierigkeiten des Lebens-

5) Vgl. Tocqueville: „Alors comme aujord'hui, l'administration tenait donc tous les Français en tutelle ..." (l'ancien régime, 1856).

kampfes möglichst selbständig zu überwinden, und schließlich, um an die Wurzel zu kommen, an Stelle des von irgendeiner Autorität abgeleiteten Selbstgefühls — das Selbstgefühl, das die eigene Tüchtigkeit und die eigene Verantwortlichkeit erzeugten.

Wo wäre Nordamerika in seiner Entwicklung geblieben, wenn der französische Geist an Stelle des englischen dort herrschend geworden wäre?

„Rom" und „Karthago" — wobei natürlich die besonderen Charaktermerkmale dieser beiden Völker nicht wiederkehren, denn die Geschichte geht niemals denselben Weg — hatten in der neuen Welt ausgekämpft; der englische Geist hatte seinen Einzug in das Land angetreten und ihm die Richtung für die Zukunft gegeben.

Das alles aber ist, um mit den Worten eines kanadischen Chronisten zu schließen, in seinen Folgen:

„The result of that little battle which the civilized world ignores."

Das Neue

Erzählung

von

Bernd Isemann

Wir haben ein Gefühl dafür, ob es schneien wird, und riechen es schon tagelang in der Luft; wir fühlen, ob eine Krankheit heranschleicht, an einer gewissen gespannten Müdigkeit, die uns plötzlich das Blut heiß zum Herzen treibt — aber ob das Neue kommt, und wann, und wie es kommt, dafür haben wir kein Gefühl, keine Ahnung und kein Anzeichen warnt uns. Plötzlich ist es da, und wir prallen daran an oder stürzen ihm entgegen oder legen unser Haupt daran. Wenn das Neue da ist, so ist Todesstunde und Geburtsstunde in Einem. Niemand erwartet das Neue mit so fieberhafter Sehnsucht wie der Kranke. Und wie viele sind krank, ohne es zu wissen.

Krank war auch Marianne trotz ihres frischen Blicks und des fröhlichen Schritts, mit dem sie die Passanten auf der Straße überholte. An der Hand trug sie die Geigentasche, denn sie war auf dem Weg zu ihrem Meister. Er wohnte hinter den Anlagen in einem villenähnlichen Haus, das noch eines der wenigen alten Gärtchen um sich hatte, die aus früherer Zeit übriggeblieben waren.

In den Anlagen mäßigte Marianne ihren Schritt. Sie war so oft an den schönen Sommer- und Herbsttagen diesen Weg gegangen und hatte sich Zeit gelassen, den Duft und die Farben der Blumen recht innig in sich aufzunehmen und sie gleichsam mit sich in das kleine Haus zu tragen, daß sie nun, wo der Schnee auf den Beeten lag, doch wenigstens die Erinnerung an die einstige bunte Pracht wieder aufleben lassen wollte. Und andere Erinnerungen hingen daran: Wie sie an den letzten Rosen vorübergegangen war, eben als sie eingepackt wurden, und sie hatten noch einzelne Knospen. Der Gärtner hatte sie vor ihren Augen abgeschnitten und auf den Weg geworfen. Gar zu gern hätte sie sie aufgehoben,

aber sie konnte das doch nicht tun. Bei der Rückkehr waren sie zertreten gewesen.

Am Nachmittag hatte sie das kleine Erlebnis ohne Arg erzählt, und gegen Abend hatte Wilhelm sie mit einem großen Blumenstrauß besucht, der die Tante entzückt hatte. Es sollte ein Ersatz sein, und als sie für die sinnige Überraschung vielleicht etwas errötend gedankt hatte, hatte er sie so eigen angeschaut, so verlegen und flehentlich, daß sie vorschützte, eine Vase holen zu wollen. Als sie zurückkam, war auch noch die Tante aus dem Zimmer gegangen, und es war nicht anders mit ihm. Sie hatten die Rosen in die Vase gestellt, und dabei hatte er dann die Worte gefunden, daß er sie liebe. Ein Tag war von da an schöner gewesen als der andere.

Aber die Tante hatte gar nichts für sich behalten können. Da war es denn an ein Briefschreiben hin und her gegangen, die beiderseitigen Eltern hatten einander geschrieben, es wollte gar nicht aufhören, bis man schließlich beschlossen hatte, daß sie sich verloben dürften — wie gnädig! Jetzt durften sie sich also verloben, es sollte ein Fest werden, alle vier Eltern wollten zu diesem Tag kommen, und auf diesem Fest sollten sie als Verlobte ausgestellt werden. Sie mußten natürlich selig sein, daß sie sich verloben durften, als ob nicht Lippe auf Lippe mehr sagte als aller Segen!

Die Eltern hätten es ja auch verbieten können, man hätte Wilhelm auf eine andere Universität geschickt, wer weiß, wenn die Religion, die Vermögen oder die Berufe der Eltern nicht gepaßt hätten. Wäre sie doch zwei Jahre lang heimlich verlobt geblieben! Das hätte eine Lust sein müssen, die Tante all die Zeit hindurch an der Nase herumzuführen, sie zu betrügen und zu täuschen, um die kurzen, teuer erkauften Stunden mit ihrem Geliebten zu verbringen! Wie herrlich, und was für eine Geliebte wäre sie gewesen! „Aber Wilhelm ist so korrekt, so ängstlich auf meinen Ruf bedacht“, sagte sie sich. „Gleich, sogleich mußte die Tante es erfahren, als sie ihr Glück noch kaum empfunden hatte.“

Ein paar Takte gingen ihr durch den Kopf. Überströmend jagte das Gefühl der Musik nach. — Wenn die Musik nicht wäre, in welcher Sprache denn könnte man sein Herz ausströmen lassen? Ganz anders spielte sie, seitdem sie lieben gelernt hatte.

Ein Blick auf die Uhr, und eilends überquerte Marianne den Rest der Anlagen und verschwand im Haus hinter den Bäumen. Sie ward wie allzeit in das freundlich warme Musikzimmer geführt, wo sie sich zunächst die Hände am Ofen wärmte. Dann öffnete sie den Kasten, hob das schöne, goldbraune Instrument aus der Decke und zupfte über die Saiten hin. Sorgfältig stimmte sie, setzte dann die Geige ans Kinn und überholte die Tonleitern. Schließlich legte sie ihre Noten auf das bereitstehende Pult, spielte aber, ohne sie aufzuschlagen. Es war zur Gewohnheit geworden, daß sie stets etwas früher zur Stunde kam. Wenn ihr Lehrer eintrat, war sie eingespielt, wie man sagt. Dieses Vorrecht verdankte sie zweifellos nicht nur ihrem großen Talent, sondern auch dem persönlichen, freimütigen und gewinnenden Wesen, das sie besaß. Sie nahm sich aber auch manche Eigenheit heraus, die der alte Herr lächelnd hinnahm.

Dazu gehörte es zum Beispiel, daß sie bei seinem Eintreten ihr Spiel nicht abbrach, sondern sich erst recht hineinwarf und nicht aufhörte, bis sie es glücklich zu Ende gebracht hatte. Dann ließ sie aufatmend die Geige sinken und holte die

Begrüßung nach. So begann denn auch diesmal die Stunde, er war zufrieden, und das Studium im einzelnen begann, unbestechlich streng und nach allen Gesichtspunkten hin durcharbeitet. Wie ein Wettkampf im raschen Verstehen und musikalischen Begreifen war dieser Unterricht, der Kopf wurde beiden heiß, und die Minuten flogen dahin. Allzu früh war die Zeit abgelaufen.

Wie immer begleitete der alte, feurige Herr seine Schülerin auf den Gang hinaus und hielt ihr den Mantel hin, in den sie eilig, fast beschämt hineinschlüpfte. Dieses Mal mußte sie noch einen Augenblick verweilen: „Und entschuldigen Sie bitte", sagte sie, „wenn ich nächste Stunde nicht kommen kann. Ich habe Verlobungstag".

Der alte Herr lachte: „Ein zwingender Grund, Kind! Und das sagen Sie mir erst heute? Aber ich nehme an, daß Sie schon verlobt sind und nicht erst bis Mittwoch warten. Darum gratuliere ich auf der Stelle. Und das nächste Mal dann müssen wir ein bißchen erzählt bekommen. Ich will doch auch wissen, wer es ist. Und natürlich sagen Sie es so ganz zuletzt, damit man nicht mehr viel fragen kann. Aber warten Sie, das nächste Mal!"

Sie lachte, schlug in die Hand ein und ging rasch.

Nun hatte sie selbst nicht den Mund halten können um ihr Glück! Warum hatte sie nicht einfach eine Ausrede vorgebracht oder am nächsten Tag ein paar Zeilen geschrieben? Es war halt so, daß man Freude daran hatte, es zu erzählen. Aber schöner wäre es doch, wenn alle Liebe geheim bliebe vor den Menschen, nur ein einziger, seliger Strahl für das Auge, das ihn empfinge!

Vor den Anlagen kam Wilhelm ihr entgegen, die Studentenmappe unter dem Arm, in der Hand den Spazierstock, den er so bieder aufs Pflaster stieß. Keinen Tag war er ohne Blumen. Heute wickelte er ein köstliches Veilchensträußchen aus hellem Seidenpapier hervor, eigentlich die schönste Blume im Winter, weil sie an das Allernächste, Frühling und sprossende Hecken, erinnert. Marianne steckte sie unter dem Mantel fest, damit sie nicht Frost leiden sollten, nahm den hingehaltenen Arm, und während sie gingen und sprachen, freuten sie sich am gemeinsamen Schritt, der sie dahintrug. Wilhelm brachte Marianne bis nach Haus, und den kürzesten Weg wählten sie nicht. Sie hatten einander noch viel über Eltern und Verwandte zu erzählen.

Zwei Tage später standen sie erwartungsvoll unter der Halle des Bahnhofs und musterten die Fenster des einfahrenden Zugs. Marianne hätte nur raten können, denn sie kannte ihre künftigen Schwiegereltern nur nach der Photographie auf Wilhelms Tisch. Nun zog Wilhelm sie eilig mit sich durch die Menge der Ausgestiegenen. Vater und Mutter kamen umständlich zum Vorschein, hinter ihnen sprang Wilhelms Schwester Ellen ihrem Bruder in die Arme. Es ging an ein Begrüßen und Kennenlernen, das in den ersten Blicken ein verlegenes Einschätzen, in den ersten Worten laute Vertraulichkeit barg, von Lebhaftigkeit in Frage und Antwort beherrscht.

„Und wo ist Heinz?" fragte Wilhelm sich umschauend, während er das Ausräumen der Koffer überwachte. „Er wird doch nicht ausbleiben?"

„Er kommt", beruhigte Ellen und legte ihre Hand in unbewußter Zärtlichkeit auf den Arm des Bruders. „Er hat noch Freunde besuchen wollen und kommt mit dem Auto. Wir sind bei diesem Wetter doch lieber mit der Bahn gefahren."

Mit den letzten Worten wandte sie sich an Marianne, die in einer Art Bedrängnis Wilhelms Arm nicht losließ. „Auch meine Eltern kommen mit dem Kraftwagen", sagte sie. „Vielleicht sind sie schon da, wenn ihnen nämlich der Schnee nicht zuviel Mühe macht. Es schneit ja seit gestern in einem fort."

„Also dann voran!" brummte der alte Herr. „Wir sind fast die letzten."

Ein Wagen brachte die Gäste erst ins Hotel. Vater und Mutter versprachen, so bald wie möglich zu kommen, wenn sie sich nur erst ein wenig würden ausgeruht haben. Ellen schloß sich dem jungen Paar an, und bald saßen sie zu dritt in der Ecke bei dem feierlich gedeckten Tisch, an dem die Tante noch immer beschäftigt war. Mit grünen Topfpflanzen war das ganze Zimmer in sommerliches Gepräge getaucht, der Tisch selbst mit seiner Girlande aus Tannengrün hatte eine verfrühte Weihnachtsstimmung. Dazu verbreitete der Ofen eine behagliche Wärme.

Die beiden Mädchen fanden bei Schwätzen und Lachen rasch Gefallen aneinander, und beiden gefiel so die Wahl nicht schlecht. Die Tante war unglücklich, daß sie nicht einmal wußte, wann ihre Gäste kämen. Man wartete auf Mariannes Eltern, auf die bereits eingetroffenen Eltern Wilhelms, auf Heinz. Ellen erzählte von Heinz. Wie eigentlich er die Fabrik leitete, wie selbstbewußt und unbändig lebensfreudig er sei, was für Antworten er da und dort gegeben habe, und wie man noch mehr darüber lachen müsse, wie richtig bei aller unerwarteten Seltsamkeit diese Antworten seien.

„Solche Menschen seien wohl sehr amüsant" erwiderte Marianne, „aber niemals würde sie einen Menschen lieben können, dem die innerlich zarte Empfindung abgehe."

Aber Ellen verteidigte ihren Standpunkt, daß dies doch gar nicht bedeuten könne, daß solchen Menschen die Zartheit des Gefühls fehle. Sie äußere sich nur anders, und in ihrer Bedrängnis rief sie Wilhelms Meinung an. Wilhelm hielt zu Marianne, und so ging der kleine Streit hin und her.

„Für Künstler mag es ja etwas andres sein", lenkte schließlich Ellen ein, „aber amüsant ist Heinz doch, nicht wahr, Wilhelm? Ich möchte nur einen Mann von seiner Art heiraten."

Wilhelm konnte nicht anders als dies bestätigen. Er hielt Mariannes Hand in der seinen und drehte den Ring an ihrem Finger im Kreis. Marianne beugte sich zu ihm, gab ihm ohne Scheu vor der Schwester einen Kuß und entzog ihm die Hand.

Die jungen Leute standen auf und gingen in Mariannes Zimmer hinüber, in welchem, alles beherrschend, der schwarze Flügel stand. Der übrige Teil des großen Raumes, den man an den großen Scheiben unschwer als den einstigen Atelierraum des Onkels erkannte, war bis auf eine freundlich eingerichtete Ecke in der Nähe des Kachelofens ziemlich leer. An den Wänden hingen einige wenige Bilder. Ein Tisch an der Längsseite trug Noten in Stapeln und aufgeschlagen, daneben stand das Geigenpult, mit einer grünen Schnur an die Lichtkapsel der Wand angeschlossen. Eine von Seidenfalten gedämpfte Glaskuppel schloß sich eng der Decke an. In dem dunkel gestimmten Ton der Möbel und der Tapete, den die schweren Vorhänge noch unterstrichen, nahm sich der offene Geigenkasten mit dem veilchenfarbenen Tuch, das in zufälliger Draperie auf das Glanzschwarz des Flügels fiel, als das Hellste aus.

Unwillkürlich wurden Mariannes Hände zu der hölzernen Wiege gezogen, in welcher die Musik aller Menschensehnsucht schlummert, und während die beiden Geschwister auf dem Sopha Platz nahmen und zu den Cigaretten vor ihnen griffen, setzte Marianne die Geige an und stimmte sie spielerisch. Ebensogut konnte sie sie im nächsten Augenblick wieder in den Kasten legen, aber ihr war, als müßte es ihr lieber sein, nicht mit den andern auf dem Sopha zu sitzen, und als habe sie so einen Grund für ihre Absonderung.

Sie setzte den Bogen an und spielte mit geschlossenen Augen nach dem Fenster hin. Ein bewunderungswürdiges Gedächtnis erlaubte es ihr, sogar ganze Sonaten, die sie nur einige Male gespielt hatte, auswendig vorzutragen. Aus langsamer, zart getragener Stimmung heraus begann sie, bald aber verflocht sich die Stimme, und nun füllte ein einziges auf- und absteigendes Jauchzen das Zimmer, über das durchs Fenster die Dunkelheit des späten Wintertages hereinbrach.

So hätte man kaum das Eintreten des neuen Besuchers bemerkt, wenn nicht vom Gang her ein breiter Lichtstreifen hereingeflutet wäre, dem Marianne sich indessen nur mit einer geringen seitlichen Drehung zuwendete. Der Eingetretene blieb an der Tür stehen, Marianne spielte weiter. Ellen machte ihm Zeichen, zu ihnen aufs Sopha zu kommen, aber er blieb, wo er war; es war Heinz.

So verging eine Viertelstunde. Da öffnete sich erneut die Tür, Heinz wäre fast umgestoßen worden. Die Hand der Tante setzte das elektrische Licht in Tätigkeit, die Menschen im dunklen Zimmer erkannten einander. Es waren die Eltern, die zu ihrer Erholung etwas reichlich Zeit gebraucht hatten. Mit einem Schlag war der Bann gebrochen. Marianne ließ Geige und Bogen sinken, sie lächelte durch die Helligkeit hindurch, und dieses Lächeln fand im Angesicht des Mannes an der Tür ein seltsames Echo. Mit einem schwerfälligen Ruck ging er auf sie zu und schloß sie in seine Arme, aber nicht, wie ein neuerworbener Verwandter es tut.

„Es ist unmöglich!" rief er, den Arm um sie legend, „Wilhelm, du bist mein Bruder, aber es ist unmöglich, dieses Mädchen ist nicht dein, es gehört zu mir! — Marianne, sprich du selbst, daß es nicht sein kann; es ist furchtbar, aber es darf nicht sein, es wäre furchtbarer, wenn es zu spät wäre", und mit einem Griff hatte er ihr vom Finger den Verlobungsring entrissen und hielt ihn in der Richtung seines Bruders hin. „Nimm ihn zurück, Wilhelm" bat er mit heiserer, flehend kindlicher Stimme, „ich bitte dich, ich will alles für dich tun, nur nimm ihn zurück!"

Im ersten Augenblick hatte man wohl an einen Scherz gedacht, jetzt erhob sich Entsetzen. Der Vater trat vor und legte Heinz seine Hand auf den ausgestreckten Arm, die Mutter eilte auf Wilhelm zu, um ihn festzuhalten, der bleifahl mit wulstigen Falten auf der Stirn aufgestanden war. Sie verstanden sich sowieso nicht leicht, die beiden Brüder. Aber Ellen sprang auf Marianne zu, lachend vor Freude: „Marianne", rief sie, „sagte ich's dir nicht? O, ich wußte es, du paßt nicht zu jedem, du magst Wilhelm von Herzen lieb haben, aber die Braut — du kannst nur die Braut von Heinz sein. Sag es selbst, sag es gleich!"

Aber Marianne stieß sie von sich, machte sich los und eilte hinaus in ihre Schlafkammer nebenan, und als Ellen ihr folgen wollte, drehte der Schlüssel sich im Schloß. — Das war nun also das Neue, das Unglaubliche und Verletzende, das Unfaßbare, durch das hindurch sie sich zur Wahrheit hin kämpfen mußte, während sie im Zimmer nebenan mit lauten, erzürnten und flehenden Stimmen durcheinander sprachen und schließlich das Zimmer verließen.

Marianne warf sich hin und weinte — vor Verwirrung, vor Schreck, weil sie sich schuldig fühlte? Wie hätte sie es sagen können? Das Neue war da. Wer konnte es aus ihrem Herzen reißen? Und wie sollte sie die Beschämung ertragen? — „Geht doch alle, alle fort, alle beide!" schluchzte sie. Aber als Wilhelm vor ihr stand, und sie seine Stimme hörte, war ihr Ohr wie taub. Das Neue war gekommen, sie konnte nichts dafür. Sie konnte es nicht aussprechen, dieses „Ich liebe dich und nur dich", und nach einigen Minuten hörte sie, wie er finster das Zimmer verließ. Was sie an Trostworten gefunden hatte, hatte sie ihm gesagt, ihn beschworen, ihr Zeit zu geben. Aber, was ist Zeit? Den gebrochenen Glauben heilt keine Zeit. Sie öffnete nur ganz das angelehnte Tor des Glücks, das sie nun voll erkannte. Wenn das Neue da ist, so ist Todesstunde und Geburtsstunde in Einem.

Das Traumproblem in der germanischen Kunst

Von

Julius von Negelein

Unter den Problemen, die das menschliche Denken seit Urzeiten beschäftigt haben, ist keines volkstümlicher und — so müssen wir leider hinzusetzen — keines von der Lösung weiter entfernt als das des Schlafes und Traumes. Wir Modernen denken uns unter dem Schlafzustande etwas wesentlich Negatives: das Aufhören des Ichbewußtseins, der Willensimpulse, des Orientiertseins über Zeit und Raum. Ganz anders stellte sich die gesamte Antike den Schlaf vor: die Seele verließ in ihm ihr Haus, den Leib, um frei herumzuschweifen, Eindrücke zu empfangen und so zu handeln, wie die Individualität ihres Trägers ihr vorschrieb. Deshalb werden Schlaf und Traum in den indogermanischen Sprachen mit dem gleichen Worte bezeichnet: zur negierenden Fixierung des Begriffs fehlte der alten Zeit die Abstraktionsfähigkeit. Auch heutigen Tages sagt der gemeine Mann, zum mindesten meiner Heimatgegend: „Im Schlafe [nicht im Traume] habe ich den ... oder die ... gesehen." Solche Wendungen sind noch in anderer Hinsicht von Interesse: wenn beispielsweise der Landmann davon berichtet, daß er einen kürzlich Verstorbenen „gesehen" habe, so lehren Wendung und Gefühlsbetonung, daß er nicht daran denkt, hier von dem Trugbild der Phantasie zu sprechen, sondern in der nächtlichen Erscheinung eine zum mindesten höhere und nur ihm sich offenbarende Wirklichkeit sieht. Diese naive und naturnotwendige Verwebung des Traumbildes mit dem eignen Ich macht angesichts ihrer psychischen Einstellung das gesamte Traumproblem zu einem in hohem Maße Künstlerischen; denn was ist die Kunst anders als jene Vermählung von Ich und Du, die Durchdringung des Gegenständlichen mit lebendem Gehalt? Der Traum ist ein Kunstwerk in sich; er läßt der Phantasietätigkeit freien Raum, gestaltet die abgeschmackte Alltäglichkeit zum Wunderwerk um, über das wir bald staunen, bald lächeln, entschleiert die Wünsche unseres Herzens, wenn er uns Tote als Lebende begegnen läßt oder uns mit Gold überschüttet. Die Propheten des alten Testaments hörten in ihm Gottes Stimme und empfingen durch ihn die unantastbare Gewißheit ihres Berufs. In dieser Fähigkeit, uns über die Schranken des Menschlichen, über Raum und Zeit

hinwegzuheben, die Form in ihrer Starrheit zu Gunsten des seelischen Gehalts aufzulösen, liegt das Künstlerische des Traumes. Die scheinbare Zufälligkeit seiner Assoziationen macht ihn zum Märchen, einer ihm eng benachbarten Kunstform. — Dem gesunden Schlaf muß eine völlige Entspannung vorausgehen. Keine Sorge darf uns drücken, kein Gedanke sich mit dem leidigen Heute und Morgen beschäftigen oder mit strengen Ketten die Glieder der Wirklichkeitsreihen miteinander verbinden. Deshalb haben die Großen dieser Erde sich durch sanfte, „die Knoten der strengen Gedanken" auflösende Musik einschläfern lassen, wie eine Mutter ihr Kind in den Schlaf singt. Das Märchen wurde, ehe die Kunst des Lesens Allgemeingut geworden war und die Tagespresse an seine Stelle kam, geradezu als Schlafmittel angewandt und erfüllte seinen Zweck in glänzender Weise: seine Freiheiten führten uns, wie ich aus eigenster Erfahrung weiß, leicht und angenehm ins Reich der unbegrenzten Möglichkeiten und damit ins Traumgebiet. Doch nicht allein den Kindern verleiht es diesen Segen; die unter der schweren Last des Alltags stehende Frau bezwang ihre Müdigkeit, wenn sie von dem Schicksal des im Walde umherirrenden oder von fremden Menschen tyrannisierten Mädchens hörte; sie schlief, wenn sie schließlich vernommen hatte, daß ihm ein Königssohn beschieden war, mit dem beglückenden Bewußtsein ein, das uns in wacher Nacht ein unvermutet auftauchender heller Stern verleiht. Die Phantasien können sich im Traume fortspinnen; sie vermögen aber auch den umgekehrten Weg zu gehen: Momente des Traumlebens schaffen Märchengebilde. Dazu bedarf es allerdings der schöpferischen Phantasie des Einzelnen, der über der Masse steht. Wer unser Volk kennt, weiß, daß es geborene Märchen- und Geschichtenerzähler gibt; neben ihnen stehen die Sonntagskinder und andere bevorzugte Sterbliche, die „träumen können", d. h. visionäre Gebilde oft selbst in halbwachem oder völlig wachem Zustande sehen und auf schöpferisch veranlagte, geistig gesunde Individuen zu übertragen vermögen, Gebilde, die sie zu Märchenmotiven umgestalten und zu Märchen verpflechten. Die überall vorhandenen Sagen von der Weltvernichtung atmen einen durchaus traumhaften Zug; sie sind aus einzelnen Bildern zusammengesetzt, die der geängstigten Phantasie leicht entspringen können und, wie die Erzählungen frommer Morgenländer wissen lassen, entsprungen sind. Hier streifen wir bereits das Pathologische in den traumbildenden Momenten. Oft hat die christliche Kirche, desgleichen die buddhistische Doktrin, sich in der grotesken Ausmalung von Himmel- und Höllenvorstellungen wohlgefühlt und dadurch die Gemüter mächtig erregt, die Phantasie aufs äußerste erhitzt. Die Folgen machten sich auch im Traumleben geltend, in welchem sich Angstvorstellungen projiziert verkörperten. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diesen Phantasien nach der Auffassung selbst der spätesten Zeiten eine Art von Realität zukam, wird man die gewaltige Rückwirkung des Traumlebens auf den Zustand des Wachens richtig einschätzen. Wir befinden uns, was den Charakter dieser Gebilde anlangt, auf einem festeren Boden als zuvor. Während es nämlich ganz unmöglich ist, irgendwie vorauszusagen oder vorauszuahnen, wovon ein völlig gesunder Mensch träumen wird [selbst dann, wenn wir seine Person und sein Schicksal auf das genaueste kennen], ist der Vorstellungskreis des körperlich oder psychisch Affizierten pathologisch eingeengt. Seine Impulse drängen stets nach der nämlichen Richtung und finden deshalb einen nahezu gleichartigen Ausdruck, für den das Märchen zahllose Belege liefert. Besonders hervorzuheben sind hier die Gespenstergeschichten, von denen man vielfach nicht weiß oder wissen soll, ob sie dem Schlaf- oder Wachzustand des Menschen angehören, der, etwa unter dem erschütternden Eindruck des plötzlichen Todes eines lebenskräftigen Angehörigen, dessen nächtlichen Besuch erleidet. Es sei hierbei auf die schlichte, aber bedeutungsvolle Tatsache hingewiesen, daß der also Heimgesuchte, meinen Erfahrungen nach, niemals vom „Geist" oder „Gespenst" des Dahingegangenen spricht, sondern von ihm stets als von einem „Er" redet: die Vision ist etwas reales; Geist und Körper fallen begrifflich völlig zusammen. Zu besonders furchtbarer Wahrheit steigert

sich die Vision, wenn der Tote den Lebenden berührt, wie im „Erlkönig“. Er vermag ihn selbst zu rauben. Die Entführung der Leonore durch ihren Geliebten war von Bürger, wie wir von ihm selbst wissen, in ihrer ganzen Furchtbarkeit mit der Deutlichkeit einer Halluzination „vorempfunden“ oder „vorgefühlt“, um einen Goetheschen Ausdruck zu brauchen, der diese intuitive Form des Kunstschaffens in unvergleichlicher Weise dem Verständnis nahe bringt. — Das Grimmsche Märchen spricht häufig von Dämonen, namentlich Zwergen, die Neugeborene rauben. Die in der tiefsten Psyche der jungen Mutter eingewurzelte Angst um den Verlust des eben ihr geschenkten kostbaren Lebens brauchte zweifellos nur den leisesten Anstoß, wie jedes Ammenmärchen ihn zum Überfluß kräftig bot, um sich als Furchtgebilde zu objectivieren und die im Unterbewußtsein längst verankerte Form des räuberischen Kobolds anzunehmen. Bedeutsam genug ist es ohnehin, daß unsere Sprache gerade das Ammenmärchen hervorhebt. Die Amme, deren physiologische Funktion, die Milchsekretion, in fremdem Dienste mißbraucht wird, ist, mehr als die Vertreterin irgendeiner anderen Berufsgruppe, reines Geschlechtswesen. Das Vegetative wiegt bei ihr vor. Ihre in den Bahnen des Sexuallebens arbeitende Phantasie fügt einen in seinen schattenhaften Umrissen völlig dem Instinktleben entnommenen, „mit der Muttermilch eingesogenen“ Schatz von Gebilden zu Einheiten zusammen, die als Ammenmärchen eine außerordentlich große suggestive Gewalt besitzen und deren Besitzerin, die Amme selbst, mit einer Macht ausrüsten, die den unter ihr leidenden Teilen, den anderen Hausmitgliedern, nur zu bekannt ist. Es würde sich verlohnen, diesen Gebilden einmal nachzugehen. Wenn das Märchen erzählt, daß eine Königin schlief und alsdann ihr Kind, etwa gar in Gegenwart der Kammerfrau, gegen einen Wechselbalg (Zwergenkind) vertauscht wurde, so liegt sicherlich ein Ammenmärchen vor: die Disharmonie zwischen dem kranken realen und dem blühenden irrealen, dem „Wunsch“-Wesen wird durch die Sage vom Kinderraub und der Kindervertauschung ausgeglichen. — Die vertauschenden Mächte wie das untergeschobene Kind gehören dem Totenreiche an. Schon Grimm hat darauf hingewiesen, daß es die mächtige Schatzkammer ist, die mit ihren unterirdischen Bewohnern die Welt der Lebenden bevölkert. Viele der bekanntesten Sagen (Frau Holle u. a. m.) sind harmlos und novellistisch, leider bisweilen auch süßlich drapierte Darstellungen jenes Wechselverkehrs zwischen Lebenden und Toten, wie sie die Traumphantasie unter gewissen Bedingungen fast mit Notwendigkeit bietet. Hervorhebenswert ist es, daß hier, beinahe wie von einer Selbstverständlichkeit, von Traumgesichten, von Visionen, geredet wird, während viele Gebilde dieser Art vom Gehörsinn ihren Ausgang nehmen, so z. B. die Gottesoffenbarungen der vielleicht ältesten Quelle der Genesis.

Zum Reich des Todes, der Nacht und Hölle wurden die Seelen der Schläfer bekanntlich namentlich in den Phantasiegebilden entführt, die in den Brockenfahrten der Hexen ihre halbmythische Ausprägung fanden. — Zunächst handelte es sich hier um sexuelle Wunschträume, sodann aber um psychopathische Erscheinungen. Die Hexenverfolgungen, deren Bestialität und sachliche Unvernunft uns unfaßlich erscheint, zogen eine Furcht vor diesen Wahnbildungen groß, die auf dem Wege der Conträrsuggestion solche wollüstigen Bilderreihen epidemisch verbreitete. Die unglücklichen Opfer jener Pseudojustiz haben unter der Folter die von ihnen im Traum oder der Halluzination verübt geglaubten Buhlschaftsakte mit dem Teufel bis in ihre Einzelheiten hinein als tatsächlich erfolgt hingestellt und beschrieben. Interessant ist dabei die Verwendung der „Hexensalbe“, die den Ritt (Flug) zum Platz der Orgien ermöglicht haben sollte. Ihre Verwendung beruhte zweifellos auf falschen Voraussetzungen ihrer Wirksamkeit, die suggestiv war. Anders verhält es sich mit der des Haschisch, eines im Orient weithin verbreiteten Hanfpräparats, das Fliegeträume und halbschlafähnliche Zustände erzeugen soll, die den ihrer Teilhaftigen auf Fittichen dahintragen. Im Occident hat dies vernichtende Gift glücklicherweise keine weitere Verbreitung gefunden; die zu uns gewanderten

morgenländischen Märchen aber zeigen vielleicht Spuren seiner Anwendung. Sicher ist es, daß das Motiv der schnellen Versetzung eines Menschen von einem Ort zum Anderen in Indien heimisch ist. Dort leben Wunschdinge wie Wagen und Paläste, die mit Gedankenschnelle an jede beliebige Stätte gebracht werden können und ihrerseits den Insassen jeder räumlichen Entfernung überheben, seit alter Zeit im Märchen fort. Es läßt sich erweisen, daß durch solche Gebilde die Kraft der Raum und Zeit aufhebenden Phantasie veranschaulicht werden soll. Wo aber tritt sie deutlicher hervor als im Traum? — Groß ist ihre, selbst den unbewußten Teil unseres Seelenlebens, ja das eigentliche Reflexgeschehen regulierende Macht. Daß sie, aufgepeitscht durch schlechte Lektüre, gemeine Bilder oder Erzählungen, das Traumleben beeinflußt und sich auch reflektorisch Geltung verschaffen kann, ist bekannt. Die Erfahrungen der Hexenprozesse würden es zur Genüge lehren. Bemerkenswert ist, daß den Teufelsbuhlschaften der Verkehr mit Engeln als Gegenstück gegenübersteht. Zunächst ist er rein körperlich zu denken, wie in der Genesis, später wird das Sexuelle verfehmt und ausgeschieden, obgleich die himmlischen Erscheinungen, mit denen fromme Nonnen beglückt werden, natürlich einen geschlechtlichen Unterton haben. Für die Einstellung der Ketzerrichter ist die an die Jeanne d'Arc (Jungfrau von Orleans) gerichtete Frage bezeichnend, ob sie den Erzengel Gabriel nackt gesehen habe. In solchen Engelbesuchen liegen, namentlich wo es sich um hysterisch veranlagte weibliche Wesen handelt, oft eher Visionen als Träume vor. Eine Grenze zwischen beiden ist nicht zu ziehen. Der Orientale träumt oft im Wachen; das blos Passive der Körperhaltung versetzt ihn in den Zustand der Halbnarkose oder Hypnose. Diener schlafen zu Füßen ihrer europäischen Herrn bisweilen ein dutzendmal am Tage ein. Die Unorientiertheit über ihre Lage verändert den Begriffsgehalt der zu ihnen geredeten Worte, der auf sie einstürmenden Sinneseindrücke, die sie alsdann überwältigen. Eine Fliege kann unter solchen Umständen zum Riesenvogel, ein nahes Geräusch zum Donnerton werden. Deshalb ist der Orient die Heimat des Märchens. Die durch günstige äußere Bedingungen gesteigerte Beeinflußbarkeit des Morgenländers macht mittelst Massensuggestion das Unglaubliche möglich. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß selbst indische Gelehrte das nur Minuten beanspruchende Wachsen und Erblühen von Pflanzen — man vergleiche die sich vor unseren Augen erschließende Wunderblume des Märchens — für reale Tatsache halten, während wir darin ein wohlgelungenes, hypnotisches Experiment sehen würden. Jedenfalls können solche Träume befruchtend auf die schöpferische Phantasie wirken, wie die angedeuteten Zwischenzustände bereits der Kunst unschätzbare Ausdrucksmöglichkeiten verschafft haben. Ich gedenke hier der Visionen der Jungfrau von Orleans bei Schiller und der Elsa im Lohengrin. Die letztere hat „einen träumerischen Mut". Die bloße Erzählung ihrer „Heimsuchung" wird ihr zum Erlebnis. Die Musik veranschaulicht in nicht wiedergebbarer Vollendung das Einschlafen der bedrängten Fürstentochter, ihre friedlichen Atemzüge, die ersten wirren Traumbilder und endlich, vorbereitet durch Töne, die wie ein Lichtstrahl aus höheren Welten auf uns herabfallen und sich zum Motiv auswachsen, die Erscheinung des Lohengrin. — Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Idee der Jungfrauengeburt mit solchen Vorstellungen eng verwandt ist und einen hohen poetischen Zauber hat. Im Traum befruchten die Götter Griechenlands sterbliche Weiber, steigt Buddha zur irdischen Geburt in den Leib seiner Mutter. Wir müssen uns nur immer darüber im klaren bleiben, daß dem Traumzustande und seinen Erlebnissen völlige Realität zugeschrieben wurde. Erst die moderne Phantasie verflüchtigt und verschleiert das Stoffliche dieser Vorgänge. Jedenfalls ist hier die Traumerfahrung zum Mythus geworden.

Das Streben nach der Gottesnähe zeigt sich in reinerer Form, wenn es wunschfrei nur die Vereinigung mit dem Höchsten sucht. Auf dieser Stufe stehen Märchen und Traum im allgemeinen nicht. Dem eingeengten Bewußtsein eröffnet sich zwischen dem allmächtigen Gott, dem allmächtigen irdischen Regenten und dem Zauberer kaum ein

Zwiespalt. Ich habe in vergangenen Jahren viele Dutzende von Malen geträumt, ich wäre dem Kaiser vorgestellt worden. Mein erstes Gefühl: hilflose Befangenheit, schulbubenhaftes Zagen; das zweite: du könntest geköpft werden; das dritte: will er dich zum Minister machen? — Ich war damals nicht mehr naiv genug, um mir den Kaiser stets mit Krone und Szepter ausgerüstet zu denken, sonst würde ich ihn im Traum sicherlich in diesem Ornat gesehen haben. Das Märchen projiziert die Traumvorstellung aufs klarste: der König ist ihm der unbeschränkte, furchterregende Machthaber; seine Rätselfragen oder Aufträge bringen den Ankömmling um den Kopf oder auf den Thron. — Überhaupt spielt das Rätsel in Märchen und Traum die gleiche Rolle: es ist berufen, den zur Lösung Verurteilten zu Tode zu ängstigen. — Den drei Rätseln sind die drei Wünsche benachbart, die Gott, mit erstaunlicher Naivität menschengleich unter Menschen wandelnd gedacht, zur Erfüllung bietet. Es muß hier immer wieder darauf hingewiesen werden, daß solche Märchen nicht etwa novellistische Einzelprodukte sind, sondern, Farbe und äußere Gestalt wechselnd, oft von der Heimat der entlegensten Südseeinsulaner bis ins Herz Europas hinein sich verfolgen lassen und zahllose Generationen überdauern.

Keine Kunstform wird so leicht wie die Musik sich an den Traum anknüpfen, Traumgebilde wiedergeben und erzeugen können. Wie sehr die Wirkung von Shakespeares „Sommernachtstraum“ durch die Mendelsohnsche Musik unterstützt wird, ist bekannt. Der äußerst musikalische Lenau, dem die „Traumgewalten“ „ein Übermaß“ von Freude und Schmerz verleihen konnten, der in ihnen mit furchtbarer prognostischer Klarheit seinen Wahnsinn vorgebildet erkannte, dem sich Musik und Dichtkunst (er selbst war ein Geigenkünstler) aufs innigste vermählten, schuf beim Klange der Instrumente Traumbilder von berückender Schönheit. Am 21. August 1837 schreibt er an Sophie Löwenthal: Eine Ouvertüre von Mendelsohn zur schönen Melusine regte mich wundersam auf. Es tönt ein so träumerisches Leben, eine so dämmernde Schwermut in diesem Stück ... Eine Stelle ist, als ob in einer einsamen dunkeln Grotte kristallene Thränen klingend herabträufelten. Die linke Hand, der volle Baß, streute weiches Moos, die Passagen verwirrten sich wie gekreuztes dichtes Gezweig; ich war recht tief im Wald.“

Die germanische Literatur im gegebenen Rahmen nach der von uns bezeichneten Richtung zu durchmessen, ist natürlich unmöglich; nur zweier ihrer größten Repräsentanten dürfen wir abschließend mit einigen Worten gedenken.

Goethe war dank seiner rastlosen Aktivität kein Freund des Schlafes. Er läßt zwar seine Baucis sagen: „Langer Schlaf verleiht dem Greise kurzen Wachens rasches Tun“, doch begnügte er selbst sich, auch in seinen Greisenjahren, mit wenigen Stunden der Nachtruhe. Er war ein Frühaufsteher. Der Schlaf galt ihm als Mittel, tätig zu wirken. Die ihm eigen gebliebene Frische hat man nicht ganz mit Unrecht auf diese seine Lebensgewohnheit und Lebensauffassung zurückgeführt. Freilich kennt auch er die wachen Nächte des schuldbeladenen Gewissens, die Qualen des kranken Gemüts, dem „des Nachts die Träume kommen nur in trauriger Gestalt“. Er kennt auch andere Quellen des ängstigenden Traumlebens: „Ein ungebändigt Leben, wie es uns wilde, schwere Träume gibt, macht uns zuletzt am hellen Tage träumen“ und führt seinen Tasso als einen lebenden Beweis für diese Wahrheit ein. Die klare Aufnahmetätigkeit der Sinne seitens dieses zerrütteten Menschen (den der, bekanntlich selbst dem Trunke verfallen gewesene, ehemalige Berliner Hofschauspieler Matkowski mit grandioser Intuition darzustellen verstand) erscheint durchsetzt von Phantasiegebilden, traumhaften Halluzinationen, die ihn „das Gegenwärtige ganz verkennen“ lassen und dadurch in schwere Konflikte mit der Welt der Wirklichkeit bringen, wie auch Max Piccolomini die „Wirklichkeit zum Traum“ macht, indem er nach Schillers Art sie in ästhetisierender Weise mit einem wahrheitverschleiernden Nimbus umgibt. Menschen dieser Art, die, um mit dem Mercutio in „Romeo und Julia“ zu sprechen, als „Träumer öfters lügen“, d. h.: Phantasiegebilde und Wirklichkeit nicht auseinanderzuhalten verstehen, sind zu gut oder zu schlecht für

diese Welt. Sie gehen ausnahmslos zugrunde. Goethe gehörte zu ihnen nicht. Er schreibt in seinen Briefen und Tagebüchern häufig von langem Schlaf, der ihn nach großen Anstrengungen erquickt hat, aber (obgleich er in gewissem Sinne abergläubisch war) kaum jemals von Träumen, die bestimmend auf sein Handeln eingewirkt hätten. Die Ruhe der Nacht ließ ihn den Aufgaben des Tages gerecht werden; deshalb ist sie die Erfüllerin aller Wünsche, das „gute Mädchen", das „zu allen Dingen ja" sagt. Dem unmittelbar vor der Hinrichtung stehenden Egmont zeigt sie die Gestalt der Geliebten, gekleidet ins himmlische Gewand der Freiheit. Schiller hat in dieser Erscheinung gänzlich mißverständlich eine kaltsinnige Konstruktion gesehen. Tatsächlich entspringt sie nichts anderem als einer, nur dem Liebenden möglichen, Einfühlung in die Seele des geliebten Wesens und in die Triebkräfte seines Handelns. Jenes Klärchen ist es ja in der Tat, das dort die mattherzigen, feigen Bürger zur Befreiung Egmonts hinreißen will. Es zeigt, da ihr dies mißlingt, den Weg zur himmlischen Freiheit, zu der es ihm vorausgegangen ist. — Eine sehr große Rolle spielt die Traumwelt im Faust, dessen Gestalten „aus Dunst und Nebel" dem Dichter, der sie erschaute, wie Traumgestalten erstiegen sind. Die „Szene im Himmel" können wir kaum als einen Traum ansehen. Sie atmet den Geist Hans Sachsscher Naivität und ist dessen Spielen nachgebildet. Dagegen verliert sich die Phantasie des Faust, dem die Gebilde der Magie visionäres Leben gewinnen, der sich Flügel wünscht, um, der Sonne gleich, allschauend die Erde zu umkreisen, völlig in der Traumwelt —: „Ein schöner Traum, indessen sie entweicht." — In ein „Meer des Wahns" verstrickt ihn der entweichende Mephistopheles. Nirgends in der Weltliteratur ist die in losen Assoziationen arbeitende Denktätigkeit des den Hemmungen des Schlafes unterliegenden Gehirns, das Aufquellen, Wuchern, Schwanken, Abgelöstwerden der Traumkomplexe mit ähnlicher Meisterschaft dargestellt, durch Festhalten der verfeinert-wollüstigen Grundstimmung die Einheit des künstlerischen Tons vollendeter gewahrt worden als in diesem Gesang der dem Mephisto untertänigen Dämonen. — Fausts Wunsch wird erfüllt: zwar nicht mit „des Vogels Fittich", wie in der Volkssage, aber mit dem Mantel des Mephisto wird er über die Erde hinweggetragen. Dieses Gewand ist wie das Wotans ein „Wunsch"-Ding, ein reiner Zauber-, Märchen- und Traumgegenstand, der den Träger unsichtbar macht und entrückt. Die Hexenküche und Brockenfahrt gehört in die „Traum- und Zaubersphäre". Nur mit der Gretchentragödie betreten wir den Boden der Wirklichkeit. Das unglückliche Mädchen wird nicht wahnsinnig, sondern unterliegt hysterischen Halluzinationen, die durch äußerste Gemütsaufregungen, verbunden mit Schlafmangel, hervorgerufen sind. Im zweiten Teil der Dichtung wird der zum tätigen Leben wiedererwachte Faust abermals in Schlaf versenkt. Im Traum gehen die bizarren Gestalten der mythischen Frühzeit der Antike an ihm vorüber, sucht und findet [in einer leider nicht ausgeführten Partie] er Helena, deren phantasmagorische Erscheinung, losgelöst von Zeit und Raum (zugleich im alten, mittelalterlichen und modernen Griechenland und Deutschland], ebenfalls nur als Traumbild verstanden werden kann. Die Darstellungen von Fausts Tod und Entrückung bedienen sich der Bilder der spätjüdischen, dem Parsismus entlehnten Eschatologie: die im leidvollen Schlummer befangene Menschenseele wird durch ihr eigenes himmlisches Abbild, das als Seelenführer (Gretchen) auftritt, dem erweckenden Lichte zugeführt. Das ganze Leben ist danach ein Traum, das traumhafte Vergängliche nur ein „Gleichnis" des realen Ewigen. — Weit treten diese Einzelmomente an Wichtigkeit hinter der Eröffnungsszene des zweiten Teils der Dichtung zurück. Sie zeigt den im Genuß fast zum Verbrecher gewordenen Faust zunächst schlafend, sodann gestärkt zu neuem Tun erwachend. Die Genien der Nacht haben ihn geheilt. Es ist bekannt, welche leidenschaftliche Opposition gerade diese Wendung namentlich auch von Seiten Th. Vischers gefunden hat: Vom mehrfachen Morde „wird man durch Elfensänge nicht kuriert". Und doch liegt hier jene in der Heilung des Orests (Iphigenie) wiederkehrende, echt antike Auffassung

der Schuld als Krankheit, die durch das Remedium des Schlafs gebannt werden kann, vor. Die Gottheit wirkt im Schlaf, entfernt „des Vorwurfs glühend bittre Pfeile“. Die zum Wahnsinn (Orest), zur Verzweiflung (Faust) führende Gewissensangst findet unter göttlicher Einwirkung hier ihr Ende. Die Schuld ist danach etwa Äußerliches, eine Sendung der Götter. Der „ethische Naturalismus“ des jugendlichen Goethe (Werther, Stella, Egmont) hat sie stets als solche gelehrt; im Traum erfolgt die Katharsis (Reinigung). Der Glaube an die unantastbare Güte der menschlichen Natur, die, dank einer höheren Führung, über alle Hindernisse hinweg zum rechten Ziel leitet, gehört zur Lebensauffassung des größten deutschen Kunstgenies.

Shakespeare war von der „Zauberkraft“ der Musik, ihrer Fähigkeit, die menschlichen Leidenschaften aufzuregen und zu besänftigen, tief durchdrungen. Sein Herzog in „Was ihr wollt“ läßt sich durch gefällige Melodien in einen träumerischen Halbschlaf versenken, denn die Musik ist „der Liebe Nahrung“. Nur streifen will ich den „Sommernachtstraum“ (dessen Häufung von Unmöglichkeiten, von phantastischen Kombinationen, im Epilog als Folge davon erklärt wird, daß der Zuschauer dies alles ja nur geträumt habe); sowie „Richard den Dritten“, wobei daran erinnert sei, daß die Traumgesichter des Mörders zugleich ihm Unglück und Richmond Glück verheißen, also in diesem Werk der noch nicht voll gereiften Shakespeareschen Kunst nicht bloß als Visionen des Königs angesehen werden können, sondern eine gewisse Realität haben müssen. Dagegen sei erwähnt — was bereits längst erkannt ist — daß die zeitlich späteren Dramen, die ja immer finsterer werden, die Sehnsucht (z. B. Hamlets) nach dem Tode als dem ewigen Schlaf öfter durchfühlen lassen, dessen Träume das Einzige sind, was der Mensch noch zu fürchten hat. Schlechter Schlaf und böse Träume haben den früh dahingegangenen Genius Shakespeares zweifellos gequält. Der zweideutige, schwankende Charakter des auf unklaren Wegen zum Thron gelangten Heinrichs IV. ermangelt der Direktive, als das Lebensziel seines Ehrgeizes, die Krone, erreicht ist. Der nach außen gewandt gewesene Stachel beginnt sich nach innen gegen seinen Träger zu kehren, quält ihn stets mehr und tötet ihn schließlich. Allmählich aufgerieben von der Sorge um das erschlichene Kleinod, „das weit des Schlummers Pforten offen hält in mancher bangen Nacht“, bricht er, innerlich unterhöhlt und aufgezehrt, zusammen. Die furchtbare Gerechtigkeit des Schicksals zeigt sich in dessen Strafe: der König verliert den Schlaf, des Bettlers allgemeinstes Gut, das keine Lockmittel dem kronentragenden Haupte zurückschenken, und das an Wert doch alle Schätze überwiegt. Der Monolog in Heinrich IV. (2. Teil, III 1) zeigt bereits jene Weltauffassung, die im Macbeth mit grandioser Gewaltigkeit zum Durchbruch kommt. — Die Charaktere — hier Heinrich, dort Macbeth — sind äußerst verschieden; hier Kälte, List, kleinliche phantasiearme Berechnungs- und Verstellungskunst, dazu ein Zug fast spießbürgerlichen Familiensinns — gleichwohl im ganzen ein Mann, der unter günstigen äußeren Umständen sich gut in der Welt behaupten, ja eine Krone tragen und diese vererben kann; dort die geborene Kraftnatur, begabt mit furchtbarer Stärke des Körpers und des Willens bei innerer Haltlosigkeit. Beiden gemeinschaftlich ein verzehrender Ehrgeiz, der hier gern mit kleinen Mitteln arbeitet, dort mit einem „alles oder garnichts“ jede Schranke überspringt. Macbeth ist kein Mörder von Naturveranlagung oder Profession, sondern ein Gelegenheitsmörder — und eben das richtet ihn zugrunde. Der einfache degenerierte Massenschlächter würde zynisch töten und skrupellos die Früchte seiner Taten ernten. Macbeths überhitzte Phantasie, die in hundert schlaflosen Nächten das Gold der Krone vor sich flimmern sah, schaut jetzt, da die Gelegenheit ihm günstig ist, zum Ziel zu kommen, den blutigen Dolch, der ihn zum Opfer führt, mit dem Zwange des Naturgeschehens ihn nachlockend. Ist er ein Traum? eine Vision? Wer will es entscheiden? Alle Zwischenstufen zwischen Nacht und Licht durchmißt der Schritt der Riesentragödie. Nur niemals völliger Tag, nie ganze Nacht! Es ist deshalb auch müßig, zu fragen, ob in Shakespeares Sinne die Hexen reale Er-

scheinungen oder Produkte einer geängstigten Phantasie sind. Eben diese Unklarheit gibt ihnen das unheimliche Dämmerlicht, dessen sie bedürfen. Zu erwägen ist nur eins: Macbeth ist ein Schotte und galt schon deshalb als äußerst abergläubisch, im Sinne der damaligen Zeit als Hexenmeister, zum mindesten als mit dem Reich der Nacht verbündet. Man vergleiche die geheime Weisheit und Zauberkunde des Glendower in Heinrich IV., 1. Teil, III 1. Glendower war ein Wälscher und spielte deshalb unter den Engländern etwa die gleiche Rolle wie unter den Deutschen Ostpreußens der abergläubische Litauer. — Das durch den Ehrgeiz aufs äußerste gesteigerte phantastische Element von Macbeths Naturveranlagung wird, psychologisch äußerst fein, mit seinem Feldherrnsinn verknüpft. Auch Wallenstein, Blücher, selbst Napoleon I. und viele andere Heerführer litten an übersteigerter Phantasietätigkeit, einzelne, wie Blücher, geradezu an Halluzinationen, aber keiner von allen unterlag ihnen. Für Macbeth werden sie sein Schicksal, sein Verdammungsurteil, sein Gericht. Sie treten an die von düsteren Plänen gequälte Seele, an den innerlich wurmfräßigen Charakter, der nicht falsch spielen, aber unrecht gewinnen möchte, im Schlafe heran. (Deshalb betet Banquo im bewußten Gegensatz vor dem Einschlafen zu Gott, er möge böses Denken hemmen, dem Natur im Schlafe Raum gibt.) Sie erscheinen ihm in Gestalt der Versucherinnen, die nur das aussprechen, was er schon längst empfunden, aber kaum zu denken gewagt hat. Sie gewinnen in Gestalt des blutigen Dolchs über ihn Gewalt und treiben ihn zum ersten, furchtbarsten Mord. (Es muß darauf hingewiesen werden, daß sich die Phantasie des Mörders häufig an das Instrument der Tat klammert, so daß dieser, wie einem inneren Zwange gehorchend, von ihm g e f ü h r t, zu handeln scheint.) Sie drängen das Bild des Ermordeten an die erleuchtete Gasttafel. Endlich bewältigen sie ihn völlig. Er redet in Bildern voll wirrer Phantastik. Für ihn werden „erlebte Gräuel schwächer als das Graun der Einbildung“, die Erde zu einem Schatten, das Leben zum Komödianten, der pathetisch von dem spricht, was in Wahrheit nicht existiert. Wodurch aber wurde diese völlige Zerrüttung möglich? Die einzige wahre Freundin seines Lebens, die mitschuldige Gattin, erkennt es mit weiblichem Scharfsinn: „Dir fehlt die Würze aller Wesen, Schlaf!“ Nach der Ermordung des Königs wars ihm, als rief es durch das ganze Haus: „Schlaft nicht mehr, Macbeth mordet den Schlaf . . . und darum soll Cawdor nicht schlafen mehr, Macbeth nicht schlafen mehr“. Er selbst preist den Schlaf mit Worten voller Tiefe und Innigkeit, derart sie in der Weltliteratur nicht wiederkehren und beneidet den ruhig dahingebetteten Ermordeten: „Sanft schläft er nach des Lebens Fieberschauern.“ Lieber will er bei den friedlich schlummernden Toten ruhen als in der Bedrängnis solcher bösen Träume, wie sie ihn allnächtlich schütteln. Der Schlafmangel macht ihm den Traum zur Wirklichkeit, den wachen Zustand zum Traum. Ein Umkehren auf seinem Wege ist ihm nicht mehr möglich. Wie ein Wahnsinniger sticht er um sich, die Schreckgebilde der kommenden Rache zu vernichten; und wie ein Wahnsinniger, der den eignen Doppelgänger wegtilgen will, tötet er sein inneres Ich. Seine Kraftnatur hatte ihn, wie Faust, gegen die j e n s e i t i g e Vergeltung gleichgültig gemacht, „doch immer wird bei solcher Tat uns schon Vergeltung h i e r“. Der Fluch der Schlafentziehung trifft nach dem alten Gesetz des ius talionis „Aug um Auge, Zahn um Zahn“ ihn, der „den Schlaf gemordet hat“. Durch Schlaflosigkeit wird ihm das Leben zur diesseitigen Hölle. — Seine Gattin, die Mittäterin bei seinen Gräueln, hatte mit jener, tief in psychopathisch veranlagten Frauennaturen verankerten Skrupellosigkeit auf den ersten Mord hingearbeitet und war doch zu schwach gewesen, ihn selbst zu vollbringen, weil ein Rest der ihr erhalten gebliebenen sittlichen Gesundheit in schauerlicher Reaktion auf den rapid erkrankenden psychischen Organismus dem Bilde des schlafenden Opfers das des eignen Vaters unterschob. Mit dem der Gefährtin eines Macbeth eignen Heroismus hatte sie gegen die auch auf sie eindringenden „Phantasiegebilde“, durch die sie nach der Aussage ihres Leibarztes „gestört, der Ruh beraubt“ wurde, angekämpft, ja, sie voll moralischen Schwachsinns selbst noch dann ver-

lacht, als sie sich in blutiger Gestalt am hellen Tage an ihre Tafel setzten, um alsbald im strafenden Fieberwahn des Halbtraums von ihnen aus dem Bett gepeitscht, schließlich auch wohl im wachen Zustande gemartert und in den Selbstmord getrieben zu werden. Wenn irgendwo, müssen wir hier Shakespeares diesseitig gerichtete Weltanschauung wiederzufinden glauben. In ihr hat das Schlaf- und Traumproblem eine zentrale Wichtigkeit, eine Gewalt der Darstellung, eine Vertiefung erfahren, über die nichts hinausgeht, was Menschen je erdachten; und doch finden wir im deutschen Sprichwort den Sinn der größten Tragödie, positiv gewandt, in den schlichten Worten wieder: „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen."

Probleme der modernen Porzellankunst

Von

Hanns Herrmann

Stärker denn je vollzieht sich in den Menschen unserer Tage die Loslösung von den Hemmungen der Tradition. Besonders die Künstler, deren Schaffen durch die Fesseln überlieferter Formgesetze behindert wird, ringen um ihre innere Freiheit. Der Expressionismus, wieder und wieder totgesagt, wird über seinen Tod als technische Manier hinaus zu einem Phänomen, das berufen erscheint, endgültiger Audruck unserer Einstellung zu der Welt der Wirklichkeit zu werden. Er wird epochemachend: Durchgangspunkt zu immer weiter gestecktem Ziel; als Manifestation geistiger Kraft (nicht einer bestimmten Manier) zum Ausdruck unserer Zeit. Noch stehen wir erst im Anfang. Das Zurückgehen auf die letzten Grundlagen unserer geistigen Struktur — handle es sich nun um die logische Kraft unserer Vernunft oder um die seherische Kraft unserer Intuition — hat gerade die Kunst, die weder des einen noch des anderen entbehren kann, vor völlig neue Probleme gestellt. Das Klassische hat einen etwas ominösen Beigeschmack bekommen; überlieferte Formen erscheinen überholt. Ein neues Lebensgefühl ringt um neue Ausdrucksmöglichkeiten. Besonders deutlich muß der Widerwille gegen die „organische Weiterentwicklung", dieses Schlagwort talent- und geniefeindlichen Weiterwurstelns, da zutage treten, wo mehr äußere Gründe zum Festhalten an der einmal eingeschlagenen Bahn bestimmten.

Die Porzellankunst zehrt noch heute von einem schier unerschöpflichen Schatz alter Formen. Man hat es da ja so bequem. Ein Meisterwerk Kändlers oder Bustellis abzuformen und für modernen Fabrikbetrieb einzurichten, erfordert keinen Aufwand an künstlerischem Zielwillen. Hatte ein solches Wiedererwecken der alten Kunst noch insofern einen gewissen Sinn, als es dem Porzellanliebhaber in den meisten Fällen nicht möglich ist, sich Originalstücke zu verschaffen und er in diesen Neuausformungen doch einen Begriff davon bekommt, was damals geschaffen wurde, so ist es unbedingt als grober Mißgriff zu bezeichnen, wenn man daranging, andere Manufakturen überall nachzuahmen (Kopenhagen!) oder gar Abgüsse nach der Natur in Porzellan auszuformen. Dem Porzellankenner, der die Entwicklung der anderen Kunstgattungen aufmerksam verfolgte, mußte es klar werden, daß hier gründlich Wandel geschaffen werden mußte, wenn anders die Porzellankunst nicht zu einem Objekt für Raritätenkabinette werden sollte.

Als der deutsche Werkbund seine verdienstvolle Säuberungsaktion gegen den Kitsch

in Kunst und Kunstgewerbe begann, stand unter dem theoretischen Rüstzeug der Begriff der Materialgerechtheit an erster Stelle. Eine scharfe Bestimmung dieses Begriffes ließ sich nur aus den technischen Möglichkeiten des Materials ableiten und nur für den so umgrenzten Begriff war ein objektiver Maßstab möglich. — Heute wird die klare Einsicht in die Beschränktheit der Forderung durch die Berufung auf ein mehr oder weniger vages „Gefühl" überwuchert; da versteht jeder unter Materialgerechtheit etwas anderes und die wenigsten von denen, die das Wort dauernd in die Debatte werfen, könnten klar und eindeutig sagen, was sie denn eigentlich darunter verstehen. Die Materialgerechtheit, immer und immer wieder als unverbrüchliches Gesetz hingestellt, ist zum Dogma geworden, das, mit Emphase verkündet, oft nur noch die hohle Phrase deckt. Was versteht der Porzelliner unter Materialgerechtheit? Für ihn gewinnt dieser zunächst doch nur einseitig fundierte Begriff Anschaulichkeit allein aus der Tradition. Gebannt hängen seine Blicke an den Werken der klassischen Meister; und da jene — was jeder anerkennen muß — einen unfehlbaren Instinkt für die technischen Möglichkeiten des Werkstoffes hatten, glaubte man dekretieren zu können, daß die Formensprache jener Zeit die für Porzellan allein mögliche sei, ohne zu untersuchen, ob in ihr wirklich alle Möglichkeiten erschöpft seien. Das Porzellan ist nicht, wie man es oft hört, „aus dem Geiste des Rokoko geboren". Die Künstler jener Stilepoche haben nur selbstverständlich das Material in der Formensprache ihrer Zeit sprechen lassen.

Bei der Begründung der Forderung nach materialgerechter, porzellaniger Ausführung hat man später aus den Werken der Klassiker jene Begrenzung herausgelesen, die allein in der kulturellen Eigenart einer bestimmten Epoche begründet war. Indem man eine bestimmte künstlerische Ausdrucksart als die einzige technische Möglichkeit interpretierte, legte man der Porzellankunst Fesseln auf, von denen sie sich nur durch eingehende Beschäftigung mit den in Frage stehenden Problemen befreien kann.

Da die Glasur des Porzellans mit ihren starken Glanzlichtern die plastische Modellierung weniger deutlich hervortreten läßt als ein anderer Werkstoff, verbieten die klassischen Gesetze der Porzellankunst allzu geschlossene Kompositionen mit breiten Flächen und fordern möglichst weitgehende Auflockerung der Formen. Die moderne Kunst, die gerade nach Geschlossenheit und Vereinfachung der plastischen Elemente strebt, mußte hier einen anderen Weg gehen. Richard Scheibe zeigte mit seinem „Bär", bei dessen Modellierung er sich auf die Wiedergabe des Typischen beschränkte — so gleichsam die Idee des Tieres gestaltend —, daß auch bei Porzellan die stärkste Zusammenfassung möglich ist. Fast noch überzeugender wirken in dieser Hinsicht die Schöpfungen Milly Stegers, bei denen es deutlich wird, daß mit der Vereinfachung der Form eine gleichmäßigere Verteilung der Glanzlichter Hand in Hand geht, die dem Kunstwerk größere Ruhe und damit stärkere Intensität des seelischen Ausdrucks verleiht. Das Porzellan ist seines Charakters als „zierlicher" Werkstoff entkleidet, und es zeigt sich, daß die Zierlichkeit nicht eine dem Material wesenseigene Ausdrucksform ist; daß sie vielmehr im Geist der ersten Blütezeit des europäischen Porzellans begründet ist und somit keinen Anspruch darauf erheben kann, auch in unserer Zeit noch als einzig berechtigte Forderung anerkannt zu werden.

Auch den anderen Grundsatz der klassischen Porzellankunst — in dem unbewußt noch die Erinnerung an die Töpferscheibe, die nur runde Formen zuließ, weiterlebt —, den Grundsatz, daß scharfe Kanten und spitze Ecken möglichst vermieden werden müßten, können wir für die moderne Porzellankunst nicht anerkennen. Er war einmal berechtigt, als stilistische Rücksichten und technische Schwierigkeiten scharfen Brechungen des Materials entgegenstanden. Jetzt, da jene für uns nicht mehr bindend sind und diese überwunden werden können, darf es der Porzellankünstler, wie es z. B. Gerhard Schliepstein tut, wagen, dem harten Material auch die Konturen eines solchen aufzuprägen und so unter Verwendung ornamental durchgebildeter Formen dem Porzellan neue Ausdrucksmöglichkeiten zu geben.

Die Forderung, daß ein Porzellankunstwerk weder in der Formgebung noch in der Bemalung den Charakter des Skizzenhaften tragen dürfe, ist und bleibt unbestritten. Man sah hierin mit Recht die Abgrenzung gegen die Fayence, bei der die Spur der arbeitenden Finger dem Kunstwerk aufgeprägt sein darf, ja diesem dadurch sogar eine eigene persönliche Note verleiht. Bei dem Porzellan ist das unmöglich. Es widerstreitet durchaus seinem Wesen als technisch bis zur Vollendung durchgebildeter Werkstoff. Die Fayence erweckt leicht den Eindruck, als sei ihre Kunst großzügiger als die des Porzellans. Sie ist es aber nicht, sie ist nur gröber in ihren Mitteln als die Porzellankunst, die in ihrer Vollendung weiteren geistigen Perspektiven entwächst. Bezeichnenderweise wird die Kunst der Fayence gerade von Frauen ausgeübt, während das oft als feminin verschriene Porzellan mehr dem künstlerischen Formwillen des Mannes entgegenkommt. Die Fayence ist der Werkstoff des Impressionismus in der keramischen Kunst; sie dient mehr der künstlerischen Wiedergabe des flüchtigen Eindruckserlebnisses, während das Porzellan als Material des Expressionismus, des zielbewußten Ausdruckswillens, stärkste innere Beherrschung und sorgfältigste Durchbildung im Hinblick auf die gewollte Wirkung verlangt. Man könnte auch das Porzellan als den Kosmopoliten unter den Werkstoffen der Keramik bezeichnen, im Gegensatz zu der erdnäheren Fayence mit ihrer durchaus bodenständigen Kunst. — Ist so die Ablehnung des Skizzenhaften in der Formgebung des Porzellans berechtigt, so heißt es doch jene Forderung gründlich mißverstehen, wenn man aus ihr die Berechtigung eines krassen Naturalismus ableitet, der die geringfügigsten Einzelheiten mit minutiöser Genauigkeit „naturgetreu" herausarbeitet. Die Porzellankunst noch der jüngsten Vergangenheit war durchaus „naturalistisch", ja kleinlich (wir setzen das Wort „naturalistisch" in Anführungsstriche, weil die Porzellankunstwerke jener Zeit nicht der Kunstrichtung, die wir als Naturalismus zu bezeichnen pflegen, und die wie jede größere Bewegung in der Kunst zeitbedingt, aber auch zeitgerechtigt war, zur Last gelegt werden kann). Daß in der Abkehr von diesem unhaltbaren Zustand bisweilen über das Ziel hinausgeschossen wurde, ist erklärlich. So weisen etwa zahlreiche Porzellanschöpfungen Wackerle's eine Annäherung an die Fayencetechnik auf, wie sie dem Wesen des Porzellans durchaus widerstreitet. Es geht nicht an, die verschiedenen künstlerischen Ausdrucksmittel der einzelnen keramischen Werkstoffe einfach „Wechselt das Bäumchen" spielen zu lassen. Interessant ist, daß selbst ein so instinktsicherer Meister der Porzellankunst wie Paul Scheurich, in einem seiner Kunstwerke Elemente der Fayencekunst und der Porzellankunst vermischt hat. Wir denken da an den kleinen Amor, bei dem der Körper in seiner weichen Modellierung an Fayence erinnert — ein Eindruck, der durch die zarte Fleischtönung noch verstärkt wird —, während der Bogen durchaus im Sinne der alten Porzellantradition durchmodelliert ist Es entsteht so ein Eindruck, den man nicht anders als unharmonisch bezeichnen kann.

Weit mehr noch als die plastische Formgebung lag bis vor kurzem die Bemalung des Porzellans im Argen. Man fürchtet fast, sich eines Sakrilegs an dem Namen der Natur schuldig zu machen, wenn man das, was da produziert wurde, als Naturalismus bezeichnet. Wo lebt der Mensch, der die Natur wirklich je so gesehen hätte! Was sich da auf dem geduldigen Porzellan austobte, war nicht die schöpferische Phantasie schaffender Künstler, sondern die nüchterne Akribie gewissenhafter Botaniker. Nicht geistig Geschautes wurde gestaltet; nein, aus Lehrbüchern wurde kopiert und der höchste Stolz des Porzellanmalers war es, wenn sein Machwerk auch dem mit der Lupe bewaffneten Auge keine Mängel zeigte; wenn man die Staubfäden der Blumen und die Haare der Tiere zählen konnte. Großzügige Auffassung wurde mit dem Skizzenhaften zusammengeworfen und damit verworfen. Die Kunst des Graphikers etwa hätte den Porzellanmaler belehren können, daß auch mit einem feinen Pinselstrich etwas geschaffen werden kann, was der Wesenseigenart des Porzellan gemäß ist, ohne Gefahr zu laufen, kleinlich zu werden. Der einzige, der in den Zeiten allgemeiner Geschmacksverirrung

und niedrigsten künstlerischen Niveaus einen eigenen Weg ging, Theo Schmuz-Baudiß, wandte sich einer Technik zu, die uns heute weniger zusagt, der Unterglasurmalerei. Seine breitflächig angelegten Porzellangemälde sind zwar durchaus großzügig, tun aber doch dem Material insofern nicht Genüge, als sie schließlich auch als Aquarelle auf Papier gemalt sein könnten. Hiermit berühren wir einen Fehler, vor dem sich die Porzellanmalerei nicht genug hüten kann: den Fehler, das Porzellan wie Leinwand oder Papier einfach als Malereiuntergrund zu behandeln. Die Malerei auf Porzellangefäßen kann nur einen dekorativen Zweck haben. Daß diese Erkenntnis sich immer mehr durchsetzt, ist das Verdienst einiger weniger Künstler, wie Börner, Böhme und anderer. Besonders Börners Schaffen zielt auf etwas ab, was man als farbige Porzellanradierung bezeichnen kann. Dem Wesen der Radierung entsprechend eignet sich seine Technik aber nur für Kleinkunstwerke aus Porzellan; größeren Prunkgefäßen gegenüber versagt sie. Eine von Börner selbst modellierte und bemalte Vase mit einem stilisierten Kakteenmotiv zeigt die Diskrepanz zwischen dem Zweck des Werkes, aus gewisser Entfernung betrachtet zu werden, und der angewandten Technik.

Die Grundsätze der modernen Figurenstaffierung zielen darauf ab, der Malerei die einzige Aufgabe zuzuweisen, die wesentlichsten plastischen Einzelheiten hervorzuheben und zu unterstreichen. Die Vollendung wird hier naturgemäß von dem Künstler erreicht, der wie Paul Scheurich, Plastiker und Maler zugleich ist. Ohne volle Einfühlung des Malers in das Werk des Plastikers kann nur Unvollkommenes geschaffen werden. Da, wo der Plastiker nicht zugleich Maler ist, bleibt daher ein Porzellankunstwerk am besten unbemalt; ganz abgesehen davon, daß die Geschlossenheit und die Intensität des Gesamteindruckes eines Werkes der modernen Ausdruckskunst durch die Farbe leicht gemindert werden kann.

Die Probleme, die der modernen Porzellankunst gestellt sind, sind hiermit noch nicht erschöpft. Besonders das wichtigste, die Schaffung eines einheitlichen Porzellanstils ist zu unlösbar mit allgemeinen Kulturproblemen verknüpft und hängt zu sehr von einer Einheitlichkeit der geistigen Einstellung und der Gesinnung ab, als daß theoretische Überlegungen zur Lösung der Aufgabe beitragen könnten. Noch fehlt in der modernen Porzellankunst die einheitliche Durchbildung des gesamten Kunstwerkes, wie wir sie etwa im Rokoko bewundern können, wo die in der Figurenkomposition zum Ausdruck kommende Bewegung sich bis in den Sockel fortsetzte, um dort in dem Schwung der Rocaillen zu verklingen. Bei den Schöpfungen der modernen Porzellankunst ist der Sockel meist lieblos behandelt und sozusagen nur an die Figurenkomposition angeklebt. Das Rokoko, dessen Kunst auf eine dünne gesellschaftliche Oberschicht beschränkt blieb, konnte noch zur Ausbildung eines charakteristischen Ornaments gelangen. Unserer Zeit, mit ihrer kulturellen und sozialen Zerrissenheit scheint das versagt. Wie unserer Lebensführung — materiell wie geistig — die einheitliche Linie fehlt, so muß sie auch der höchsten Manifestation unseres Wesens, der Kunst fehlen. Kunstwerke aus einem Guß können erst dann wieder geschaffen werden, wenn nicht nur der Künstler, der sie schaffen soll, für sich zu innerer Harmonie gekommen ist, sondern auch alles, was auf die Entstehung eines Kunstwerkes von Einfluß ist, wenn das gesamte „Milieu" von einem einheitlichen Rhythmus durchpulst wird. —

In der modernen Porzellankunst lassen sich zwei Richtungen deutlich unterscheiden. Die eine knüpft an die Formensprache einer vergangenen Zeit an und sucht im Grunde genommen überlebte Formen mit einem neuen Inhalt zu füllen. So kommt es, daß über den meisten jener Werke ein leichter Hauch von Wehmut liegt; sie erwecken ähnliche Gefühle wie die Erinnerung an die „gute alte Zeit". Damit ist das Urteil über sie gesprochen.

(Die Schöpfungen Paul Scheurichs, die in ihrem Stil unbedingt jener Richtung zuzurechnen sind und die man gleich denen der klassischen Meister als zeitlos gültig bezeichnen kann, lassen keinen Raum für Versprechungen, weisen keinen Weg in die Zukunft.)

Die andere Richtung der modernen Porzellankunst, die ihren Werkstoff einer reinen Ausdruckskunst zu erschließen trachtet, ist noch im Werden. Die Widerstände, die sich gerade in den Kreisen der Porzelliner gegen diese Richtung der modernen Pozellankunst bemerkbar machen, sind noch stark und die jetzt lebende Generation wird sich nur schwer von dem durch eine — wenn auch große — Tradition beeinflußten, für unsere Zeit aber nicht mehr zutreffenden Begriff der Materialgerechtheit befreien können. Hier aber gerade ist der Hebelpunkt, wo angesetzt werden muß, wenn die Porzellankunst nicht dauernd hinter den anderen Kunstgattungen her hinken, sondern wie jene Ausdruck unseres geistigen Rhythmus werden soll.

Ostia

Von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Ostia, im Altertum die Hafenstadt Roms, durch die 22 Kilometer lange Via Ostiensis mit der Hauptstadt verbunden, lag noch vor zwanzig Jahren im Tiberschlamm versunken, von ungesunden Einöden umgeben, aus denen das trotzige Kastell Giulianos della Rovere, des späteren Papstes Julius II., malerisch hervorragte. Erst neuerdings ist es systematisch, wenn auch nur teilweise ausgegraben; über das bisherige Ergebnis liegt jetzt eine zusammenfassende Darstellung von dem gegenwärtigen Ausgrabungsleiter vor.[1])

Ein zweites Pompeji, ist Ostia doch in allem dessen Gegensatz. Pompeji war eine breit hingelagerte Villenstadt mit höchstens zweistöckigen Häusern; Ostia dagegen, zwischen Meeresstrand und Tibermündung in seinen Mauerring eingezwängt, wuchs auf engem, sparsam ausgenutztem Raum zu vier- bis fünfstöckigen Mietskasernen und gewaltigen Speicherbauten empor, wie eine moderne Hafenstadt. So lernen wir in ihm nicht nur eine antike Handelsmetropole kennen, sondern wir können von ihm auch einen Rückschluß auf die Hauptstadt selbst ziehen, deren antikes Bild die spätere Besiedlung zerstört hat, während Ostia in seinem allmählichen Verfall eines natürlichen Todes gestorben und sein Gerippe unter dem schützenden Bahrtuch des Tiberschlamms ziemlich wohlerhalten geblieben ist. Das sind Gründe genug, um seine Ausgrabung zu einem Ereignis zu machen. Aber es kommt noch ein weiterer hinzu: die Gebäude von Ostia zeigen uns deutlich, daß die mittelalterliche und neuere Stadtarchitektur Italiens ihre Wurzeln im Altertum hat, was aus den Trümmern Pompejis mit seinen alten, traditionellen Hausformen nicht zu erraten gewesen war. Man wundert sich daher, daß die Ausgrabung von Ostia in der heutigen Kulturwelt bisher nicht den Widerhall gefunden hat, den seinerzeit die Entdeckung der Vesuvstädte hervorrief, aber diese Gleichgültigkeit erklärt sich vielleicht aus den Nöten der Gegenwart, die mit sich selbst genug zu tun hat.

Der Name Ostias („Mündung") geht bis in die sagenhafte Urzeit zurück. Hier soll Äneas gelandet sein; hier soll bereits der vierte König Roms, Ancus Martius, eine Kolonie gegründet haben. Tatsächlich ist auch Ostia Roms älteste Kolonie, aber

1) Guido Calza, „Ostia" (Milano-Roma, 1925).

seine Gründung ist, wie die Ausgrabungen bestätigt haben, erst nach der Zerstörung des nahen Antium (338 v. Chr.) und vor der Gründung von Kolonien in Antium und Terracina (318) anzusetzen, etwa um 335. Es war zunächst nur eine Militärkolonie zum Schutze der Tibermündung, ein kleines befestigtes Lager, dessen Tuffmauern sich zum Teil wieder gefunden haben. Das spätere Kaiserforum mit seinen Tempeln bildete seine Mitte. Bald jedoch wuchs Ostia sich zur Hafen- und Handelsstadt aus. Bereits 266 wird ein quaestor ostiensis, ein Flottenpräfekt, eingesetzt; um diese Zeit wird es sich aus einer Militärkolonie zur Stadt verwandelt haben. Schon im Hannibalischen Kriege spielte es wiederholt eine Rolle als Hafen- und Flottenstation. Allmählich zog es den ganzen Handel mit dem Westen (Afrika, Spanien, Gallien) an sich, während Pozzuoli der Hafen für den Osten blieb. Schon 215 v. Chr. nahm es das sardinische Korn auf; in der Folgezeit wurde es zum Sitz der annona, der Getreideversorgung Roms; für sie wurde 44 v. Chr. statt des Flottenpräfekten ein praefectus annonae mit einem Beamtenstab eingesetzt; zugleich entstanden große öffentliche und kleinere private Kornspeicher (horrea). Sein Mauerring aus Tuffblöcken geht gleichfalls auf die letzten Zeiten der Republik zurück; wahrscheinlich errichtete ihn Sulla nach der Plünderung durch Marius (87 v. Chr.). In der Kaiserzeit hat sich die Stadt kaum noch erweitert.

Augustus baute das Theater, Caligula die Wasserleitung, Claudius richtete nach römischem Vorbild die Vigiles ein, eine Feuerwehr- und Polizeitruppe, die in einer wieder aufgedeckten Kaserne untergebracht war und sich um 200 n. Chr. auf 600 Mann belief. Aus der Zeit Hadrians oder des Antoninus Pius stammen die prachtvollen öffentlichen Thermen, die auf einer älteren Bäderanlage errichtet wurden; doch haben sich auch noch andere Thermen gefunden, so eine größere Anlage auf der Seeseite.

Schon Cäsar und Augustus hatten an Stelle des natürlichen Flußhafens die Anlage eines künstlichen Hafens geplant, doch wurde er erst von Claudius in Angriff genommen und von Nero 54 n. Chr. eröffnet. Trajan erweiterte ihn um 100 n. Chr. Auch die folgenden Kaiser erwiesen Ostia ihre Fürsorge, wie die Antoninische Thermenanlage zeigt; noch Maxentius errichtete dort eine Münzstätte.

Erst mit der Verlegnung der Hauptstadt nach Konstantinopel begann der Niedergang. Zur selben Zeit (319) finden wir in Ostia einen christlichen Bischof; seine Stellung war so angesehen, daß er den Bischof von Rom (den Papst) weihte. Seit dem Siege des Christentums verfielen die öffentlichen Bauten der alten Welt; die Tempel wurden beraubt oder zerstört; in den Thermen und im Theater wurden Tote bestattet. Die Völkerwanderung vollendete dies Werk der Zerstörung; der letzte römische Dichter Rutilius klagt 414, daß in Ostia allein noch der Ruhm des Äneas lebe. Und Prokop sagt 540, die Straße nach Rom sei verfallen und der Tiber leer von Segeln. Ostia sank zu einem elenden Nest herab, dessen Bewohner ihr Dasein mit Salzgewinnung und Salzhandel fristeten. Mittelalterliche Kalköfen zeigen, wohin die Reste einstiger Marmorpracht gewandert sind.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts errichtete Martin V. den Turm, an den sich der vom Kardinal von Estouteville (1461—83) angelegte, ummauerte Borgo und das von Giuliano della Rovere 1483 errichtete Kastell anlehnte. Man war damals also wieder auf den Schutz der Tibermündung bedacht, und das Kastell spielte in der Borgiazeit und in den folgenden Kriegswirren häufig eine Rolle. 1557 grub sich der Tiber ein anderes Bett, durch das er die antike Stadt teils zerstörte, teils in seinem Schlamm begrub, und seit der Wiedereröffnung des Kanals von Fiumicino (1613), den Trajan gegraben hatte, verfiel auch das moderne Ostia mehr und mehr. Bis ins 19. Jahrhundert wurde es von Seeräubern bedroht oder geplündert. Erst unter König Humbert I. begann die Wiederurbarmachung der versumpften Umgebung, auf die seit 1918 die Ausgrabung der antiken Stadt folgte. Heute ist Ostia durch eine elektrische Bahn mit Rom verbunden, und die Römer suchen jetzt in der heißen Jahreszeit Kühlung am Strande oder

im Meere. So blüht denn wieder neues Leben auf den Ruinen, und das heutige Ostia entwickelt sich zum mondänen Seebad.

* * *

Trotz der Hafenanlage und des gesteigerten Handelsverkehrs der Kaiserzeit, trotz der Errichtung von Tempeln, Magazinen und anderen öffentlichen Bauten, trotz der Erweiterung der Hauptstraßen und der größeren Geräumigkeit der reichen Privathäuser dehnte sich die Stadt, wie schon gesagt, kaum mehr aus, und so wuchs sie notgedrungen in die Höhe. Vier- und fünfstöckige Häuser stiegen bis zu 16 und 18 m empor; in die Erdgeschosse der Straßenfronten, ja selbst der Höfe, nisteten sich Läden oder Garküchen ein (wie das Thermopolium in der „Dianastraße"); ihre Inhaber hausten im Mezzanio darüber, und erst im zweiten Stock folgte das piano nobile. Hier sprangen Balkone, auf Holzbalken oder Steinkonsolen ruhend, oft reihenweise in die Straßenfront vor. Regelmäßige Fensterreihen öffneten sich sowohl auf die Straße wie auf die Hofseiten. Man findet hier also bereits alle Elemente des neueren italienischen Häuserbaues. Vollends die Höfe der großen öffentlichen Speicher mit ihren zweistöckigen Bogenhallen nehmen die Architektur der Renaissancehöfe voraus. Alle diese Dinge sind ebenso neu wie überraschend: die Enge des Baugrundes und die Bedürfnisse der Handelsstadt führten notwendig zur Überwindung des altitalischen, nach innen gekehrten, nach außen abgeschlossenen niedrigen Haustyps, wie Pompeji ihn zeigt, und zur Entwicklung des mehrstöckigen modernen Fassadenhauses mit architektonischer Straßenfront und Hallenhof.

Die Straßenzüge selbst blieben ziemlich unregelmäßig, wie sie entstanden waren. Nur die beiden Hauptstraßen des alten Militärlagers, der Decumanus und der Cardo, die sich rechtwinklig schnitten, setzten sich in langen Fluchten durch die Stadt fort und zerlegten sie in vier „Regionen", zu denen als fünfte die City, die Umgebung des Kaiserforums, kam. Immerhin hatten die einzelnen Häuserblocks (insulae) regelmäßige, rechteckige Formen. An langen Gräberreihen vorbei führte die Via Ostiensis durch ein Doppeltor, das in der Kaiserzeit mit Marmor bekleidet war, auf einen weiten Platz, der den Verkehr nach den beiden, auf ihn mündenden Hauptstraßen regelte.

Trotz seiner Enge und seiner hohen Häuser, die der Südländer noch heute als schattenspendend liebt, muß Ostia in der Kaiserzeit ein farbenbuntes, lebensvolles Bild geboten haben. Die Tempel und öffentlichen Gebäude prangten in buntem oder weißem Marmorschmuck oder in hellgelbem Travertin, der noch heute den römischen Monumentalbauten seinen warmen Ton verleiht. Öffentliche Plätze, Portiken und Säulenreihen, Brunnennischen mit sprudelndem Wasser gaben dem Stadtbild etwas Festliches. Während bei den republikanischen Bauten grauer Tuff vorherrschte, prangten die Speicher und Privathäuser der Kaiserzeit in gelbem und rotem Ziegelbau, bisweilen durch tiefrote Streifen belebt; Pilaster aus Travertin oder Tuff gliederten die Mauermassen der Speicher; Tuffsäulen mit Travertinknäufen oder Travertinsäulen legten sich vor die Bogenstellungen ihrer Innenhöfe. Und am Ende der Straßenzeilen blinkte stets der Tiber oder das blaue Meer, mit Segeln bedeckt, während sich rings um den Mauergürtel, am Strande wie in der Landschaft, ein Kranz heller Villen und schattiger Gärten schlang. Ostia war nach dem Wort eines römischen Dichters eine amoenissima civitas.

Seine Straßen, Plätze und Höfe wimmelten von Menschen aller Stände und Völker. Ostia hatte eine Bevölkerung von 100000 Menschen. Es war wie Rom selbst ein Auszug aus der ganzen antiken Welt. Trachten, Sprachen, Sitten und Religionen waren von buntester Mannigfaltigkeit. Unter den Einheimischen treten uns drei Volksklassen entgegen: die Großkaufleute und Großreeder, der Mittelstand, Kaufleute, Spediteure und Beamte, und das Gewimmel der Arbeiter. Als Umschlaghafen Roms sah Ostia die mannigfachsten Waren, kostbare Stoffe, Juwelen, Spezereien, Marmor, fremde Tiere — und Reisende aus aller Welt. Viele Ausländer hatten ihre Kulte mitgebracht. Neben

den Tempeln und Kulten der heimischen Götter, unter denen Vulkan, der Gott der Schmiedeesse, den Ehrenplatz einnahm, und denen der Kaiser bestanden solche der Magna mater, deren Bild bereits 204 v. Chr. in Ostia gelandet und feierlich nach Rom gebracht worden war, zahlreicher ägyptischer und syrischer Gottheiten und in der Spätzeit vor allem des Mithras, des Vorläufers und Nebenbuhlers des Christentums in der ganzen antiken Welt, von dem bis jetzt schon sieben Kapellen freigelegt sind.

Trotz dieses Gewimmels von Menschen und Dingen herrschte in Ostia nicht das chaotische Durcheinander eines modernen orientalischen Hafens, sondern römische Ordnung und eine höchst moderne Organisation der Verwaltung, des Handels und der Arbeit. Nach römischem Vorbild besaß Ostia zwei höchste Beamte (duoviri), einen Senat (decuriones) und Volksversammlungen. Es hatte besondere Vorsteher (curatores) der öffentlichen Arbeiten und des Wasserbaues, des Stadtarchivs und der öffentlichen Urkunden (tabulae et libri), die schon genannten Beamten der Getreideversorgung Roms, der Salzsteuer usw., sämtlich mit einem Stabe von Unterbeamten. Neben diesen öffentlichen Beamten, die genossenschaftlich organisiert waren, standen zahlreiche Korporationen von Dock-, Werft- und Magazinarbeitern, Schiffern und Lastträgern mit selbstgewählten magistri, von Reedern, Kaufleuten, Spediteuren, Agenten ausländischer Firmen, sogar von Tauchern. Hinter dem Theater befand sich eine Art von Börse, ein großer Säulenhof mit 60 Räumen, größtenteils für Handelsagenturen der Städte, mit denen Ostia im Verkehr stand; ihre Firmenschilder sind als Mosaiken in den Fußboden eingelassen. Für den Großstadtbetrieb zeugt schließlich auch eine Großbäckerei — die erste ihrer Art — in Verbindung mit einer entsprechenden Mahlanlage. Das alles ist ebenso neu und überraschend wie die modernen Bauformen von Ostia.

Dieser ganz vom Rhythmus der Arbeit beherrschte Handelshafen war nicht ohne Kunst. Freilich sind die Tempel und öffentlichen Gebäude mit ihrem Marmorschmuck großenteils der Munifizenz der Kaiser zu danken, wenn sich auch reiche Bürger finden, die sie restaurierten, wie jener Lucilius Gamala, der die Hadrianischen Thermen nach einem Brande wieder herstellte. Aber erst die Kunst in den Privathäusern gibt den Maßstab für das künstlerische Niveau ab. Die Wandmalereien und Fußbodenmosaiken halten denen der Vesuvstädte mit ihrem verfeinerten Lebensgenuß freilich nicht stand. Eine Besonderheit Ostias sind nur rasch hingeworfene Landschaftsbildchen von impressionistischer Technik, mehr Farbflecken als ausgeführte Gemälde. Einen eignen Stil der Wandmalerei hat Ostia nicht erzeugt; in reicheren Häusern findet sich ein unorganisches Gemisch der verschiedenen pompejanischen Stile, welche die Wirkung von Neuheit und Pracht anstreben. Die Mosaiken dagegen haben ihre eigne heimische Note; sie sind eine Art Bauernkunst, die mit derber Frische das Leben der Handels- und Hafenstadt spiegeln. Was die Plastik betrifft, so erklärt sich das Fehlen von Bronzen, die in den jäh verschütteten Vesuvstädten so reichlich zutage traten, wohl mit dem allmählichen Untergang Ostias, dessen wertvolles Metall abwanderte oder in den Verfallszeiten im Schmelztiegel verschwand. Dagegen hat sich sowohl bei den jetzigen planmäßigen Grabungen wie bei früheren Raubgrabungen eine Menge teils wertvoller Marmorbildwerke oder Bruchstücke von solchen gefunden; sie befinden sich teils in dem dortigen Museum, teils in römischen Museen (Lateran, Vatikan, Thermen); eine Hygieia ist sogar nach Cassel gelangt. Da bisher nur ein Bruchteil der Stadt freigelegt wurde, kann noch manches Kunstwerk, das den Kalköfen entgangen ist, zutage kommen. Alles in allem also steht der Handelshafen Ostia an künstlerischem Schmuck nicht hinter anderen größeren Städten der römischen Welt zurück, wenn auch seine schöpferische Bedeutung auf anderen Gebieten liegt.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Unterbauung der grenz- und auslandsdeutschen Geschichtswissenschaft durch Landesgeschichte auf Grund gesamtdeutscher Siedlungsforschung

Auf der Klagenfurter Tagung des „Deutschen Schutzbundes" im Jahre 1921 konnte Professor Sieger feststellen, wie wichtig für die Abwehr südslawischer Ansprüche die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung waren, wo es sich um einwandfreie „Klärung der natürlichen Gliederung des Landes, Erfassung der Verteilung beider Nationen in ihrem Wesen, historische Forschungsarbeit und Widerlegung der slovenischen Behauptung einer künstlichen Zuwanderung und Eindeutschung in jüngster Zeit, Nachweis der kulturellen und wirtschaftlichen Führung durch die Deutschen seit frühester Zeit, Nachweis der natürlichen Entwicklung des heutigen Verkehrsnetzes und Abweisung der Erklärung willkürlicher Entstehung . . . . ." handelte. Zeigte sich schließlich im Erfolg der Wert wissenschaftlicher Arbeit für wichtige Fragen der Nation, so konnte andererseits die Wissenschaft für ihre engeren Bedürfnisse reichen Gewinn aus solcher Arbeit ziehen. Denn neben vielem anderen ergab sich doch die Überlegenheit und Werbekraft deutscher Kultur in der Tatsache ihrer Spendekraft, so z. B. daß deutsche Sagen und Bräuche sich heute bei den Windischen in vielen Fällen reiner erhalten haben als in deutschen Gebieten, und diesen Feststellungen Jakschs und Grabers schlossen sich solche Lessiaks an, der im Satzbau und in der Wortbildung des Windischen eine Annäherung zum Deutschen erkannte.

Damit ergab sich wie immer, wenn der Forscher grenz- oder auslanddeutschen Boden betritt, daß fernab vom Strome der binnendeutschen Kulturentwicklung gelegene Landschaften alte Kulturformen reiner bewahren und damit Quellenlandschaften ersten Ranges sind. Wer einigermaßen auf kulturgeschichtliche Probleme eingestellt ist, weiß ja, daß die Entwicklung nicht ein Nacheinander klar sich voneinander abhebender Erscheinungen zeigt, auch nicht nur, daß diese meist verschwommen ineinander übergehen, sondern daß jede Landschaft einen eigenen Rhythmus des Mitschwingens hat, daß die eine von einer wirtschaftlichen Bewegung rascher und stärker erfaßt wird, die andere weniger, daß demnach auch in den geistig-seelischen Erscheinungen, welche in solcher Wirtschaftsentwicklung wurzeln, sich ein Unterschied geltend macht. Immer aber werden dort nur, wo die neue Bewegung besonders stark auftritt, die Erscheinungen des alten Lebens besonders stark fortgebildet oder umgestaltet oder ausgelaugt. So entstehen fortlaufende Unterschiede zwischen den Landschaften, von denen jede zwar infolge der ihr aus der Vergangenheit immanenten Richtung ihren bestimmten Weg gesetzmäßiger Weiterentwicklung, Fortentfaltung ihrer Eigenart, geht, wenn nicht elementare Ereignisse eine volle Umbiegung des bisherigen Kurses verursachen. So hat das Absterben des deutschen Nord-Südverkehrs am Ende des Mittelalters, der die schwäbischen Landschaften geldwirtschaftlich und in Entfaltung einer individualistischen Kultur ungemein hoch gebracht hatte, zu einem Stillstand geführt, der ein reich entfaltetes Volksleben bis in unsere Tage teilweise in rein antiquarischer Art erhielt, wo sie nicht die gerade durch die einstige geldwirtschaftliche Vorstufe reich geförderte moderne kapitalistische Industrie auslaugte. Kulturgeschichtlich oder volkskundlich betrachtet, setzt sich das ganze deutsche Land aus Gegenden verschiedenen Grades von Relikterscheinungen zusammen, in denen verschiedene alte Kulturerscheinungen erstarrt,

als Versteinerungen eingeschlossen sind und die Forschung kann an ihnen Leitfossilien gewinnen, die sie zur Aufdeckung des inneren Gehaltes alter Zeitlagen und ihrer geographischen Ausbreitung befähigen.

Es liegt auf der Hand, daß vor allem die in verschiedenen Perioden aus dem deutschen Mutterlande mit dem ganzen Formenschatz des jeweiligen Lebens ausgetretenen und dann in ganz fremde Umgebung oft förmlich eingekapselten Kolonistensiedlungen, die vom Tage ihres Ausscheidens an nicht mehr die Entwicklung des Mutterlandes mitmachten, ein für die Wissenschaft höchst interessantes Gebiet sein müssen. Denn die Probleme drängen sich da dem Forscher, sei er nun Sprachforscher, Volkskundler, Kulturgeschichtler oder Historiker überhaupt, in Menge auf, und immer gipfelt das Problem in der Frage, was ist Eigenentwicklung, was Umwelteinfluß?

Nun ist es klar, daß gerade die deutsche Landesgeschichtsforschung heute des engsten Zusammenhangs mit der Siedlungsgeschichte nicht mehr entbehren kann. Die Zeit, da sie immer nur von den Abfällen der „großen politischen Reichsgeschichte“ gelebt, im Probleme von der Entstehung der Landeshoheit eigentlich doch wieder mehr Reichsgeschichte betrieben hat oder in dilettantischer Art an Hand der Daten der deutschen Kaiser die Geschichte ihres engeren Bereiches dartat, ist vorbei. Vorbei ist aber auch gerade bei der Landesgeschichte, die im Begriffe ist, sich problematisch und methodisch in eine vordere Reihe deutscher Geschichtsforschung zu stellen, die Zeit ausschließlicher Herrschaft der schriftlichen Quelle. Gerade auf landesgeschichtlichem Boden, wo der Forscher der engen Verkettung von Ursache und Wirkung, dem tatsächlichen Ablaufe jeder Erscheinung in konkreter Erlebnisnähe nachgehen muß, drängt sich die völlige Unzulänglichkeit der höchst zufallsweisen Erhaltung der schriftlichen Quellen auf. Und geradezu vernichtend für sie wird die Erkenntnis, die sich aus der Frage ergibt, wieviel denn des wirklichen großen, lebendigen Lebens in einer Zeit sehr geringer Schriftlichkeit wohl in den schriftlichen Quellen, die von Anfang an vorhanden gewesen sein mögen, Eingang finden mochte.

Für den Landeshistoriker ist heute die Volkskunde mit ihrem ganzen Schatze mündlicher (Volkssprache im weitesten Sinne des Sprachschatzes, Spruchwesen, Sage und Märchen, Lied usw.), gewohnheitsverankerter (Brauchtum) und stofflich greifbarer (Siedlung, Hausbau, Volkskunst, Tracht) Überlieferung die souveräne Quelle geworden, die in vielen Fällen erst eine restlose Ausbeutung der schriftlichen Quellen, oft ihr Verständnis überhaupt, ermöglicht.[1]

Und für die Landesgeschichte wurde damit das Hauptproblem: die Symbiose zwischen Erde und Volkstum, aus der jedes Landes ureigenstes Wesen hervorsteigt, das mit den Dingen in sich und um sich fertig zu werden hat. Sie will auf diese Weise ergründen, warum ein Land z. B. diese oder jene Bewegung so und nicht anders mitgemacht, warum das Land in jenem großen Zeitereignis so und nicht anders stand, und warum es innerlich und äußerlich zu seiner uns bekannten Gestalt kam.

Nun liegt klar auf der Hand, daß bei solcher Problemstellung die wichtigste Grundlage jeder Landesgeschichte die Siedlungsgeschichte ist. Zwar nicht eine Siedlungsgeschichte, welche sich mit der Feststellung des Hergangs der Niederlassung unseres Volkes begnügt, sondern eine, welche das Siedlungswesen der Vorvölker nicht weniger auch noch ins Auge faßt, als die Schicksale des deutschen Siedlungswesens von der Niederlassung bis heute. Welche nicht nur den allmählichen Ausbau des Landes, sondern vor allem die Rückschläge und ihre Ursachen zu ergründen sucht. Denn nur auf diese Weise gelangen wir zur Rekonstruktion des materiellen Lebensbildes eines Landes in seinen einzelnen Perioden, lernen den Lebensraum und seine inneren Möglichkeiten kennen,

1) Neben den Betrieb der historischen Hilfswissenschaften (Urkundenlehre, Paläographie usw.) an den Universitäten, sollte längst schon der der deutschen Volkskunde für den Historiker treten. Es ist äußerst bezeichnend für den nur universell, um nicht zu sagen international, eingestellten Betrieb der deutschen Reichsgeschichte, daß bisher fast nur Germanisten Volkskunde und überdies nur im Nebenfach betrieben. Kein Handbuch der Geschichte, das den Grundriß des griechischen Tempels in kulturgeschichtlichen Anhängen schildert, hat je eine solche Betrachtung dem deutschen Haus gewidmet und jedenfalls war bisher immer die Betrachtung der deutschen Vergangenheit so vom deutschen Volke abgewandt, daß Volkskunde gar nicht als geschichtliche Wissenschaft angesehen wurde und die „historische Volkskunde“ erst heute entdeckt werden muß.

aus denen heraus das Land an den großen Dingen der Nation teilgenommen, lernen verstehen, warum diese Teilnahme in der erfolgten Weise vor sich gehen mußte. Und der Rekonstruktion der materiellen Lebenslagen kann sich bei entsprechender methodischer Ausbeute der Volkskunde, Kunst-, Kultur- und Geistesgeschichte eine der geistig seelischen Lebenslagen der Vergangenheit an die Seite stellen.[2])

Nun ist selbstverständlich, daß eine derartige Arbeitsweise auf die Sammlung von ausgebreitetem Material angewiesen ist, daß die Zeit der geruhsamen Verarbeitung der Urkunden und Aktenbestände allein vorüber ist, daß der Forscher in den Fluren und an Hand von Karten arbeiten muß, daß ihm alles Menschenwerk und aller im Volke steckende Schatz der Überlieferung Gegenstand kundiger Beachtung, zeitlicher und inhaltlicher Bestimmung sein muß. Und ein nahes Verhältnis zu Teilen der Naturwissenschaften sowohl, wie zur Philologie wird den Historikern dieser Art nicht weniger eigen sein müssen, wie zur Volkskunde neben den engeren historischen Hilfs- und Nachbarwissenschaften.[3]) Da aber die Ermittlung aller der vielen Einzelquellen in jedem größeren Lande selbst durch jahrzehntelange Arbeit eines Einzelnen nicht geleistet werden könnte, muß eine betriebsmäßige Auffammlung Platz greifen. Sie wird die Zukunftsaufgabe der wissenschaftlichen Landesinstitute sein.

Viel Verdienstliches haben die zahlreichen landschaftlichen historischen Vereine, Museen und Gesellschaften ähnlicher Art geleistet. Und gleichwohl ist oft in dilettantischem Eifer mit Aufwand von vielem Geld, mehr noch von Arbeitskraft, doch nur ein halbes Werk geschaffen worden. Wie erst, wenn fachlich orientierte, gewissermaßen von oben herab geleitete Arbeit geschähe! Daß hier in der Zukunft noch ganz andere Arbeitsmöglichkeiten entstehen, geht schon allein aus der nun platzgreifenden Einstellung der heranwachsenden Geister auf die Heimatkunde durch den heute darauf immer mehr abzielenden Unterricht der Schulen hervor. Wir dürfen ja nicht übersehen, daß die Mittel der modernen Technik, das Buch- und Zeitungswesen, Lichtbildwesen, der Phonograph und nicht weniger die Fortschritte der Wissenschaften, die immer tiefer in alle Belange einzugreifen gestatten, und vorab die modernen Formen der Organisation der arbeitsteiligen Erzeugung dem wissenschaftlichen Arbeiter neue Methoden und damit neue Perspektiven erschließen. Wenn sich die Forschung im Zeitalter arbeitsteiliger und betriebsmäßiger Produktion solcher zeitgemäßer Arbeitsweise bedient, verzichtet sie ja nicht auf das bisherige individuelle Schaffen, nicht einmal auf die individuelle Bereitstellung der Quellen. Die landschaftlichen Museen sollen für den Forscher also auf alle Lebenserscheinungen des Landes- und Volkstums sich ausbreitende Quellenansammlungen werden, wo die Unzahl der Erscheinungen sauber geordnet und bestimmt vorliegen, wie in einer Bibliothek oder einem Archiv mit erschöpfenden Spezial- und Schlagwortkatalogen.

Eine solche Ausgestaltung der landschaftlichen Arbeit setzt allerdings nicht wenig voraus. Daß sie aber geleistet werden kann, daß ein Landesmuseum z. B. einen organisierten Arbeitsapparat auf allen Gebieten der Landesforschung in Gang bringen und zu erhalten vermag, zeigt die in Vorarlberg geschaffene Einrichtung.[4]) Und daß selbst einzelne wissenschaftliche Universitätsinstitute in ähnlicher Art über sehr große Provinzen sich ausbreiten können, zeigt das musterhafte Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, dem ein gewaltiges Kartenmaterial, das aus solchen Sammlungen entstand, und das werdende rheinische Wörterbuch zur Seite stehen.

Bei der oben kurz berührten Bedeutung der grenz- und auslanddeutschen Landschaften

2) Die Einzelheiten dieser Methode tat ein Vortrag des Verfassers auf dem Historikertage 1924 zu Frankfurt dar, er ist in etwas erweiterter Form veröffentlicht im ersten Hefte der Schriften zur deutschen Siedlungsforschung u. d. T. „Aufbau einer deutschen Landesgeschichte aus einer gesamtdeutschen Siedlungsforschung." Dresden, Verlag der Baensch-Stiftung, 1925.

3) Als praktisches Beispiel der Geschichte eines Dorfes dieser Art sei des Verfassers Geschichte von Vandans im Montafon, S. A. Innsbruck, Wagner, 1922, zu nennen gestattet.

4) Sie ist geschildert in Helbok, Siedlungsforschung, ein Weg zur geistigen und materiellen Wiederaufrichtung des deutschen Volkes, Berlin 1921, Anhang. Nähere Aufschlüsse sind durch das Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz (Schriften, Arbeitsberichte) zu erreichen.

für die deutsche Geschichtsforschung wäre es nun eine Angelegenheit hervorragenden Wertes, wenn dort die Landesforschung ähnlich eingerichtet würde, etwa beraten von einer Landesuniversität, oder Lehrstühlen anderer deutscher Hochschulen. Während in den Landschaften wohlorganisierte Arbeit, die von einer Zentrale aus geleitet wird, zu herrschen hätte, wäre aber jedenfalls der Versuch, die Oberleitung an den Universitäten systematisch zu gestalten, verfehlt. Hier muß die volle Forschungsfreiheit erhalten bleiben. Daß bei wachsender Arbeitsfähigkeit der landschaftlichen Einrichtungen, immer stärker und klarer fließendem Quellstrome, die Lehrstühle der Landesuniversitäten sich von selbst immer mehr auf sie einstellen werden, ist naheliegend. Der Zwang einer förmlichen Einrichtung soll aber nicht bestehen. Die Entfaltung der Wissenschaften könnte damit statt gefördert, gehemmt werden.[5]) Es ist auch durchaus denkbar, daß die Leitung der Landesforschung etwa in philologischen Belangen sich Rat bei dem gerade in ihrem Sprachgebiete arbeitenden Forscher der einen und in volkskundlichen bei dem Vertreter des Faches an einer anderen Universität holt. Wichtig ist nur, daß zwischen den Lehrstühlen und den Landeszentralen eine aufklärende, anregende und in allem helfende Mittelstelle bestehe, und eine solche wurde in der Tat auf dem Historikertage 1924 beschlossen und inzwischen errichtet.[6]) Es ist übrigens durchaus denkbar, daß die Auslanddeutschen einer Gegend, die z. B. aus Württemberg zu Anfang des 18. Jahrhunderts besiedelt wurde, mit der württembergischen Landesforschung in engere Fühlung treten und gemeinsam mit ihr die einzelnen Unternehmungen einleiten können.

In dieser Art verbunden würde die grenz- und auslanddeutsche Forschung, oft arm an wissenschaftlich belebenden Eigenkräften, genau so vor Erstarren gerettet, wie die heimatkundliche Bewegung der Länder des deutschen Mutterlandes durch großen Zusammenhang der Arbeit vor kantönlimäßiger Versumpfung und ärmlicher Eigenbrödelei bewahrt bliebe.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß solche organisierte Arbeit im Grenz- und Auslanddeutschtum zur Bereitstellung des ganzen siedlungsgeschichtlichen Überlieferungsmaterials die deutsche Geschichtsforschung dort auf das weitestgehende befruchten würde und, eben einem wichtigen Interesse der Forschung des Mutterlandes entwachsen, diesem selbst von größtem Werte wäre.

Und wenn nur gesammelt würde, durch Generationen von Fachleuten und Gehilfen, wäre der Gewinn schon ein ungeheurer, denn täglich geht immer mehr und mehr zugrunde. Ständig arbeitet die Zeit am überlieferten Siedlungsbilde und nagt an der Volksüberlieferung, die Quellen des Forschers schmälernd. Wie tief arbeitete sich der Lehrer aller Schulen, der nur als Sammler auf einem Teilgebiete sich betätigte, in den Geist der deutschen Kultur ein, die ein breites, festes Band um alle zu schlingen vermag, die daheim und die draußen!

Das wird der von selbst auf tausend Wegen folgende Nebenertrag solcher Forschung sein. Sie aber dient sich am besten, wenn sie, nur ihre Entwicklungsbedürfnisse beachtend, sich selbst, das ist der Erkenntnis, zu dienen sucht. Adolf Helbok.

Das Fiasko der französischen Saarpolitik

Mit dem Jahre des Ruhrkampfes ist der Höhepunkt französischer Macht im Saargebiet überschritten worden. Wenn es 1923 noch den Anschein hatte, als wenn bei Verwirklichung der französischen Rheinlandpläne das Saargebiet Frankreich als reife Frucht in den Schoß fallen würde, so haben sich seitdem die ganzen Verhältnisse doch schon grundlegend geändert, wenn naturgemäß diese Entwicklung eine überaus langsame ist. Wenn mehr und mehr der Rechtsgedanke sich gegenüber dem Machtgedanken in den Vordergrund zu drängen beginnt, so ist dies in erster Linie ein Verdienst der Saarbevölkerung, die sich in ihrer Treue zu dem deutschen Vaterlande nicht hat wankend

5) Ich bin damit von der etwas zu systematisierenden Einstellung der Universitäten in meiner Schrift „Siedlungsforschung" abgekommen.

6) Sie heißt Landesgeschichtliche Mittelstelle für deutsche Siedlungsforschung, Leipzig, Universität.

machen lassen und trotz aller Bedrückungen immer wieder zu erkennen gegeben hat, daß sie nichts sehnlicher wünscht, als die möglichst baldige Wiedervereinigung mit Deutschland. Den Höhepunkt dieser Kundgebungen bildete zweifellos die saarländische Jahrtausendfeier im Jahre 1925, als in überwältigender Weise die ganze Saarbevölkerung ihr Treuegelöbnis zum Deutschen Reiche laut vor aller Welt erneut abgelegt hat. Wenn die Bevölkerung sich geschlossen über alle kleinlichen Verbote der ihr aufgezwungenen Regierung hinweggesetzt hat und sich durch deren kleinliche Schikanen nicht die Festesfreude hat stören lassen, so war dies ein glänzender Beweis dafür, daß der Volkswille an der Saar sich auf die Dauer doch als stärker erweisen wird als die Annexionswünsche der welschen Eroberer. Auch in Frankreich hat man diese Kundgebung richtig zu deuten verstanden, und ist sich daher erstmalig dessen bewußt geworden, daß die französische Saarpolitik ein großes Fiasko erlebt hat, und daß die Einverleibung des Saargebietes in Frankreich niemals mehr gelingen wird.

Aber nicht allein dadurch ist Frankreichs Stellung an der Saar erschüttert worden; denn die ganzen Jahre der Bedrückung hat die Saarbevölkerung nicht ungenützt verstreichen lassen, sondern man hat unermüdlich eine Aufklärungsarbeit in allen Ländern geleistet, mit dem Ergebnis, daß mehr oder weniger jetzt die ganze Welt auf das Saargebiet aufmerksam geworden ist. Gerade im Ausland, namentlich in England und Schweden, hat sich manche Stimme zugunsten des Saargebietes erhoben. Die Folge davon macht sich schon jetzt bemerkbar, indem mehr und mehr auch die französische Vormachtstellung beim Völkerbund einen starken Stoß erlitten hat. Im Saargebiet wirkt sich dies bereits in der Weise aus, daß die Regierungskommission schon bei manchen ihrer Handlungen auf die Weltmeinung Rücksicht nehmen muß. Wenn die finanziellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Frankreich sich in den letzten Jahren mehr und mehr verstärkt haben, so kann auch dies nicht ohne Rückwirkung auf das Saargebiet bleiben; denn Frankreich als Schuldnerstaat wird bei seiner ganzen Politik in Zukunft große Rücksicht auf die Meinung seiner Gläubigerstaaten nehmen müssen, verliert damit mehr und mehr seine Handlungsfreiheit, was sich auch nur zugunsten des Saargebietes auswirken kann.

Unmittelbarer allerdings müssen die Rückwirkungen der Tatsache sein, daß das Saargebiet allmählich für Frankreich zu einer wirtschaftlichen Last wird. Die Saarkohlengruben sind inzwischen als Folge der jahrelangen Raubbauwirtschaft unrentabel geworden. Erhebliche Kapitalinvestitionen und sonstige Zuschüsse werden in den nächsten Jahren geleistet werden müssen. Aber wo sollen bei der katastrophalen Entwicklung der französischen Finanzen diese Gelder hergenommen werden? Weiterhin beschwert sich die französische Industrie bereits recht bitter über die saarländische Konkurrenz, die ihr nach der Eingliederung des Saargebietes in das französische Zollgebiet besonders lästig erscheinen muß. Auch hat man in einsichtigen französischen Kreisen schon längst die Hoffnung aufgegeben, daß es noch jemals möglich sein werde, das Saargebiet endgültig in Frankreich einzuverleiben. Man sieht daher mit großer Besorgnis dem Tage der Abstimmung entgegen, die für Frankreich zu einer ungeheuerlichen Blamage in der Welt führen muß, wenn mit unwiderlegbarer Deutlichkeit die Fabel von den 150 000 Saarfranzosen in das rechte Licht gerückt wird. So mehren sich auch in Frankreich schon die Stimmen, die offen den Mißerfolg der französischen Saarpolitik zugeben, und dann fordern, daß man aus der Lage, wie sie sich nun einmal herausgebildet hat, auch die nötigen Folgerungen zieht, indem man nach einer eleganten Lösung der Saarfrage vor dem im Friedensvertrag vorgesehenen Zeitpunkt sucht.

Die Konferenz von Locarno war eigentlich der gegebene Augenblick, um in diesem Sinne die Saarfrage anzuschneiden; bedauerlicherweise aber ist dort die Saarfrage nicht erörtert worden; eigenartig genug, daß sich Deutschland und Frankreich zwar ihre gegenseitigen Grenzen garantiert haben, man es aber geflissentlich vermieden hat, sich darüber auszusprechen, wohin denn eigentlich das zwischen beiden Ländern liegende Saargebiet gehören soll. Briand hat lediglich die Zusage gemacht, daß der Locarnogeist sich auch im Saargebiet auswirken werde. Darauf wartet man aber bis zum heutigen Tage vergebens. Nach den gegenseitigen Presseerörterungen zu schließen, die im Anschluß an die Locarnokonferenz geführt wurden, hätte man annehmen können, daß auch die Saarfrage einer beschleunigten Lösung zudrängte. Diese Hoffnungen aber, die sich besonders auch auf den erwarteten baldigen Eintritt Deutschlands in den Völkerbund

stützten, haben sich inzwischen wieder verflüchtigt, je mehr sich zeigte, daß der soviel gepriesene Geist von Locarno sobald noch nicht seinen Einzug in Europa halten wird.

Wenn man im Saargebiet gehofft hatte, daß mit Deutschlands Eintritt in den Völkerbund auf der Frühjahrstagung gleichzeitig auch die grundsätzliche Seite des Saarproblems angeschnitten und dadurch die Bereinigung der Saarfrage vorbereitet würde, so bedeutete die Vertagung der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund eine herbe Enttäuschung für das Saargebiet. Wenn so Deutschland noch immer von der Teilnahme der Saarverhandlungen ausgeschlossen war, so zeigt sich dies deutlich bei dem Ergebnis der Neuwahl für die Saarregierungskommission; zwar hat der französische Präsident Rault sein Amt niederlegen müssen, und ist an seine Stelle der Kanadier Rault getreten. Wenn damit wenigstens der Präsidentenposten sich in neutralen Händen befindet, so ist andererseits die französische Mehrheit innerhalb der Regierungskommission immer noch beibehalten worden, indem von den fünf Regierungsmitgliedern nicht weniger als drei frankophil sind. Aber trotzdem kann auch dadurch die endliche Lösung der Saarfrage in deutschem Sinne nicht hintertrieben, sondern höchstens hinausgeschoben werden. In der französischen Presse wird mit zunehmender Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß man nunmehr der Saarbevölkerung alle nur denkbaren Freiheiten gewähren muß, daß man sie an der Regierung durch Ausbau der Rechte des Landesrates teilnehmen lassen muß u. a. m. Der Zweck einer solchen liberalen Politik soll der sein, der Saarbevölkerung das Völkerbundsregime schmackhaft zu machen, damit sie sich 1935 für eine Beibehaltung dieses Systemes entscheiden soll. Daraus ersieht man bereits deutlich genug, daß man es jetzt in Frankreich schon für eine ideale Lösung hält, wenn aus dem Saargebiet eine Art neutraler Staat geschaffen wird, daß man also alle Hoffnungen bezüglich des Erwerbs des Saargebietes längst begraben hat. Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß eine solche Lösung der Saarfrage nie und nimmer in Frage kommen kann.

Denn die Saarbevölkerung verlangt dringender denn je ihre baldige Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande; daß diese eines Tages erfolgen wird, darüber besteht heute schon kein Zweifel mehr. Die Frage ist vielmehr nur noch die, wann diese Rückübertragung erfolgt. Die Saarbevölkerung hat ein starkes moralisches Recht darauf, daß das ihr durch die Loslösung von Deutschland angetane Unrecht sobald wie möglich wieder gutgemacht wird. Wenn von der Gegenseite darauf hingewiesen wird, daß dies eine Abänderung des Friedensvertrages bedeuten würde, so ist dem zu entgegnen, daß diese deshalb mit vollem Recht gefordert werden kann, weil das Saarstatut auf falschen Voraussetzungen aufgebaut wurde, ja nur auf Grund eines grandiosen Betruges zustande kommen konnte. Schon deshalb muß die Saarfrage dringend bereinigt werden, wenn sich der Völkerbund mit dem Saarskandal nicht noch mehr belasten will. Man wird hoffen können, daß dann, wenn Deutschland erst in den Völkerbund aufgenommen ist, die Saarfrage in vollem Umfange aufgerollt und baldigst die Rückübertragung des Saargebietes an Deutschland in die Wege geleitet wird.

Kurt Hüttebräucker.

Vier Taylor-Bücher*)

Die durch Taylor geförderte „Wissenschaftliche Betriebsführung" gewinnt in den deutschen Werken — soweit sie Massenherstellung betreiben — immer mehr Boden; demgemäß wird die Literatur darüber reicher. Unter den im laufenden Jahre erschienenen Büchern ragen vier heraus: zwei amerikanische und zwei deutsche.

Allmählich wird das Bild der Wissenschaftlichen Betriebsführung klarer, das durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt war. Man löst sich allmählich von den

*) Diese am 25. IX. 1922 geschriebene Besprechung kann wegen ständiger Raumschwierigkeiten leider erst jetzt veröffentlicht werden.

Äußerlichkeiten und erkennt deutlich das Ziel. Während die technischen Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich ausschließlich mit dem Werkstoff, den Werkzeugen und den Maschinen beschäftigten, hat die wissenschaftliche Betriebsführung zuerst den **Menschen studiert**. Man hatte dabei von vornherein zwei Zwecke im Auge: **Hebung der Produktion und Wahrung des Arbeitsfriedens**. Der letztere ist eng mit dem Lohnsystem verknüpft.

Nach der Staatsumwälzung ist in Deutschland vielfach der **Zeitlohn** wieder eingeführt worden, der das Ideal des ungewandten und langsamen Arbeiters ist, während der geistig überlegene, regsame und erfahrene Arbeiter dabei zu kurz kommt, weil sein Mehrkönnen ihm keinen Mehrverdienst bringt. Wenn die deutsche Industrie bei diesem primitivsten und ungerechtesten aller Lohnsysteme zur Zeit bestehen kann, so nur darum, weil die fortschreitende Geldentwertung der Industrie einen vorübergehenden kleinen Vorsprung gegenüber dem Ausland gewährt. Sollte einmal der Geldwert wieder steigen, so würde der Zeitlohn sofort wirtschaftlich unmöglich werden.

Das alte **Stücklohnsystem** ist unhaltbar geworden, weil die Akkorde nicht berechnet, sondern geschätzt wurden. Das infolgedessen unvermeidlich nachfolgende Herabsetzen der Akkorde zerstörte alles Vertrauen.

Die Wissenschaftliche Betriebsführung schätzt die Stückzeiten nicht, sondern berechnet sie sorgfältig und gerecht. Ob nun der Stücklohn in der einfachen ursprünglichen Form festgesetzt wird, oder ob er irgendwie mit Prämien versehen wird, ist unwesentlich; wichtig ist nur, daß alles spätere **Drücken der Akkorde** durchaus vermieden und so Vertrauen und Arbeitsfrieden gewonnen wird. Die Umrechnung der Stückzeit in Stücklohn ist dabei das Ergebnis der Beratung zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Die Einführung der Wissenschaftlichen Betriebsführung in deutsche Werke ist eine reine Ingenieurarbeit. Von praktischem Wert können daher nur Bücher sein, die über solche Arbeit berichten, insbesondere über solche Ingenieurarbeit, die auf diesem Gebiet in Deutschland geleistet worden ist. Amerikanische Erfahrungen sind zwar nicht unmittelbar übertragbar, aber immerhin wertvoll.

„**Wissenschaftliche Betriebsführung.** Eine geschichtliche und kritische Würdigung des Taylor-Systems. Berechtigte Übertragung nach Horace Bookwalter **Drury**, Ph. D. von J. M. **Witte**. Verlag R. Oldenburg."

Die Druryche Arbeit gibt ein Bild der jüngsten Entwicklung der Wissenschaftlichen Betriebsführung in Amerika. Sie bringt zu diesem Zweck zunächst eine geschichtliche Darstellung über die **Entstehung der Grundgedanken**. Weiter zeichnet sie in großen Umrissen die **Lebensbilder der Führer dieser Bewegung**. Darauf folgt eine **Umschau in den Betrieben**, die das System eingeführt haben. Dieser Teil ist besonders wertvoll, denn der praktische Erfolg oder Mißerfolg entscheidet schließlich über die Brauchbarkeit eines Systems. Hier wird mitgeteilt, wie das Lohnsystem in diesen Betrieben sich entwickelt hat und wie es nachher verbessert worden ist.

In einem Schlußteil wird richtig dargelegt, daß die Wissenschaftliche Betriebsführung ihre Grenzen in der Ermittlung der zur Herstellung erforderlichen Zeit findet und daß die Festsetzung des Grundtagelohnes und der Höhe der Prämien auf der **Vereinbarung zwischen den Organisationen der Arbeitgeber einerseits und der Arbeitnehmer andererseits** ruhen muß.

Drury sagt: „Das Lohnzahlungssystem unter W. B. (Wissenschaftliche Betriebsführung) besteht darin, den gewöhnlichen Taglohn zu bezahlen und dann für die erforderliche Arbeit eine Prämie hinzuzufügen, die je nach der Art der Arbeit den Lohn um 20, 30 oder 100 v. H. erhöht. Die „wissenschaftlichen Einzelheiten" dieses Systems bestehen darin, das richtige Arbeitspensum und den richtigen Prozentsatz der Prämie festzustellen. Selbstverständlich ist es möglich, auf Grund von wissenschaftlichen Verfahren die richtige Zeit für die gegebene Arbeit festzustellen. Aber wenn es gilt, darüber eine Entscheidung zu treffen, wieviel Stunden der Arbeitstag betragen soll und wie hoch der Tagelohn und die Prämie sein sollen, so ist es irreführend, in dieser Verbindung von „Wissenschaft" zu sprechen. Die Länge des Arbeitstages sollte so festgesetzt werden, daß der Arbeiter nicht nur das Höchstmaß Arbeit, das er zu leisten imstande ist, ausführt, sondern auch von dem Gesichtspunkt heraus, ihm sein Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. Der allgemein übliche Tagelohn ist das Ergebnis andauernden Feilschens."

„Heutzutage kann der für sich Arbeitende

nicht viel erreichen. Um daher ihre hauptsächlichen Interessen zu fördern, sind die Menschen gezwungen, sich zu Organisationen zusammenzuschließen. Besteht irgend ein vernünftiger Grund dafür, warum Fragen über Löhne, Arbeitsstunden und Arbeitsverhältnisse eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden sollen? Diese Dinge sind doch ebenso wichtig wie alle anderen. Für die Arbeiter besteht ohne Zweifel eine weit größere Notwendigkeit, sich zu organisieren als für irgend eine andere Schicht der Bevölkerung. Die einzelnen unter ihnen haben weder Zeit noch die Fähigkeit, mit ihren Arbeitgebern zu unterhandeln, oder sich die über sich bietenden Möglichkeiten auf ihren Tätigkeitsgebieten auf dem Laufenden zu halten. Sie brauchen Führer und sie brauchen Organisationen."

„**Eignungs-Psychologie.**
Anwendung wissenschaftlicher Verfahren bei der Auswahl und Ausbildung von Angestellten und Arbeitern. Berechtigte Übertragung nach Henry C. Link, Ph. D. von J. M. Witte. Verlag R. Oldenburg."

In diesem Buch stellt Dr Link die Erfahrungen zusammen, die er bei den Eignungsprüfungen von Arbeitern und Büroangestellten gesammelt hat.

Im ersten Teil werden die verwendeten Prüfungsverfahren und die dabei angewendeten Grundsätze dargelegt. Bemerkenswert sind die außerordentlich geringen Anforderungen, die gestellt werden. Dies gilt besonders für die Bildungsprüfungen, die neben den Fähigkeitsprüfungen in Amerika notwendig sind, weil es dort einheitliche verläßliche Schulzeugnisse nicht gibt. Der Verfasser schreibt:

„Als eines der großen industriellen Probleme der Gegenwart ist das der allgemeinen oder elementaren Bildung zu bezeichnen. Gibt der Vorarbeiter oder Meister bestimmte Anordnungen und bemerkt er kurze Zeit darauf, daß diese völlig mißverstanden und dementsprechend erheblicher Schaden angerichtet wurde, so wird seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Das ist nur eine, wenn auch typische Erscheinung von Unwissenheit oder mangelhafter Bildung. In einem großen industriellen Unternehmen wurde diese Frage besonders akut, als es sich herausstellte, daß viele der Arbeiter nicht imstande waren, ihre eigenen Arbeitszettel richtig auszuschreiben, trotzdem hierzu wirklich nur die allereinfachsten Kenntnisse von Englisch und Arithmetik erforderlich waren."

Kennzeichnend für amerikanische Verhältnisse ist eine Untersuchung an 18000 Arbeitern, die ergab, daß sich 76 v. H. angelernte Arbeiter darunter befanden. Im Gegensatz zu anderen Psychologen, die ihre Eignungsprüfungen für unfehlbar halten, machte Link auf die Grenzen ihrer Verläßlichkeit aufmerksam, insbesondere auf die Wichtigkeit der durch die Prüfungen nicht erkennbaren moralischen und emotionellen Eigenschaften: Ehrgeiz, Zuverlässigkeit, Begeisterung, Pünktlichkeit, Ehrlichkeit, Takt, Bestimmtheit.

Zur Ergänzung der Eignungsprüfung befürwortet der Verfasser im zweiten Teil die Einrichtung einer Anlernschule. In dieser soll der Neueingestellte beobachtet und geübt werden; sie dient zugleich als Ausgleichstelle für ungleiche Arbeit in den einzelnen Betriebsabteilungen und soll als Reparaturwerkstätte produktive Arbeit leisten.

Besonderen Wert legt Link auf die fortgesetzte Überwachung der Leistung jedes Einzelnen. Er wählt dabei als Maßstab nicht die absolute Leistung, die sich aus dem Akkordverdienst ergibt, sondern sehr richtig die durch den erreichten Akkordsatz ausgedrückte Leistung im Verhältnis zu der Gruppenleistung der betreffenden Werkstätte.

Von den Vorschlägen Links dürften einige wie die Anlernschule und die Überwachungsmaßnahmen auch auf deutsche Betriebe übertragbar sein. Im übrigen gibt das Buch einen trefflichen Einblick in amerikanische Verhältnisse.

„**Taylor-System** für Deutschland.
Grenzen seiner Einführung in deutsche Betriebe.
Dr Fritz Söllheim.
Verlag R. Oldenbourg."

Dieses Buch sucht zu ergründen, welche Elemente der Wissenschaftlichen Betriebsführung auf deutsche Werke übertragbar sind. Es ist nicht aus eigenen Erfahrungen geschöpft und fußt nicht auf Ermittlungen in deutschen Betrieben; das Buch ist ausschließlich aus der Literatur zusammengetragen und zwar mit großem Fleiß; mehr als 300 Bücher sind im Literaturverzeichnis genannt.

Der Verfasser kommt aus seinen Literatur-

studien zu dem Schluß, daß es sich bei dem Taylorsystem um zweierlei handelt:

1. um technisch-wirtschaftliche Ökonomie.
2. um Menschenökonomie.

Unter 1. versteht er Betriebsnormung, Funktionsmeistersystem, Arbeitsbüro. In all diesem, was die rein menschliche Seite der Arbeit nicht berührt, billigt der Verfasser die Taylorschen Grundsätze.

Unter 2. begreift der Verfasser alles, was mit dem Lohnsystem zusammenhängt und lehnt all dies ab, weil es in Deutschland mit seinen mächtigen Arbeiterorganisationen unmöglich sei.

Der Verfasser verwirft also von den Taylorschen Gedanken gerade die, die sozial einen grundsätzlichen Fortschritt bedeuten, und er will in die deutsche Industrie nur das übernehmen, was praktisch nebensächlich ist. Er sagt im Vorwort:

„Alle, die mit dem Wirschaftsleben in Beziehung stehen, sollen von diesem Buch angeregt und befruchtet werden: Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Gesetzgeber und Politiker, Arbeiterführer und Sozialbeamte, Volkswirtschaftler und Wirtschaftspsychologen, Lehrerschaft und Presse."

Unter den hier erwähnten Berufen ist mit Recht derjenige nicht genannt, der allein die wissenschaftliche Betriebsführung mit Erfolg ausüben kann: der Ingenieur.

„Die Einführung von Zeitstudien in einem Betrieb für Reihen und Massenfertigung der Metallindustrie. (Ein Beitrag zur Methodik). Dr.-Ing. Otto Fahr. Verlag R. Oldenbourg."

Dieses Buch ist nicht wie so viele andere eine Sammlung von Lesefrüchten mit willkürlicher Schlußfolgerung daraus, sondern es ist das Ergebnis eigener praktischer und erfolgreicher Arbeit eines führenden Ingenieurs. Der Verfasser hat in einer deutschen Kugellagerfabrik, die durch die Güte ihrer Erzeugnisse Weltruf besitzt, die Zeitstudien eingeführt und planmäßig ausgestaltet. Er ist dabei mehrfach zu anderen Verfahren gekommen als Taylor. So hat er beispielsweise nicht wie dieser die Leistung der „besten" Arbeiters zugrunde gelegt und sie durch Zuschlagszeiten dem Durchschnitt angepaßt, sondern er hat die Zeitstudien an jedem voll eingeübten Arbeiter und an allen Arbeitsplätzen durchgeführt; dadurch ist die Untersuchung genau und gerecht geworden. Die Verlustzeiten sind in persönliche und unpersönliche geschieden und für sich ermittelt worden. Der Leistungswert jedes einzelnen Arbeiters ist aus der Menge und Güte seiner Arbeit fortlaufend bestimmt worden. Jede einzelne Zeitstudie ist vormittags und nachmittags ausgeführt worden, um dem Einfluß der Ermüdung gerecht zu werden.

Infolge dieser planmäßigen Arbeit konnte man bald die Akkorde nicht mehr nach Preisen, sondern nach Stückzeiten vergeben; dadurch erhielten die Arbeiter klaren Einblick und gewannen Vertrauen. Akkordreklamationen traten nur noch vereinzelt auf.

Der praktische Erfolg dieser umfangreichen Arbeit war Steigerung der Leistung und Erhöhung des Verdienstes der Arbeiter einerseits und als Wichtigstes: Gewinnung des Arbeitsfriedens im Betriebe.

Gegenüber amerikanischen Veröffentlichungen zeichnet sich das Buch durch seine Gründlichkeit aus; rein literarischen Erzeugnissen gegenüber bringt es nicht Meinungen, sondern Tatsachen; es ist echte Ingenieurarbeit: sachlich und erfolgreich.

Der Verfasser schließt mit den Worten:

„Innere Befriedigung und Glück kann dem Menschen zwar nicht von außen gegeben werden, wie es die sozialistischen Lehren vielfach vermeinen, wohl aber die Möglichkeit, in seiner Arbeit Erfüllung und neben der Arbeit die Muße zu finden zur Beschäftigung mit geistigen Gütern, die unsere Zeit und insbesondere auch wir als deutsches Volk in der beispiellosen technischen Entwicklung zu unserem inneren Schaden vernachlässigt haben. Das bringt dann auch ein Gegengewicht gegen die Monotonie der Arbeit, weil es dem Einzelnen höhere Interessen gibt, mit denen er sich beschäftigen kann."

Kammerer-Charlottenburg.

Berliner Theater

Es ist doch ein unfreundliches Dasein: mit jedem Herbst, dem wahren Theaterfrühling, füllt sich das oft enttäuschte Herz mit neuen Hoffnungen, um im echten Frühling, dem Ausklang der Spielzeit, herbstlich zu resignieren und festzustellen ... wieder war es eine Mißernte. Ein paar überzüchtete Treibhausfrüchte, viel Unreifes, viel Fallobst, auch wohl ein gesunder rotbackiger Apfel — doch auf der anderen Seite noch etwas grün.

Das ist seltsam, denn der Boden und das geistige Klima ist gegenwärtig dem deutschen Drama nicht ungünstig. Die Zeiten der Epik, die mildere Luft des ausklingenden 19. Jahrhunderts warten auf den großen Gegenschwung des dramatischen Schaffens. Und man kann es nicht bestreiten, der Sinn für das Wesen des Dramas ist wach, das eigentlich Dramatische, das in der großen Geste erstarrt war, drängt wieder zu wesentlicher Ausdrucksform. Man sucht es nicht mehr im lauten Ablauf der Handlung, nicht im Brillieren aller Bühnenmittel, nicht im Entwickeln einer Anschauung, sondern im formkräftigen Herauslösen der Spannungen zwischen Welt — Ich — Gemeinschaft zu einer einfältigeren und echteren Wirklichkeit ohne Eitelkeit des Wortes und der Gebärde.

Daher dürfen nur die begnadeten Kinder vor Gott und der Welt mit den gläubigen und schonungslosen Händen sich an das dramatische Schaffen wagen, die Gebildeten mögen ruhig weiter ihre geistigen Zauberberge türmen.

Was Dichter und Bühnenleiter bisher noch nicht begriffen zu haben scheinen (die Bühnenbildner nur sehr äußerlich), ist einigen Schauspielern sicheres Eigentum geworden: sie haben ihr Spiel von der Alleinherrschaft des vorlauten tönenden Gedankens erlöst; sie leben, was sie darstellen, im Schweigen und gebrauchen das Wort und die Geste wie einen Mantel, ihre hemmungslos hingegebene Seele schamvoll zu verhüllen. Da ist Kayßler in der zwingenden Verhaltenheit seines Wesens, Klöpfer mit der ungebärdigen Ursprünglichkeit seines Herzens, Elisabeth Bergner in der zitternden Aufgelöstheit ihres zwiespältigen Ichs. Sie alle befreien von der Realität des Spiels zur gesteigerten Wahrheit des Seins, während unsere Dramatiker noch alle in den plumpen Maschen des Scheins, im „Stoff" ihrer Dichtung hängen bleiben.

Auch das **Staatliche Schauspielhaus** konnte uns mit seiner modernen „**Medea**"-Aufführung keines Besseren belehren. Man mag sich wundern, warum gerade die jungen Dichter sich immer wieder an klassische Stoffe heranmachen, aber wenn man es sich erst einmal klargemacht hat, daß „Neuklassizismus" heute eine Art Antiklassizismus ist, ein Wille zur Berichtigung winkelmännisch verzerrter Anschauung, ein Herausheben des dionysischen Elements, so wird man das lebhafte Verarbeiten klassischer Vorbilder durch unsere Jungen und Jüngsten verstehen und begrüßen.

Es ist eben reizvoll, auch einmal die „**andere Seite**" des Geschehens zu betrachten und da das Shaw im Geschichtlichen mit so viel Bühnenerfolg tut, warum sollte diese Behandlung nicht auch für die ältere Schwester Sage ersprießlich sein?

So machte sich auch der ehemalige Kleistpreisträger **Hanns Henny Jahnn** ans Werk: der Medea-Stoff scheint ihm würdig solcher reformatorischen Tat. Man kennt seine geradezu tierhafte Spürnase für die geschlechtlichen Spielkräfte im dramatischen Geschehen. So könnte man von seiner Behandlung des Rassenproblems, des gewaltigen Gegensatzes zwischen der Barbarin und dem Griechen, mit seinen ewig sich anziehenden und abstoßenden Kräftewellen, — wenn auch kein reines dramatisches Kunstwerk — so doch einen beachtenswerten psychologischen Versuch erwarten.

Daß nun Hanns Henny Jahnn zur Verstärkung des Rassengegensatzes aus der

Kolcherin eine Negerin macht, ist ein künstlerisches Mittel, das man einem Dichter zubilligen könnte — falls er sich nicht mit diesem rein äußerlichen Vorgehen begnügt. Ein Vergleich der klassischen Medea mit Jahnns Negerin bringt aber bei aufrichtigstem Bemühen keine neuen Offenbarungen. Aus dem, mit seiner wunderträchtigen Erde urverbundenen, dämonischen Weibe wird hier das Tier an sich, dessen einfältige Triebrichtung der Dichter mit allzu menschlicher Rhetorik zu verdunkeln trachtet. Der Liebeshaß der Negerin wächst aus unbefriedigter Brunst hervor. Als wirksames Gegenstück wird Jason, der strahlende Held, zum Weichling und weibischen Schwätzer, und die unglücklichen Söhne der beiden sind Jahnn willkommene Mittel, sein Speziallüstchen, den entarteten Eros, anzubringen. Man sollte bei diesem Drama der entfesselten Leidenschaften nicht engherzig sein und alle Kräfte gelten lassen, sofern sie aus dem Geschehen notwendig herauswachsen. Aber das ist immer wieder das Verstimmende an Jahnn, daß die sexuellen Sonderlichkeiten ganz unnotwendig für die Handlung überall hineingeschoben werden. So erreicht er nur wieder, daß aus dem Dämonischen etwas banal Pathologisches wird, und man atmete auf, als Medea endlich ihre in häßlicher Gier sich umeinander wälzende Brut in ihrem Schlafgemach mit sadistischer Lust erstochen hat. Nun ist nicht mehr viel zu tun, und das Kranke geht in undramatischer Folgerichtigkeit langsam an seinem eigenen Gifte zugrunde. Eine einzige starke Wirkung wurde durch den Chor der Eunuchen erzielt, der an die klassische Chorwirkung der Alten erinnern sollte, und nur durch allzu grobe Übertreibungen in Klang und Farbe etwas von seiner Wucht verlor. Das ist freilich auf das Schuldkonto Jürgen Fehlings zu buchen, der die Regie hatte.

Ziehen wir die Bilanz der jüngsten Spielzeit des Staatlichen Schauspielhauses, so findet man keinen beträchtlichen Posten auf der Habenseite. Es muß überlegt werden, ob zur Abwendung des drohenden ideellen Konkurses nicht lieber die Geschäftsaufsicht beantragt werden soll; um so mehr, als neuerdings sogar Schauspieler dort rebellieren. Freilich wäre Herrn Jeßner mit Persönlichkeiten, die durch den langen Ritt auf dem lahmenden Amtsschimmel zermürbt sind, nicht geholfen.

Noch trauriger schneidet die **Volksbühne** ab. Außer schönen Programmen hat man nichts zu sehen bekommen, das an eine einheitliche künstlerische Erziehungsarbeit erinnerte. Kleine Parteisekretärseelchen zu unbefangenem künstlerischen Urteile zu befreien, muß doch recht schwer sein, und wehe dem Menschen, der sich ungestört von dem reinen Kunstwerk hinreißen läßt: er muß gehen, wie einst Kayßler. Mit einfältigen Erläuterungen auf den Theaterzetteln, in denen der soziale Kern des harmlosesten Stückes scharfsinnig herausgepickt wird, ist keine Volkserziehung zu leisten. Die ernste Pflege wahrhafter Dichtung würde solche subalterne Auslegungen überflüssig machen.

Auch die hübsche Aufführung von **Eichendorffs** romantischem Lustspiel „**Die Freier**", diesem liebenswürdigen Stückchen aus einer glücklicheren Zeit, ist schließlich kein wesentlicher Schritt zur Erfüllung der verantwortungsvollen Aufgabe, die der Volksbühne zukäme. Denn die Lebenden warten darauf, gehört zu werden.

Doch dieser Eichendorff ist wenigstens gesunde, bekömmliche Kost, mehr Leckerei freilich als geistige Nahrung, und so lassen wir ihn uns, von Otto Zoff geschickt und liebenswürdig zubereitet, gerne gefallen. Christian Lahusens Musik schmiegte sich der Handlung gut ein, und die Bühnenbilder Suhrs, namentlich die blumige Wiesenlandschaft, erhöhten die aufrichtige Freude am Stücke noch bedeutend. Henkels, Schwannecke und Wäscher, der Herr Hofrat, der wandernde Musikant und der Komödiant, betonten durch ihr gutes Spiel das mangelhafte Können aller anderen Mitspieler.

Was sonst noch zu nennen wäre, ist Sommerliches, Allzusommerliches. Saltenburg bereitete uns mit zwei dramatischen Spielen im **Wallner-Theater** eine Art römisch-irisches Bad: Erst macht uns der Ire **Synge** in seinem „**Heiligen Brunnen**" (dem Motiv der „Toten Augen") durch erbarmungslose liebeleere Kälte frösteln, bis **Bernard Shaw** mit seiner melodramatischen Predigt „**Blanco Posnets Erweckung**" uns mit einer heißen Flut von Witz und Gerede wieder aufwärmt. Und Saltenburgs **Theater am Kurfürstendamm** beglückt uns mit einer wirklich komischen Komödie mit dem anregenden Titel „**Rebhuhn**" von **Rudolph Schanzer** und **Ernst Welisch**. Dieses Rebhuhn aber ist ein wirklich charmanter Fassadenkletterer mit einem so begnadeten Drang zum **Emporkommen** (in jedem Sinne des Wortes), daß man ihm gerne die Aufgabe zugesteht, den

Moralprediger der Gesellschaft zu spielen. Paul Graetz gab diesen netten Kerl mit seiner begnadeten Berliner Schnoddrigkeit, während das bourgoise Gegenstück — der Bankier — von Paul Morgan mit erprobtem Können gegeben wurde.

Und nun wollen wir geduldig warten, bis der neue Herbst uns neue Enttäuschungen bereitet und die Hoffnung mit hinüber nehmen auf das kommende deutsche Drama.

W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Die Städtische Oper in Charlottenburg wächst sich immer mehr zu einem bestimmenden Faktor des Berliner Musiklebens aus. Ihre Neueinstudierungen sind in musikalischer wie szenischer Hinsicht gleich interessant, aber auch die Repertoire-Aufführungen halten sich — und das ist mindestens ebenso wichtig — auf bedeutender Höhe. Rossinis „Barbier von Sevilla“ wurde auch musikalisch in neuem Gewande herausgebracht: zum ersten Male wieder wurde der sonst stets gesprochene Dialog durch die Original-Rezitation ersetzt, sehr zum Nutzen des Ganzen (wobei nur bedauerlich war, daß Basilios schöner alter Witz vom Treppehinunterleuchten wegblieb). Das Tempo der Sänger und des Dirigenten kam in der Schnelligkeit der rezitativischen Deklamation der Aufführung ebenso zu statten, wie im Schwung und Feuer der Ensemblesätze, unter denen das Finale des ersten Aktes eine ungewöhnlich hinreißende Verve erhielt; Da Pontes alte Erklärung eines Finales fand ihre beste Bestätigung: „jeder Gesangsstil muß im Finale seinen Platz finden — Adagio, Allegro, Andante, Amabile, Armonioso, strepitoso, arcistrepitoso, strepitosissimo.“ Die entzückende Tempesta, die Gewittermusik des zweiten Aktes, wurde als Orchesterintermezzo unter Fritz Zweigs Leitung zu einem feinen Kabinettstück; die Einfachheit der Orchestermittel steht zum positiven Ergebnis seiner Wirkung im gleichen Verhältnis, wie die Überladenheit der Orchestermittel zum negativen Ergebnis der Kompositionen mancher späterer Komponisten. Die Partitur des „Barbier“ ist grade wegen ihrer Beschränkung auf das unbedingt Notwendige reich an vielen Feinheiten und auch für die Zeit seiner Entstehung neuen Orchestereffekten; ich erinnere nur an die Streichercrescendi in der Ouverture, und die sehr charakteristische Verwendung der Holzbläser, z. B. gleich zu Anfang in der Introduktion des ersten Aktes und beim Chor der Musikanten vor Almavivas Ständchen.

Die ebenso häufig vernachlässigte wie übertriebene Rolle des Bartolo vermochte Herr Kandl zu einer Buffofigur ersten Ranges zu gestalten. Sein Spiel zeichnete den ein wenig, aber nicht allzusehr vertrottelten Vormund mit einer manchmal rührenden und ein wenig zitternden Komik auf das Vortrefflichste; Basilio (Herr Baumann) hatte mit Recht die Lacher auf seiner Seite. Lotte Schönes Rosine reihte sich ihren Mozartfiguren würdig an; es scheint fast, als ob in ihr etwas vom Geiste ihrer früheren Wiener Vorgängerin Nancy Storace, Mozarts erster Susanne, aufs neue lebendig geworden ist. Herr Eisenberg (als Gast) vermochte zwar dem Almaviva im bel canto nicht ganz gerecht zu werden, fügte sich aber mit seiner Gesamtleistung dem Ensemble schauspielerisch gut ein. Die Inszenierung von Josef Geis war reich an schönen Beleuchtungen.

Die Staatsoper führte ihren Wagner-Zyklus zu Ende; er erhob sich nicht über die übliche Tradition im Hinblick auf die Darstellung; die Bühnenbilder, vor allem des Ringes, bedürfen nun dringend einer gehörigen Auffrischung. Es ist hohe Zeit, daß endlich mit dem alten Klischee der Baumwurzeln und Treppenfelsen gebrochen wird; gerade der Ring gibt dem Bühnenmaler so unbegrenzte Möglichkeiten, daß hier endlich mit den antiquierten Bayreuth-Veduten ein Ende gemacht werden muß. Dr Mucks Leitung war sehr klassisch — zu klassisch vielleicht. Fraglos war es ein reiner Genuß für den Partiturkenner, der Klarheit aller Mittelstimmen zu folgen; aber das Feuer, das nicht nur um Brünhildes Felsen, sondern auch in vielen andern Stellen des Werkes zu finden ist, kam bei der ausgeglichenen Kühle des Vortrags nicht recht zum Lodern. Das Bayreuther Tempo in allen Ehren:

aber manchmal schadet ihm eine kleine Beschleunigung nichts — selbst wenn sie sehr gegen den Willen des seligen Meisters ist. Die Hauptsache ist und bleibt die Wirkung seines Werkes, und diese wird durch ein lebhaftes Tempo an Stellen, die ein Vorwärtsgehen gut vertragen, nur gehoben — wenn es auch gegen die „heilige Tradition" verstößt.

In der Städtischen Oper hörte ich zum Vergleich „Siegfried" und „Götterdämmerung"; wenn auch das Orchester unter Wilh. Reuß (Siegfried) und Generalmusikdirektor Pollak (a. G. aus Hamburg) nicht die Durchsichtigkeit der von Muck geleiteten Staatskapelle hatte: mehr Schwung als die Kollegen des alten Hauses bewiesen die Charlottenburger auf jeden Fall. (Stellen wie die C-Dur-Führung der zehnfach geteilten Streicher vor dem Übergang ins E-Dur-Waldweben spielt der Opernkapelle allerdings so leicht keine andere nach.) In der Städtischen Oper herrschte aber nicht nur im Orchester ein freierer und frischerer Zug: auch die Bühnenbilder haben wenigstens zum Teil von den veralteten Überlieferungen freigemacht werden können. Sie erreichen, vor allem in der „Götterdämmerung", eine hohe Schönheit und grandiose Kraft, wie z. B. der Schluß der Gibichungenszene im ersten Akt, in der Hagens schwarze und unheilvolle Silhouette gegen den im grüngrauen Abend versinkenden Hintergrund wie das todbringende Schicksal selber zu drohen scheint. Nur eins — und das muß ausgesprochen werden, denn der Moment ist zu wichtig für das Ganze — ist völlig mißglückt: der Schluß der Götterdämmerung. Es ist unmöglich, daß Brünhilde nach ihrem Schlußwort „Selig grüßt Dich Dein Weib" ganz fidel mit ihrem Gaul nach links hinter den brennenden Scheiterhaufen abgeht — das Ganze wird zur unverständlichen Farce. Natürlich kann sie nicht selbst auf Grane in das Feuer springen, wie Wagner es vorschreibt (nebenbei bemerkt: Wagners Regiebemerkung „hebt das Roß zum Sprunge" zeigt in ihrer gräßlichen Reiter-Dilettantenhaftigkeit, daß der Meister von Reiten keine Ahnung hatte — und doch konnte er die platonische Idee des Galopps, den Walkürenritt, schreiben!), es muß aber aus der rechten Kulisse heraus ein Stallknecht im Hintergrund vorübergaloppieren. Und dann dürfen beim Brande Walhalls nicht nur einige Statisten teilnahmlos auf der Bühne herumstehen — wenn wir schon auf das Zusammenstürzen der Halle und die Rheinüberschwemmung verzichten wollen.

Die Götterdämmerungs-Brünhilde der Frau Fortner-Halbaerth ist eine ganz hervorragende Leistung. Ihre Stimme hat nicht nur strahlende Höhe, sie besitzt auch jene erschütternde Wärme, die nur wenigen begnadeten Organen gegeben ist. Außerdem steigerte sich ihre Gesangsleistung von Akt zu Akt; dazu war die rein schauspielerische Darstellung völlig gleichwertig, und wuchs im dritten Akte in die hohe Tragödie hinein. Herrn Perrons Siegfried hindert die flackernde Höhe, zur vollen Wirkung zu kommen; einwandfrei schön war die Erzählung. Herr Kipnis gestaltete den Hagen gleich eindrucksvoll in Darstellung, Gesang und Erscheinung.

Konzerte

Das erste Konzert des „Neuen Kammerorchesters" unter Leitung Michael Taubes erwies die hohe Qualität dieser neuen, aus Mitgliedern des städtischen Opernorchesters gebildeten Vereinigung. Herr Taube spielt den Klavierpart, hält aber dabei seine Schar auf das energischste zusammen; abgesehen von einer kleinen Temposchwankung am Anfang des ersten Allegros kam Händels Concerto grosso H-Moll im besten Stil mit großer Klangschönheit zur Aufführung. Georg Bertram spielte Mozarts A-Dur Concert, und gestaltete den zweiten (Fis-Moll) Satz zu einem jener ergreifenden Melancholiegebilde, wie sie nur Mozart schaffen konnte, den manche Leute immer noch für so heiter halten; das Orchester hätte hier in der Begleitung sehr viel zarter und schwebender, um nicht zu sagen mondscheinhafter sein müssen. Ganz besonders meisterlich war Bertrams Fassung des zweiten Themas aus dem ersten Satz. Als Neuheit gab Taube die Erstaufführung von Hindemiths Konzertsuite aus der Tanzpantomime „Der Dämon" op. 28, 11 kurze Stücke, hauptsächlich von großer und überzeugender Leidenschaftlichkeit, wie der in Parsacagliaform gehaltene „Tanz des Dämons" (Nr. 5) oder der „Tanz der roten Raserei"; andere zarte, wie der „Tanz des weiten Gewandes" und der „Tanz der ganz erschlossenen Orchidee" (mit schönem Streicher-Unisono)

lassen in weit gesponnenen Melodien die verwehenden Bewegungen des Tanzes ahnen. Von großem Witz der „Tanz der Brutalität".

Das Vokal-Quartett Jeannette Grumbacher de Jong, Therese Schnabel, Adolf Dimano und Herrmann Schey sang, wie auch früher, schöne Brahmssche Quartette, Schumanns spanisches Liederspiel und die Liebeswalzer von Brahms mit Begleitung Artur Schnabels, und bei den vierhändigen Walzern, auch Karl Ulrich Schnabels. Diese Begleitung war ein Hochgenuß; die pianistische Durchdringung des Programms versöhnte mit manchem, was die Stimmen, mit Ausnahme des Bassisten, schuldig bleiben mußten .... Und gerade die Liebesliederwalzer verlangen so sehr viel sinnlichen Klangreiz!

Der Geiger S. Dushkin bewies in Händels D-Dur-Sonate (am Flügel der bemerkenswerte Begleiter Hans Rosband) und Mendelssohns Concert viel Stilgefühl und gutes Können; sein Kollege Matteo exzellierte vor allem in kleinen, von ihm selbst arrangierten Stücken, die unter seinen Händen großen Reiz und schmeichlerische Eleganz bekamen. Ruth Breton schloß den Reigen der Geigenkünstler mit einer von Vitali bis zu Cyril Scott reichenden Vortragsfolge.

Noch eine prinzipielle Bemerkung für den nächsten Konzertwinter: sämtliche Programme — mit Ausnahme der Opernkonzertprogramme — sind zu lang. Wenn — um nur von den hier erwähnten zu sprechen — Taube auf Händel, Mozart und Hindemith noch eine Haydnsche Symphonie folgen läßt, ist das zu viel; wenn das Vokal-Quartett nur das spanische Liederspiel und die Walzer gesungen hätte, wäre zum mindesten dem Publikum eine Anstrengung erspart geblieben. So geht es mit allen Konzerten. Anderthalb Stunde Musik im Konzert ist reichlich genug; kein Mensch, weder Künstler noch Publikum, hat an mehr die geringste Freude. Es wird gerade genug Musik gemacht — die Herren und Damen Vortragenden mögen mit der Dosierung gnädig verfahren!

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Es gibt Diplomaten, die da meinen, mit geschickten Kunstgriffen historische Tatsachen ihren Wünschen und Interessen entsprechend ändern zu können. Früher oder später werden sie dann von den Ereignissen ad absurdum geführt. Die Menschheit aber hat inzwischen schwersten Schaden erleiden müssen. So erging es jetzt wieder jenen Staatskünstlern, die in Versailles einen polnischen Großstaat schaffen wollten, ohne der historischen Entwicklung und dem Charakter des polnischen Volkes Rechnung zu tragen. Nach dem bekannten Rezept „man nehme" wurden einige Völker durcheinander gemischt, das Deutschtum nach Kräften beraubt, einige französische Offiziere, viele Kanonen und Gewehre dazu getan und Groß-Polen war fertig. Es war aber gleich so vollendet, daß das Kind der Versailler Staatskunst jetzt im Sterben liegt. Nicht Lebensimpulse bringen es in neue Schwingungen. Es sind die Fieberzuckungen eines Staatskörpers, der mit dem Tode ringt. Der Auflösungsprozeß kann längere Zeit dauern, vielleicht gibt es sogar eine scheinbare Besserung. Europa soll sich aber dadurch nicht täuschen lassen. Polen, wie es heute ist, wird zugrunde gehen, weil es eine diplomatische Fehlgeburt ist. Man könnte es nur zu neuem Leben erwecken, wenn man Polen auf seine natürlichen Grenzen zurückführt und dann finanziell saniert. Je schneller sich die europäischen Kabinette dazu entschließen, desto besser. Ja noch mehr, die europäischen Interessen erheischen eine rasche Lösung, sonst dürfte Asien das Problem in die Hand nehmen. Was dann aber käme, bedarf keiner weiteren Ausführung. In Paris sollte man sich dieser Einsicht nicht verschließen. Deutschland wünscht die Verständigung mit Frankreich. Unbrauchbare polnische Zinnsoldaten, die zudem unendlich viel Geld kosten, sind da nicht mehr notwendig.

Man sollte auch glauben, daß Frankreich aus finanziellen Gründen den Ausgleich suchen müßte. Seine Währung fällt unaufhaltsam, damit wachsen die inneren Schwierigkeiten. Aber es scheint so, als müßte Frank-

reich erst die ganzen bitteren Erfahrungen durchkosten, die wir gemacht haben, bevor es zur Besinnung kommen wird. Es wird aus dem Vollen gewirtschaftet, in Marokko weiter Krieg geführt und in Syrien gekämpft. Daß die sogenannten Friedensverhandlungen in Marokko, so wie sie geführt wurden, scheitern mußten, war nicht anders zu erwarten. Daran trägt vielleicht Spanien mehr Schuld. Frankreich hätte es aber in der Hand gehabt, eine für beide Teile annehmbare Lösung zustande zu bringen. Jetzt ist es zu spät, der Kampf wird bis zum bitteren Ende ausgefochten werden. Ein Sieg wird es nicht mehr, das kann man heute schon sagen, denn der Einsatz ist zu hoch. In Syrien liegen die Dinge nicht viel anders. Opfer wird auf Opfer gehäuft, Menschenleben werden nutzlos hingeworfen, und das Ende wird doch nur eine als Sieg der französischen Zivilisation frisierte Niederlage vor Pan-Arabien sein, das zu beherrschen Frankreich nicht mehr die Kraft haben wird, wenn es nicht seine Politik radikal ändert.

Während so die politische Entwicklung weitergeht, hat sich die Studienkommission in Genf an den Verhandlungstisch gesetzt und zunächst eine Lösung für die Umorganisation des Völkerbundsrates gefunden. Die Idee des Rotationssystems bei den nichtständigen Sitzen ist nicht schlecht. Es wird jedoch abzuwarten sein, wie es sich in der Praxis einführt. Wir können unser Mißtrauen vorläufig nicht aufgeben und gehen ohne alle Illusionen an das Völkerbundproblem heran. Man soll die Bedeutung des Bundes aber auch nicht überschätzen. Ist er doch nur Fassade für Kulissenarbeit, die außerhalb der Tagungen nach wie vor von den Kabinetten geleistet wird. Man denke an das, was die modernen Parlamente dem Publikum bieten. Der Versailler Völkerbund aber ist ein Überparlament mit all seinen Kniffen und seiner Bedeutungslosigkeit für die politische Entwicklung, die sich nach natürlichen Linien fortbildet und von schönen Galeriereden kaum beeinflußt wird.

Leider hat der Deutsche für diese Zusammenhänge noch nicht das richtige Verständnis. Von England ist hier viel zu lernen. Seine Staatsmänner haben uns gelegentlich des großen Streikes wieder gezeigt, was Staatskunst vollbringen kann. Der Streik war reiner Bluff, der verpufft ist. Die Gewerkschaften werden ihn schwer bezahlen müssen. Und trotzdem ist der Streik ein trauriges Kapitel der englischen Geschichte. Er zeigte uns, wie tief auch in England die Zersetzung sich eingefressen hat in Staatsleben und Wirtschaft. Wir können hier nicht nach unseren Verhältnissen urteilen, denn wir haben eine Revolution hinter uns und stecken tief in den aus der Niederlage sich ergebenden Schwierigkeiten. Aber England hat auf der ganzen Linie gesiegt, ist seiner Entwicklung nach konservativ. Man denke doch daran, ob ein solcher Streik vor 1914 möglich gewesen wäre, und wird dann feststellen müssen, daß jenseits des Ärmelkanals eine neue Entwicklung eingesetzt hat, die stark nach Degeneration im Ganzen aussieht. Für das britische Imperium zeigen sich hier nicht gerade optimistische Ausblicke. Charakteristisch ist, daß Südafrika just in diesen Tagen beschlossen hat, neben der britischen künftig seine eigene Flagge zu setzen. Geht Südafrika auf diesem Wege weiter, wird die großbritannische Flagge dort bald verschwinden. Damit aber wäre der erste Schritt zur Loslösung vom Imperium in einer Kolonie vollzogen, der andere folgen dürften. Ist ein Streit um Bergarbeiterlöhne eine solche Prestigeeinbuße für das Mutterland wert?

In der britischen Orientpolitik ist eine Entscheidung noch nicht gefallen, die Mossulfrage hat noch keine Lösung gefunden. Die Verhandlungen mit Angora schweben noch, ihr Ausgang ist heute noch nicht abzusehen. Ungünstig beeinflußt dürften sie durch den inzwischen erfolgten Abschluß eines Neutralitätsvertrages zwischen der Türkei und Persien werden. Die Türkei bekommt dadurch den Rücken frei und kann nach dem Westen hin stärker auftreten, eine Tatsache, die wir im Interesse unserer türkischen Freunde nur begrüßen können.

Über den sogenannten „Berliner Vertrag" ist in den vergangenen Wochen im Ausland viel geschrieben und palavert worden. Allgemein bekannt ist jetzt, daß Herr Benesch sich eifrig bemüht hat, zunächst den Vertragsabschluß zu sabotieren und, als ihm dies mißlang, eine ungünstige Stimmung gegen uns zu entfachen. Wir wissen, was wir von den Tschechen zu halten haben, soviel Dreistigkeit hatten wir aber doch nicht erwartet. Das Völkchen der Tschechen sollte sich doch klar werden, daß ihm eine Rolle, wie sie sein Außenminister sich anmaßt, nicht zukommt. Es könnte ihm ein ähnliches Schicksal wie Polen bevorstehen, dann aber dürfte das Deutschtum bei der Sanierung ein Wörtchen mitzusprechen haben.

Im fernen Osten ist die Lage nach wie vor ungeklärt. Der „christliche" General Feng, für den — „unsern Bruder" — zu beten die Liebenzeller Mission auffordert, hat sich nach Moskau begeben, der rivalisierende Rest ehrgeiziger Militärs weicht einer klaren Entscheidung aus. Fremdes Geld spielt überall hinein. Es ist bedauerlich, daß dadurch eine Konsolidierung des Landes verzögert wird.

Die von uns wiederholt angedeuteten Schwierigkeiten in Französisch-Indochina tauchen jetzt auch in der Diskussion der französischen Parteien auf. Rechtskreise machen der Regierung den Vorwurf, daß sie nicht energisch genug gegen gewisse politische Machenschaften in Indochina vorgeht. Wir verzeichnen diese Tatsachen, da sie uns voraussichtlich noch lebhafter beschäftigen werden.

Von Japan spricht man wenig. Es arbeitet emsig an der Beseitigung der Folgen des großen Erdbebens und bereitet in aller Stille die große Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten vor. Die Diskussionen auf der Entwaffnungskonferenz, die eben in Genf ihre vorbereitenden Arbeiten begonnen hat, werden vielleicht geeignet sein, die Schleier etwas zu lüften. **Martellus.**

Literarische Notizen

G. Bourgin, Napoleon und seine Zeit. Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. 7. Teil. 2. Hälfte. Stuttgart-Gotha, Fr. A. Perthes. —

Berthold Vallentin, Napoleon und die Deutschen. Berlin, Georg Bondi.

Der Pariser Historiker, der früher schon das Zeitalter der französischen Revolution in diesem Sammelwerk bearbeitete, gibt hier seiner Darstellung einen sehr knappen Abschluß. Im Einzelnen wie im Aufbau des ganzen Werks aber hinterläßt das Buch einen erfreulichen Eindruck. „Wie es dem Gesamtplan entspricht", orakelt der beiliegende Waschzettel, „liegt das Schwergewicht auf den großen Massenerscheinungen, auf den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und auf den Auswirkungen des politischen Geschehens, dem der dämonische Machtwille Napoleons die Bahnen wies." In Wahrheit stehen Ruhm und Ehre Frankreichs in ungebührlicher Weise im Mittelpunkt. Was für Frankreich verderblich wurde, ist lediglich Ausfluß der persönlichen Herrschsucht seines ersten Kaisers (!). Die Einheitsbewegung in Italien und Deutschland schließlich verdankt ihre besten Elemente der französischen Fremdherrschaft; das Zeitalter der deutschen Erhebung ist vom Geiste der Revolution durchdrungen. Immanuel Kant hat „seiner Kritik der reinen Vernunft manche Grundgedanken der französischen Philosophie eingefügt". Es ist beschämend, daß der jüngst verstorbene Herausgeber keinen deutschen Gelehrten gefunden hat oder vielmehr finden wollte, der gleichermaßen der weltgeschichtlichen Größe Napoleons wie der deutschen Geschichte gerecht werden konnte! —

Bei aller Überschwänglichkeit seines Urteils ist diesem größeren Werke gegenüber der Panegyrikus Vallentins, eine Ergänzung zu der im gleichen Verlag 1922 erschienenen Monographie, wesentlich angenehmer zu lesen, weil sie nicht wie das verlogene Buch des Historikers den Anspruch der historischen Unparteilichkeit macht. Die Einstellung freilich ist rein weltbürgerlich: Napoleon „ist — der letzte leibhafte Sproß des antiken Lebensgeistes und -geblütes — die Wiedererscheinung des im christlichen Weltalter verloren gegangenen europäischen Typus leibgeistiger Einheit, heroisch tragischer Unbedingtheit" (!!!).

Paul Wentzcke.

Denkwürdigkeiten von Friedrich Daniel Bassermann 1811—1855, Mitglied des badischen Landtags, des Vorparlaments, der deutschen Nationalversammlung und des Reichsministeriums. Mit 18 Abb. auf 16 Taf. Frankfurt, Frankfurter Verlags-Anstalt A.G.

Kein Geringerer als Heinrich von Treitschke hat 1877 bereits die Herausgabe dieser Erinnerungen dringend empfohlen, und in der Tat hätte damals, da in so vielen der Mitstrebenden die Bewegung von 1848

lebendig noch nachklang, eine solche Ausgabe ohne Kommentar und ohne kritische Stellungnahme zu den Urteilen des Verfassers nachhaltig gewirkt. Wenn die Familie jetzt erst, da die Erinnerung an die Paulskirche bestenfalls nur als Parteisache gepflegt wird, diesem Wunsche nachkommt, so hat sie freiwillig auf eine Wirkung in größerem Kreise und auch auf stärkeren Einfluß auf die geschichtliche Überlieferung verzichtet. Zur Einführung in den Lebensgang des Mannes, der sich als Vorkämpfer für Einheit und Freiheit des deutschen Gesamtvaterlands in späteren Jahren rückhaltlos für die preußische Führung einsetzte, ist daher das Lebensbild A. von Harnacks (München, Oldenbourg, 1920) unentbehrlich, trotzdem schon dessen Urteil in sehr wesentlichen Punkten nur auf den vorliegenden Memoiren beruhte. Auf der anderen Seite wirkt die schlichte Erzählung auch heute noch überaus lebendig; die klare Sonderung von Demokratie und Liberalismus in diesen Anfängen des deutschen Parlamentarismus tritt anschaulich hervor. Paul Wentzcke.

A. J. J. Ratcliff, Traum und Schicksal. Übertragung aus dem Englischen von Otto Francke. Dresden 1925, Sibyllenverlag.

Ratcliff hat seinem Buche den Titel gegeben: „A History of Dreams". Der Übersetzer macht daraus: „Traum und Schicksal." Die Veränderung ist ziemlich willkürlich, allerdings schwer zu umgehen, da von einer „Geschichte der Träume" in Ratcliffs Buch kaum ein Ansatz zu finden ist. — Die von Francke gegebene Einführung zur deutschen Ausgabe umfaßt mehr als 55 Seiten und ist eine inhaltliche Ergänzung des Werkes, das fast ausschließlich die englische Traumliteratur berücksichtigt, indem es „an der Hand von Beispielen aus unserer ältesten Überlieferung bis zur Dichtung unserer Tage in der deutschen Literatur verwendete Träume" gibt. Diese Materialsammlung als solche ist schätzenswert, aber eben nur Stoff ohne irgendwelche geistige Durchdringung. Wertvoller wäre die psychoanalytische Behandlung eines wenn auch noch so kleinen Teiles dieses Gebietes gewesen. Wie dankbar wäre es beispielsweise, Goethes Einstellung zum Schlaf- und Traumproblem einmal gründlich zu untersuchen (wofür Kanzows im Jahre 1890 in Königsberg erschienenes Gymnasialprogramm einen guten Anhaltspunkt geben könnte) — dankbar selbst dann, wenn wir auf die Hoffnung verzichten müßten, dabei in die Sphäre eines wollüstigen Gruselns herabzusteigen; denn für Goethe war der Schlaf zweifellos in erster Linie ein Entspannungsmittel, der Traum niemals ein Ersatz für die Wirklichkeit. Allerdings greifen beide Sphären bisweilen ineinander über: der gealterte Faust erblickt in Wolkengebilden die Gestalt seiner Jugendgeliebten: „Sind's Träume, sind's Erinnerungen? Schon einmal warst du so beglückt." — Aus dem Unterbewußtsein werden Träume sowohl wie Erinnerungen ans Tageslicht geschickt und beide miteinander verwechselt. Beobachtungen der frühesten Kinderzeit, denen ein Augenblickswert in keiner Weise zukommen konnte — ein unverstandenes, aber innere Furcht erregendes Wort, ein böser Blick, eine gefährliche Geste — treten aus dem Traumteil unserer Seele, in dem sie sich sofort nach ihrem Entstehen verbargen, oft erst um Jahrzehnte später ans Tageslicht. Nur so versteht man es, daß unscheinbare, verloren geglaubte Einzelheiten längst vergangener Tage im Wachen oder im Traumzustande wieder plötzlich vor uns auftauchen können — und zwar, wie beim Kinde, überaus deutlich und scheinbar zusammenhanglos.

An derartigen Anregungen ist das Buch nicht arm; sie finden sich namentlich in den späteren Kapiteln, in den (sehr ausführlichen) Auseinandersetzungen über die Theorien Freuds und Jungs. Als wertvoll hebe ich ferner die Zusammenstellungen über Beispiele produktiver Verstandesleistungen im Schlaf (S. 156f.) und über den Sprachgebrauch der Minnesänger, der den Traum als Schickung Gottes voraussetzt, hervor. Andererseits ist es sicher, daß Ratcliffs Buch keinen eigentlich wissenschaftlichen Charakter hat, weder in formaler noch in sachlicher Hinsicht. Die Stoffeinteilung ist mangelhaft; die Kapitelüberschriften entsprechen nicht dem Inhalt; das durch phantasiereiche Literaten häufig gefälschte Material wird kritiklos hingenommen (S. 37, 76f.). Bald ist der „interessante Reiz" (S. 123), bald der moralische Erfolg (S. 239) die Hauptsache. Besonders mangelhaft sind die historischen Kapitel dieser „History". Das gesamte, von Fachleuten erarbeitete Material ist unberücksichtigt geblieben, soweit es auf orientalistischem, durch gänzlich veraltete Einzelarbeiten vertreten, soweit es auf klassisch-philologischem Boden steht. Nur wenig besser steht es um die ethnologischen Teile; beispielsweise ist hier Frazers monumentales „golden

bough" übergangen. Selbst Shakespeare-Analysen sind ganz oberflächlich und teilweise verunglückt (Traum Romeos S. 292). — Völlig laienhaft ist seine Einstellung zum Alten Testament, bei der es an jeder Quellenscheidung mangelt und falsche Frömmigkeit die Tore alter Erkenntnisse verriegelt. Die innere Systematik des Gebietes leidet an der Verständnislosigkeit für die bereits altgriechische, fundamentale Einteilung in pathologische und gottgegebene Träume (S. 114 vgl. 162). Die Wichtigkeit der Doppelgängeridee ist verkannt.

Die Übersetzung ist teilweise flüchtig: S. 78, Zeile 1 von unten fehlt hinter dem ersten Wort ein: „nicht"; S. 92, Abs. 2, letztes Wort lies: „solle" statt „möchte"; der Passus S. 131 Mitte ist ganz unverständlich.

An allgemeinem Interesse werden diese Einzelheiten durch eine Mitteilung, die uns Deutsche im tiefsten erschüttern muß, um ein unendliches überragt: ein Londoner Arzt hat bei dortigen Schulkindern Erhebungen über Träume veranstaltet und kommt zu dem Schlusse, daß die ganz kleinen Kinder zwischen Traum und Wirklichkeit keinen Unterschied kennen. Der Traum ist also für sie Wirklichkeit. Und was bringt diese? Auf dem Boden welcher Affekte steht sie? — „Fünfundzwanzig vom Hundert der Träume ganz junger Menschen fallen unter das Kapitel Furcht. Da träumen die Kleinen meist von bösen Menschen und als die Aufzeichnungen gemacht wurden, waren das vor allem Deutsche" (S. 207). — Wir sehen: das zum Zweck der Fanatisierung produzierte Gift, dessen Wirkung zur Ausführung oder Rechtfertigung jedes Aktes der Barbarei unserer Feinde führen sollte, hat sich gegen die Kinder der Giftmischer gewandt und in diesen Kindern Massenhysterien erzeugt, die ihnen die Möglichkeit klaren Denkens und Handelns nehmen müssen. Als Kosmopoliten müssen wir dies schmerzlich bedauern, als Patrioten können wir damit nur zufrieden sein.

Julius v. Negelein.

Dostojewski als Dichter. Von Julius Meyer-Graefe. Berlin, E. Rowohlt.

Wir greifen gespannt nach diesem Buch, denn Dostojewski, rein als Dichter betrachtet, das muß viele neue Gesichtspunkte aufschließen, besonders wenn es durch den Geist eines so kunstfreudigen Schriftstellers geschieht, wie Julius Meyer-Graefe es ist. Aber es läßt sich der Mensch Dostojewski so wenig von seinem Werk trennen. Nicht wie bei Dante und Shakespeare ist es, deren Werk frei zu schweben vermag. So erfahren wir denn in diesem neuen Buch zuvörderst viel Bekanntes. Denn der Mensch Dostojewski ist ja in diesen letzten Jahren reichlich durchackert worden. Julius Meyer-Graefe mußte, um zur Totalität des Verständnisses zu führen, wohl so Vieles vergegenwärtigen. Doch frage ich mich, ob es unbedingt nötig war, so ausführliche Inhaltsangaben der doch allen bekannten großen Romane zu machen, auch wenn dies mit Deutung geschah? Am wenigsten trifft dies beim „Jüngling" zu, der wirklich neu erfaßt ist, als Roman des Werdens, als Vater und Sohnproblem. Auch Wersiloff ist sehr schön wiedergegeben. In den „Dämonen" ist vielleicht zu flüchtig über die Gestalt des Stawrogin hinweggegangen. In diesem Menschen birgt Dostojewski eines seiner Geheimnisse. Auch scheint mir die Auffassung im „Idioten" nicht immer ganz in die Tiefe zu gehen. Freilich ist gerade dieses Werk vielleicht das russischste aller Werke Dostojewskis, und die Menschen darin sind schwerer für den zu verstehen, dem das Russentum fremd ist. Ein ärgerlicher kleiner Fehler hat sich hier eingeschlichen. Ragoschin, der Sohn des Parvenus, wird als „Bojar" bezeichnet. Er ist gerade das Gegenteil davon. Der Bojar ist Herr, ist vornehm. Sehr schön ist die Schilderung in den „Karamasoffs", wo Mitja zum zweiten Mal nach Mokroje fährt, wundervoll Meyer-Graefes Begeisterung für Gruschenka, wie sie sich bei der Orgie zeigt. Meyer-Graefe bezeichnet die Dostojewskischen Romane als Romandramen, die Einheit von Raum und Zeit bliebe gewahrt. Ich hätte gewünscht, von einem so feinen Geist noch Intimeres über Dostojewskis Kunsttechnik zu erfahren. Geistvoll ist die Auffassung des oft so banalen Stils Dostojewskis. Dem reifen Dostojewski wäre Journalismus Mutterboden der Dichtung gewesen. Der Journalist mit dem ganzen Verantwortlichkeitsgefühl desjenigen, der zur Menge redet, hätte die Romane gedichtet. Der Plauderton, in dem sie geschrieben wären, könne man nur feuilletonistisch nennen. „Dieser Ton ist Dostojewskis Neuheit, sein Geheimnis, seine Technik, das natürliche Kleid des Volksdichters. Mit diesem banalen Ton gelang es ihm, seinen Lesern die sublimsten Dinge einzuflößen. Plaudernd bleibt er ihnen nah, und sie merken es gar nicht, wie die Gewichte zunehmen, wie die Gedanken immer tiefer

bringen und die Umrisse wachsen." Immer wieder leuchten schöne Gedanken in diesem Buch auf. Wunderbar die Parallele zwischen Dostojewski und Rembrandt. Unschätzbar die Aufdeckung der Verbindungen zwischen den einzelnen Werken des Dichters, das Hinübergleiten und Umgestalten der Ideen, die diesem großen dichterischen Lebenswerk eigene Einheit und Geistentwicklung. Interessant auch, was über Dostojewskis Humor gesagt ist. Das Buch ist allen zu empfehlen, die zum großen Dichter schon in Beziehung stehen, und denjenigen, die ihn noch kennen lernen wollen, wird es ein guter Führer und Lehrer sein, sie in die tiefe Problematik Dostojewskis einzuführen.

Theophile von Bodisco.

Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie. Von Prof. Dr A. Basler. Stuttgart 1925. Franckhsche Verlagshandlung. 2. Aufl.

Basler hat ein gefälliges, leicht lesbares und mit vielen Abbildungen geschmücktes Büchlein zur Einführung in diese neueste Wissenschaft geschrieben. Jeder, der es in die Hand nimmt, wird ohne Mühe eine Menge interessanter und wissenswerter Dinge daraus entnehmen. Aber an die schwierigen Grundprobleme dieser eben aus dem Ei kriechenden Wissenschaft wird er nicht herangeführt. Die Rassenphysiologie ist doch eine Naturwissenschaft und keine Nationalökonomie, daß sie sich mit ausgeklügelten Definitionen begnügen könnte. Es sollte kurz und deutlich gesagt werden, daß wir nicht wissen, was eine Rasse eigentlich sei. Wir wissen jetzt, daß die im Kern jeder Keimzelle liegende Gruppe von Erbanlagen durch äußere Einflüsse nicht umgestaltet wird. Wir wissen aber nicht, wie weit das Protoplasma der Keimzelle solchen Einflüssen unterliegt, ob Klima, Nahrung und, wie Jennings meint, auch die Erziehung das Protoplasma so stark umformen, daß ihr Einfluß sich auf Generationen hinaus vererbt. Erst, wenn wir hierüber Aufschluß gewonnen haben, werden wir die Grenzen der Rassen abstecken können. Bis dahin wird sich Rassenphysiologie mit nur vorläufig gültigen Ergebnissen begnügen müssen.

J. v. Uexküll.

Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer. Berlin, Furche-Kunstverlag.

Am tiefsten führt von den bisher erschienenen Bänden der von Heinrich Ehl über die Buchmalerei des frühen Mittelalters in den Kern der Probleme religiöser Kunst ein, indem hier die Auseinandersetzung der mystischen Religiosität des Nordens mit der rationalen Gegenständlichkeit des Südens verständnisvoll eindringend dargelegt wird. Die karolingische Kunst ist ein Kampfplatz der beiden Geisteswelten, auf dem der Norden vielfach zu Verzicht und Zugeständnissen genötigt wird, aber mächtig entfaltet er sich in der irischen Buchmalerei (die im Bildstoffe hätte besser vertreten sein können) und der ottonischen Kunst, Gipfelleistungen der „christlichen Form". Im Lichte der Ehlschen Darstellung wird man auch dem Wesen der christlichen Mosaikbildnerei vielfach näher kommen können, von deren Entwicklung August Hoff eine gute Übersicht gibt; da sie bis auf modernste Mosaikkünstler wie Nolde, Forseth, Thorn Prikker fortgeführt ist; so kann sich der Leser über das Verhältnis ihrer Leistungen zu denen der alten Mosaikmaler wohl ein Bild machen. Gegen die machtvolle, durchaus ursprüngliche und schöpferische Religiosität des Mittelalters gehalten ist die der „Lukasbrüder", die Paul F. Schmidt behandelt hat, wie ein sanfter Aufguß mit ästhetisch-romantischem Einschuß, und noch schwächer besteht ihre Form vor der strengen und reichen Großartigkeit der mittelalterlichen Form. Aber echt war doch auch ihre Religiosität, und in ihrer Jugend, im ersten frischen Anlauf gegen Rationalismus und Akademismus haben sie ihr Bestes geleistet. Overbeck bleibt ihr Häuptling, aber der frühverstorbene Pforr war vielleicht eigentlich die orginellere Begabung; Scheffer v. Leonhardshof, Veit, W. Schadow, Cornelius sind um sie gruppiert. Mit der religiösen Plastik unserer Zeit führt uns dann Oskar Beyer vollends ins Reich des Problematischen. Hier ist Religion nicht mehr gültige Wirklichkeit, sondern etwa Sehnsucht, Wunsch, allenfalls Ahnung, und Beyer muß Möglichkeiten und Bedingungen religiöser Bildnerei in der Gegenwart vorsichtig klären. Als ihre Vertreter sind der Belgier George Minne, weiter Lehmbruck, Barlach, Opfermann und die Baltin W. v. Rathlef-Keilmann besprochen. Schon an den Rand des religiösen Kunstkreises versetzt Eckard v. Sydows Band über „Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker", insofern sich hier das religiöse Gefühl mit vor- und halbreligiösen Seelenzuständen berührt. Künst-

lerisch sind die mitgeteilten Werke zum Teil von vorzüglichem Werte. Endlich ein Band, der nur den Mangel hat zu kurz zu sein: die treffliche Schilderung der Entwickelung des christlichen Kirchenbaus im Abendlande aus der Feder von Georg Stuhlfanth: Bischofskirche (frühchristliche Basilika), Altarkirche, Predigtkirche des Protestantismus.

Diese kurze Übersicht über den Inhalt der Bände dieser anregenden Reihe dürfte ihrer Empfehlung am besten dienen. Hoffentlich wird sie im gleichen Geiste rege fortgesetzt. Der Würde des Gegenstandes entspricht das Gewand der Bände: sie sind sorgfältig und vornehm ausgestattet und reich mit gut ausgeführtem Bildstoff geschmückt. dr.

Das alte Bremen. Herausgegeben von dem Focke-Museum für Bremische Altertümer. Leipzig 1922, im Insel-Verlag.

Ein Heimatbuch, das nach Anlage und Ausführung erheblich über den Durchschnitt hinausragt. Stattliches Format, gediegene Ausstattung. Vor allem aber ein gut durchdachter Aufbau. Das Bild des alten Bremens wird nämlich entwickelt aus der Stadtanlage und ihrer Geschichte. Sieben alte Stadtpläne veranschaulichen das Werden der Hansestadt an der Wesermündung; Dr J. Focke spricht sie in der kenntnisreichen Einleitung klar durch; der Leser sieht die Stadt aus Kleinem entstehen, Zelle sich an Zelle setzen, lernt die natürlichen Bedingungen der Bebauung kennen, und in diesen Rahmen fügen sich dann die schönen Stadtansichten und Einzeldenkmäler, die sich anschließen, am richtigen Platze und im richtigen Sinne ein. Diese Anlage darf als vorbildlich bezeichnet werden. Der Bildstoff reicht bis zum Jahre 1862; er umfaßt so drei Jahrhunderte einer in jeder Hinsicht merkwürdigen, des Studiums würdigen Stadtbaugeschichte. lb.

Schimmelreuter hat mich gossen. Von Werner Bergengruen. München, Drei-Masken-Verlag.

Der baltische Dichter Werner Bergengruen versucht in seinen drei Erzählungen „Schimmelreuter hat mich gossen", „Das Haus zu den sieben Rosen" und „Die Wölfin", aus denen die oben genannte Sammlung besteht, den Leser mit mythischen Schaudern zu erfüllen. Wie mich dünkt, vergeblich. Trotz allem Aufwand an Hexerei, Mord, Gespenstern und Schicksalsmächten gelangt der Verfasser zu keiner tiefen nachhaltigen Wirkung, sondern höchstens zu einer rein äußerlichen Theatralik des Gruselns. Das mag zum Teil daran liegen, daß Bergengruen zu viele Worte macht, zu umständlich und langsam seinen Faden spinnt und sich auf diese Art das Kunstmittel des Steigerns und plötzlichen Überraschens entgehen läßt. Besonders in der Titelerzählung sind die endlos verschlungenen Sätze, die oft schon Gesagtes abschwächend wiederholen, eine Qual für den Leser. Anfang und Schluß der zweiten Geschichte haben mich mit ihrer Geheimtuerei unangenehm an die Zauberstückchen aus dem Meyrinkschen Golem erinnert. Dagegen ist die dritte Erzählung, wenn auch hier und da ein bißchen weitschweifig, doch kräftiger und geschlossener und ohne Zweifel die stärkste Arbeit der ganzen Sammlung. Erich Kramer.

China und Europa im achtzehnten Jahrhundert. Von Adolf Reichwein. Mit 26 Abbildungen. Berlin 1923, Österheld & Co.

In der Zeit Ludwigs XIV. setzt ein Einfluß Chinas auf die europäische Kultur ein, der etwa ein Jahrhundert andauerte. Rokoko und Aufklärung haben ihn begierig eingesogen, der Klassizismus hat ihn ausgeschieden, Rousseau und Herder standen ihm schon fremd gegenüber. In der Kunst hat dieser Einfluß nie übersehen werden können und für dies Gebiet ist er auch früher bereits literarisch dargestellt worden; der ganzen Breite der östlichen Einwirkung aber ist man sich erst in jüngster Zeit bewußt geworden, und selbstverständlich ist diese Erkenntnis durch die Anziehungskraft gefördert worden, die die Kunst und die Weisheit des Ostens heut wieder ausüben und die eine neue Welle chinesischen Einflusses in Aussicht zu stellen scheint. Die Leistung des fleißigen, kenntnisreichen und gutgeschriebenen Buches von Reichwein ist vor allem darin zu sehen, daß es sich nicht auf die Kunst allein beschränkt, sondern einen durchgehenden Querschnitt ausführt. Es zeigt den chinesischen Einsatz auch in der europäischen Philosophie, der Wirtschaftslehre, dem Gefühlsleben. Die Schrittmacher der Bewegung waren die Berichte der Jesuiten über China und die Einfuhr chinesischer Kunsterzeugnisse (Porzellan, Lackarbeiten, Webereien, Stickereien, Tapeten). Ihr großer Bahnbrecher war Leibnitz, dessen weitreichende Pläne für einen östlich-westlichen Kulturaustausch zuerst wohl durch Harnacks Geschichte der Berliner Akademie ans Licht gestellt worden sind. Die philo-

sophische und politische Aufklärung erblickte in der konfuzianischen Lehre und dem auf sie aufgebauten Staatswesen die Verkörperung des von ihr gepredigten Ideals der vernunftgemäßen Gesellschaft und des vernunftgemäßen Staates. Das Rokoko fühlte sich der chinesischen Kunst verwandt in dem Ästhetizismus der Auffassung und in der Formbehandlung, die dort wie hier das Asymmetrische, die frei gelöste Form, das Malerische und Flächenhafte bevorzugte. Dazu trat die tiefgehende Anregung, die die europäische Kunst durch die Techniken des Ostens erfuhr; in dieser Hinsicht braucht ja nur an die Geschichte des europäischen Porzellans erinnert zu werden. Schließlich geht auch die Empfindsamkeit in dem englisch-chinesischen Gartenstile ein Bündnis mit dem östlichen Einflusse ein; auf diesem Boden entfaltet sich der merkwürdige Stilbastard des „Chinesisch-Gotischen“, indem das Chinesische wie das Gotische in der Gartenarchitektur die Neigung zum Schnörkelhaften, zum Grotesken, zum malerisch Bewegten zu befriedigen hatten. Diese ganze Bewegung ist von Reichwein zwar nicht erschöpfend, aber doch in allem wesentlichen und in einer sehr interessanten Weise geschildert worden. Er hat einen freien Blick über die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts und es ist in hohem Grade anziehend und lehrreich, aus seiner Darstellung zu ersehen, in wie weitem Umfange der chinesische Einfluß die Denk-, Darstellungs- und Lebensformen Europas im 18. Jahrhundert erfaßt und zu ihrer Gestaltung beigetragen hat. Was von Hause aus wohl nur ein Spiel mit exotischen Formen war, entwickelte sich nach und nach zu einer ersten ernsthaften Auseinandersetzung des Abendlandes mit dem großen Phänomene der chinesischen Kulturwelt. D.

Der heilige Franz von Assisi. Von Fritz Kunz. Mit Text von Heinrich Federer. München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst.

Federer hat recht, wenn er schreibt: Die Alten haben den armen Franz gar zu gern verschnörkelt, ihn, den einfachsten Menschen der Welt! Und die Neueren vergeistigen ihn zu gewalttätig. Da ist er nur noch Nerv, Spiritismus, Gefühl. Jede Zeit „macht“ ihn, wie sie ihn haben möchte. Federer, der Verehrer des Heiligen, will ihn zeigen, wie er war. Er schildert nicht sein Leben, sondern sein Wesen. Diese wunderbar einfache Natur, ihr Lustiges und ihr Ernstes, ihre Denkertiefe und Kindeseinfalt, ihr Himmelschauen und Erdenlachen. Ein Mensch, der in Gottes Liebe und Güte eingeschmiegt ruht wie ein Kind im Arm der Mutter; der die Welt, alles, was auf ihr kreucht und fleucht, grünt und blüht, als Bruder und Schwester in des gleichen Gottes Schöpfung liebt. Federer will damit den Heiligen aller Zeiten der ganzen ins Evangelium Christi gerichteten Welt geben.

Diese Wesenskündung rankt sich um sieben farbige Bilder von Fritz Kunz und eine Anzahl holzschnittmäßige Textbilder. Wenn Federer sie auf die gleiche Höhe mit den Fresken des Meisters Giotto in der Kapelle Santa Croce stellt, sagt er nicht zuviel. Freilich zeigt Giotto mehr den schaffenden tätigen Franziskus, Kunz mehr den Heiligen in seiner Einfalt und Liebe und göttlichen Einfachheit. Fritz Kunz hat Jahre in der Heimat des heiligen Franz, in den Sabinerbergen, gelebt und ihn aus dem Mutterboden seiner Art empfunden. Und darum auch für das allgemein Geltende und Überzeitliche den Ausdruck gefunden. So stimmen Maler und Schreiber überein.

Die Wiedergabe der Bilder ist technisch vorzüglich, wie das ganze Werk.

Peter Weber.

Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion. Bausteine für eine natürliche Grundlegung des Gottesglaubens. Von D. Dr. med. Dr. phil. Johannes Reinke. 2. und 3. verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co.

In seiner wohltuend ruhigen und abgeklärten Weise redet der langjährige Vorkämpfer einer idealistischen Weltanschauung zu einem weiten Leserkreis, die tiefen Fragen nach Gott und Menschengeist in möglichst allgemeinverständlicher Art darlegend. Ohne seine Stellung preiszugeben, sucht er auch den Gegnern gerecht zu werden. Merkwürdig ist es, daß die Geistlichen die ihnen hier gebotene Unterstützung von seiten eines so anerkannten Naturforschers nicht begierig aufgreifen und im Interesse der Kirche verwerten. Aber sie sind derart in ihre gewohnte Beweisführung eingesponnen, daß sie die Hand nicht sehen, die sich ihnen darbietet.

Wenn ich mir persönlich eine Ausstellung erlauben darf, so richtet sich diese gegen das Zugeständnis Reinkes an die Materialisten, daß die Natur noch in die physische Sphäre zu rechnen sei, während er selbst zu der Zeit,

da er fast alleinstehend den Kampf gegen den Haeckelschen Monismus aufnahm, durch seine Dominantenlehre der Natur eine metaphysische Deutung gab. Die Dominantenlehre ist inzwischen durch die Entdeckungen Spemanns glänzend bestätigt worden. Denn was ist ein Organisator anders als eine Dominante, welche die physikalisch-chemischen Vorgänge beherrscht. Wenn der Streit sich um die Frage dreht: ist die Natur eine Maschine, die Gott gemacht hat und erhält, oder ist sie eine Maschine ohne Gott? so kann die Antwort doch nur lauten: die Natur ist überhaupt keine Maschine, sondern ein übermaschinelles Wesen. Scheint es da nicht angebracht, erst die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen, bevor man überhaupt von Gott redet? J. v. Uexküll.

Ludwig Richter und Goethe. Von Dr Fritz Breucker, Oberstudiendirektor. Leipzig, B. G. Teubner.

Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" und die „Künstler-Lebensbeschreibung" von Paul Mohn werden oft vom Verfasser des schönen Buches herangezogen. In diesem finden sich mehrfach Bemerkungen, die Goethes Gedichte, Briefstellen usw. aufweisen und oft Zeugnis davon ablegen, daß Richter mit der Sprachlehre und der Rechtschreibung etwas auf gespanntem Fuße stand. Mit zahlreichen Abbildungen, denen am Schluß ein Inhaltsverzeichnis beigefügt ist, wurde das Werk ausgestattet. Die Bilder sind samt und sonders klar zum Ausdruck gebracht, sie wirken ganz ausgezeichnet. Zum reizvollsten und bekanntesten gehört unstreitig das köstliche Bild mit der Käseverkäuferin. Der Name „Hirzel", dem Richters Verleger Wigand ein ehrendes Geschenk machen wollte, ist etwas undeutlich. Der Verfasser vermißt beim „Heidenröslein" den richtigen „Instinkt", während ich und mancher andere das Bildchen hervorragend, also voll Natur- und Kunsttrieb findet. Wenn Breucker auf S. 38 von „Kitsch" spricht, so ist dies wohl ein wenig zu weit gegangen.

Die Einführung des Werkes bringt eine sehr gute geschichtliche Darstellung. Zu allen möglichen Goetheschen Gedichten, Dramen, Romanen, so zu Götz von Berlichingen und Werther, hat Richter Zeichnungen gefertigt, deren allermeiste ganz herrlich sind und die ebenfalls zum großen Teile im Buch wiedergegeben wurden. Gegen Ende des Werkes sagt der Verfasser: „Deutlich hätte Goethe die Begrenztheit der Richterschen Welt erkannt, und uns allen wird die Enge seines Schaffens nicht verborgen gewesen und geblieben sein; verborgen aber wird manchem bleiben die Weite seines Wesens in seiner Kunst, die darin vor allem besteht, daß er sich nicht fürchtete, wie der Goethe von 1775 im „Falconet" (einer von Richter besonders geschätzten Abhandlung) einmal sagt, den Sprung von einer Kunst in die andere, selbst mit einem Salto mortale zu wagen." Richter stellte eben als sein Lebensideal hin: „Äußere Stille bei innerer Tätigkeit!" Man erkennt dann um so mehr, „daß auch auf Richters, des Malerpoeten, Gesamtleistung das gilt, was Goethes Freundin, Barbara Schultheß, von dem Gedicht Hermann und Dorothea sagt: „Ein kunstverbergendes Kunstwerk" — nur, daß Breucker eine ungemein reiche Kunstbegeisterung aufgewendet hat, und daß in seinem schönen Buche sehr viel Kunst enthalten, aber nicht verborgen ist. Dem Verlage ist es in jeder Beziehung gelungen, das Werk, das in blaßgelbem, rotumrahmtem, steifem Pappband hergestellt ist, mit sehr deutlichem Druck würdig auszustatten.

Hugo Elbertzhagen.

Edmund Burke und sein politisches Arbeitsfeld in den Jahren 1760 bis 1790. Ein Beitrag zur Geschichte der liberalen Ideen und des politischen Lebens in England. Von Richmond Lennox. München und Berlin, R. Oldenbourg.

Unter den politischen Theoretikern des 18. Jahrhunderts nimmt Edmund Burke auch heute noch einen bemerkenswert hohen Rang ein, seit sein Kampf gegen die Ideen der ersten französischen Revolution den konservativen Parteien auf dem Kontinent neuen Antrieb und jugendliche Kraft gab. Vom Leben und vom sonstigen Wirken des Mannes weiß man vor allem in Deutschland nicht viel, und schon aus diesem allgemeineren Grunde ist das vorliegende Buch hochwillkommen. Die Persönlichkeit selbst freilich tritt darin vielleicht allzu stark zurück. Mit breitem Pinsel, wie ihn die britische Geschichtschreibung zu führen liebt, entwickelt der Verfasser aus einer Fülle bei uns kaum gekannter Quellen ein Bild von den Sorgen des kleinenglischen Staates und des größeren britischen Reichs, das in Amerika damals wie in Irland und Indien um seinen Bestand rang. Den letzten Lebensabschnitt des Kämpfers, den Eintritt der Revolutionsgefahr selbst, berührt die Darstellung nur zaghaft. Gerade in

Deutschland würde man daher eine Fortsetzung, die den Mann selbst schärfer heraustreten ließe, lebhaft begrüßen.

Paul Wentzke.

Ferdinand von Rayski. Von Otto Grautoff. Berlin 1923, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung (Grotesche Sammlung von Monographien zur Kunstgeschichte, Band IV).

Ferdinand von Rayski kann ebenso wie Runge und Kaspar David Friedrich eine Entdeckung der Jahrhundertausstellung von 1906 genannt werden. Seitdem hat er die Literatur ziemlich viel beschäftigt; Grautoff hat jetzt in seinem Buche die Monographie über ihn geschaffen, die als grundlegend für die weitere Forschung dienen wird. Sorgfältig hat er gesammelt, was an biographischem Stoffe erreichbar war (es ist im ganzen spärlich genug), und es ist ihm gelungen ein bis auf kleine Reste wohl vollständiges Verzeichnis der Werke Rayskis aufzubauen, auch deren Zeitfolge in Ordnung zu bringen. Da er ferner Art und Wert des Schaffens Rayskis im Zusammenhange der ihm wohlvertrauten Gesamtentwicklung der neueren europäischen Kunst eingehend untersucht, so bietet sein Buch ein umfassendes und anregendes Bild dieser merkwürdigen Persönlichkeit. Rayski, von Hause aus sächsischer Offizier, ist nie eigentlicher Berufsmaler gewesen. Wenn er die Gastfreundschaft auf den Schlössern des ihm befreundeten heimatlichen Adels genossen hatte, so pflegte er zum Danke die Familien seiner Gastfreunde, wohl auch ihre Schlösser zu malen. So blieb er in erster Linie ein malender Mann von Welt, auf Ausstellungen spielte er eine geringe Rolle, Akademien und Kritik nahmen kaum Notiz von ihm; als seine alten Freunde dahingegangen waren, blieb er als einsamer Mann zurück und starb in Verlassenheit und kümmerlichen Umständen. Er war eine Mischung von Dilettant und Genie; zuweilen merkwürdig ungeschickt und unsicher, dann wieder von einer hinreißenden Originalität. Auf seine Entwicklung hat der Pariser Aufenthalt im Jahre 1835 wohl den stärksten Einfluß ausgeübt, und zwar sind es in erster Linie Géricault und Delacroix, von denen er Anregungen aufgenommen hat, aber — darin ist Grautoff zuzustimmen — das Beste hat er am Ende doch aus sich selbst heraus entwickelt, und er hat so in einer Anzahl von Bildnissen und Tierstücken eine Freiheit und Frische der Farbe und eine unmittelbare Kraft der Charakteristik gefunden, die ihn auf den Wegen der Bahnbrecher der modernen Malerei zeigen. Gleich Runge, Friedrich, Blechen, wohl auch Waldmüller, Nasmann und manchen anderen zählt Rayski zu jenen deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts, die unter günstigere Verhältnisse gestellt wohl bei der Entwicklung der modernen Kunst ein Wort mitzusprechen gehabt hätten, die aber isoliert und ohne verständnisvolle Förderung ihre künstlerische Persönlichkeit und Originalität nur unter schweren Hemmungen zu entfalten vermochten. Was sie dabei erreichten, erfüllt mit Bewunderung und Ehrfurcht, und wenn es Jemand einmal unternähme eine Geschichte des Einsamen in der deutschen Kunst des verflossenen Jahrhunderts zu schreiben, so könnte er eine Welt voll erstaunlichen Reichtums enthüllen. Aber was ihnen durchweg mangelt, das ist die Schlüssigkeit und die Vollendung ihrer Entwicklung, ihre Zusammenfassung in Werken, die Generationen als Marksteine dienen — sie alle sind Einsame, Verkannte und ohne Nachfolge gewesen, und es bleibt in ihrem Werke etwas Stockendes und Provinzielles. Das gilt auch für Rayski, und wenn ihn Grautoff als Menschengestalter gelegentlich mit Goethe vergleicht, so hat er sich unseres Bedünkens im Maßstabe vergriffen. Wohl bezeugen manche seiner Entwürfe und manche Tierstücke, daß in ihm ein Überschuß von Phantasie und Temperament lebte, der nicht zur Auswirkung gelangt ist; in seinen Bildnissen aber war er durch die Ansprüche gebunden, die man in seinen Kreisen an Werke dieser Art zu stellen gewohnt war, und es ist Ruhmes genug, daß er trotz dieser Begrenzung seinen Aufgaben eine so freie und bedeutende Form abzugewinnen vermocht hat, wie sie seine glücklichsten Schöpfungen zeigen. Der reiche Abbildungsstoff des Buches verdient eine besondere dankende Erwähnung.

A. D.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

List. — Das nationale System der Politischen Oekonomie von Friedrich List. IX und 414 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung (Büttenumschlag 14,— M., Ganzleinen 17,50 M.).

Lochmüller. — Herakles und Christus. Dichtungen von Benedikt Lochmüller. 138 S. Berlin 1925, Euphorion-Verlag (geb. 7,50 M.).

Lothar. — Licht. Des Romans Macht über alle Menschen, dritter Teil von Ernst Lothar. 296 S. München 1925, Georg Müller (geh. 4,— M., geb. 6,— M.).

Lüddemann. — Entgegengesetzte Denk-Welten von Dr. Gustav Lüddemann. 176 S. Halle a. S. 1925, Buchhandlung des Waisenhauses (Karton 3,50 M.).

Mann. — Der Kopf. Roman von Heinrich Mann. 636 S. Berlin 1925, Paul Zsolnay.

Marr. — Klasse und Partei in der modernen Demokratie von Heinz Marr. 30 S. Frankfurt 1925, Englert u. Schlosser (1,— M.).

Martin. — Le Docteur Koreff (1783—1851) von Marietta Martin. 169 S. Paris 1925, Librairie Ancienne Édouard Champion.

Masaryk. — Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914—1918 von T. G. Masaryk. 554 S. Berlin 1925, Erich Reiß.

Mauthner. — Gottlose Mystik von Fritz Mauthner. 129 S. Dresden 1925, Carl Reißner.

Meißner. — Die Kultur Babyloniens und Assyriens von Dr. Bruno Meißner. 112 S. mit zahlreichen Abbildungen und 24 Tafeln im Text. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (1,60 M.).

Meurer. — Seekriegsgeschichte in Umrissen Seemacht und Seekriege vornehmlich vom 16. Jahrhundert ab von Alexander Meurer, Vizeadmiral a. D. 450 S. Berlin 1925, K. F. Koehler.

Meyer. — Die geistige Wirklichkeit. Der Geist im Gefüge der Welt von Semi Meyer. 260 S. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke.

Michels. — Sozialismus und Faszismus in Italien von Robert Michels. 344 S. München 1925, Meyer u. Jessen (brosch. 4,— M., geb. 6,— M.).

Michels. — Zur Soziologie des Parteiwesens von Robert Michels. 528 S. Leipzig 1925, Alfred Kröner (geh. 12,— M. Ganzleinen 15,— M.).

Miller. — Studien zur Geschichte der Geldlehre. Erster Teil: Die Entwicklung im Altertum und Mittelalter bis auf Oresmius von Constantin Miller. 137 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Minde-Pouet. — Jahrbuch der Kleistgesellschaft 1923 und 1924. 230 S. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung.

Mirsky. — Modern Russian Literature by Prince D. S. Mirsky. 118 S. London 1925, Oxford University Press Humphrey Milford.

Molo. — Bodenmatz. Roman von Walter von Molo. 225 S. München 1925, Albert Langen (geh. 3,— M., geb. 5,50 M.)

Mombert. — Altair. Gedicht-Werk von Alfred Mombert. 224 S. Leipzig 1925, Insel-Verlag.

Morhardt. — Die wahren Schuldigen von Mathias Morhardt. Übersetzt aus dem Französischen von A. v. Verschuer. 329 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (geh. 4,— M., geb. 6,— M.).

Moeschlin. — Meine Frau und ich und andere Erzählungen von Felix Moeschlin. 245 S. Zürich, Orell Füßli (geh. 4,40 M., geb. 5,60 M.).

Müller. — Von Bibliotheken und Archiven. Drei Vorträge von Dr. Gg. Herm. Müller. 73 S. Leipzig 1925, Helingsche Verlagsanstalt (2,— M.).

Neubauer. — Goethes religiöses Erleben im Zusammenhang seiner intuitiv-organischen Weltanschauung von Ernst Neubauer. 84 S. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr (brosch. 3,— M., geb. 4,50 M.).

Neumann-Neurode. — Säuglings-Gymnastik von Detleff Neumann-Neurode. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Leo Langstein. 32 S. mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (1,— M.).

Nickel. — Die deutsche Volkswirtschaft 1924/25 von Karl Eugen Nickel. 112 S. Cöthen-Anhalt 1925, J. E. Kurth Verlag (2,80 M.).

Olivero il Castello e la Casa Forte di S. Giorio in Val di Susa von Eugenio Olivero. 96 S. mit 26 Tafeln. Torino 1925, Fratelli Bocca.

Paléologue. — Am Zarenhof während des Weltkriegs. Tagebücher und Betrachtungen von Maurice Paléologue. 2 Bände 986 S. München 1925, F. Bruckmann A.-G. (geb. 22,— M., brosch. 18,— M.).

Petsch. — Gehalt und Form. Gesammelte Abhandlungen zur Literaturwissenschaft und zur allgemeinen Geistesgeschichte von Robert Petsch. 572 S. Dortmund 1925, Wilh. Ruhfus (18,— M.).

Peyser. — Nationaldeutsche Juden und ihre Lästerer. Eine Streitschrift von Dr Alfred Peyser. Berlin 1925, Albert Goldschmidt.

Polyphem. — Mit dem rechten Auge. Blinkleichter von Polyphem. 164 S. Berlin 1925, Der Deutschenspiegel (4,50 M., geb. 5,50 M.).

Ponten. — Architektur, die nicht gebaut wurde von Josef Ponten. Erster Band Text 167 S. Zweiter Band Tafeln 209 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Popovics. — Das Geldwesen im Kriege von Dr Alexander Popovics. 213 S. Wien 1925, Hölder-Pichler-Tempsky A.G.

Prager. — Das indische Apostolat von Hans Prager. 84 S. Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag (2,40 M.).

Presber. — Der Weg zum Ruhm. Satiren aus dem Reiche der Kunst von Rudolf Presber. 192 S. Mit Zeichnungen von A. Wellner. Leipzig 1925, Hesse u. Becker Verlag (3,— M.).

Preyer. — Die Dawes-Gesetze. Deutschlands wirtschaftliche Versklavung von Dr W. D. Preyer. 62 S. Berlin 1925, Georg Stilke.

Ranke. — Das Politische Gespräch und andere Schriftchen zur Wissenschaftslehre. XVII, 835 S. Halle a. S. 1925, Max Niemeyer Verlag (2,50 M., 4,— M.).

Raphael. — Hugo Stinnes. Der Mensch. Sein Werk. Sein Wirken, von Gaston Raphael. 218 S. Berlin 1925, Reimar Hobbing (Ganzleinen 8,— M., Halbleder 14,— M., Ganzpergament 25,— M.).

Raupert. — Der Spiritismus im Lichte der vollen Wahrheit von J. Godfrey Raupert. 82 S. Innsbruck 1925, Verlagsanstalt Tyrolia.

Regling. — Die antike Münze als Kunstwerk von Kurt Regling. 148 S. u. 45 Tafeln. Berlin 1924, Schoetz u. Parrhysius.

Rehse. — Zehn Jahre deutscher Geschichte in Schriften und Bildern 1914—1924 gesammelt und katalogisiert von Friedrich J. M. Rehse. 82 S. München 1925, Knorr u. Hirth G.m.b.H.

Reinke. — Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion. Bausteine für eine natürliche Grundlegung des Gottesglaubens von D. Dr med. Dr phil. Joh. Reinke. VIII u. 180 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder u. Co. (3,50 M.).

Renouvin. — Les Origines Jumré diates de la Guerre von Pierre Renouvin. 292 S. Paris 1925, Alfred Costes (15,— Frs.).

Ritter. — Luther. Gestalt und Symbol von Gerhard Ritter. 163 S. München 1925, F. Bruckmann A.-G. (geb. 5,— M., kart. 4,— M.).

Rohden. — Die Hauptprobleme des politischen Denkens von der Renaissance bis zur Romantik von Peter Richard Rohden. 78 S. Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Rosenfeld. — Deutschtum und Judentum von Hans Rosenfeld. 44 S. Leipzig 1925, Der neue Geist-Verlag Dr Peter Reinhold (brosch. 1,20 M.).

Rühl. — Vom Wirtschaftsgeist im Orient. von Alfred Rühl. 100 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (geh. 2,60 M., geb. 3,60 M.).

Rühlmann-Haintz. — Das deutsche Kaiserreich 1871—1914 von Prof. Dr P. Rühlmann und Studienrat Dr O. Haintz. 64 S. Leipzig, B. G. Teubner.

Sakmann. — Was sagt Voltaire? Eine Auswahl aus den Werken herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Dr Paul Sakmann. 209 S. Leipzig 1925, Alfred Kröner.

Scala. — Der deutsch-österreichische Zollverein von Otto Erwin von Scala. 43 S. München 1925, J. F. Lehmann.

Dietrich Schäfer und sein Werk. — Im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin, herausgegeben von Kurt Jagow. 152 S. Berlin 1925, Otto Elsner Verlagsgesellschaft m.b.H.

Schäfer. — Die deutsche Judenfrage. Eine Rede in Berlin von Wilhelm Schäfer. 57 S. München 1925, Georg Müller.

Scheler. — Die Formen des Wissens und die Bildung von Max Scheler. 48 S. Bonn 1925, Friedrich Cohen (2,50 M.).

Scherwatzky. — Erziehung zur religiösen Bildung von Dr R. Scherwatzky. 202 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (geh. 4,— M., geb. 5,— M.).

Schiller-Bibliographie unter Benutzung der Trömelschen Schiller-Bibliothek (1865), herausgegeben von Herbert Marcuse. 144 S. Berlin 1925, S. Martin Fraenkel.

Schillers Gedichte herausgegeben von Eduard von der Hellen. 318 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta (Ganzleinen 5,50 M.).

Schmidt. — Das neue Deutschland in der Weltpolitik und Weltwirtschaft von August Schmidt. 429 S. Berlin 1925, Reimar Hobbing.

Schneider. — Die Straße des Gelächters. 14 Geschichten von Rudolf Schneider. 138 S. Stuttgart 1925, Chronos-Verlag (geb. 4,— M.).

Schöpfung. — Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer. Band 1. Stuhlfauth: Der Christliche Kirchenbau des Abendlandes. Band 2. Ehl, Heinrich: Buchmalerei des frühen Mittelalters. Band 3. Schmidt, Paul F.: Die Lukasbrüder, der Overbecksche Kreis und seine Erneue-

rung der religiösen Malerei. Band 4. Hoff, August: Christliche Mosaikbildkunst. Band 5. Beyer, Oskar: Religiöse Plastik unserer Zeit. Band 6. Sydow, Eckart von: Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. Berlin, Furche-Verlag.

Schopenhauer und Schleiermacher über die Lebensalter. — Herausgegeben von Julius Rodenberg.

Schreier. — Kontrolle und Revision. 352 S. Hamburg 1925, Joh. Schreier.

Schröder. — Nordschleswig von Ernst Schröder. 18 S. Charlottenburg, Verlag Hochschule u. Ausland (30 Pf.).

Schröer. — Der Schuß auf den Teufel. — Eine Geschichte aus dem Frankenwald von Gustav Schröer. 390 S. Halle-Saale 1925, Heimat-Verlag f. Schule und Haus (6,— M.).

Schule der Politik. — Unterrichtsbriefe für die Schulungsarbeit der Vaterländischen Bewegung. Herausgegeben von Prof. Hermann Hoffmann-Hildesheim und Dr Heinz Brauweiler-Berlin. Berlin 1925, Ring-Verlag. 1. Brief: Notwendigkeit und Methode des politischen Unterrichts. 2. Brief: Der konservative und der liberale Mensch. Von Moeller van den Bruck.

Schwab. — Gespräche der Genies über die Menschheit von Andreas Schwab. Dritte Folge Göttergespräche. 58 S. Leipzig 1925, K. E. Köhlers Antiquarium.

Schwabe. — Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe von Toni Schwabe. 210 S. München 1925, Albert Langen.

Schwarz. — Ethik. Von Hermann Schwarz. 116 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. (3,— M.).

Seeberg. — Erdkraft. Dramatisches Gedicht von Dierck Seeberg. 217 S. Essen 1925, Otto Schlingloff.

Seidenschnur. — Lohn-Steuer-Tabellen. Zusammengestellt auf Grund des Steuerüberleitungsgesetzes vom 29. V. 25 von K. Seidenschnur. Gültig ab 1. VI. 25. Berlin 1925, E. Meier.

Seipel. — Die geistigen Grundlagen der Minderheitenfrage von Dr Ignaz Seipel. 9 S. Wien 1925, Franz Deuticke (40 Pf.)

Skolaster. — Im Banne der Ngil. Ein Roman aus Kamerun von Hermann Skolaster. 270 S. Freiburg 1925, Herder u. Co.

Socius. — Arbeiterschaft und Erfüllungspolitik von Socius. Betrachtungen eines alten Gewerkschafters über die Folgen des Dawes-Gutachtens, insbesondere für die Arbeitszeit in Deutschland. 23 S. Berlin 1925, Verlag der Deutschen Wirtschaftspolitischen Gesellschaft.

Sommer. — Tierpsychologie von Robert Sommer. 252 S. mit zahlreichen Abbildungen auf 12 Tafeln und im Text. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (geh. 6,— M., Leinenband 8,— M.).

Sorel. — Tarzan der Deutschenfresser von Stefan Sorel. 87 S. Berlin 1925, Carl Stephenson.

Spann. — Tote und lebendige Wissenschaft. Abhandlung zur Auseinandersetzung mit Individualismus und Marxismus von Dr Othmar Spann. 188 S. Jena 1925, Gustav Fischer (brosch. 6,— M., geb. 7,20 M.).

Sperl. — Der Bildschnitzer von Würzburg. Romandichtung von August Sperl. Mit 10 Abbildungen von Werken Tilmann Riemenschneider. 182 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Statistische Minderheiten-Rundschau. I bearbeitet im Minderheiten-Institute der Universität Wien. 120 S. Wien 1925, Franz Deuticke (4,— M.).

Stefansky. — Das hellenisch-deutsche Weltbild. Einleitung in die Lebensgeschichte Schellings von Georg Stefansky. 226 S. Bonn 1925, Friedrich Cohen (geh. 6,50 M., geb. 8,50 M.).

Steffen. — Die Krisis im Leben des Künstlers von Albert Steffen. 148 S. Zürich 1925, Grethlein u. Co.

Stegweit. — Das Laternchen der Unschuld. Rheinische Schwänke von Heinz Stegweit. 91 S. München 1925, Kösel u. Pustet.

Stern. — Anfänge der Reifezeit. Ein Knabentagebuch in psychologischer Bearbeitung von Dr William Stern. 133 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.).

Sternberg. — Die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Religion von Kurt Sternberg. 92 S. Berlin-Grunewald 1925, Dr Walther Rotschild (brosch. 3,— M., geb. 4,80 M.).

Stieve. — Iswolski im Weltkriege. Der diplomatische Schriftwechsel Iswolskis aus den Jahren 1914—1917. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Herausgegeben von Friedrich Stieve. Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte.

Stifter. — Adalbert Stifter. Briefe, Schriften, Bilder. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Hans Amelungk. 300 S. Mit 6 Tafeln in Kupfertiefdruck. Ebenhausen b. München 1925, Wilhelm Langewiesche-Brandt (3,— M.).

Stolzenburg. — Anthroposophie und Christentum von A. F. Stolzenburg. 123 S. Berlin 1925, Speyer u. Peters.

Straus. — Wesen und Vorgang der Suggestion von Dr Erwin Strauß. 86 S. Berlin 1925, S. Karger (4,80 M.).

Strecker. — Die Entwicklungslinie der Menschheit. Grundzüge einer Weltanschauung von Prof. Dr Friedrich Strecker. 128 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (1,60 M.).

Aus Tag und Traum. — Eine Sammlung deutsch-schweizerischer Frauen-Lyrik der Gegenwart. 239 S. Zürich 1925, Rascher u. Co.

Terramare. — Irmelin. Drei kleine Legenden von Georg Terramare. 70 S. München 1925, Kösel u. Pustet (Ganzl. 1,— M., Ganzleder 2,— M.).

The Confiscation of German. — Private Property and the Dawes Scheme. Edited by the Bund der Auslanddeutschen Berlin. 23 S. Berlin 1925, Stollberg & Co.

Troeltsch. — Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden von Ernst Troeltsch, herausgegeben von Hans Baron. 273 S. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr (brosch. 6,— M., geb. 8,— M.).

Ubbelohde. — Der Eisenhans. Ein Märchen der Brüder Grimm. Mit Kupferdrucken nach den Radierungen von Otto Ubbelohde. Lauterbach (Hessen) 1925, Gustav Mandt.

Ule. — Das Deutsche Reich. Eine geographische Landeskunde von Willi Ule. Mit 30 Bildertafeln, 9 farbigen Kartenbeilagen and 59 Karten und Zeichnungen im Text. 551 S. Leipzig 1925, Friedr. Brandstetter (geh. 14,— M., geb. 16,— M.).

Urban. — Begegnungen in der Nacht. Erzählung von Urban. 60 S. München 1925, Kösel u. Pustet.

Utitz. — Der Künstler. Vier Vorträge von Emil Utitz. 64 S. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke.

Veridicus. — Les infractions au Traité des Minorités en Roumainic par Veridicus. 64 S. Budapest 1925, Association Hongroise-Sicule pour la Société des Nations.

Vering. — Platons Staat. Der Staat der königlichen Weisen von Karl Vering. 171 S. Frankfurt a. Main 1925, Englert u. Schlosser (3,50 M.).

Voelker. — Der Silberfuchszüchter. Ein Leitfaden für Edelpelztierzüchter mit 17 Abbildungen von August Voelker. 93 S. Köln u. Freiburg 1925, Verlag Dr August Voelker.

Volz. — Der westdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Westens von Geh. Reg.-Rat Dr Wilhelm Volz. 240 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt.

Wagner. — Die Vernunft der Pflanze von Adolf Wagner mit 65 Abbildungen. 270 S. Dresden, Karl Reißner (geb. 7,— M.).

Walde. — Trutz Kämpfer von Gertrud Walde. Geschichte eines jungen Lebens. 338 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer.

Wallau. — Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus von René Heinrich Wallau. 356 S. Berlin 1925, Furche-Verlag (brosch. 10,— M., Leinen 12,— M.).

Wege zur Aktivierung der deutschen Wirtschaftsbilanz. — Die Vorschläge des Reichslandbundes. 12 S. Berlin 1925, Reichslandbund-Verlag.

Weidel. — Deutsche Weltanschauung. Ein Buch zur Selbstbesinnung von Karl Weidel 271 S. Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt (8,— M.).

Wild. — Schönheit als Wegleitung. Ein Vademekum für Gebildete aller Stände von Carl Wild. 30 S. St. Gallen 1923, Verlag Wild.

Winds. — Geschichte der Regie von Adolf Winds. Mit 6 Skizzen im Text und 145 Abbildungen auf 90 Tafeln. 235 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt (Ganzleinen 14,— M.).

Winkelhagen. — Das Rätsel vom Skagerrak. Eine Quellenanalyse von J. Winkelhagen. 70 S. Leipzig 1925, Theodor Weicher (1,50 M.).

Wipp. — Ergötzlicher Franzosenspiegel an Rhein und Ruhr von Hannibal Wipp. 72 S. Leipzig, Tiergartenverlag.

Wust. — Naivität und Pietät von Peter Wust. XV und 238 S. Tübingen 1925, J. C. P. Mohr (brosch. 8,— M., geb. 11,— M.).

Wutte. — Kärnten von Dr Martin Wutte. 16 S. Charlottenburg 1925, Hochschule und Ausland.

Zech. — Die Mutterstadt. Die unterbrochene Brücke. Zwei Erzählungen von Paul Zech. 56 S. München 1925, Kösel u. Pustet (Ganzleinen 1,— M., Ganzleder 2,— M.).

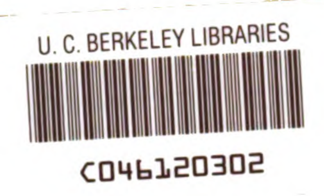
Ziehen. — Philhelvetism von Eduard Ziehen. 48 S. Marburg 1925, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (1,50 M.).

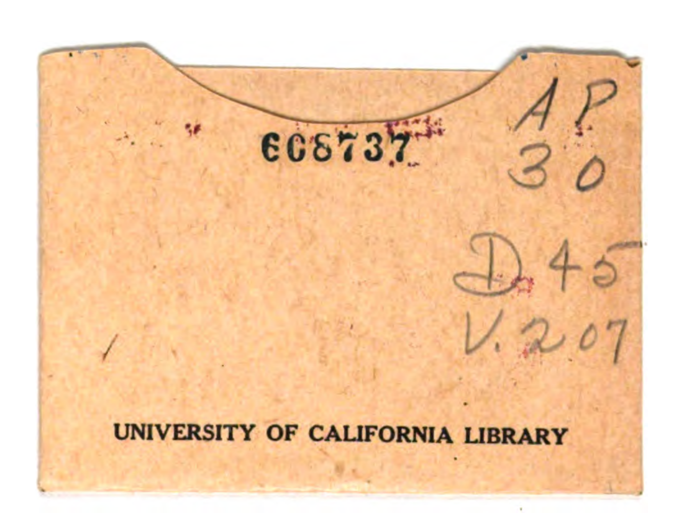
Zweig. — Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin. Kleist. Nietzsche von Stefan Zweig. 321 S. Leipzig 1925, Insel-Verlag.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr Herbert Stegemann, Berlin. — Konstantin Fedin, Moskau. — Franz Fromme, Lübeck. — Generalkonsul z. D. Dr J. A. Lettenbaur, München. — Bernd Isemann, Schleisheim. — Professor Dr J. von Negelein, Erlangen. — Dr Hanns Herrmann, Selb. — F. v. Oppeln-Bronikowski, Berlin. — Professor Dr Helbok, Innsbruck. — Dr Kurt Hüttebräucker, Wiesbaden. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Kammerer, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046120302


608737
AP
30
D45
V.207
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY